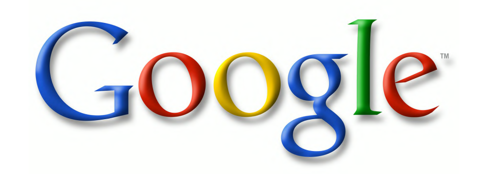
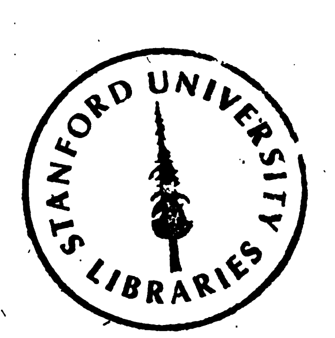





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1843

Erster Band.

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Eilfter Band.

München, 1843.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.



Inhaltsverzeichniß.

Seite

I.

Jerusalem und Rom.

Die Städte der heiligen Gräber.

Zum Neuen Jahr 1843.

Im Oriente, der mit den Gräbern erlauchter Ahnen die öffentlichen Plätze seiner Städte und die vielbetretensten Landstraßen zu schmücken pflegt, ist es ein Anblick, der den Reisenden gar oft überrascht, daß er im Schatten von Myrten und dunklen Cypressen, umringt von duftenden Trauerblumen, die Mütter neben einem springenden Quell, auf den Gräbern sitzen sieht, die neugebornen Kinder an der Brust.

Dieß ist wohl kein unbedeutsames Bild des Lebens, das sich unserm Blicke nur zu oft darbietet, ohne daß wir nöthig hätten, es im Orient aufzusuchen; denn überall wandeln die Lebenden auf dem Grabstaub der Hingeschiedenen.

Ein Jahr ist gestern zu Grab gegangen; heute ruht es mit den Geistern der Hingeschiedenen im stillen Schooße der Vergangenheit, und schon liegt ein neugebornes, das die Augen kaum dem Lichte erschlossen, in der Wiege.

So werden wir stets an die flüchtige Vergänglichkeit dieses weltlichen Daseyns erinnert, wo Leben und Tod sich innig berühren; denn der Taufstein des Menschen steht auf einer Grabstätte, und die Tage, die zwischen beiden in der Mitte liegen, verklingen wie Glockenklang.

Was können wir auch unser eigen nennen? Die Vergan-

genheit sinkt in die Nacht zurück, und wie wir sie auch mit ganzer Seele festhalten mögen, ihre theuersten, ihre freudigsten, wie ihre schmerzlichsten Erlebnisse, erbleichen und entweichen ferner und ferner; vor uns aber breitet sich die Zukunst aus, in einen noch dunkleren Schleier gehüllt, den keine Furcht, keine Hoffnung mit spähendem Auge durchdringt; nur der flüchtige Augenblick der Gegenwart, der, dem Brunnen der Ewigkeit entspringend, gleich dem Wasser der schwachen Menschenhand entrinnt, nur er gehört uns an.

Seines ewigen Schöpfers aber eingedenk, sucht der Mensch in diesem steten Wechsel und Wandel nach festen Sternen, er kehrt den Blick von der Zeit ab, der Ewigkeit zu, um einen Ruheplatz zu erspähen, wo er sein müdes Haupt niederlegen könne.

Das Heidenthum, dem das Licht alter Verheißung sich verdunkelt hatte oder ganz erloschen war, irrte mit seinem Blicke vergeblich in der kalten, pfadlosen, trostarmen Wüste des Zweifels und des Unglaubens; klagend und müde sank es, von der Nacht finsterer Verzweiflung umhüllt, auf dem Grab seiner Hoffnung nieder, und wenn es sich auch mühte, im Rausche der Lust seinen Jammer zu vergessen, oder seiner Qualen mit bitter lächelnder Lippe zu spotten, der drohende Geist, der das verhängnißvolle Wort: „Alles ist eitel“, an die Wand geschrieben, wich nicht aus den Blicken, und das Mahl freute die Zecher nicht, denn der nimmerruhende, unersättliche Geier des Todes zehrte an dem Herzen des gefesselten Prometheus.

„Unselige Sterbliche“ nennt daher Homer unser Geschlecht, und gleich den Blättern, die der Herbstwind verweht, und die im Frühling wieder ergrünen, so entstehen und vergehen ihm die Geschlechter, und was auf Erden kriecht und was in des Himmels Lüften fliegt, kein Geschöpf, so singt klagend der alte, blinde hellenische Sänger, ist so unglücklich, wie der Mensch, den darum Pindar dem Schatten eines Trau=

mes vergleicht, und dessen ganzes Wesen Demokrit eine Krankheit von seiner Geburt an nennt.

Anders der Christ, dem der Stern beseligender Verheißung, der Friedensstern der Weihnacht, über der heiligen Krippe von Bethlehem erschienen ist.

Er kennt zwei Städte auf dem Erdenrunde, die verklärt von dem Strahl der Ewigkeit, ihm im milden Lichte göttlicher Erbarmung entgegenleuchten, und sein Herz mit Trost und Licht erfüllen, daß er durch den trüben Moderduft dieser Erde mit zuversichtlicher Hoffnung der Zukunft entgegenblickt und das Auge freudig zu den heiligen Höhen erhebt, wo hoch über den irdischen Wolken der Sterblichen die himmlische Stadt der Ewiglebenden in unvergänglicher Herrlichkeit thront.

Der Name jener beiden Gottesstädte ist darum wohl werth, an der Scheide der Jahre wie der Jahrhunderte oder der Jahrtausende genannt zu werden; denn sie sind symbolische, prophetische Städte, deren Wirklichkeit uns für die Zukunft trostreiche Gewähr leistet, Städte der göttlichen Gnade, wo die Zeit mit ihrer ruhelosen, unbefriedigten Vergänglichkeit und ihrem Tode vor der Ewigkeit verschwindet. Wir haben nicht nöthig sie zu nennen; jeder kennt sie; jeder nannte schon mit seinem ersten kindlichen Laute Jerusalem und Rom; beide so innig verbunden und doch so verschieden, wie der Mond, der in der Heiterkeit des Tages verschwindet, wenn die Sonne erscheint, von der das nächtliche Gestirn sein Licht empfangen.

Jerusalem, die heilige Sion des alten Bundes, die Stadt des erfüllten Gesetzes, ist das stets vergegenwärtigende Bild der Vergangenheit. Das Roß des Eroberers ist über ihre gebrochenen Mauern hinweggeritten, Feuer und Schwert haben ihren Tempel, mit dem zerrissenen Vorhang seines Allerheiligsten, in eine blutbefleckte Schuttstätte umgewandelt; ihr Volk wurde in die Knechtschaft verkauft und heimathlos unter die Völker der Erde zerstreut.

Da sitzt, der Krone beraubt, die alte, priesterliche, fluchgetroffene Stadt, einst die Herrin der Völker, nun eine trauernde Wittwe, von schwarzem Gewande umhüllt, auf der Schuttstätte verschwundener Herrlichkeit, und ihres Messias harrend, singt sie mit geschlossenenen, erblindeten Augen und Hände ringend vergeblich das Lied ihrer Klage: „es gab mich der Herr in eine Hand, wider die ich nicht aufkommen kann“. Ihre Straßen, auf denen die erwählten Stämme zum Feste zogen, sind verödet; ihre Priester seufzen, und schmucklos trauern ihre Jungfrauen, sie selbst aber weint ohne Unterlaß in der Bitterkeit ihres Herzens, und keiner tröstet sie.

Das ist das alte Jerusalem der Juden; aber in seiner Mitte erhebt sich, von der Verblendeten verachtet und verflucht, eine Trophäe des Todes, ein Grab, aber ein heiliges Grab, das Grab der Gräber, das Grab des Todes, auf dem der leuchtende Engel des Lebens steht, und allen denen, die mit den Opfergaben liebender Andacht zu der heiligen Leiche wallen, die einst dieß Grab beschloß, das beseligende Wort zuruft: „Non est hic“.

Dieß ist das Grab Christi, und auf ihm ruht das Christenthum; denn der Grabstein des auferstandenen Erlösers ist der Altar der christlichen Kirche geworden. Auf den Calvarienberg, wo das Kreuz stand und wo sein Leib ruhte, auf den mons sacer, den heiligen Opferberg, steigt der katholische Priester in jeder Kirche täglich hinan, das heilige Sühnopfer in unblutiger Weise zu erneueren.

Während alles Irdische sein Endziel im Grabe findet, ist das Grab der Ausgangspunkt des Christenthums. Den Neugebornen aus den Armen der Mutter in der Taufe empfangend, und ihm das Siegel geistiger Wiedergeburt aufdrückend, begleitet es den Menschen mit seiner Lehre und seinen Heilmitteln durch das Leben, um ihn dann, das Memento mori mit geweihter Asche auf seine Stirne schreibend, für das Grab und den Tod vorzubereiten und zu weihen; eine Religion der Buße und des Opfers, der Erwartung und der Zu-

kunft, die dem in der Wüste des Lebens irrenden Menschen das Land seliger Verheißung, wo sich die ewige Gottesstadt erhebt, nur von fern in ahnender Sehnsucht zeigt, ist ihr Ziel, sind alle ihre Hoffnungen jenseits des Grabes, und dort ist es, wo sie den Gläubigen, den sie in geweihter Erde bestattet, damit der Staub zum Staub zurückkehre, an den Pforten der Ewigkeit empfängt.

Gewähr aber für diese ewige Seligkeit, die der Glaube von der barmherzigen Liebe Gottes hofft, ist das leere Grab von Jerusalem, das Zeuge seiner Auferstehung gewesen, und dadurch ist Jerusalem vorzugsweise die Stadt des heiligen Grabes.

Nicht ferner mehr, wie für den Juden, die Stadt des Fluches und der Verwüstung, ist sie dem Christen die Stadt der Auferstehung. Ihr Grab hat das Grab zum Siegesmahl des Lebens und des Lichtes über den Tod gemacht. Während das Alterthum von den Gräbern und den Todten mit religiöser Scheu erfüllt ward, während es sie als verunreinigend mied, und darum seine Hingeschiedenen außerhalb der geweihten Umfriedigung der Lebenden, vor die Thore seiner Städte hinaus bannte: hat das Christenthum im Innersten des Heiligthums, auf höchster Stelle, das Grab aufgerichtet, und es zum Tische des Opfermahles gemacht, von dem die Durstenden und die Hungernden den Trank und das Brod des ewigen Lebens empfangen.

Die frohe Hoffnung ewiger Auferstehung im Herzen läßt darum auch die gottgeweihte Jungfrau, in der Blüthe der Jahre, als eine Viva sepolta, eine lebendig Begrabene, das Leichentuch über sich breiten, und ruhig schläft der Bruder mehr als eines Ordens in seinem Sarge, um nach dem Traume des sterblichen Lebens zu einer Vita nuova aufzuwachen. Von heiliger Dankbarkeit und Ehrfurcht für jenes Grab der Gräber erfüllt, erhob sich daher auch im Mittelalter das katholische Abendland in ungezählten Schaaren, um diese geweihte Stätte seiner heiligsten Hoffnungen der Hand der Ungläubigen

zu entreißen; und darum wallen noch alljährlich Tausende von Pilgern nach der heiligen Stadt, um hier die Thränen der Buße und der Andacht als Opfergaben darzubringen; und darum fließen noch immer die Spenden der frommen Gläubigen hier zusammen, damit das Licht andächtiger Dankbarkeit vor jenem Grabe nicht erlösche, das die Finsterniß der sterblichen Welt mit dem Lichte der Ewigkeit erhellt hat.

Dieß ist Jerusalem, die eine jener beiden Städte, die mit ihren Zinnen von der Sonne der Ewigkeit beschienen, aus dem stürmischen, nachtbedeckten Meere der Vergänglichkeit zu den Sternen des Himmels emporragt. Wenden wir nun den Blick ihrer Schwester zu; folgen wir der Sonne aus dem Orient in den Occident, von Golgathas heiliger Höhe, von der israelitischen Friedensstadt, zu den sieben Hügeln der weltherrschenden Kriegsstadt an der Tiber, deren Gründer schon von der blutdurstweckenden Milch der reißenden Wölfin der Wildniß gesäugt ward.

Der Eroberer, auf dessen Geheiß der mauerbrechende Widder mit eisernem Horne die Pforten der heiligen Stadt Jehovas durchbrach, der Sieger, vor dessen Augen der Tempel des alten Bundes in Flammen aufging, er zog mit seiner Beute und seinen gefesselten Gefangenen, die alte, heilige Siegesstraße des capitolinischen Jupiters triumphirend hinan, und dort, im Angesicht des weltbeherrschenden Capitols, umgeben von den Marmortempeln des Heidenthums, von Theatern, Thermen und Arenen, und den goldenen Palästen irdischer Lust und irdischen Stolzes, erhob sich auch ihm die Triumphpforte, der Bogen des Titus, der noch heute steht; und den Sieg des Heidenthums über das Judenthum verkündend, zeigen seine Marmorbilder, die gefangenen Kinder Israels und in ihrer Mitte hoch emporragend, von den Siegern als Siegesbeute zum Tempel des Zeus hinan getragen, den geheimnißvollen, siebenarmigen Leuchter des alten Tempels von Jerusalem, der vor der Bundeslade gebrannt, und dessen Licht das römische Kriegsschwert für immer ausgelöscht.

Im stolzen Taumel seines Sieges hatte auch er jenes Grabes nicht geachtet, das die rauchenden Trümmer der heiligen Stadt bargen. Allein von dem Lichte, das von ihm ausgegangen, waren die Seelen der Apostel und Jünger verglüht, der Sieg des Lebens über den Tod, dessen Zeugen sie gewesen, hatte sie mit heiliger Begeisterung erfüllt, ihn durch die freudige Ueberwindung aller Todesqualen als Märtyrer mit ihrem Blute zu bezeugen, und aller Welt die frohe Botschaft von der Erlösung und der Auferstehung zu verkünden. Sie waren die Straßen nach allen vier Winden hinausgezogen, und nach Hellas, nach Athen und nach Rom, den Sitzen des Geistes und der Macht, gekommen.

Allein das Heidenthum empfing die Boten, wie das Judenthum den Meister empfangen: die Ruthen seiner Lictoren zerfleischten ihren Rücken; ihr Haupt sank unter den Streichen ihrer Beile; den reißenden Bestien der Arena vorgeworfen, dienten sie dem Volke zur blutigen Schaulust, und von dem Kreuze herab und in den Flammen des Scheiterhaufens bezeugten sie den Gekreuzigten. Da ward die römische Erde mit dem Blute der Märtyrer geweiht.

Die Passion des Erlösers wiederholend, mußten die ersten Christen in der heidnischen Weltstadt, von den Lebenden verstoßen und verfolgt, ihren heiligen Dienst in den Gräbern, bei den Todten, in Nacht und Verborgenheit, von grausamen Feinden und Verfolgern umlauert, heimlich begehen. Und so theilte sich damals Rom in eine obere heidnische Stadt und in eine unterirdische, christliche Nekropolis.

Während die Imperatoren oben mit unermeßlichem Schaugepränge ihre Triumphzüge hielten, während die Opfer in den Tempeln der Götter und vergötterter Imperatoren rauchten, und die Hunderttausende dem Kampfspiele der Gladiatoren, der Tiger und Löwen zujauchzten, oder in den Bädern allen Sinnenlüsten fröhnten, beteten tief unten in den Katakomben, zu den Füßen des Grabsteins von Golgatha, die Christen, und brachten, unter Seufzern und Thränen, ihr

Opfer dar, bis die Hand der Verfolger auch sie faßte und auf die Marterstätte schleppte, oder sie mit Pech umwand, daß sie als lebendige Brandopfer dem übermüthigen Volk, das zu den Schauspielen ausgelassener Sinnenlust zog, zur Leuchte dienen mußten. Dann aber, wenn sie ausgelitten, kamen die Brüder in einsamer Stunde mitternächtlicher Stille, und sammelten die blutigen Gebeine auf und trugen sie hinab zu den schweigenden, verborgenen Grüften ihres verfolgten Gottesdienstes, und dort machten sie aus dem Grabsteine der Blutzeugen wieder einen Altar, auf dem sie das Opfer von Golgatha darbrachten.

So reihte sich Sarg an Sarg, und mit den Gräbern mehrten sich die Altäre; der siegreiche Tod der Blutzeugen weckte immer zahlreichere Bekenner, und gegenüber der Stadt des heiligen Grabes Christi, ward Rom die Stadt der heiligen Gräber seiner Märtyrer. Und wie jenes eine Quelle des Lebens geworden, so wurden auch die Gräber seiner Glieder von lebenweckenden, krankheitheilenden Gnaden erleuchtet.

Immer weiter aber wurden diese Höhlen mit ihren unterirdischen Kirchen und Kapellen geführt, immer vielfältiger, immer verschlungener wurden ihre Gänge, so daß das heidnische Rom zuletzt sich von dem Christenthum, ohne es kaum zu ahnden, gänzlich unterminirt fand. Sind ja noch heutigen Tages mehr denn sechzig Katakomben rings um Rom her bekannt, die Tausende von Gräbern befassen, und deren Gänge zum Theil ein vielverschlungenes, labyrinthisches Netz von unermeßlicher Ausdehnung bilden.

Endlich, als für das Heidenthum und die kriegerische Weltstadt die Zeiten sich erfüllt: da trat der verborgene Keim siegreich ans Licht, das Christenthum feierte seine Auferstehung aus den Gräbern der Verfolgten und als Denkmal dieses Sieges und des Kaisers, der sich von den alten Göttern losgesagt, erhebt sich, jenem Triumphbogen, den das Heidenthum über das Judenthum errichtet, gegenüber ein anderer, der noch bis zu dieser Stunde den Fall des Heidenthums verkün=

det, während seine Mutter, die heilige Helena, das umgestürzte Kreuz dem nächtlichen Schooß der Erde entriß, und den Felsen des heiligen Grabes mit ihrer Kirche überwölbte.

So beugte die Tochter der Wölfin ihr Knie vor dem Opferlamm, das die Schulden der Welt trägt; seitdem aber sank die romulische Kriegsstadt, mit ihrer heidnischen Herrlichkeit und den Schätzen der unterjochten Völker, von der Höhe ihrer weltlichen Macht in den Staub der Vergangenheit; auch sie wurde, wie Jerusalem, die Beute des feindlichen Eroberungsschwertes der Germanen; auch sie sank mit ihren Tempeln, Palästen, Theatern und Triumphbögen in das Grab: allein über diesem Grabe einer untergegangenen Welt, und umgeben von ihren mächtigen, der Zerstörung seit Jahrtausenden trotzenden Trümmern, erhoben sich, über jene Gräber der heiligen Märtyrer und Bekenner gebaut, die christlichen Kirchen, die in gleichem Maaße, wie die heidnische Stadt, tiefer und tiefer in die Erde sank, mit ihren luftigen Kuppeln höher und höher zum blauen Himmel hinanstiegen.

Der Wanderer, der daher heute Rom durchwandert, gewahrt überall, bei jedem seiner Schritte und Tritte, unter dem lebenden, dem neuen, christlichen, heiligen Rom, die todte, alte, begrabene Weltstadt der hingeschiedenen Heiden. Sie scheint bis ans Knie in die Erde gesunken, ja an manchen Stellen ragt nur eben ihr Scheitel noch mit einzelnen Säulenknäufen und Kapitälern in den Vineen und Villen römischer Principes, zwischen Reben und Pinien, Caktus und Cypressen, aus dem Erdboden hervor.

So tief liegt das alte Rom unter dem heutigen begraben, daß dort, wo man christliche Kirchen auf heidnische Tempel, ihre Säulen und ihre Hallen benutzend, in früheren Jahrhunderten erbaut hat, und in neuerer Zeit den alten, heidnischen Unterbau ringsum wieder abgegraben, es einer Brücke bedarf, die über den umgebenden tiefen Graben in die heutige Kirche führt. Die Schutthaufen, die rings das Capitol umgeben, haben selbst seine Höhe unscheinbar gemacht;

der tarpejische Fels flößt keinen Schrecken mehr ein; das gigantische Basaltpflaster jener heiligen Via triumphalis, auf der Titus triumphirend hinanzog, in neuerer Zeit aufgegedeckt, liegt an zwanzig bis dreißig Schuhen, mit dem Triumphbogen des Septimius und der Säule des Phokas und den hohen Treppenaufgängen alter Tempel, unter dem heutigen Erdboden. Das gleiche Geschick hat auch das ganze römische Forum, nicht minder das Forum des Trajans mit seiner Basilika und seiner Säule erfahren.

So stehen die Bauten der christlichen Zeit überall auf den eingestürzten Gewölben jener heidnischen Vorzeit, und in die Kaiserpaläste auf dem Palatin muß man tief in die Erde hinabsteigen, um die einst so reich geschmückten Gemächer zu sehen, und wenn man in den Thermen des Caracalla unter den Boden hinabschaut, auf dem man steht, so sieht man darunter den eingestürzten Plafond einer Kuppel mit ihrer Mosaik, die einst hoch in der Luft ragte. Ja selbst um die Mauren dieser wunderbaren Stadt her, liegen an manchen Stellen die alten Landstraßen, mit all ihren Monumenten, in einer gleichen Tiefe von zwanzig bis dreißig Schuhen unter den heutigen, reich übergrünten Gärten und Wiesen. Mit solchem Recht kann man das heutige Rom das Grab des alten nennen.

Selbst die Katakomben und die heiligen Gräber, über welchen dieser unermeßliche Schutt zusammengestürzt ist, liegen nun ungleich tiefer, als dieß ursprünglich der Fall war, und so bildeten sich die Krypten, über denen sich die zwei oder drei Stockwerke der heutigen Kirchen erheben.

Gewiß aber ist es einer der erhabensten Gedanken, den uns die Geschichte der Menschheit darbietet, wenn wir uns den wunderbaren Sieg vergegenwärtigen, den im Umfange dieser Mauern die göttliche Idee durch die bloße Kraft der Ueberzeugung, unter dem Beistand der Gnade Gottes, wehr- und waffenlos, über die äußere Macht der Welt und alle ihre verführerische Herrlichkeit errang; wunderbar wie das Chri-

stenthum selbst, so ist auch seine Geschichte in Rom, wenn wir dem Gange dieser seiner Entwickelung und Ausbreitung folgen, wie ihm anfänglich jene engen Modergrüfte mit ihren blutigen Leichen, bei denen ein Häuflein Verfolgter, tief unter der Erde, gebetet und geweint, zur Zufluchtstätte und zur ersten Kirche diente, und wie dann diese arme, verfolgte Grabkirche sich im Laufe der Jahrhunderte erweitert und erhoben, und höher und höher gestiegen, bis sie zuletzt in dem Riesenbau von St. Peter in aller Pracht sich entfaltete, und das Genie Michel Angelo's sie mit seiner himmelanstrebenden Kuppel, einem der kühnsten Werke menschlicher Architektur, krönte, von deren höchster Spitze nun, im Lichte der Sonne strahlend, das Kreuz auf die priesterliche Stadt herniederschaut.

Unter eben dieser Kuppel und dem Grabe zur Seite, in welchem der Apostel ruht, den der Herr zu seinem Felsen erwählt, auf den er seine Kirche baute, am Rande von St. Peters Grab, erhebt sich dann die Kathedra Sancti Petri, der heilige Stuhl für seinen Stellvertreter, für das sichtbare Haupt seiner allgemeinen, die Menschheit umfassenden Kirche, wie er selbst, der Gottmensch, sacramentalisch auf dem Grabaltar seines Jüngers thront, dem er die Schlüsselgewalt übertragen.

So sind also St. Peter, wie St. Paul, und wie alle alten Kirchen Roms, im wahren Sinne des Wortes heilige Grabkirchen, und dieser Ursprung unsrer christlichen Kirchen aus den Gräbern der Märtyrer und Heiligen, als den geweihten Opferstätten des unblutigen Opfers dessen, den die dort Begrabenen bezeugt, war von entscheidendem Einfluß auf die ganze kirchliche Architektur, wovon die Krypten und unterirdischen Kapellen so vieler unserer ältesten Kirchen noch immer Zeugniß ablegen. Im gewissen Sinne kann man daher nicht nur die Architektur, sondern die gesammte christliche Kunst, wie sie in allen ihren Formen der Verherrlichung des Ewigen, des Göttlichen, in seinem Heiligthum diente, eine heilige Grabblume der Märtyrer und Christi ihres Königs, nen-

ranensischen Mutterkirche Besitz zu nehmen, unter dem Triumphbogen des Titus den Juden, die ihn hier erwarten mußten, im Angesichte ihrer heiligen Tempellampe, die Worte ihrer Propheten von dem Falle des Tempels und der Ankunft des Messias vorhielt, um sie zum Glauben an das Kreuz zu bekehren.

So führte früher der Hauptweg einzig unter diesem Bogen her; die Juden aber, die es schmerzte, unter dieser Pforte durchzugehen, welche ihnen die Entweihung des Allerheiligsten und den Fall ihres Tempels in den Marmorbildern vorhielt, haben es von der päpstlichen Regierung als eine Gnade erkauft, daß ein Fußweg zur Seite angelegt wurde, so daß sie nun neben her gehen können.

Aber noch jeden Freitag und jeden Sonntag Nachmittag kann der Fremde, der unter diesen Trümmern wandelt, eine fromme Brüderschaft sehen, die vom Kopf bis zu Füßen in ein graues Bußgewand eingehüllt, unter Vorantragung des Kreuzes, betend und singend, am Fuße des Capitols vorbei, die Höhe hinaufzieht, wo dieser Triumphbogen des Titus mit seiner noch erhaltenen Inschrift steht. Und da kann es gar oft geschehen, daß sie, gerade unter diesem Grabmal des gefallenen Judenthums hindurchziehend, das Triumpflied des Kreuzes singen:

Evviva la croce,	Hoch lebe der Kreuzbaum,
La croce evviva,	Das Kreuz es soll leben,
Eviva la croce,	Hoch lebe der Kreuzbaum,
E chi la esaltò.	Und der ihn erhöht.

Weiter führt sie dann der Weg die Höhe hinab, zur Rechten den Palatin mit den zertrümmerten Palästen, in denen, von Sclaven angebetet, die kaiserlichen Persecutoren, ein Nero, ein Domitian, ein Diocletian gethront; zur Linken die Trümmer des Tempels der Venus, und vorüber an dem Triumphbogen des Constantin, hinab zu dem unermeßlichen Torso der heidnischen Vorzeit, dem Colosseum, in dem einst die Christen, die Märtyrer der Katakomben, den Bestien der afrika-

nischen Wüste zur Belustigung des weltbeherrschenden Volkes preisgegeben wurden.

Hier tobte einst der Völker wild Geschrei,
Bald lauten Beifall brüllend, bald bewegt
Von Mitleid, bei der blutigen Schlächterei,
Wo Mensch den Menschen fällt.

Obschon die größten Paläste früherer Jahrhunderte aus dem Raub seiner Steine erbaut sind, so wölbt sich doch immer noch Gewölb über Gewölb, und noch sind die Vomitorien zahllos, durch die einst das Volk hinansteigend das Innere der Arena betrat; aber alles ist verödet, zertrümmert, mit Waldgestrüpp überwachsen. Sonne und Mond scheint durch das durchbrochene Gemäuer, und so gleicht das Ganze, selbst in der Zerstörung noch in seiner ehemaligen staunenswerthen Größe erkennbar, einem gewaltigen Wracke der Vorzeit, das eine unsichtbar waltende Hand aus dem stürmischen Meere tausendjähriger Zerstörung ans Ufer gerettet.

Trümmer, doch welche Trümmer! Tempel, Zinnen,
Ja halbe Städte sind davon errichtet,
Wir sehen das riesige Skelett und sinnen:
Wo war, was man geraubt, denn aufgeschichtet?
Ward hier geplündert, oder nur gelichtet?
Ach, unserm Blick stellt bald enthüllt sich dar,
Der Sturz, der diesen Baukoloß vernichtet.

Durch den hochgewölbten Eingang tritt die Bruderschaft in die alte, blutgetränkte Arena ein; dort in ihrer Mitte erhebt sich ein von den Römern hochverehrtes Kreuz; rings an den Wänden des Circus, an die untersten Sitze angelehnt, wo einst die Imperatoren, der Senat und die römischen Großen gesessen, stehen nun die Stationsbilder, mit denen eine Kirche im Inneren des Mauerwerkes zusammenhängt. Von Bild zu Bild geht die Bruderschaft, und wandelt hier im Gebet mit dem Gekreuzigten den Leidensweg von Golgatha. Dann richtet ein Kapuziner, im Kleide verachteter Armuth,

ernste Worte an sie von der Eitelkeit irdischer Dinge, nach dem Grabe und der Ewigkeit hinweisend, und die durchbrochenen Mauern ringsum, mit den eingestürzten Sitzen, auf denen Hunderttausende schaulustig gesessen, deren Staub der Wind vor Jahrhunderten verweht, predigen mit ihm. Dann knieen sie nieder, der Kapuziner gibt ihnen den Segen, und betend und singend, wie sie gekommen, so kehren sie in die, von der Abenddämmerung umhüllte Roma zurück, und dabei ertönt durch die Straßen der alten Kaiserstadt das vielgesungene Muttergotteslied:

Evviva Maria,
Maria evviva,
Evviva Maria,
E chi la creò.

Die verschleierte Trägerin des Kreuzes, die dem Zuge vorangeht, ist gar oft eine Tochter aus einer jener fürstlichen Familien, deren Name viele Jahrhunderte hindurch mit den Geschicken der Stadt aufs innigste verwoben ist.

Dieß sind sinnvolle, das Nachdenken weckende Begebnisse, wie sie hier täglich vorkommen, wo der halbzertrümmerte Sarkophag einer inhaltreichen Vergangenheit der Gegenwart zur Wiege dient, wo die Hand des Bettlers mit dem Staube der Cäsaren spielt, und sein Fuß auf Steine tritt, die das Blut der Heiligen geröthet!

Als daher einst der Gesandte einer auswärtigen Macht, wenn ich nicht irre ein Pole, eben zur Abreise bereit, einem der Päpste auf dem Peters-Platze begegnete, dort, wo zur Imperatorenzeit der Circus Neros, des Christenverfolgers, gewesen, und der Gesandte den heiligen Vater um eine Reliquie als Andenken an die heilige Stadt bat, bückte er sich und füllte ein Tuch mit dem Staube zu seinen Füßen, das er dem Fremden darreichte, ihm damit bedeutend, daß alle römische Erde eine terra sancta, eine vom Märtyrerblute getränkte heilige sey.

Und weil diese Erde in dieser Würde strahlt, darum sind seit Jahrhunderten die Gläubigen mit sehnsuchtvollem Herzen nach der ewigen Stadt hin gewallfahrtet, um ihren geweihten Staub zu küssen, und an den heiligen Grabstätten zu weinen und zu beten. Viele von ihnen haben ihr ganzes Leben keinen heißeren Wunsch gehegt, als in dem heiligen Schooß dieser purpurrothen Erde von den Mühen der irdischen Pilgerfahrt auszuruhen, und wenn die Sonne ihrer Tage sich zum Untergange neigte, haben sie mit zitternder Hand noch den Wanderstab ergriffen, um ihr müdes Haupt auf einem dieser gnadenreichen, heiligen Grabsteine der Jubiläumsstadt niederzulegen. So haben sich ihre Ruhestätten zu den Gräbern der Vorgänger gereiht, und die christliche Nekropolis ist im Laufe der Zeiten immer bevölkerter, immer weiter und weiter geworden.

Schon bei einer anderen Gelegenheit suchte eine frühere unserer römischen Mittheilungen in diesen Blättern eine Vorstellung davon zu geben, wie die Schaar deren, die der priesterlichen Stadt aus allen Theilen der Erde, von allen Völkern jährlich zuströmt, so buntgemischt und so zahlreich ist, und wie verschieden die Wünsche, die Hoffnungen, die Erwartungen sind, welche die Einzelnen nach jener Stadt hinführen, die allen Vaterlandslosen als gemeinsames Vaterland sich darbietet. (Siehe hist.-pol. Blätter Bd. IX. S. 592.)

Allein gar mancher, der leichtgemuthet nach Rom ging, um seine Denkmäler zu bewundern, seine Faschingslust zu genießen, und der dann in seinem Reisewagen am Osterabend das zauberische Feuerwerk der Girandola noch sehen wollte, um sogleich in derselben Nacht, wie so Viele, die Heimreise nach dem fernen Vaterlande anzutreten: er ist für immer in Rom geblieben; sey es nun, daß der Tod seiner Wanderschaft ein unerwartetes Ende machte, oder daß die geheimnißvolle Macht der Gottesstadt ihn seine wahre Bestimmung finden ließ. So vielen andern, insbesondere solchen, die dem katholischen Priesterthume angehören, wird ohnehin das Loos

zu Theil, hier in dem Mittelpunkt der katholischen Welt, dem Sitze der höchsten kirchlichen Würdeträger und der meisten Ordensgenerale, ihre Tage zu beschließen. Sie alle mehren die römische Todtenwelt, und den alten Gräbern gesellen sich immer neue bei.

Wenn wir daher in den Lebenden, welche jährlich in den heiligen Zeiten die Straßen Roms durchwandeln, alle Völker, alle Stände der menschlichen Gesellschaft vertreten sehen, und Rom durch sie eine wahrhaft universale Weltstadt ist, so gilt dieß noch mehr von den Todten, die in seinen Gräbern ruhen. Alle Völker, alle Zeiten haben hier ihre Grabstätten; hier ruht das Heidenthum, hier ruht das Christenthum; hier hat die tiefste Verworfenheit, hier die reinste Heiligkeit ihr Grab; hier haben Macht und Reichthum, Geist und Schönheit, Kunst und Wissenschaft, jeder Ruhm, jeder Glanz, jede Würde, jede Ehre ein Denkmal, und nebenan steht ein Stein, dem Unglück, der Entsagung, der Armuth, der Demuth, der Reue, der Selbstvergessenheit geweiht. Dem äußeren Bilde der Grabdenkmäler selbst scheint die ganze Menschengeschichte aufgedrückt, von der ersten Einfachheit der Republik, von der Vollendung hellenischer Kunst an, durch den Luxus und die Verderbniß der Kaiserzeit hindurch, zu den ersten Anfängen der christlichen Kunst und hinan zu ihrer höchsten Blüthe und wieder hinab in die Entartung der jüngsten Jahrhunderte, bis zum Beginne einer neuern bessern Zeit. Alle diese Umwandlungen sind in römischen Grabsteinen vertreten.

Wie groß aber ist dieß Leichenfeld, wenn wir es auch nur mit einem flüchtigen Ueberblick durcheilen. Dort steht, den Anfang machend, ernst, einfach, schmucklos der Sarkophag der Scipionen; reichen, prunkenden Aufwandes dagegen und schon an den Luxus der Pharaonen erinnernd, erhebt sich einsam vor den Thoren, unweit der Grotte der Egeria, im Angesicht der blauen Berge von Albano und Latium, der massive Felsenbau, den der reiche Crassus der Cäcilia Metella errichtet; dann die Pyramide des Cästius und die gro=

ßen Gräber der Kaiserzeit, vor deren Trümmern noch die Wohnungen der Lebenden klein erscheinen: das Mausoläum des Augustus, wo nun Feuerwerke und Kunstreiter das schaulustige Volk ergötzen und vor allem die Moles des Hadrian, die Engelsburg, dieß unzerstörbare Grab, an dem die Jahrhunderte vergeblich gestürmt, dessen Geschichte die Geschichte Roms ist; sein nächtliches Innere hört nun die Seufzer und Flüche der Gefangenen, sein Aeußeres wird von dem bunten Feuer der Girandola, unter dem Donner des Geschützes, mit magischem Lichte, wie ein Geist einer anderen Zeit, erhellt.

Diesen Gräbern des heidnischen Kaiserthums gegenüber dann die Gräber der verfolgten, gemarterten Christen der ersten Jahrhunderte. Jene mit der Miene trotzigen, gebietenden, drohenden Stolzes, aus ungeheueren Blöcken zusammengefügt und einst reich und prächtig geschmückt, ragen hoch empor; diese im Schooße der Erde verborgen, dunkel und arm, schmucklos, eng, feucht und trauernd und verlassen, das lebendigste Bild der verfolgten Kirche darstellend.

Diese Bedeutung Roms aber, als des Grabes der dahingeschwundenen heidnischen Welt und der Wiege der christlichen, wollte der universelle Geist der Päpste dem Fremden in großartiger Weise recht vergegenwärtigen; dieß war ohne Zweifel der leitende Gedanke, warum sie aus dem größten ihrer Paläste, der an das Grab St. Peters anstößt, aus dem Vatican, den größten Leichenhof der Welt machten, der die steinernen, von der Hand des Alterthums geschriebenen Urkunden jener doppelten Würde dem dort wandelnden Fremden in seinen Grabdenkmälern vorhält.

Weltbekannt ist der unvergleichliche Reichthum der vaticanischen Bibliothek an Handschriften des klassischen Alterthums, wie des katholischen Mittelalters; allein sie befaßt außerdem auch noch die ruhmvollen Zeugen der ersten verfolgten Kirche, die Marterwerkzeuge, die das Blut der ersten Christen geweiht; sie befaßt nicht minder eine Sammlung der ältesten, ehrwürdigen heiligen Gefäße, die ihre Hand beim

Gottesdienst gebraucht; so wie der Crucifixe und heiligen Bilder, vor denen sie im Gebet ihr Herz erleichtert.

Zu allen diesen Schätzen nun führt als Einleitung ein unabsehbar langer Gang, und in ihm scheinen das römische Heidenthum und das früheste Christenthum vor unseren Augen gleichsam wieder aufzuleben.

Auf der einen Seite wandeln wir an dem alten Rom, dem republikanischen, wie dem kaiserlichen vorüber; Sarkophag reiht sich an Sarkophag, Altar an Altar; wohlerhaltene, noch neu scheinende Götter- und Menschenbilder, und zerstückte und zertrümmerte blicken uns überall entgegen; tausende von Inschriften bedecken die Wand. Die Consulen, die Tribunen, die Aedilen, alle Magistrate der Republik, die Imperatoren, die Cäsaren, die Freigelassenen, die Sclaven, alle reden mit uns aus den Grabinschriften; sie zeigen uns in den Ornamenten und Basreliefs die Symbole ihres Glaubens; sie rufen den Manen der Hingeschiedenen ihr letztes, schmerzliches Lebewohl nach, und vertrauen unserem Gedächtniß ihre Thaten, ihre Würden, ihre Verdienste an.

Die Wand gegenüber dagegen bewahrt die Erinnerung an die in Friede und seliger Hoffnung entschlummerte Christenwelt. Hier sehen wir die Arche, die über den Wassern schwebt, die Taube, die den Oelzweig bringt, Daniel in der Löwengrube, die drei Jünglinge im Feuerofen, Abrahams Opfer, Elias, Josephs Bild, den guten Hirten, der das verlorne Schäflein auf den Schultern trägt, Lazarus, der auf des Herren Wort aus dem Grabe ersteht, die Blutflasche, den Palmzweig des heldenmüthig überstandenen Martyrthums, das Zeichen des Fisches, den Oelbaum, das Kreuz und viele andere Sinnbilder und Vorbilder christlicher Hoffnung. Sie sind in schmucklosen Zügen verfolgter Armuth diesen zahllosen Grabsteinen eingeschrieben, die einst verborgen im Schooße der Katakomben ruhten, und die nun, Worte der Vergangenheit predigend, aller Welt vor Augen gestellt sind. Und so geben ihre Inschriften von der Unwandelbar-

keit der katholischen Lehre Zeugniß, indem sie von ihren heiligen Geheimnissen und Heilmitteln sprechen, und im Vertrauen auf Christus die Fürbitte der Heiligen seiner Kirche anrufen.

Das sind die vaticanischen Grabsteine; ihnen reihen sich nun jene so zahlreichen ältesten Basiliken und Kirchen Roms an, deren Altäre einst heidnische Sarkophage waren, und die selbst über den Katakomben erbaut sind und zu ihnen hinabführen. Je weiter wir aber den Strom der Jahrhunderte hinabsteigen, um so zahlreicher werden diese Kirchen, um so dichter drängen sich in ihnen die Ruhestätten.

Wer aber wollte auch nur die Ausgezeichnetsten bei solcher Ueberfülle aufzählen? Bildet ja St. Peter mit den vaticanischen Grotten eine eigene, das Leben so vieler Jahrhunderte beschließende Todtenwelt für sich allein! Päpste ruhen hier in langer Reihe, solche, die in dem Glanze ihrer Heiligkeit an die schönsten und reinsten Tage der Kirche erinnern, und solche, welche in ihrer weltlichen Pracht und Größe, unselige Zeiten ins Gedächtniß rufen, in denen die Welt verführerisch in das Heiligthum eindrang; hier auch ruht, einst die Stütze des heiligen Stuhles, die toskanische Mathilde; hier schläft ein deutscher Kaiser, dem der Tod auf dem Römerzuge den Weg abschnitt; hier hat die Fürstin, die dem schwedischen Throne entsagte, das Ziel ihres leidenschaftlich bewegten, wechselvollen Lebens im Schooße der Kirche gefunden, und hier erwartet der große Meister kirchlicher Tonkunst, Palestrina, den Posaunenschall am Auferstehungstage, und hier beschließt endlich ein Grab die letzten königlichen Sprößlinge des Hauses der Stuarte mit ihren Ansprüchen auf den brittischen Thron.

Noch manche klangvolle, der Unsterblichkeit angehörende Namen könnten wir nennen, deren Gebeine um das Grab St. Peters ruhen, allein die Zeit und das uns zugemessene Maaß drängen zum Schluße; doch einer Ruhestätte dürfen wir nicht vergessen, weil in ihr Jerusalem und Rom und Deutschland, unser Vaterland, sich berühren: den kleinen

Gottesacker meinen wir, der, an St. Peter anstoßend, und mit heiliger Erde von Jerusalem überschüttet, die Leichen unserer verstorbenen katholischen Landsleute empfängt.

Man wird sich vielleicht über einen deutschen Gottesacker und eine deutsche Begräbnißbruderschaft in Rom wundern. Und in der That ist dieß eine den wenigsten Fremden bekannte Stiftung einer frömmeren Vorzeit, und es hat damit folgende Bewandtniß.

Von je her sind Italien und Deutschland in geheimer Sympathie verbunden gewesen, und obwohl kein Kaiser mit seinen Vasallen die Römerstraße mehr betritt, um die Salbung in St. Peter zu empfangen, so führt uns doch immer noch ein sehnsuchtsvoller Zug nach jenen sonnigeren Auen, über denen ein blauerer, milderer Himmel strahlt. Tausende der Unseren pilgerten einst nach den heiligen Grabstätten, um in den Jubeljahren die geistlichen Gnaden zu gewinnen, und noch immer wallfahrten viele dorthin, ihre Andacht in den sieben alten Basiliken zu verrichten; andere beginnen mit Rom die Pilgerschaft nach dem heiligen Grabe von Jerusalem; noch andere suchen Kunst und Alterthum dort, oder eine freundlichere Sonne und einen milderen Winter: so ist die deutsche Sprache fast wie einheimisch an den Ufern der Tiber, und an den Sommerabenden sitzen deutsche Ammen mit deutschen Kindern in ganzen Reihen auf den Treppenaufgängen des P i n c i o's.

Unter jenen Wallfahrtern von Jerusalem, unter jenen Pilgern der Jubeljahre, aber befanden sich gar viele von fürstlichem Range und fürstlichem Reichthum; in der Fremde, im Verkehr mit fremdredenden, unbekannten Menschen, allen Zufällen einer weiten Reise selbst ausgesetzt, mußten sie an sich das Schmerzliche des Verlassenseyns in fremdem Elende empfinden, und welch eine Wohlthat es sey, hier eine führende und unterstützende Hand zu finden. So lag der Gedanke nahe, in einer Weltstadt, wo alle Nationen zusammenfließen und jede für sich sorgt, durch milde Spenden Vorkehrung zu treffen, daß auch die Deutschen hier in ihrer eigenen Kirche, von deutschen Priestern das Wort Gottes hören könnten, daß sie Beichtväter ihrer Sprache hier fänden, und ein gastliches Obdach für Armuth und Noth und ein Grab für den Fall des Todes.

In einer Zeit, wo die aufopfernde Milde christlicher Seelen kein Bedürfniß vergaß, wurde auch in der That für dieses gesorgt, und so besitzen denn auch die Deutschen, wie die meisten andern katholischen Völker, in Rom ihre eigene Nationalkirche, und sie haben, was mir von andern Nationen nicht bekannt ist, ihren eigenen kleinen Gottesacker und ihre eigene Begräbnißbruderschaft.

Diese deutsche Kirche ist die, ursprünglich von den Niederländern gestiftete, der A n i m a. Sie ist überaus reich dotirt, und ein Hospiz gehört zu ihr, in dem arme deutsche Pilger für einige Tage ein unentgeltliches Unterkommen finden. Nur wäre zu wünschen,

daß der Vertreter jener deutschen Macht, unter deren Schutz sie gegenwärtig steht, ihren deutschen Charakter und ihre urspüngliche Bestimmung als deutsche Nationalkirche, zum Besten des katholischen Deutschlands, mit der gleichen Energie nnd Festigkeit wahrte, wie dieß von der französischen Botschaft für die Kirche von St. Louis geschieht, die eine ganz andere Stellung einnimmt, und einen ganz anderen Einfluß in Rom ausübt, und sich einer ganz anderen Achtung erfreut, als unsere arme, verlassene Anima, die als deutsche Kirche kaum gekannt ist, und worin die deutschen Priester eine sehr demüthigende und gänzlich untergeordnete Stellung einnehmen, so daß sie in ihrem Eigenthume gleichsam als die Nebensache erscheinen. Und doch könnte diese Kirche, statt mit ihren reichen Mitteln, wie nun, die römischen Sinecuren zu vermehren, von so wohlthätigem Einfluß zur näheren Verbindung zwischen dem katholischen Deutschland und Rom seyn, beiden znm Heile und Frommen, wie dieß mit St. Louis für Frankreich wirklich der Fall ist.

Allein unsere übelverstandene Gutmüthigkeit und energielose Nachgiebigkeit läßt auch hierin, wie in so manchen anderen wichtigeren Dingen, dem thätigeren, energischen, praktischeren Genie der Franzosen den Vorrang.

Indessen, wie die Verhältnisse auch jetzt sind: so bietet sie den Deutschen doch immer die Wohlthat dar, daß sie hier einem von deutschen Priestern besorgten Gottesdienst beiwohnen können und namentlich besitzt die Anima, dieß Geständniß sind wir der Wahrheit und Unpartheilichkeit schuldig, in ihrem gegenwärtigen deutschen Prediger, einem Oesterreicher, einen frommen Priester, der mit wahrhafter österreichischer Herzlichkeit und deutscher Treue sich aller seiner Landsleute, so weit es nur immer in seinen Kräften steht, annimmt. Und dieß ist nichts Geringes. Von keiner Nation sind wohl so viele in Rom, als gerade von unsern Landsleuten. Allein viele kommen müd und krank und zerrissen, von allem entblößt und selbst die Sprache nicht kennend, in einem Zustand gänzlicher Hülflosigkeit an; andere irren arbeitlos herum, andre liegen an schmerzlichen oder unheilbaren Krankheiten in den Spitälern, ohne Hülfe, ohne Freunde, ohne Trost; noch andere, namentlich Schweizer, die sich im Dienst ein Vergehen oder ein Verbrechen zu Schulden kommen lassen, laufen Gefahr in dem Kerker von St. Angelo, unter dem verworfensten Gesindel, gänzlich zu Grunde zu gehen und zu verkommen; sie alle aber haben an unserm deutschen Prediger einen Freund, der sich keine Mühe verdriessen läßt, sie überall in ihrem tiefsten Elend aufzusuchen und ihnen zu rathen und zu helfen, wie er kann. Und für Dienste dieser barmherzigen Art sind die Deutschen in Rom auch insbesondere der österreichischen Botschaft verpflichtet, die sich ihrer mit

der menschenfreundlichst n Güte und freigebiger Aufopferung annimmt, wie dieß Geständniß die Gerechtigkeit gleichfalls von uns verlangt.

Auch die deutsche Begräbnißbruderschaft ist reich dotirt. Sie hat ihre eigene Kapelle und ihren eigenen Priester und jedem katholischen Deutschen ist gegen einen kleinen Beitrag die Aufnahme gestattet. In dem verwichenen Winter ward ihr die Ehre zu Theil, daß unser deutscher Cardinal, der Fürst Erzbischof von Salzburg in feierlicher Weise ihre Vorstandschaft übernahm. Sie beschränkt sich dabei nicht bloß auf die Bestattung und den Seelengottesdienst unserer verstorbenen Landsleute. Die ärmeren Mitglieder, die mit besonderer Gewissenhaftigkeit den Verstorbenen die letzte Ehre erweisen, und den Gottesdiensten und geistlichen Uebungen beiwohnen, erhalten auch aus dieser milden Stiftung eine eigene Belohnung, indem ihre Hinterbliebenen eine ziemlich beträchtliche Unterstützung empfangen, und dieß Recht erstreckt sich bei solchen, die sich in Rom niedergelassen, wenn ich nicht irre, noch bis in die dritte Generation.

So wird das Grab und sein Dienst also auch hier wieder für die Lebenden eine Segensquelle zum Troste ihrer Armuth, indem sich in dieser frommen Stiftung Religion, Vaterlandsliebe und werkthätige Barmherzigkeit, zur Ehre Gottes und zum Besten der Menschheit innig durchdringen. Und so werden unsere Landsleute, die in der heiligen Stadt aus diesem sterblichen Leben scheiden, von ihren deutschen Landsleuten zur letzten Ruhestätte jenseits der Engelsbrücke geleitet, dort werden sie, beschattet von den heil. Mauren des Grabes St. Peters, neben den Gebeinen ihrer Landsleute in die heilige Erde von Jerusalem eingesenkt, und dort erwarten sie den großen Tag, da das irdische Jerusalem und das irdische Rom verschwindet, und die himmlische Gottesstadt, mit dem Könige der ewigen Glorie, hoch über den Wolken erscheint; die heldenmüthigen Märtyrer aber des sterblichen Lebens die Krone der Sieger empfangen, und eine Ewigkeit sich ihnen öffnet, wo kein Jahr endet und keines beginnt, sondern Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in der Fülle ewiger Seligkeit verschwinden, deren Genuß wir mit ihnen, allen unsern Lesern, Freunden und Landsleuten von der barmherzigen Gnade Gottes erflehen und wünschen.

II.

Literatur.

Glossen zum Brockhausischen Conversations-Lexikon.

Bekanntlich ist das Leipziger Conversationslexicon die Zisterne aufgeklärten Wassers, aus welcher die sogenannte gebildete Welt, von dem Dorfjunker bis zur Kammerjungfer, ihre Weisheit zu schöpfen pflegt, und es flattert in deutschen Landen gar mancher Gimpel mit schillernden Papageienfedern herum, die er diesem Phönix zu verdanken hat. Darum erwirbt sich denn auch seine Pflegemutter, die Brockhausische Verlagshandlung, kein geringes Verdienst um unser deutsches Vaterland, daß sie den Wundervogel alljährlich zur Ostermesse mit einem ganz neuen Federanzuge erscheinen läßt, und es sind Männer von Celebrität, Magister und Doctoren, in aller Form graduirt, die ihr dabei unverdrossen, gegen ein Billiges, an die Hand gehen, um als Bildungsschneider ihren beliebten Papageno recht stattlich aufzuputzen.

Daß uns Katholiken aber seine Zauberflöte nicht eben die schmeichelhaftesten Melodien aufspielt, das müssen wir uns schon als eine alte Servitut gefallen lassen, da wir ja seit unfürdenklichen Zeiten, in der Heimath der Freiherren von Sandau, in jenem flachen, uferlosen Sandmeer, in welchem dieser nordische Phönix seine Wind-Eier ausbrütet, unter das Rubrum mystici et fanatici verwiesen werden, wie der Schreiber dieser Zeilen es selbst in einer Aufschrift der Dresdner Bibliothek, von dem seligen Bibliothekar Ebert darauf aufmerksam gemacht, zu lesen die Gelegenheit hatte.

Was dem gelehrten französischen Historiker Capefigue

(s. d. Art. im Conversler. d. Gegw.) zum Vorwurfe gemacht wird: „Wo er den Katholizismus dem Protestantismus gegenüberstellt, ist jener immer im Rechte, zumal da C. die Pamphlete katholischer Partheischriftsteller aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert zur Basis seiner Darstellung macht“, — kann man vielleicht mit mehr Recht umkehren und sagen: „Wenn das Conversationslexicon die Darstellung der katholischen und protestantischen Lehre versucht, oder auch nur berührt, ist jene immerhin und ab intio schon Aberglaube, und keiner näheren Beachtung werth, diese aber das erhabene, schimmernde Licht des Himmels.

Wenn aber dieß am grünen Holze geschieht, wie muß es in dieser Beziehung in den Gymnasien, — wie in den untern Schulen und bei den Ungebildeten aussehen? Da man in der protestantischen Welt vielfach, wenn es hoch kömmt, nur noch an einen gewesenen Christus, wie die Breslauer Professoren sich ausdrückten, glaubt, so wird der Papst auch nur noch von einigen Zeloten als der Antichrist geschmäht, allein die Bocksfüße, welche die alte Mythologie ihm andichtete, gelten noch immer bei den Denkgläubigen von unserer Lehre.

Als Probe, welche Fortschritte die gebildete Aufklärung in den Anfangsgründen unseres Katechismus gemacht, beliebe man den vierten Band der achten Auflage aufzuschlagen, und den Artikel Fußwaschen zu lesen, da heißt es wörtlich also: „Da auch Jesus seinen Jüngern am Abende vor seinem Todestage die Füße wusch, um sie durch diese symbolische Handlung zur Demuth zu veranlassen, so achtet die katholische Kirche das Fußwaschen für ein Sacrament“. — Warum ist der illustre Verfasser dieses Artikels nicht bei einem katholischen Schulkind in die Schule gegangen, um die Zahl und die Namen der Sacramente der katholischen Kirche zu erfragen? Der erste beste Katechismus hätte ihn ebenfalls belehren können. Der ehrliche Horst und der redliche Planck haben daher, wie es scheint, so Unrecht nicht, wenn jener sagt: „Wir Pro-

testanten thun dem Katholizismus oft Unrecht, weil wir ihn nicht genug kennen", und dieser beisetzt: „vielmehr, weil man ihn nicht kennen will".

Und doch ist des Beurtheilens, des Absprechens und des Verwerfens der katholischen Lehren von Seite der Protestanten kein Ende, und das geschieht mit einer Sicherheit, die ihres Gleichen sucht, und im verkehrten Willen, wenigstens bei Manchen, ihre Quelle findet.

„Die letzte Oelung (siehe diesen Art.) ist seit dem 12ten Jahrhundert eines von den sieben Sakramenten der katholischen Kirche, welche ihre Meinung auf Jak. V. 14, 15. gründete". — Aller Wahrscheinlichkeit nach, wird nächstens ein Werk erscheinen, worin der unumstößliche Beweis enthalten ist, daß der Apostel Jakobus auch erst im 12ten Jahrhundert gelebt habe.

„Requiem heißt in der katholischen Kirche die feierliche musikalische Seelenmesse, welche zu Ehren eines Verstorbenen gehalten wird". — Das heiße ich aus den Quellen schöpfen! Davon weiß ich keine Sylbe, obwohl ich selbst ein Dunkelmann, ein katholischer Geistlicher bin; ja daß man für — pro — die Verstorbenen betet, also auch ein Requiem zum Trost ihrer armen Seelen hält, ist eine bekannte Sache, nicht aber in honorem defuncti. Zu Ehren — in honorem — eines Heiligen wird wohl oft die heilige Messe gelesen, aber kein Requiem gehalten. Freilich da wir hier mit einem jener großen Geister, die an dem Conversationslexicon mitarbeiten, zu thun haben, und die sich in der Regel eben nicht als das kleinste „Partikelchen der Gottheit" anzusehen pflegen, so wissen wir nicht, ob wir seine Ohren nicht beleidigen, wenn wir von armen Seelen sprechen, die nach dem Tode, wenn es mit der irdischen Aufklärung und überhaupt mit dem gewöhnlichen Tageslicht zu Ende ist, der Erleuchtung durch das ewige Licht benöthigt sind.

„Simonie ..... Sie ist in den Kirchengesetzen aller Religionspartheien hart verpönt, obgleich die

Käuflichkeit der Kirchenämter von den päpstl. Hoftheologen nicht für Simonie gehalten wird". — Das heißt doch die Frechheit auf den Culminationspunkt treiben und aller Geschichte Hohn sprechen. — Heißt das Geschichte schreiben, ruft der gelehrte Hurter im edlen Unwillen in seiner klassischen Geschichte Papst Innozenz III. in einer Anmerkung (pag. 429 zweite Auflage) einmal aus! Heißt das bei der Wahrheit bleiben? darf man hier fragen. Wer hat gegen Rom mehr gekämpft, als Rom? Wenn Ehrabschneidung im gewöhnlichen Leben schon Sünde ist, und zwar eine große, welche Stelle nimmt sie hier ein?

„Die Anbetung der heil. Jungfrau ist daher das Höchste (siehe Art. Spanien pag. 443 Zeile 6 von Oben in d. 8ten Aufl.) — um diesen Punkt bewegt sich die ganze Gottesverehrung" .....

Drei Jahrhunderte besteht die protestantische Confession, tausendmal und aber tausendmal wurde diese wohlwollende Unwissenheit aufgetischt und eben so oft widerlegt, und der sehr gelehrte Schreiber hat es noch nicht so weit gebracht, daß er den Unterschied kennt, zwischen Anbetung und Verehrung und die daraus hervorgehenden Consequenzen, er weiß noch nicht, daß die katholische Kirche die Anbetung jedes Heiligen eben so verwirft, wie die protestantische Confession. Wenn aber die Propheten in Israel so sprechen, was Wunder, wenn der gemeine Haufe und die minderen Brüder uns für Götzendiener, für Menschenfresser halten, ja für noch etwas mehr! —

Es sind hier, wie gesagt, nur einige dieser Papageienfedern gerupft worden, denn sie alle der Reihe nach zu beleuchten, wann würde man ans Ende kommen? Starkgläubige gaben sich der Hoffnung hin, das Conversationslexikon der Gegenwart würde gediegener zu Worte gehen, aber hier dieselbe Gehaltlosigkeit in dieser Beziehung, wo nicht eine noch größere. Während dieses erschien, fiel die Kölner Katastrophe vor und die beiden Märtyrer der katholischen Kirche in jüng-

ster Zeit entgingen in demselben den Verunglimpfungen keineswegs und uns Bayern wird es zum besondern Vorwurfe gemacht, daß wir die Sache des Rechtes und der Religionsfreiheit vertheidigten. (Siehe Convers.-Lex. d. Gegenw. 1 B. pag. 325.) „In den kirchlichen Streitigkeiten zwischen der Krone Preußen und dem römischen Stuhle in Beziehung auf den Erzbischof zu Cöln nahm man in Bayern vom Anfange an und zu meist höchst leidenschaftlich für den Letztern Parthei". — Mit nichten hat man für den Erzbischof — den so hoch verdienten Kirchenfürsten — als solchen Parthei genommen, sondern für die gefährdete Religion, die unterdrückte Wahrheit, für das gekränkte Recht. Oder hat der Erzbischof conspirirt mit den Demagogen, wie die Beschuldigung erging? Und hat man der Leidenschaft oder nicht vielmehr der Gerechtigkeit durch die Ordnung dieser Irrung Genugthuung, gegeben?

Ueber den berühmten Professor Hug in Freiburg ist man auch nicht gar gut zu sprechen. „Er glaubt selbst das nicht, wessen er uns bereden will", siehe Convers. Lex. d. Gegenw. 2 B. pag. 988, dann läßt man seiner Gelehrsamkeit Ehre wiederfahren, nimmt es aber gewaltig übel, daß er in Beziehung auf die gemischten Ehen dem päpstlichen Breve sich anzuschließen rathet, noch übler aber nimmt man, daß „öffentliche Blätter Hug als in Opposition mit jenen Schritten genannt haben".

Ueberall zeigt sich der liebreiche versteckte Wunsch, daß jene Verwirrung und Zerrissenheit, wie sie bei unsern getrennten Brüdern besteht, auch bei uns einreißen sollte.

Geht die Kirche ihren ungehorsamen Kindern mit Kraft zu Leibe, sucht sie ihr Recht und Ansehen mit aller Energie Form Rechtens aufrecht zuerhalten, so ist dieß lauter Fanatismus, Obskurantismus, Ultramontanismus u. s. w. Schweigt sie aus Klugheit, oder spricht sie wie eine zärtlich besorgte Mutter zum ungehorsamen, widerspänstigen Kinde, dann haben der Papst und die Jesuiten kein Courage!

Der jetzigen französischen Regierung wird der besondere Vorwurf gemacht, daß sie sich mehr der römischen Kirche anschließe. „Da sie den Katholicismus, seiner consequenten Einheit halber, als ein ihren Zwecken dienliches Werkzeug betrachtet" s. Convers.-Lex. d. Ggw. 2 B. pag. 101. — Und welches sind oder waren denn die Zwecke, die Frankreichs Regierung verfolgte? Soll dort immer Anarchie herrschen im Kirchlichen, wie im Politischen? Wenn aber die katholische Kirche es ist, durch welche Ruhe und Ordnung hergestellt wird, dann hat das Convers. Lex. ihr die glänzendste Lobrede gehalten, ohne es zu wollen.

Das ganze Werck wimmelt übrigens von lauter Jesuiten. Da ist nichts als Finsterniß, Fanatismus, Aberglaube, Reaktion u. s. w. Sieht man sich wieder um, so heißt es manchmal .... der und der wurde bei den Jesuiten erzogen ..... fand seine erste Bildung in der Jesuiten Schule u. s. f. Und daß diese Zöglinge Gelehrte ersten Ranges sind, beweisen ihre Namen, und der Umstand, daß sie in diesem Werke eine Aufnahme fanden; denn katholische Gelehrte werden nur angeführt, wenn man sie schlechterdings nicht umgehen konnte, was aber die Protestanten betrifft, so findet man sie in Hülle und Fülle bis zum zweiten und dritten Grad. Ich selbst kenne ein Paar dieser dii minorum gentium die einigen Broschüren ihren Ruhm verdanken. Darum hat jener Reisende glaube ich ganz recht, der bei Gelegenheit eines Besuches zu mir sagte: „dieses Lexikon ist eigentlich eine Legende zur größeren Ehre der protestantischen Pfarrer". Also eine Legende nach modernem Zuschnitte und protestantischer Art.

Ich lebe ganz zurückgezogen auf dem Lande meinem Berufe, meiner Gemeinde, kann aber nicht umhin, mir im Geiste manchmal vorzustellen, welches Nachdenken und Kopfbrechen es oftmal kosten mag, um die katholische Sache ja recht zu drehen, zu winden und zu schrauben, bis sie zum Zwecke paßt. Ginge es nicht das Heiligste des Menschen an, seine

Religion, ich wüßte kein possierlicheres Lustspiel, als in diesem Lexikon dieser Männer Arbeit zu lesen, wie sie in ihren Ansichten selbst Himmel weit verschieden und einander selbst hassend, nur in ihrem grimmigen Haße gegen die katholische Kirche übereinstimmen, und ihnen kein Mittel zu schlecht ist, sie herabzuwürdigen.

Statt des Motto's aus Calderon oder zu demselben hinzu hätte man füglich setzen dürfen:

Calumniare audacter, semper aliquid haeret.

Wie sehr aber bei solchen Bildungsmitteln der Erfolg der Erwartung entspricht, davon konnte ich mich selbst überzeugen.

Ein junger Mann, der in dem Orte, wo ich noch vor einigen Jahren Cooperator war, conditionirte, protestantischer Confession, stellte an mich das Ansuchen, ihm einige Stunden in der Woche, die er frei hatte, Unterricht zu ertheilen, um sich in schriftlichen Aufsätzen rc. zu üben. Mit Freude, natürlicher Weise, sagte ich's zu. Bei dieser Gelegenheit konnte es nicht fehlen, daß nicht auch die Sprache auf Religion kam, und der junge Mann, gesittet und religiös, wie er war, gab die nächste Veranlassung dazu. Er fragte mich um Verschiedenes, horchte meinen Antworten, machte Einwürfe, die einem Wahrheitsforscher nur zur Ehre gereichen könnten, und aus denen man ersah, daß es ihm um Religion Ernst sey. Nicht selten schien er über meine Antworten wie aus den Wolken gefallen, so, daß ich merken mußte, er setze Mißtrauen in meine Aufrichtigkeit. Sie werden doch zugestehen, erwiderte ich, daß ich meine Religion, schon als Laie, noch mehr als Priester besser kennen muß, als ihr Pastor, oder wer immer Ihnen diese irrigen Begriffe beigebracht haben mag? Und mich für einen Heuchler zu halten, scheinen Sie mir nicht fähig; denn wir kennen uns doch so ziemlich gut, und wenn ich auch kein anderes gutes Bewußtseyn in mir trüge, so wäre es doch dieses: nie und nirgends ein Heuchler gewesen zu seyn. Uebrigens steht es Ihnen ja frei, an einen andern katholischen Geistlichen Sich zu wenden, oder katholische Bücher zu lesen, und

Sie werden finden, daß, was ich Ihnen sagte, Ihnen überall begegnet. Reisen Sie meinetwegen nach Wien oder Petersburg, nach Amerika oder Australien, oder gar nach Rom; wo Katholiken sind, sprechen sie gerade wie ich, denn unsere Religion hat zum ersten Kennzeichen: „Einheit".

„Aber", rief er ein andersmal aus, „wenn ich nach Hause komme, werde ich nicht unterlassen, zu sagen, wie sehr man mich irre geführt".

Aus diesem einzigen Beispiele mag man abnehmen, wie es in den niedern und niedersten protestantischen Schulen, in Beziehung auf Religion, zugehe. Es scheint aber auch nur noch das einzige Mittel zu seyn, um dem Protestantismus selbst einige Stütze zu geben.

Der kraftvolle Jüngling — um mich der Sprache des Conversationslexicons zu bedienen, vergl. Convers.-Lex. d. Ggw. pag. 404, 4ter Band — hat bereits das Mark seiner Jugend verbraucht, wie lange noch, und er liegt entseelt auf der Bahre? — Und der greise Mann geht ruhig seine Wege, weil die Jugend im Ungestüme sich nicht warnen läßt, und das Wort, das wohlgemeinte, höhnisch belächelt, die Verheißung Jesu nämlich: „Ich bin bei Euch, alle Tage bis zum Ende der Welt".

Hiemit schließe ich meine Andeutungen, möge ein Anderer es über sich nehmen, dieses Lexicon ebenfalls nach Verdienst zu würdigen und seine Blößen aufzudecken. Dieses wäre um so verdienstlicher bei Erscheinung der neuen Auflage; denn es ist vorauszusehen, daß hier die nämlichen Absurditäten wieder werden zum Vorschein kommen, und in Ermangelung einer Widerlegung dürften die Protestanten und leichtsinnige Katholiken Alles für baare Münze annehmen. Noch verdienstlicher aber wäre es, wenn von katholischer Seite ein gründliches, gediegenes Werk dieser gehässigen Oberflächlichkeit gegenübergestellt würde. Bei dieser Gelegenheit dürfte es auch passend seyn, in Erinnerung zu bringen, daß bei der großen Encyclopädie von Gruber und Ersch den Katholiken versprochen ward, daß die Artikel religiöser Differenz unpartheiisch, unter Zuziehung katholischer Mitarbeiter sollten behandelt werden; auf diese Zusicherung hin abonnirten sich manche Katholiken auf das so bändereiche Werk; allein von der eingegangenen Verpflichtung war alsbald keine Rede mehr, dafür aber könnte ihnen diese Erfahrung dazu dienen, einen Artikel für eine künftige Encyclopädie zu verfassen, wie man es jenseits mit Versprechungen gegen Katholiken zu halten pflegt.

III.

Die neuere Philosophie.

Achter Artikel.

Vor nicht langer Zeit rief eine Stimme in die Welt hinein: „Wenn Hegel unwahr gesprochen, so sollte man es beweisen, die Verdächtigungen mögen wegbleiben.“ Dieß Wort nehmen wir auf, diesem Rufe wollen wir begegnen. Nicht mit äußern Gründen wollen wir um die hegelsche Philosophie herumgehen, um etwa hier oder dort eine Bresche zu zu machen; nein, in ihrem Fundamente, ihrem Mittelpunkt, im Herzen selbst wollen wir sie angreifen. Beweisen wollen wir die gänzliche Gehaltlosigkeit dieses Systems mit Gründen, die jeder denkende Mensch einsehen kann und muß, ja, wenn es menschlicherweise möglich wäre, eingewurzelte Vorurtheile abzulegen, so müßten selbst die alten, eingerosteten Schüler Hegels bekennen, daß, was sie für Wahrheit genommen, ein leeres Hirngespinnst gewesen.

Wenn es sich mit dem menschlichen Wissen wirklich so verhielte, wie uns Hegel versichert, so könnten wir getrost auf alle Wahrheit, alles Wissen, ja auf das Denken selbst, Verzicht leisten. Aber so groß ist die Gewalt, die kräftige Geister auf ihre Umgebung und ihre Mitwelt ausüben, daß sie stets eine Anzahl untergeordnete Geister, selbst durch Sophismen, blenden, und in ihre Attractions-Sphäre hineinziehen. Diese, der Ueberlegenheit des Meisters huldigend, halten es nunmehr für unmöglich, daß ein so großer Geist

irren könne, selbst da, wo er der menschlichen Vernunft Hohn spricht.

Der Pantheismus hatte schon in Deutschland eine bedeutende Parthei gewonnen, als Hegel es unternahm, dieß System logisch zu begründen. Der jugendlich begeisterte Stifter der Naturphilosophie hatte viele junge aufstrebende Geister um sich versammelt, die den poetischen Schwung des Lehrers theilend, sich mit Phantasie und Gefühl an ihn anschlossen; und die sich, zumal in das unendliche Leben der Natur, als ein göttliches versenkten. Von einer eigentlich logischen Begründung war wenig die Rede. Was davon im System des transcendentalen Idealismus vorkommt; was darin gelehrt wird von den beiden entgegengesetzten Thätigkeiten des Ichs, der bewußtlosen und bewußten, war der Wissenschaftslehre entlehnt, und ein bloßes Postulat, zum Behuf der Construction. Beide Thätigkeiten wurden als anfänglich bewußtlos angenommen, es war in ihnen ein Ringen der Natur nach Bewußtseyn, nach Erkenntniß der Einheit ihres Wesens im Ich. So entstand das Identitäts-System, die Lehre von der wesentlichen Einheit des Ichs und des Nicht-Ichs mit allen seinen blendenden Korrolarien.

In diesem Zustande der Dinge trat der schon ältere Hegel, mit mancherlei positiven Kenntnissen ausgerüstet, in die Schule hinein. Ohne eigentliches Genie und Schöpferkraft, aber mit ungemeinem Scharfsinn und eiserner Beharrlichkeit begabt, nahm er sich vor, das System, das an der Tagesordnung war und ihm zusagte, mit dem schweren Harnische strenger logischer Deductionen auszurüsten, um es so für alle Zukunft sicher und fest zu stellen. Mit Negationen, wie mit Stacheln umgeben, möge es künftig jeden Angriff abwehren, und mit dem noli me tangere seine Gegner zu Boden werfen. Diese stachliche Kraft pflanzte sich in der Schule fort, und die neuen Logiker stehen immer schlagfertig da, um ihre Widersacher mit der scharfen Rüge dialectischer Unfähigkeit zudurchbohren.

Seit Kant, dem eigentlichen Stifter der jetzigen herrschenden Schule in Deutschland, war es angenommen, das Denken habe nur einen subjectiven Werth, und wisse von der Objectivität der Dinge wenig oder gar nichts. Daraus entspann sich die Ichheitslehre, welche das Daseyn einer objectiven Welt schlechthin leugnete, das ganze Universum sey weiter Nichts als der Wiederschein des eignen Ichs. Schelling retablirte die objective Wahrheit des Denkens, jedoch unter der Voraussetzung des identischen Wesens aller Dinge; Denken und Seyn wären nicht blos übereinstimmend, sondern schlechthin Eins und Dasselbe, von zwei Seiten betrachtet.

Auf diese Idee ging Hegel ein, aber die bisherige Beweisführung der behaupteten absoluten Identität des Ichs und der Natur genügte ihm nicht. Sie müsse im Denken selbst nachgewiesen werden, auf solche Weise, daß jeder vernünftige Mensch, der auf die Natur seines eigenen Denkens einzugehen vermöge, auch eingestehn müsse: daß zwischen dem formellen Denken und dem reellen Seyn schlechterdings kein Gegensatz statt fände. Sobald dieß also bewiesen war, konnte man füglich die Metaphysik in Logik umtaufen; denn die bisher formelle Logik war nunmehr reelle Wissenschaft geworden. Alle Gegensätze waren ohnedem schon miteinander ausgesöhnt, die Identität umfaßte schon mit ihren weiten Armen die ganze Welt als ihr eigenes Selbst; das Ich drückte die Natur, den Säugling ihrer bewußtlosen Poesie, an ihr mütterliches Herz. Was aber Schelling, als begünstigtem Sonntagskinde (Ausdruck Hegels), zum Angebinde gegeben worden, wollte Hegel, der rüstige Mann, im Schweiße seines Angesichts gewinnen; und die Welt sollte nunmehr erfahren, daß Wahrheit sey, was das kindliche Gemüth in seiner Unschuld gesprochen.

Die Aufgabe Hegels war ihm demnach vorgezeichnet; es handelte sich darum, die absolute Einheit und Identität contradictorischer Gegensätze logisch zu beweisen. Was ihm aber hier im Wege stand, war die alte Logik des Griechen Ari-

stoteles, die nunmehr seit 2000 Jahren als richtig und wahr gegolten hatte, und von allen Philosophen als abstracter Ausdruck der nothwendigen Denkgesetze des menschlichen Geistes angenommen worden war. Diese bejahrte Logik mußte dann zuvor reformirt werden, um der neu einzuführenden Platz zu machen; welches um so nöthiger schien, da sie ohnedem durch die Länge der Zeit abgenutzt und unbrauchbar geworden war; „denn", versichert uns Hegel, „die substantielle Form des Geistes habe sich seitdem verändert". (Einl. in die Logik.) Das heißt in den Ausdrücken seiner Schule, der Menschengeist sey seitdem ein Anderes geworden; denn das, was seine substantielle, wesentliche Form ändert, ist nicht mehr das, was es vorhin war. Wie aber kann es anders seyn? alles in der Welt ändert sich, warum denn soll nicht auch der Menschengeist ein anderer werden. Da aber dies, wie uns Hegel garantirt, geschehen ist, so bedarf natürlicherweise der wesentlich umgestaltete Geist auch eine wesentlich veränderte Logik.

Damit uns aber nicht zur Last gelegt werde, daß wir die Gedanken Hegels willkührlich verunstalten, so wollen wir den Meister selbst reden lassen: „Kant preist die Logik, nämlich das Aggregat von Bestimmungen und Sätzen, das im gewöhnlichen Sinne Logik heißt, darum glücklich, daß ihr vor andern Wissenschaften eine so frühe Vollendung zu Theil geworden sey; seit Aristoteles habe sie keinen Rückschritt gethan, aber auch keinen Schritt vorwärts, das Letztere deßwegen, weil sie allem Anschein nach geschlossen und vollendet zu seyn scheine. „Wenn aber", heißt es weiter, „die Logik seit Aristoteles keine Veränderung erlitten hat, so ist daraus zu folgern, daß sie um so mehr einer totalen Umänderung bedürfe; denn ein zweitausendjähriges Fortarbeiten des Geistes muß ihm ein höheres Bewußtseyn über sein Denken und über seine reine Wesenheit in sich selbst verschafft haben" (Einl. XX).

Die alte Logik wird somit nach ihren vieljährigen Dien-

sten in Gnaden entlassen; sie könne dem nunmehr eingetretenen höhern Bewußtseyn keine Dienste weiter leisten. Mit einander bestehen könne die alte und die neue Logik auch nicht. Ist die neue Logik in ihrem guten Rechte, so mag die alte sehen, wo sie bleibe; ist aber hier die Wahrheit auf Seite des Griechen und aller, die mit ihm halten, so ist die Unwahrheit auf Seite des Schwaben und aller, die seiner Meinung sind. Zwischen der alten und neuen Logik ist ein radicaler Widerspruch.

Was behauptet nun der alte Heide Aristoteles, was ist es, von dem er lehrt, daß es die unumgängliche Bedingung alles Denkens und alles Wissens sey? Er besteht fest darauf: daß jedes Ding, jede Vorstellung, jeder Gedanke (man nehme es objectiv oder subjectiv) nothwendig sich selbst gleich sey. Er gibt es nimmermehr zu, daß Etwas das Gegentheil, die Negation seiner selbst seyn könne. Dieser Grundsatz der alten Logik hat seitdem gegolten; bis auf Hegel war man davon fest überzeugt, daß alles Wissen schlechthin unmöglich sey, wenn ein Ding das Gegentheil seyn könne, von dem, was von ihm ausgesagt wird. Denn wenn das, was schwarz ist, auch zugleich weiß seyn kann; wenn das Gerade eben auch krumm seyn kann; wenn die Kugel auch ein Würfel ist, so hat alles Denken ein Ende und jede Bejahung ist im Grunde eine Ironie.

Welcher ist nun der Grundsatz der neuen Logik? Die diametral entgegengesetzte Behauptung: A l l e s S e y n u n d a l l e s W e s e n i s t n o t h w e n d i g d a s G e g e n t h e i l s e i n e r s e l b s t. Und um diesen Gegensatz der neuen Logik in bestimmten Worten des Erfinders auszudrücken, so schlage man das dritte Kapitel des ersten Theils der hegelschen Logik auf. Daselbst wird man am Ende des dritten Abschnitts finden: „D a s S e y n, i n d e m e s i s t, d a s n i c h t z u s e y n, w a s e s i s t, u n d d a s z u s e y n, w a s e s n i c h t i s t; — a l s d i e s e e i n f a c h e N e g a t i v i t ä t s e i n e r s e l b s t, i s t d a s

Wesen". Daß demnach ein radicaler Widerspruch zwischen der alten und neuen Logik obwalte, wird keinem denkenden Menschen entgehen können. Die alte Logik behauptet, jedes Wesen, möge es Bestimmungen haben, welche es wolle, sey nothwendig sich selbst gleich. Die neue Logik erwiedert hierauf: „Du lügst, denn das ist eben der Begriff des Wesens, daß es ist, was es nicht ist, und daß es nicht ist, was es ist. Und wenn du, o Mensch! dieß gutmüthig annimmst, so wirst du sehen und erfahren, zu welcher wunderbaren Wissenschaft ich, die neue Logik, dich führen werde. Schauen sollst du von nun an, was du bisher weder geglaubt noch begriffen, daß das Unendliche endlich, und das Endliche unendlich ist; daß Gott die Welt, und die Welt Gott ist; daß das Seyn nichts, und das Nichts seyn ist, und dein Herz wird darob viel Trost und Freude genießen".

Eine wahre Schmach aber wäre es für die neue Logik, wenn sie uns hier mit leeren Behauptungen abfertigen und Machtsprüche aufdringen wollte. Ist in der Welt Jemand frei, so ist es der Philosoph, der nichts annimmt, als was ihm seine eigene Vernunft lehrt. Der scharfsinnige Schöpfer der neuen Logik weiß dieß eben so gut, und besser, als jeder andere. Wir wollen ihn hören, und wahrnehmen, welchergestalt er jeden denkenden Kopf dahin führt, daß er den Grundsatz der neuen Logik, so zu sagen, in seinem eigenen Busen ertappe.

Seit Aristoteles war es von allen Denkern angenommen, daß eine Beweisführung, die ins Unendliche ginge, keine Beweisführung sey, sondern daß sie einen Anfang haben müsse, ein Princip, von dem sie ausgeht. Dem ist aber nicht so: „In neuern Zeiten meinte man, der Anfang der Philosophie müsse entweder ein Vermitteltes oder ein Unmittelbares seyn, und es ist leicht zu zeigen, daß er weder das Eine, noch das Andere seyn könne; somit findet die eine oder die andere Weise des Anfangens ihre Widerlegung (Log. 1ster Theil,

S. 7). Wie fängt denn der Logiker an? Er fängt mit dem Anfang an, und nichts ist billiger, denn wollte er mit dem Ende anfangen, so hörte dieß offenbar auf, das Ende zu seyn, und würde somit Anfang. Es ist also schlechterdings nothwendig, daß die Philosophie mit dem Anfang anfange.

Nunmehr tritt aber die große Frage ein, wie es denn mit diesem großen Anfange beschaffen sey? Jemand möchte hier voreilig darauf verfallen, daß er meinte, man müsse mit Etwas anfangen. Nimmermehr. „Daß der Anfang Anfang der Philosophie ist, daraus kann nun keine nähere Bestimmung oder ein positiver Inhalt für denselben genommen werden. Denn die Philosophie ist hier im Anfange, wo die Sache selbst noch nicht vorhanden ist". (Das. S. 11.) Man beherzige diese Worte wohl; die Sache, die im Anfange ist, ist noch nicht, denn sie soll so eben anfangen. Auch die Philosophie ist im Anfange, sie existirt noch nicht, sie ist aber auf dem Wege anzufangen. Was daraus später wird, das wird man schon sehen.

Die Philosophie ist das reine Wissen, und hier schon zeigt es sich vorläufig, daß das reine Wissen, und somit die Philosophie, die Negation ihrer selbst ist. „Das reine Wissen gibt nur diese negative Bestimmung, daß es der abstracte oder absolute Anfang seyn soll". Wir sind noch immer im Anfange, und der Anfang ist nichts, und das reine Wissen ist im Anfange, und ist auch nichts. Erst dann, wenn das Nichts Etwas geworden, wird sich das reine Wissen verherrlichen, denn es war Nichts, und ist nunmehr Etwas geworden. Wenn aber das Nichts Etwas geworden, so ist es ein Seyn, und was ein reines Nichts war, ist dann ein reines Seyn geworden, die Sache ist sonnenklar. Aber das wolle man sich merken: daß das reine Seyn auch ein reines Nichts ist; denn das reine Seyn entspringt unmittelbar aus dem reinen Wissen, aber das reine Wissen ist nichts, denn es hat noch nicht angefangen; darum ist auch das reine

Seyn nichts, denn es ist der Gegenstand des reinen Wissens. Möge sich der Geist hier drehen und wenden wie er will, es ist Nichts und bleibt Nichts.

Dieß wird uns sehr nachdrücklich ans Herz gelegt: „Insofern das reine Seyn als der Inhalt des reinen Wissens genommen wird, so hat dieses von seinem Inhalte zurückzutreten, ihn für sich selbst gewähren zu lassen und nicht weiter zu bestimmen". (Das.). Dieß begreift man: Das reine Seyn ist der reine Inhalt des reinen Wissens; das reine Seyn soll aber auf den Inhalt Verzicht leisten, und ihn seinen eigenen Weg gehen lassen. Daraus folgt, daß das reine Seyn keinen Inhalt, und daß das reine Wissen des reinen Seyns keinen Gehalt hat. Wie aber das reine Seyn seinen verlornen Inhalt wieder finde, davon werden wir bald ein Mehreres hören, „Sonst ist auch nicht Etwas, oder irgend ein Inhalt vorhanden, der gebraucht werden könnte, um damit den bestimmtern Anfang zu machen". (Das. S. 12.) Den ersten Inhalt des Seyns, der vielleicht brauchbar gewesen, um einen Anfang daraus zu machen, haben wir fahren lassen; und sonst ist auch nichts zum Behuf des Anfangs, und wer hier stehen bliebe, dem möchte um den Anfang bange werden; denn wir sind nichts und haben nichts, und dennoch sollen und müssen wir anfangen.

Bald aber eröffnen sich erfreulichere Aussichten. Wir haben nämlich das Nichts mit dem reinen Nichts verwechselt. Das Nichts ist nicht das reine Nichts, wir wollen Hegel selbst hören: „Es ist noch Nichts, und es soll Etwas werden. Der Anfang ist nicht das reine Nichts (wie wir bisher zu verstehen glaubten), sondern ein Nichts, von dem etwas ausgehen soll, es ist zugleich das Seyn in ihm enthalten". (Das.) Hier geht, so zu sagen, das Licht auf in der Finsterniß; der Anfang war nichts, er hatte auf alles Seyn verzichtet; hohl und leer stand er da in seinem gespenstischen, seyenden Nichtseyn. Näher hinzutretend gewahren wir, daß

er wirklich das Seyn in sich enthält; eine freudige Ueberraschung! Wir wußten es nicht, aber: „Der Anfang enthält also beides, Seyn und Nichts; ist die Einheit von Seyn und Nichts — oder Nichtseyn, das zugleich Seyn, und Seyn, das zugleich Nichtseyn ist". (Das.)

Wir sind hier beim Wendepunkt der neuen Logik angelangt; wir haben den Standpunkt errungen, von wo aus wir in die Tiefe der neuen Logik hineinblicken, und deutlich sehen, wie das Seyn Nichts, und das Nichts Seyn ist. Wir sind beim Anfang angelangt, einen Begriff, dem alten Januskopfe ähnlich. Er hat zwei Gesichter: sieht man ihn von der einen Seite, so ist er nichts; dreht man ihn um, und sieht man ihn von der andern Seite, so ist er etwas. Ueber dieß räthselhafte Wesen, welches, so wie man die Hand umdreht, bald Seyn, bald Nichts ist, wollen wir auch die alte Logik hören; sie mag auch ihr Recht vertreten, sie verdient wohl, gehört zu werden, denn sie hat so lange und so treu gedient. Diese nun möchte so oder auf ähnliche Weise sprechen:

Alle unsere Begriffe sind endlich und relativ, sie werden auf einander bezogen, und in dieser Beziehung von einander unterschieden wegen der an ihnen haftenden Verschiedenheit des Inhalts. Ohne unterscheidende Bestimmungen ist es unmöglich, einen Begriff zu fixiren, und so nothwendig ist dieß Gesetz unseres Denkens, daß es noch in den höchsten Abstractionen fortbesteht, und selbst in der Idee des Seyns als Gegensatz des Nichtseyns sich offenbart. Es ist uns unmöglich, die Idee des Seyns anders, als im Gegensatz des Nichtseyns zu denken, und wenn es, wie die neue Logik behauptet, wahr wäre, daß diese beiden Ideen in der höchsten Abstraction sich identificiren, so würden sie sich gegenseitig vernichten. Entweder wären dann diese beiden Begriffe ununterscheidbar, oder das Nichtseyn vernichtet das Seyn, und es ist Nichts, oder das Seyn verschlingt das Nichtseyn, und alles ist Seyn.

Dieses Gesetz findet auch seine Anwendung auf den Begriff des Anfangs. Es ist schlechthin unwahr, zu behaupten, daß der Begriff Anfang die Syntheses ist von Seyn und Nichts, zwei Begriffe, die sich gegenseitig vernichten. Was hier wahr, ist: daß der Begriff Anfang, in seiner abstracten Allgemeinheit, sich auf ein Moment bezieht, wo das Anzufangende noch nicht war. Vor dem Anfang war nichts, und nach dem Anfang ist Etwas; das Nichts geht nicht ein als Element in das Etwas, es ist die bloße Beziehung auf ein früheres Moment, um das Etwas von dem Nichts zu unterscheiden. Dieselbe Beziehung findet bei allen relativen Begriffen statt. So bezieht das Licht sich auf die Finsterniß, die Finsterniß auf das Licht. Wenn, wie behauptet wird, wegen dieser Beziehung die Identität beider Begriffe geschlossen werden mußte, so wäre weder Licht noch Finsterniß, denn sie würden sich gegenseitig aufheben und vernichten. So ist endliches nur in Beziehung auf Unendliches, Einheit nur in Beziehung auf Vielheit; werden diese Gegensätze identificirt, so hören die Begriffe selbst auf, und wir denken weder Endliches noch Unendliches, weder Einheit noch Vielheit.

Der Grundsatz der hegelschen Logik, welcher den Satz des Widerspruchs vernichtet, ist somit das Grab alles Denkens. Wird die Identität sich widersprechender Begriffe behauptet; so gibt es im Gebiete menschlicher Begriffe keine Wahrheit, die man nicht vernichten, keinen Irrthum, den man nicht behaupten kann. Denn Wahrheit und Irrthum beziehen sich auf einander, wie Seyn und Nichtseyn. Sind nun diese Begriffe identisch, so ist die Wahrheit Irrthum, und der Irrthum Wahrheit; und es steht in unserem Belieben, die Sache von dieser oder jener Seite anzusehen, das heißt die Wahrheit als Irrthum zu nehmen, oder den Irrthum als Wahrheit zu behaupten.

Woher rühren aber diese radical entgegengesetzten Grundsätze der alten und neuen Logik? ist etwa Hegel, den Gesetzen

des Denkens nachforschend, zu Prämissen gelangt, die denen des Aristoteles diametral entgegen sind? Keinesweges: Hegel hatte, als er seine sogenannte Logik anfing, schon sein vorgefaßtes System von der Identität aller Dinge; und um sein System zu vertheidigen, mußte die Logik, wie sie bisher, seit Plato und Aristoteles, bestanden, aufgeopfert werden. Die denkende Welt sollte durch dialectische Künste dahin gebracht werden, alle bisher für wahr anerkannten logischen Gesetze fahren zu lassen, und dafür neue anzunehmen; die wahrhaft undenkbar sind. Es wird mit Nichts angefangen, und daraus soll Etwas werden, und damit der unendliche Abstand zwischen dem Nichts und Etwas übersprungen und verwischt werde, wird aus dem Nichts das Etwas, und aus dem Etwas das Nichts deduzirt. Das Nichts ist Seyn und das Seyn ist nichts.

Nachdem Hegel auf diese Weise seinen Standpunkt fixirt hat, bauet er darauf fort, und deduzirt folgerichtig die Identität aller Wechselbegriffe; denn alles, was sich auf einander bezieht, ist dem Wesen nach Eines. So wird denn auch Denken und Seyn, Ich und Nichtich gleichgesetzt; denn es sind Wechselbegriffe, und die Logik wird in Metaphysik verwandelt. Wird nämlich die Identität des Seyns und Nichtseyns angenommen, so sind wir auch befugt, subjectives Denken und objectives Seyn als gleiche Faktoren zu setzen. Sie sind zwar der Form nach verschieden, es ist Seyn und Andersseyn, aber dem Wesen nach sind sie gleich.

Nehmen wir den verlorenen Faden wieder auf, um wo möglich die hegelsche Dialectik noch besser kennen zu lernen. „Seyn und Nichts sind im Anfange als unterschieden vorhanden; denn er (der Anfang) weißt auf etwas anderes hin — er ist das Nichtseyn, das auf das Seyn als auf ein anderes bezogen wird; das Anfangende ist noch nicht, es geht erst dem Seyn zu“. Diese Behauptung müssen wir geradezu umkehren, wenn sie als wahr gelten soll. „Der Anfang“, wird gesagt, „ist ein

Nichtseyn was auf ein Seyn bezogen ist". Wir aber behaupten gerade das Gegentheil, und sagen: der Anfang ist ein Seyn, das auf das Nichtseyn bezogen wird. Und wenn Hegel hinzusetzt, das Anfangende ist noch nicht; so sagen wir, das Anfangende ist schon; denn wenn es nichts wäre, so hätte es noch nicht angefangen. Um aber aus dem Nichts das Etwas abzuleiten, mußte Hegel den Satz umkehren, und vom Anfangenden behaupten, daß es nicht sey. Auf die Weise wird die Negativität des Seyns in das Seyn selbst versetzt; und seine ganze negative Philosophie nimmt hier ihren Anfang. Nachdem er aber einmal die Negation als Element in das Seyn eingeführt hat, so kann er getrost fortfahren. „Zugleich enthält der Anfang das Seyn; aber als ein solches, das sich von dem Nichtseyn entfernt oder es aufhebt, als ein ihm entgegengesetztes". Dieß ist der wahre Begriff des Anfangs, der aber den zuerst aufgestellten aufhebt und vernichtet. Denn der Anfang ist in der That ein Seyn, das sich auf ein Nichtseyn bezieht.

Jetzt aber bitten wir den Leser auf das, was folgt, seine ganze Aufmerksamkeit zu richten, und uns aufrichtig zu sagen, ob er im Stande sey, die folgende Behauptung wirklich zu denken: „Ferner aber ist das, was anfängt, schon, eben so sehr ist es auch noch nicht" (Log. 13). Ist es möglich, fragen wir, zu denken, das Etwas, was schon ist, eben so sehr nicht ist; denn wofern dieß so ist, so hat alles Denken ein Ende. Man möge denken, was man wolle, abstracte oder concrete Begriffe, und wenn es sich dann findet, daß, was sie denken, eben so sehr nicht ist, wie es ist, so wären wir begierig zu wissen, was sie dennoch denken, oder ob sie überhaupt denken. Aber werden uns die Schüler erwidern, es ist hier nur von dem Begriff Anfang die Rede; wir fragen sie aber: ob der Begriff Anfang denkbar ist, ohne ein Anfangendes, und wenn das Anfangende eben so sehr nicht ist, als es ist, so hat fürwahr nichts angefangen, und der abstracte Begriff des Anfangs ist undenkbar. Gibt man aber

die obigen Worte zu, die in der That alles menschliche Denken aufheben, so kann Hegel getrost also fortfahren: „Seyn und Nichtseyn sind also in ihm (dem Anfang) in unmittelbarer Vereinigung, oder er ist ihre ununterschiedene Einheit“.

So ist denn der Grundstein der ganzen hegelschen Logik: Ein Begriff ist aufgefunden worden, der des Anfangs, und dieser Begriff ist die ununterschiedene Einheit des Seyns und des Nichts. Tantae molis erat, romanam condere gentem! Von nun an geht das Beweisen rascher vorwärts: „Die Analyse des Anfangs gäbe somit den Begriff der Einheit des Seyns und des Nichtseyns“. — „Dieser Begriff könnte als die erste, reinste Deduction des Absoluten angesehen werden“. Und warum nicht; es gibt nichts Absolutes außer dem menschlichen Denken, und das menschliche Denken fängt mit dem Anfang an, oder mit der Einheit des Seyns und Nichts, also ist das Absolute die Einheit des Seyns und Nichts. Dieses kann nunmehr von zwei Seiten angesehen werden: von Seiten des Nichtseyns betrachtet, ist es Nichts, von Seiten des Seyns betrachtet, ist es Alles. Will man sich des Absoluten entledigen, so fasse man es von Seiten des Nichtseyns auf; glaubt man sich dessen bedürftig zu seyn, so besehe man es von Seiten des Seyns, dann ist es Alles, und der Seher selbst gehört dazu. Ein bequemeres System gibt es nicht, es ist dergestalt biegsam und elastisch, daß es sich nach Belieben formen und umformen läßt.

Da ferner der Begriff des Anfangs auch der Begriff des Werdens ist, welches ebenfalls die Einheit ist des Seyns und Nichtseyns, so ist das Werden auch das Absolute. Und da das Absolute auch hin und wieder, im Fortgange der Dialektik, Gott genannt wird, so ist das Werden die eigentliche Seynweise Gottes. Und was man sonst früher für die allgemeine Form des Endlichen hielt, daß es anfange und aufhöre, und alle Grade des Seyns durchliefe, das ist in dem

neuen Systeme die eigene Seynsweise Gottes. Er ist niemals, sondern Er wird immer, und metamorphosirt sich von einem Augenblicke zum andern. Und da dieß sich alles so verhält, so wird auch Heraclitus als der größte Philosoph des Alterthums gepriesen, weil nach ihm alles im Werden begriffen ist, und sonst kein unwandelbares Seyn ist. Parmenides dagegen, der das Nichtseyn vom Seyn unterschied, und vom ersten behauptete, das es Nichts ist, wird seiner Einseitigkeit wegen getadelt, weil er die Identität des Seyns und Nichts nicht begriffen habe.

Lassen wir aber den neuen Logiker fortfahren, um zu vernehmen, wie er sich aus dem leeren Anfang hinausarbeitet, und zu den concreten Begriffen gelangt. Der Anfang ist nichts Concretes, denn im Concreten sind Bestimmungen, die das Resultat vorangehender Bewegung ist. „Aber der Anfang soll nicht ein Resultat (das Ende) seyn. Was den Anfang macht, den Anfang selbst, ist daher als ein Nichtanalysirbares, in seiner einfachen, unerfüllten Unmittelbarkeit, also das Seyn, als das ganze Leere zu nehmen". (Das. S. 14.) Das ganz Leere ist aber das Nichts, also ist das Seyn als das ganz Leere das Nichts. Wir sollen also mit dem ganz Leeren, oder mit dem Nichts anfangen, weil das Nichts gleich Seyn ist. Hegel fängt demnach mit dem ausgeleerten Seyn an, denn das ausgeleerte Seyn ist ein Nichts; es hat keine Bestimmungen in sich. Das unbestimmte Seyn gleich dem Nichts, das ist klar.

Es bietet sich hier ein neuer Standpunkt an, um den Anfang und auch das Ende der hegelschen Logik zu begreifen. Es ist der Begriff des Leeren. Das Leere ist hier das Ausgeleerte, dasjenige, dessen Bestimmungen aufgehoben sind. Hat man von allen Bestimmungen abstrahirt, so bleibt Nichts, oder das reine Seyn. Daß das absolute Leere nichts ist, das wollen wir ihm zugeben, daß es aber reines Seyn, darüber erlauben wir uns einige Bemerkungen.

Jede concrete Bestimmung hat ein Seyn, denn sie existirt. Von den concreten Bestimmungen soll abstrahirt werden, und es bleibt uns das Seyn als das Leere. Die Bestimmung soll aufgehoben werden, das Seyn gleich Nichts aber bleiben. Das Concrete aber ist ein bestimmtes Seyn, oder eine bestimmte Seynsweise. Verschwindet das Concrete, so verschwindet auch dessen Seyn, denn es ist nichts, als das bestimmte Seyn. Werden also alle denkbare Bestimmungen aufgehoben und vernichtet, so ist das Residium nicht ein reines Seyn, sondern ein reines Nichts, ein caput mortuum im strengsten Sinne des Worts. Es ist daher eine durchaus unlogische, das heißt undenkbare Behauptung, daß, nachdem wir in Gedanken von allen Bestimmungen abstrahirt haben, das, was wir annoch denken, ein reines Seyn ist, da es im Gegentheil ein reines Nichts ist.

Aber möchte man erwidern, es bleibt denn doch das reine Denken, was nichts Bestimmtes denkt, oder das Denken, das sein eigener Gegenstand ist, das reine Ich. Aber davon will Hegel auch nichts wissen. Er gibt zwar zu, „daß das Ich die einfache Gewißheit seiner selbst ist. Aber“, fügt er hinzu, „das Ich ist ein concretes (das individuelle Bewußtseyn) oder Ich ist vielmehr das Concreteste, es ist das Bewußtseyn seiner, als unendlich mannigfaltiger Welt“. (Das. S. 15.) Dieß wird nur vorläufig, und so zu sagen im Vorbeigehen behauptet: „das Ich sey das Bewußtseyn seiner als unendlich mannigfaltiger Welt“. Diese Behauptung kommt in die neue Logik, es ist also eine logische Behauptung, es gehört also zu den Gesetzen unseres Denkens. Wir fragen aber jeden Denker, der nicht blindlings alles beschwört, was Hegel ohne weiteres behauptet, ob er sich seiner selbst als einer unendlich mannigfaltiger Welt bewußt ist; oder ob er nicht gerade das Gegentheil denkt, und sich seiner selbst als von einer unendlich mannigfaltigen Welt verschieden denkt, und gerade dadurch zum Bewußtseyn seiner selbst gelangt.

Was aber kann man von einer Logik halten, die mit

der Pretention auftritt, die des Aristoteles zu reformiren, weil das alte Bewußtseyn nunmehr ein höheres geworden, und sogleich mit Sätzen anfängt, die allem Denken schlechthin widersprechen. Zuerst wird uns zugemuthet, das Nichts als Seyn, und das Seyn als Nichts zu denken. Beiläufig wird uns zu verstehen gegeben, daß wir uns selbst als einer unendlich mannigfaltigen Welt bewußt sind. Und damit wir uns nicht etwa durch religiöse Vorurtheile blenden lassen, wird uns noch die trostreiche Versicherung gegeben, daß die Idee dieses reinen, leeren Seyn gleich Nichts die erste Idee ist, die wir von Gott haben. Denn, „was über das Seyn ausgesprochen, oder enthalten seyn soll, in den reichern Formen vom Absoluten, oder Gott, das ist im Anfange nur leeres Wort, und nur Seyn (gleich Nichts). Dieß Einfache, das sonst keine weitere Bedeutung hat, dieß Leere ist also der absolute Anfang der Philosophie". (Das. S. 18.) Das Leere, absoluter Anfang der Philosophie, ist also auch die anfängliche Idee Gottes.

Von dieser erbaulichen Idee Gottes, als des Leeren, werden wir bald ein Mehreres vernehmen. Sie bereichert sich allmählig bis zum Inbegriff alles Daseyns, sie gestaltet sich zur Wirklichkeit einer unendlich mannigfaltigen Welt, gerade wie das individuelle Ich. Daher die tiefe religiöse Rührung und Andacht der echten Hegeliäner, ihre Liebe zu dieser reichbegabten Gottheit.

IV.

Briefliche Mittheilungen aus Preußen über das Ehescheidungsgesetz.

Von einem Protestanten.

Da die neue, schon seit vielen Jahren begonnene Revision der gesammten Gesetzgebung zu langsam vorschreitet, so ist diese Materie vorweg zur Hand genommen und namentlich ein neues Ehescheidungsgesetz in Berathung gebracht, von welchem nur so viel mit einiger Bestimmtheit verlautet, daß man die Gründe, aus denen bisher auf Scheidung geklagt und erkannt werden konnte, einschränken und schärfer bestimmen, daß man, wenn nicht den ganzen Scheidungs-Proceß dem weltlichen Gerichte entziehen und vor ein geistliches bringen, so doch den Einfluß der Geistlichen beim Sühnversuche verstärken, und den Richter nur wie in zweiter Instanz oder in der Art sprechen lassen wolle, wie er nach dem Verdict der Geschworenen das Urtel fällt, daß endlich in vielen Fällen, wo die Gerichte bis jetzt auf Scheidung erkennen, nur auf die Trennung von Tisch und Bett erkannt, beiden Theilen in diesem Falle keine anderweitige Verheirathung gestattet, wo aber die Scheidung wegen Ehebruches erfolge, dem schuldigen Theile unbedingt die Ehe mit der betheiligten Person untersagt werden solle. Dieses nicht sehr strenge Ehescheidungsgesetz würde ohne Zweifel längst vom Stapel gelaufen seyn, wenn die laxen und unchristlichen Grundsätze des allgemeinen Landrechts, an welche die gegenwärtige Generation sich einmal gewöhnt hat, nicht zu starke Vertretung fänden. Inzwischen bleibt es beim Alten, und die Leute schreiben dafür und dawider, und wenn es in der Wirklichkeit besser stehet, als die Befolgung der landrechtlichen Grundsätze erwarten lassen sollte, so stimmt man in den ehemaligen Ausruf des gegenwärtigen Justiz-Ministers von Savigny mit ein: „Unsere Sitten sind besser als unsere Gesetze“.

Diese Redensart hat ein anonymer Denkgläubige zugleich zum Titel einer Schrift über Ehescheidung und zum Schiboleth für die Gegner des neuen Ministers gemacht, von dessen strengen Grundsätzen man die

gebotenen Eidschwur spricht, nicht aber von eidlicher Betheuerung der Wahrheit, welche ein anderer verlangt, namentlich die Obrigkeit oder die die Wichtigkeit des Gegenstandes und der Ernst der Versicherung entschuldigt und fordert, oder wo die Wahrheit keine andere Bürgschaft für den Nichtglaubenden zu gewinnen vermag, weßhalb denn in der heiligen Schrift nicht nur die Apostel selbst eidliche Versicherungen abgeben, sondern auch Engel (Offenbrg. X. 6) und Gott selbst Schwüre ablegen. Eben so hat der Anonymus beim befohlenen Anbieten der Backe zum zweiten Streiche verschwiegen, daß Christus die eigenmächtige und willkührliche Wiedervergeltung des Bösen mit Bösem gemeint, und den Rath gegeben hat, lieber noch einmal zu dulden, als selbst zu rächen, wie denn Christus selbst dem Knechte, welcher ihm den Backenstreich gab, keineswegs gerade den andern Backen hinreichte, dagegen bereit war, dasselbe Unrecht lieber noch einmal zu dulden, als sich selber zu rächen. Eben so fälschlich verdrehet in der Anwendung ist die Berufung auf das Rechten um den Mantel, welches, wie der klare Zusammenhang lehrt, nichts anderes besagt, als daß man auch vor Gericht lieber Alles opfern, als durch eigene Rache die Liebe verletzen soll. Diese Verschweigung ist eine um so böslichere, als der Anonymus (S. 10) Christi klares Ehescheidungsverbot noch anders zu deuten versucht, also eine Ahnung davon hat, daß Christi aus dem Zusammenhange gerissene Worte nicht immer in ihrer nackten Bedeutung verstanden werden wollen.

Christus und die katholische Kirche, so hat er herausgebracht (S. 17), haben die Ehe nur vor der Rohheit und dem Unverstande heiligen, und das bis dahin als Sklavin des Mannes behandelte Weib vor der Willkühr des Mannes schützen wollen, indem sie das Verbot der Ehescheidung aussprachen. Was bei den Naturvölkern oder durch Depravation der Sitte bei gebildeten, morgenländischen Völkern nöthig geworden war, ist aber, so heißt es weiter, bei den gebildeten Nationen nicht nöthig gewesen. Denn bei allen abendländischen Nationen haben von jeher Ehescheidungen bestanden, nicht gebilligt zwar, aber zugelassen von der Sitte. Auch unter den christlichen Nationen ist es, wie unser Mann versichert, von jeher so gehalten worden, namentlich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Es geschah mit oder ohne Papst, für Geld und ohne Geld, nach Rom gesandt mit und ohne Ursachen. Die Lust, der Vortheil des Mächtigen, die Interessen der Familien und der Staaten seyen das Motiv gewesen. Ward Christus Gesetz, ruft unser Gewährsmann aus, gehalten, weil nur den Niedrigen verboten blieb,

ob irgend Etwelches Kirchliche außer einer solchen Verbindung gedacht werden könnte? Es folgt aus diesem Principe nur das alte Lirum Larum, daß die Kirche durchaus und überall vor dem Staate die Segel zu streichen, und allen Anspruch auf ein rechtliches Daseyn aufzugeben habe. In einer unumschränkten Monarchie kann also nach dieser Theorie ein Federzug des Souverains dem also precären Bestande jeder Kirche ein Ende machen, wenn es ihm einfällt, einen Conflict zu erblicken, worin die Kirche dem realen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft zu nahe kommt.

Eine solche despotische und tyrannische Doctrin und Moral, welche die lügenhafte Geschichtschreibung der Protestanten den Jesuiten anzuheften pflegt *), scheuet sich nicht, die freie Lehre der neuen Weisheit öffentlich als einen zweifelsfreien Grundsatz auszuposaunen. Der Grundsatz, daß das Kirchliche, wo es mit dem Staate in Widerspruch, sich vor letzterm beugen müsse, ist dem Verfasser zufolge geschichtlich dadurch anerkannt, daß es selbst da geschehen, wo die Kirche den höchsten Gipfelpunkt der Macht erreicht hatte. Demzufolge sey der Eid in allen christlichen Staaten eingeführt, obwohl er von Christus eben so streng als die Ehescheidung verworfen sey. Demgemäß wären ferner die Injurienprocesse zugelassen, obwohl geschrieben stehe: so dir Jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete die Linke auch dar, und Christi Mahnung, „so Jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel", ungeachtet, seyen Gesetzgebungen und Gerichte eingeführt, deren Haupt- und letzter Zweck ist, das Mein und Dein zu reguliren. Verglichen mit so vielen andern Geboten des Heilandes, wenn auch nur mit dem einen: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, nehme das Verbot der Ehescheidung einen unbedeutenden Rang ein. Mit der Hinweisung auf andere Gebote und Verbote Christi streuet indessen unser Denkgläubige oder Denkungläubige, um mich eines Ausdrucks des gemeinen Lebens zu bedienen, den kurzsichtigen Bibellesern Sand in die Augen. Er ist nicht redlich genug, zu bemerken, daß Christus nur vom leichtfertigen und selbstan-

*) Welches Geschrei haben, wie hier nur gelegentlich zu bemerken, die protestantischen Jesuito-Koraxe über die angebliche Lehre der Gesellschaft Jesu vom erlaubten Tyrannenmorde angestimmt? Aber keinem ist gegenwärtig gewesen, wie Luther einst gesprochen: Regenten, Fürsten und Herrn, die dem Geschwärm, dem römischen Sodoma zugehören, soll man mit allerlei Waffen angreifen und in ihrem Blute die Hände waschen.

gebotenen Eidschwur spricht, nicht aber von eidlicher Bethenrung der Wahrheit, welche ein anderer verlangt, namentlich die Obrigkeit oder die die Wichtigkeit des Gegenstandes und der Ernst der Versicherung entschuldigt und fordert, oder wo die Wahrheit keine andere Bürgschaft für den Nichtglaubenden zu gewinnen vermag, weßhalb denn in der heiligen Schrift nicht nur die Apostel selbst eidliche Versicherungen abgeben, sondern auch Engel (Offenbrg. X. 6) und Gott selbst Schwüre ablegen. Eben so hat der Anonymus beim befohlenen Anbieten der Backe zum zweiten Streiche verschwiegen, daß Christus die eigenmächtige und willkührliche Wiedervergeltung des Bösen mit Bösem gemeint, und den Rath gegeben hat, lieber noch einmal zu dulden, als selbst zu rächen, wie denn Christus selbst dem Knechte, welcher ihm den Backenstreich gab, keineswegs gerade den andern Backen hinreichte, dagegen bereit war, dasselbe Unrecht lieber noch einmal zu dulden, als sich selber zu rächen. Eben so fälschlich verdrehet in der Anwendung ist die Berufung auf das Rechten um den Mantel, welches, wie der klare Zusammenhang lehrt, nichts anderes besagt, als daß man auch vor Gericht lieber Alles opfern, als durch eigene Rache die Liebe verletzen soll. Diese Verschweigung ist eine um so böslichere, als der Anonymus (S. 10) Christi klares Ehescheindungsverbot noch anders zu deuten versucht, also eine Ahnung davon hat, daß Christi aus dem Zusammenhange gerissene Worte nicht immer in ihrer nackten Bedeutung verstanden werden wollen.

Christus und die katholische Kirche, so hat er herausgebracht (S. 17), haben die Ehe nur vor der Rohheit und dem Unverstande heiligen, und das bis dahin als Sklavin des Mannes behandelte Weib vor der Willkühr des Mannes schützen wollen, indem sie das Verbot der Ehescheidung aussprachen. Was bei den Naturvölkern oder durch Depravation der Sitte bei gebildeten, morgenländischen Völkern nöthig geworden war, ist aber, so heißt es weiter, bei den gebildeten Nationen nicht nöthig gewesen. Denn bei allen abendländischen Nationen haben von jeher Ehescheidungen bestanden, nicht gebilligt zwar, aber zugelassen von der Sitte. Auch unter den christlichen Nationen ist es, wie unser Mann versichert, von jeher so gehalten worden, namentlich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Es geschah mit oder ohne Papst, für Geld und ohne Geld, nach Rom gesandt mit und ohne Ursachen. Die Lust, der Vortheil des Mächtigen, die Interessen der Familien und der Staaten seyen das Motiv gewesen. Ward Christus Gesetz, ruft unser Gewährsmann aus, gehalten, weil nur den Niedrigen verboten blieb,

was den Mächtigen möglich wurde? konnten diese Ausnahmen Kraft und Ansehen des Gesetzes stärken? Cur non mi domine ist hierauf zu entgegnen. Es ist ja ein alter bekannter Satz: keine Regel ohne Ausnahme, Exceptio firmat regulam. Eben die Umstände, welche die Mächtigen nöthig hatten, um sich über das Kirchengesetz hinwegzusetzen, beweisen, daß dasselbe in guter Wirksamkeit stand. Und zu welcher Zeit haben die durch Ansehen, Stellung, Geist und Geld Mächtigen nicht die Gesetze, nicht nur der Kirche, sondern des Staates und der Sittlichkeit zu übertreten, und mit ihrem Uebergewichte die Folgen zu bemänteln gewußt? Haben aber der Heiland der Menschheit und die katholische Kirche aus einem sittlichen Motive der Ehescheidnug sich widersetzt, so ist, da sittliche Principien ewig und nothwendig sind, gar keine Veranlassung und Entschuldigung vorhanden, von dem aus diesen Motiven hervorgegangenen Gesetze abzugehen, zumal, da selbst nach der eigenen Darstellung unseres Gegners die Ehescheidung nirgends gebilligt, sondern nur zugelaslassen ist von der Sitte. Etwas blos Zugelassenes kann denn doch wohl nur einen precären Bestand, nicht aber eine Berechtigung behaupten.

Mit den bisherigen Bemerkungen wähnt der Unbekannte die Einwendung widerlegt zu haben, daß zum Heil des kirchlich-religiösen Gedeihens des Staates ein strengeres Ehescheidungsgesetz in Preußen erfordert werde. Wegen ihrer Großartigkeit würde man die Naivität dieses Wahns eine Art Frechheit nennen können, wenn nicht dieß Wort ein Bewußtseyn der Unhaltbarkeit seiner Sache voraussetzte. Von dieser hat aber der Gute auch nicht die mindeste Ahndung, vielmehr begleitet ihn die frischeste Zuversicht der Unwiderleglichkeit. Es würde wider die Grundsätze des Vereins gegen Thierquälerei verstoßen, welchem Schreiber dieses angehört, wenn er in der Argumentation des Anonymus alle schwachen Seiten aufdecken, und die totale Nichtigkeit seines Raisonnements in den Details darthun wollte. Es ist nicht wohl gegen eine Ansicht zu argumentiren, welche sich noch keine Rechenschaft darüber abgegeben, noch keine Einsicht darin verschafft hat, wie Staat und Kirche sich zu einander verhalten, was ein christlicher Staat ist, und wie er die Aufgabe der Christlichkeit zu lösen hat. Das mechanische Auseinanderreißen beider Institute und das Versetzen gegen einander in Opposition, ist ein klarer Beweis noch nicht genugsamen Nachdenkens und eines großen Mangels an Erleuchtung in der Materie, worüber er hier zu discutiren sich herbeigelassen. Ihm ist es nicht klar geworden, daß der Staat, welcher die Christlichkeit in sein Princip aufgenommen, mit der Kirche niemals in Zwiespalt gerathen kann,

wenn beide schaffen, was ihres Amtes ist. So hat ihm denn auch entgehen müssen, wie ein christlicher Staat nicht anders seine Aufgabe erreichen kann, als wenn die Wahrheit des Christenthums der Quell aller seiner Lebensfunctionen ist, wie er mit dem Geiste Christi alle seine Institutionen zu durchdringen hat, und wie dieser überall das gestaltende Princip des Einzelnen und Ganzen werden muß. Er hat deßhalb gar keine Ahnung davon, wie dieß vornämlich in der Ehe zu realisiren ist. Nur der christliche Staat vermag den Begriff einer christlichen Ehe zu fassen, und demselben zur Verwirklichung zu verhelfen.

Da dem Anonymus nun alle diese Elemente abgehen, so kann ihm vor der Hand nur erst gerathen werden, sich darüber ins Klare zu setzen, wozu ihm das in diesen Blättern schon erwähnte Klee'sche Kirchenrecht wenigstens in Beziehung auf die Ehesachen, als Leitfaden empfohlen werden kann, so sehr dasselbe vom Standpunkte der katholischen Kirche aus sich sonst von subjectiven Begriffen und selbstgemachten Irrlichtern an den Moor des Irrthums mag haben verlocken lassen. Hier wird er überzeugend nachgewiesen finden, wie vor dem Bewußtseyn der christlichen Kirche gar kein Zweifel seyn kann, daß außer der Lösung durch den Tod keine Lösung der Ehe statthaft, und mithin vor dem Tode des andern ausgeschlossen ist. „Also stehet die Sache des Mannes mit seinem Weibe" (sagt Klee, welcher nothgedrungen die Wahrheit der katholischen Kirche, in Bezug auf die Ehescheidung, anerkennen muß), „und obschon dieses Wort nicht Jedermann faßt, so bleibt es doch nicht weniger in seiner ewigen Wahrheit. Und darum ist es die Aufgabe der Kirche und des christlichen Staates, diese *) in den reformatorischen Bewegungen untergegangene Wahrheit wieder aus dem Schutte aufzurichten, und so für die christliche Lebensordnung den Grund und Boden wieder zu gewinnen, der allein der hereindringenden Unsittlichkeit und Unchristlichkeit den rechten Damm entgegensetzen kann". Der unschuldige Anonymus hat sich wohl nicht träumen lassen, daß in unsern Tagen ein protestantischer Kirchenrechtsgelehrter und preußischer Staatsbeamter also seine Stimme werde erheben können. Wir können ihn also in puncto der Christlichkeit oder Unchristlichkeit der Ehescheidung, mit dem alten Spruche unserer Eltern entlassen, welche, wenn wir vorlauten Knaben in ihre ernsten Ueberlegungen mit unserm ungefiederten Votum hineinfielen, uns entgegneten: Geh' erst hin und lerne was. Dann komm wieder und sprich mit.

*) Wie so manche andere.

V.

Die Rede des Freiherrn von Maucler und die Angelegenheiten der Katholiken Würtembergs.

Die Rede des Freiherrn von Maucler beginnt mit der Frage, ob die Motion des Bischofs ein Gegenstand der Berathung seyn könne, eine Frage, welche er wenigstens mit mehr Schein von Grund, als Hr. v. Schlayer verneint. Die Einrede des Herrn von Maucler stützt sich auf drei Punkte: 1) es könne nicht gesagt werden, daß der innige Zusammenhang zwischen der Motion und den Petitionen die Berathung der Motion begründe, da die Petitionen nur an die zweite Kammer zu richten gewesen wären, und dem §. 38 der Verfassungs-Urkunde entgegenstehen; 2) die Motion sey nur in der Kammer der Abgeordneten gestellt und in ihr erledigt; 3) es liege nicht einmal in der Absicht des Bischofs, seine Beschwerden vor die Kammer der Standesherren zu bringen.

So scheinbar diese Punkte sind, so entbehren sie doch eines tiefern Haltes. Es ist das staatsbürgerliche Petitionsrecht, welches die Bittsteller bei ihrem Antrage für sich geltend machen. Die Zulässigkeit des Rechtes der Bitte aber kann im Hinblick auf die allgemeinen Grundsätze eines Rechtsstaats und auch das Gewohnheitsrecht nicht bezweifelt werden u. ff. vgl. Mohl Würt. Staatsrecht 2te Aufl. S. 414 — 24. Wenn hiernach wider die Einreichung von Petitionen als einfacher Bitten — und weiter wollen die vorliegenden Petitionen nichts seyn — bei beiden Ständekammern kein Rechtsgrund vorliegt, und Fhr. v. M. selbst in eigenthümlichem Widerspruch an einer andern Stelle seiner Rede S. 47 diese Einreichung nicht für unzulässig erklären will: so ist der innige Zusammenhang zwischen der Motion und den Petitionen, die sich nach dem Ausdruck der Majoritäts-Commission der Kammer der Abgeordneten S. 169 sämmtlich zum Zwecke setzen, die Motion des Bi-

schofs zu unterstützen und vielfach sich einfach an die in der Motion selbst enthaltenen Gründe und Erörterungen anschließen, für Berathung der Motion durchaus entscheidend. Sofort sagen die V. U. und die Geschäftsordnungen beider Kammern nirgends, daß, wenn ein Antrag blos in einer Kammer gestellt, und wenn von ihr ein abweisender Beschluß gefaßt ist, keine Berathung in der andern Kammer stattzufinden habe. Im Gegentheil setzt der §. 179 der V. U. allgemein fest: „die von der einen Kammer gefaßten Beschlüsse werden der andern zur gleichmäßigen Berathung mitgetheilt". Es ist in jedem einzelnen Falle Sache der ersten Kammer, zu bestimmen, ob sie die von der zweiten Kammer abgewiesenen Anträge in den Bereich ihrer Berathung ziehen wolle oder nicht. Endlich wird die Intention des Bischofs durch die wiederholten Worte desselben sehr klar S. 84 und 299: „Ich wünsche, daß die Motion nach dem richtigen Gange durch beide Kammern an die Regierung gelange. Ich nehme es mit Freuden an, wenn von Seiten der Staatsregierung dem Wunsche und dem Verlangen des Bischofs in Vereinigung mit den beiden Kammern Folge gegeben wird und die gerechten Wünsche berücksichtigt werden; denn ich bin überzeugt, daß meine Motion im Recht begründet ist, und deßhalb der Bischof das Recht hat, sich an die beiden Kammern zu wenden, um im Verein mit denselben die Stimme des Rechts an die hohe Regierung zu bringen".

Die Commission der ersten Kammer hatte bemerkt, daß das Petitionsrecht durch Warnungen weltlicher und geistlicher Behörden, ja sogar durch verfassungswidrige Gewaltmaaßregeln vielfach verkümmert und unterdrückt worden sey, wofür ihr die Belege vorlägen. Hiegegen erklärt nun Fhr. v. M., daß eine Beschwerde hierüber bei keiner Staatsbehörde eingekommen sey, und daß die Belege auf Notizen der Commissionsmitglieder beruhen müßten, da sie nach der Geschäftsordnung § 42. in anderer Weise ihr nicht zugekommen seyn könnten. Diese Erklärung erscheint uns sehr auffallend, wenn wir auch nur die Petition aus Mergentheim in Betracht ziehen, welche (s. S. 23 des Abdrucks) offen Klage erhebt, daß der Unterschriftensammler, ein rechtlicher Bürger, von dem Commandanten der Landjäger auf offener Straße arretirt, dem königl. Oberamte vorgeführt und ins Verhör genommen wurde, und daß am folgenden Tage sechs Stadträthe „wie Leute, die etwas durch die Gesetze Verpöntes und sehr Strafwürdiges unternommen", ein gleiches Verhör zu erstehen hatten. Hier handelt es sich lediglich um keine Privatnotiz, sondern um eine öffentliche Klage, auf welche sich die Commission der ersten Kammer um so mehr berufen kann, als

sie ausdrücklich an diese Kammer gerichtet ist. In gleicher Weise ist nicht abzusehen, in welcher Wechselbeziehung die Verkümmerung des Petitionsrechts und die mangelnden Beschwerden hierüber bei den Staatsbehörden mit einander stehen sollen, da jene recht wohl ohne diese gedacht werden kann. Es dürfte aber Fhr. v. M. auch noch sehr schwer werden, von der Regierung einen sehr grellen Widerspruch abzuwenden, da er auf der einen Seite die Klage der Mergentheimer Petenten in die Reihe von nicht begründeten Privatnotizen verweist und ihnen den Charakter einer Beschwerde, welche die Regierung zum Einschreiten nöthigte, abspricht, und auf der andern Seite die gerichtliche Untersuchung, die gegen Geistliche des Landcapitels Ehingen wegen Aeußerungen ihrer Petition eingeleitet wurde, mit den Worten rechtfertigt: „die Forderung anzugeben, auf welchen Thatsachen solche beruhen, ist um so mehr begründet, als das erwähnte Vorbringen öffentlich geschehen ist; denn vertrauliche Mittheilungen an die ständischen Kammern können wohl nicht unterstellt werden. Es würde die Staatsregierung einer wesentlichen Verpflichtung entgegengehandelt haben, wenn sie es, was nicht geschehen, unterlassen hätte, den angezeigten groben Verfehlungen näher auf den Grund zu sehen. „Wie nahe liegt hier die Frage, warum die Regierung es unterlassen habe, die Mergentheimer, deren Vorbringen ganz auf die nämliche Weise erfolgt war, um Begründung der angezeigten groben Verfehlung, dergleichen nicht ungeahndet „bleiben darf", anzugehen? Indessen ist die Mergentheimer Petition nicht der einzige Beleg für die Behauptung der Commission der ersten Kammer in Betreff der Verkümmerung und Unterdrückung des Petitionsrechts. Der Bischof hatte es in der zweiten Kammer laut ausgesprochen S. 241. „Wenn zu den Unterschriften nicht noch mehr gekommen sind, so mögen gewisse Ausschreiben daran Schuld seyn. Ich will die Quelle derselben nicht näher bezeichnen, allein sie lauteten dahin, man solle ja Alles anwenden, um der Motion des Bischofs kein Gewicht zu geben. In diese nicht sehr helle Wasserleitung will ich in edlem Gefühl meiner würdigen Gesinnung nicht eingehen". Weder Hr. von Schlayer noch sonst ein Mitglied der Regierung läugnete diese Thatsache, welche in der That auch unläugbar ist. Nehmen wir vollends die Entfernung der Repetenten aus dem Wilhelmsstift: so fällt auch der letzte Schein von Grund hinweg, um von dem Mangel an Belegen zu sprechen. Denn wie man auch von dem Verhältniß eines katholischen Geistlichen und Vorstands einer theologischen Bildungsanstalt insbesondere zum Staate denken mag (jedenfalls würde Fhr. v.

M. nicht die Parallele eines Hofmeisters gebraucht haben); — das Petitionsrecht ist mit dem Staatsbürgerrecht identisch, das selbst nichts Anderes ist, als der Inbegriff der Rechte, welche den sämmtlichen Staatsbürgern als solchen gegenüber vom Staate zustehen, s. Mohl Würt. Staatsrecht Bd. 1 §. 63. Das Petitionsrecht ist also ein Recht gegenüber dem Staat, der ohne Verfassungsverletzung wegen Ausübung desselben schlechthin keine Strafe, oder was dieser gleichkommt, verhängen kann. Wären die Repetenten des Wilhelmsstifts auch bloße Staatsdiener, was aber zu behaupten Niemand im Ernste einfallen kann; sie wären schon darum durch das Petitionsrecht gegen derartige Strafmaaßregeln gesichert, und fände dieses Recht bei den Staatsdienern, um derenwillen es eben gegeben worden, keine Anwendung, so wäre ihnen der einzige Schutz, den eine constitutionelle Verfassung bietet, entzogen, und hiemit würde gerade der intelligentere Theil des Volks, dem es zukommt, die Regierung zu controlliren, rechtslos der Willkühr dieser Regierung bloßgestellt. Herr von Schlayer bemerkte, allerdings wären sie weder zur Untersuchung noch Strafe gezogen worden; allein bekanntlich sind Nichtanstellung und Zurücksetzung oft wirksamer, als Untersuchung und Strafe, die man denn doch schicklicher Weise nicht wegen Ausübung eines Staatsbürgerrechtes verhängen könnte.

Nun wendet sich F. v. M. zur Sache selbst, hält sich aber, außer dem Punkte über die gemischten Ehen, meist an mehr Aeußerliches. Die trefflichen Ausführungen der Commission über Elementarschulen, das Wilhelmsstift und Seminar, die Besetzung der Kirchenpfründen, die Verwaltung des Kirchenvermögens, die Ernennung der Decane, das gesammte Jurisdictionsrecht über die Geistlichen, den Gottesdienst ꝛc. — mit Einem Wort, die wichtigsten Punkte sind von ihm ganz unberührt gelassen, und müssen sonach, da er sonst sogar Unwesentliches aufgreift, von ihm als unwiderlegbar betrachtet werden. Sein erstes Argument ist gegen die Aeußerung der Commission gerichtet, daß der Sitz von Staatsanstalten auf unpartheiische Weise auch den kath. Landestheilen zugewiesen werden möge, und daß die Verlegung des Bischofssitzes nach Ellwangen oder Weingarten der Lage der katholischen Landestheile entsprechender und mit geringern Kosten verknüpft gewesen wäre, als Rottenburg. Er macht bemerklich, daß die Errichtung der Staatsanstalten von dem Daseyn disponibler Gebäude abhänge, und daß 9 Staatsanstalten sich in den katholischen Landestheilen befinden, auch daß der angeführten Verlegung des Bisthumsitzes die Bulle Provida solersque entgegenstände, und daß die bezeichneten Orte noch weniger im Mittel-

punkt des Landes gelegen wären, als Rottenburg. Es ist indeß bekannt, daß die katholischen Landestheile allenthalben mit Kirchen, Klöstern und andern öffentlichlichen Gebäuden an Würtemberg gekommen sind, so daß von dieser Seite für die Errichtung von Staatsanstalten kein Hinderniß obwaltete. Die Commission hatte ferner von größern Staatsanstalten gesprochen, zu denen dann sonderbarer Weise auch die unbedeutende Gewehrfabrik von Oberndorf gerechnet werden müßte. Bei genauerer Berechnung ergiebt sich auch hier das Verhältniß von 1 : 10; welches die Katholiken, wie in Absicht auf die Zahl der Beamten, so in Allem zu den Protestanten in Würtemberg einnehmen. Sofort wird der Bulle provida solersque eine Autorität zuerkannt, die wir bei Wichtigerm vermissen; es liegt am Tage, daß Rom der Verlegung des Bisthumssitzes nicht entgegentrete. Die Bemerkung endlich, die bezeichneten Orte seyen noch weniger im Mittelpunkt des Landes gelegen, als Rottenburg, setzt voraus, als ob die Commission diese Lage für jene Orte behauptet hätte, da sie doch sagt — „als Rottenburg, das, größtentheils von protestantischen Bezirken umgeben, auch nicht das in Anspruch nehmen kann, daß es als im Mittelpunkt des Landes liegend zu betrachten wäre“. So macht F. v. M. ein Moment gegen die Commission geltend, das diese selbst zum Voraus zugegeben hatte, und gibt sich den Schein, als habe er sie mit Erfolg bekämpft.

Diese Weise kehrt alsbald wieder, da er gegen die Ausführung der Commission, daß man immer voll Lobes darüber sey, was bei Constituirung unserer kirchlichen Verhältnisse für große materielle Opfer gebracht worden seyen daß es dabei immer den Schein habe, als ob diese Vorsorge ein reiner Gnadenact, und als ob, wenn die Gnadensonne nicht leuchtete, auf dem Rechtswege nur der Hungertod in Aussicht stünde, so daß der Staat nur Rechte und keine Pflichten, die katholischen Unterthanen aber nur Pflichten und keine Rechte zu haben scheinen, während doch die Kirche dem Staat als eine reiche Braut anheimgefallen sey, — erwidert: „Wer diese Ansprüche erhebe, wird nicht gesagt; indessen bin ich zu der Erklärung ermächtigt, daß dieß von dem Gründer dieser Anstalten nicht geschieht“. F. v. M. kannte am besten den loyalen Sinn der Commissionsmitglieder, und mußte recht wohl wissen, daß ihre Aeußerung ihren Grund allein in gewissen Schilderungen einiger Bediensteten, insbesondere des Hrn. v. Schlayer in der zweiten Kammer (s. S. 224) hatte.

Am auffallendsten wird die Taktik des F. v. M., wenn er nach einer schon oben gebrauchten Anführung der Commission die Folgerung

desselben können die Verordnungen der Kirchengewalt ohne vorangegangene Einsicht und Genehmigung des Staatsoberhauptes weder verkündet noch vollzogen werden", einen Grund, daß die Geistlichen, da sie es seyen, welchen jene Verkündigung und Vollziehung obliege, auch auf die Einhaltung jener verfassungsmäßigen Bestimmungen verpflichtet werden müssen. Es liegt am Tage, daß durch diese Auslegung den Worten der Verfassungsurkunde große Gewalt angethan wird. Sie enthalten offenbar nicht für jeden einzelnen Geistlichen, sondern für den Bischof eine Beschränkung, dem durch sie untersagt wird, Verfügungen des römischen Stuhls oder eigene Verordnungen ohne Staatsgenehmigung zu publiciren und zum Vollzug zu bringen. Wollten sie auf den einzelnen untergeordneten Geistlichen angewendet, und wie der genannte Revers vorschreibt, auf was immer für eine kirchliche Verordnung, welche nicht zugleich durch den Decan zukomme, mit der weitern Verpflichtung ausgedehnt werden, von einer solchen Verordnung alsbald Anzeige zu machen: so würde der untergeordnete Geistliche ganz aus allem naturgemäßen und vernünftigen Verhältniß zu seinem Bischof gebracht werden. Jene Verpflichtung zur Einholung der Einsicht, resp. Genehmigung des Staats, welche der Kirchengewalt zukommt, kann so wenig, als jede andere Pflichtübung, die ihr auferlegt ist, auch für den untergeordneten Geistlichen in der Art bindend werden, daß er die etwaige Negligenz seines Kirchenobern nicht etwa blos zu suppliren, sondern sogar von seinen Bestimmungen ganz Umgang zu nehmen hätte. Der untergeordnete Geistliche muß es seinem Bischof überlassen, in wieweit er den Anforderungen des Staats in Betreff der Beaufsichtigung seiner Amtshandlungen und Verordnungen entspreche; er kann in dieser Beziehung nicht sein Denunciant und Angeber seyn. Die untergeordneten Geistlichen verpflichten, ohne Staatsgenehmigung keine kirchliche Verfügung zu vollziehen, dagegen „die Staatsgesetze und Verordnungen auf's Pünktlichste zu befolgen und an die Staatsbehörde jeden in das Kirchenwesen einschlagenden unbedeutenden Vorfall, sowie jede Veränderung zu berichten, heißt die Geistlichen unbedingt an den Staatswillen binden, und ihren Gehorsam gegen die Kirche für alle Fälle der Erlaubniß des Staats unterstellen. Damit wird aber aller kirchliche Charakter der Kleriker vernichtet, der ganze kirchliche Organismus zerstört, und aller Verband mit der übrigen Kirche zerrissen.

(Schluß folgt.)

VI.

Ueber Dotation und Besoldung katholischer Bischöfe.

Vor Kurzem war in den Zeitungen die Nachricht zu lesen, Seine Majestät der König von Preußen habe die Gnade gehabt, die ganze Summe von drei und dreißig tausend Thalern, welche während der langen Vacanz des bischöflichen Stuhls zu Trier dadurch erspart worden, daß zur Diöcesanverwaltung nur die Hälfte der dem Bischof zukommenden jährlichen Besoldung verwendet wurde, dem nunmehr inthronisirten hochwürdigsten Herrn Bischofe Arnoldi zur Disposition stellen zu lassen, um sie zu geistlichen Zwecken für seine Diöcese zu verwenden. Indem wir uns über diese Nachricht im Folgenden einige Bemerkungen erlauben, sind wir keineswegs von der Gesinnung beseelt, diese königliche That bekrittelnd herabzusetzen und zu verkleinern. Im Gegentheil, wir finden es überall höchst achtungswerth, wenn der König auf seinem Throne, unbeirrt durch etwanige mißrathende Stimmen abgeneigter Staatsbeamten, das klare Recht erkennt und festhält, und, vom Throne herab demselben seinen starken Arm reichend, es zur Verwirklichung bringt. Wir achten die Gerechtigkeit für die erste und höchste Tugend des Thrones, wie sie dessen festeste Stütze ist, während die Gnade nur einen kostbaren Schmuck dazu bildet; und wir können nicht bergen, daß wir einen gewissen Widerwillen empfinden, wenn wir die fürstliche Anerkennung und Gewährung des Rechts als einen Ausfluß der fürstlichen Gnade bezeichnet finden, obwohl wir es unbedenklich sogar dankenswerth nennen und dankbar aufnehmen, wo wir die königliche Hand schützend

über das Recht ausgebreitet sehen, zumal über Rechte der Kirche, denen so viele kalte und kleinliche Philister-Seelen nur mißgünstige Blicke zuwenden mögen, denen Abbruch zu thun so viele werkthätige Hände, in obern und niedern Regionen der Welt, sich jederzeit bereit finden lassen.

Eben deßwegen aber, weil uns das Recht mehr ist als die Gnade, fühlen wir uns gedrungen, in Beziehung auf das oben erwähnte Factum hervorzuheben, daß es sich auch hier nur vom Rechte handelte.

Bekanntlich hat sich Friedrich Wilhelm III., nach Inhalt der unter seiner Autorität publicirten Circumscriptionsbulle vom 16. Juli 1821, dem päpstlichen Stuhle gegenüber förmlich verpflichtet, die Dotation der einzelnen Diöcesanwürden und Kirchen in Staatswaldungen zu fundiren, und zwar spätestens bis zum Jahre 1833; wenn dieß aber alsdann noch nicht möglich wäre, weil etwa noch kein angemessener Theil der Staatswaldungen von der Hypothek für die Staatsschulden befreit werden könnte, so sollten auf Kosten des Staatsschatzes so viele Grundbesitzungen eigens angekauft und den einzelnen Kirchen zu vollem Eigenthume übergeben werden, als erforderlich seyen, um diesen denjenigen reinen Ertrag zu gewähren, der ihnen laut der Vereinbarung zugedacht wurde *). Nur provisorisch (bis zur Erfüllung der versprochenen Dotation, d. i. bis zum Ablauf des Jahres 1833 spätestens) sollten jeder Diöcese die entsprechenden Summen jährlich aus der betreffenden Regierungshauptkasse ausgezahlt

---

*) Ne vero ullo modo numerationis prorogatio ultra annum millesimum octingentesimum trigesimum tertium timeri possit, quum forte magistratus intercesserint, ne census imponantur, non satis deminuta publici aeris alieni quantitate, laudatus rex *ultro promisit conceptisque verbis sese obligarit*, si praeter omnem exspectationem id accidat, se curaturum esse, ut tot agri regiis impensis emantur *pleno dominii jure singulis Ecclesiis tradendi*, quot necessarii sint, ut eorum redditus annuas illas summas exaequent.

werden *). Nun ist jener „unerwartete Fall“ wirklich eingetreten. Im Jahre 1833 war der preußische Staat, ungeachtet des Verkaufes vieler Domänen, in der Tilgung seiner Schulden noch nicht so weit vorgeschritten, um der principaliter eingegangenen Verpflichtung genügen zu können; er ist noch jetzt nicht dahin gelangt, in dem erforderlichen Maaße die Staatswaldungen von dem hypothecarischen Nexus, in welchem sie befangen sind, befreien zu können. Er hat indessen auch die eventuell für diesen Fall eingegangene secundäre Verpflichtung bis jetzt noch nicht erfüllt, sondern es ist bis auf den heutigen Tag, obwohl nun schon neun Jahre über den festgesetzten Termin hinaus verflossen sind, noch jene provisorische Einrichtung beibehalten worden, und so konnte denn jetzt noch die Frage angeregt werden, die uns zu den gegenwärtigen Bemerkungen Anlaß gibt.

Nun kann es aber dem Einsichtigen keinen Augenblick zweifelhaft seyn, daß die auf die Zeit der Erledigung eines bischöflichen Stuhles, und eben so irgend einer Kapitularwürde, fallenden Summen von Rechts wegen der betreffenden Diöcesankirche verfallen, und daher der gesetzmäßig constituirten Diöcesanverwaltung zur Disposition zu überlassen sind. Dieses muß schon für die Zeit des verabredeten Provisoriums behauptet werden; um wie viel mehr jetzt, wo das Provisorium nur unrechtlicher Weise noch fortdauert. Die aus der Staatskasse zu zahlenden Summen sind nichts anderes, als ein einstweiliges Surrogat für die versprochene selbstständige Dotation der Diöcesankirchen. Sie müssen also rechtlich auch ganz so, wie diese selbst, wenn sie schon ausgeführt wäre, beurtheilt werden. Wäre aber dieses der Fall, so verstünde sich von selbst, daß die während der Dauer von Erle-

*) Ex nunc autem usque ad totum annum millesimum octingentesimum tertium vel usque ad celeriorem dictorum censuum impositionem, eamdem summam fructibus censuum respondentem, ab aerariis provincialibus *unicuique Dioecesi esse numerandam.*

digungen sich ergebenden Ersparnisse von Einkünften der Pfründen der Kirche zufielen. Zwar hat das practische Recht über Benutzung erledigter Kirchenpfründen gewechselt, und in Frankreich wurde bis zur Revolution der Genuß der erledigten Pfründen für die Dauer der Vacanz als ein Hoheitsrecht in Anspruch genommen. Allein die canonischen Satzungen verlangten stets Verwendung derselben zum Besten der Kirche, zu welchem Zweck die Zwischenfrüchte dem Nachfolger aufbewahrt werden sollten, und in Deutschland insbesondere ist jenes angemaaßte Recht der weltlichen Gewalt schon im Mittelalter förmlich aufgegeben nnd der angeführte canonische Grundsatz längst practisch anerkannt worden *). Die Bulle, welche für Preußen, und zwar auch für die Rheinprovinz, die nächste Rechtsquelle in diesen Angelegenheiten bildet, bestimmt denn auch ausdrücklich: jeder Diöcese sey die fragliche Summe als Ersatz für die Früchte der künftigen realen Dotation zu zahlen (unicuique dioecesi esse numerandam), und dann erst wird angegeben, wie hoch der Betrag dieser Dotation, also auch der provisorischen Zahlungen, für die einzelnen Diöcesen seyn solle, mit Unterscheidung der bischöflichen Mensa und der verschiedenen Capitularstellen, woraus sich ergibt, daß der Diöcese nicht der Betrag einzelner erledigter Pfünden vorenthalten werden kann. Nach der definitiven Anordnung aber sollen die Dotationsgrundstücke zu vollem Eigenthume (pleno dominii jure) den Kirchen übergeben werden, woraus denn auch wieder folgt, daß die Revenüen der Erledigungszeit den Kirchen zu Nutze kommen müssen.

Ein gleiches Verhältniß wie in Preußen findet auch in Bayern statt, und dieses dient jenem zugleich zur Bestätigung. Auch in Bayern sollten, nach dem Concordate vom J. 1817, die bischöflichen Tafeln und Capitel in liegenden Gründen do-

*) Vgl. Walter's Kirchenrecht §. 265. Eichhorn II. S. 751, 758.

tirt werden, deren Verwaltung der Kirche selbst überlassen, und denen für alle Zeit fester Bestand und Unveräußerlichkeit garantirt seyn sollte *); und nur provisorisch ist auch dort der festgesetzte Betrag bisher aus der Staatskasse gezahlt worden. Dabei ist aber zugleich ausdrücklich ausgesprochen, daß die Einkünfte während der Zeit der Erledigung eines bischöflichen Stuhles oder eines Canonicats u. s. w. zum Vortheil der betreffenden Kirche zu erheben und aufzubewahren seyen **), was denn natürlich auch in Betreff der jetzt noch aus der Staatskasse zu erhebenden Surrogatzahlungen zu behaupten ist.

Hiernach wird man also unserer Anfangs aufgestellten Ansicht, daß der König von Preußen durch die erwähnte Entscheidung abermals den Ruhm sich erworben habe, dem Rechte zu willfahren, keinen Widerspruch mehr entgegensetzen. Wäre es nur Gnade, oder wäre das Recht nur zweifelhaft nach dem Buchstaben des Gesetzes, so wäre es doch eine Forderung der Gerechtigkeit, die über dem geschriebenen Gesetze steht, daß es jetzt und für alle Zukunft förmlich anerkannt werde. Wer der Kirche noch einige Selbstständigkeit gönnt, und wer nicht befangen ist in der falschen Ansicht, als ob der Staat die Würdenträger der Kirche besolde, nicht kraft einer wohlbegründeten rechtlichen Verpflichtung zu dotiren gehabt habe, der wird nicht verkennen, daß es nicht dem wahren Rechte und nicht der Meinung der Urheber des

---

*) Reditus mensarum Archiepiscopalium et Episcopalium in bonis fundisque stabilibus liberae Archiepiscoporum et Episcoporum administrationi tradendis constituentur. Simili bonorum genere et administrationis jure gaudebunt capitula etc. — Quorum omnium redituum summae salvae semper et integrae conservandae erunt, et *bona fundique*, ex quibus provenient, *nec distrahi nec in pensiones mutari poterunt.*

**) Tempore autem vacationis Archiepiscopalium et Episcopalium Sedium, Dignitatum, Canonicatuum etc. praedictae redituum summae in utilitatem respectivarum Ecclesiarum praecipiendae et conservandae erunt.

Concordats entsprechend seyn könne, einer Regierung, die durch allerlei Hinderungen die Wiederbesetzung eines erledigten bischöflichen Stuhles viele Jahre lang über die canonische Frist hinaus verzögern kann, den Anspruch auf die in der Zwischenzeit erfallenden Revenüen der Mensa einzuräumen, und dadurch etwa Beamten von kirchenfeindlicher Gesinnung sogar noch einen Reiz zu geben, durch längere Zögerung sich ein anmaaßliches Verdienst um die Staatskasse zu erwerben.

An diese Bemerkungen reiht sich uns von selbst die Frage an, wie es denn wohl komme, daß die versprochene Dotation der Bisthümer, wie oben bemerkt wurde, noch nicht wirklich vollzogen worden ist, weder in Bayern noch in Preußen, nachdem hier und dort schon mehr als zwei Decennien seit Abschluß des Concordats verflossen sind, hier schon neun, dort sogar schon fünf und zwanzig Jahre über den festgesetzten Termin der Vollziehung hinaus *). Was Preußen betrifft, so möchte wohl Mancher geneigt seyn, die Ursache davon in einer Abneigung der Staatsregierung, oder vielmehr ihrer einflußreichsten Organe, gegen diese Maaßregel zu suchen. In Bayern könnte man an Schwierigkeiten denken, die von Seite der Stände befürchtet würden. Allein das letzte wäre ohne Grund. Da das Concordat älter ist als die Verfassung, also aus einer Zeit herrührt, in welcher der König ohne Beirath der Stände vollkommen verbindlich diejenigen Verpflichtungen eingehen konnte, die er durch jenes wirklich eingegangen ist, so ist die rechtliche Nothwendigkeit der Erfüllung dieser Verpflichtungen überall kein Gegenstand mehr, der noch von den Ständen in Frage gezogen werden könnte. Das Concordat kann und darf rechtlich nicht durch die später ertheilte Verfassung

*) Im Concordat vom 5. Juni 1817 heißt es: ad negotium hujusmodi redituum fundorum et bonorum assignationis intra trimestre post ratificationem praesentis conventionis, si fieri poterit, vel ad summam intra semestre perficiendam utraque contrahentium pars commissarios nominabit.

beeinträchtigt werden, so wenig wie irgend ein anderer Staatsvertrag, den der König vor Ertheilung der Verfassungsurkunde abgeschlossen hatte, wie z. B. der deutsche Bundesvertrag; die Stände können ihre Zustimmung zu vollkommener Vollziehung desselben rechtlich nicht verweigern, und eben deßhalb kann diese auch ohne deren Mitwirkung einseitig durch den König vorgenommen werden, da dieser die Stände über Maaßregeln, zu denen sie ihre Zustimmung nicht verweigern können, nicht zu fragen braucht. Nur in Ansehung des Modus der Vollziehung würden sie zu Rathe zu ziehen seyn, in sofern dadurch das Staatsgut und das Budget berührt wird, aber immer unter unbestrittener Voraussetzung der Verbindlichkeit selbst, Rath zu schaffen, wie sie z. B. das Militärbudget prüfen, obwohl fest steht, daß sie nicht verweigern dürfen, was zur Erfüllung der Bundespflichten erforderlich ist. Hiernach hätte also die Ausführung des Concordats in Bayern keinerlei erhebliche Schwierigkeiten zu befahren, vor denen die Regierung sich zu scheuen brauchte. Und es verlautet auch, daß die letzte schon ihre Bereitwilligkeit dazu durch bestimmte Vorschläge, wir wissen nicht, ob ganz annehmbare, an den Tag gelegt habe. Dennoch aber ist bis jetzt in Bayern diese Angelegenheit noch nicht weiter vorgerückt, als in Preußen, und so möchte man wohl auch hier mit Unrecht den Hauptgrund der Zögerung auf Seiten der Staatsregierung suchen.

Vielmehr hat es den Anschein, als ob nur vermöge eines stillschweigenden Consenses von beiden Seiten, vermöge zufriedener Ergebung der geistlichen Behörden, der bisherige provisorische Zustand so lange fortbestanden habe. Wenigstens ist bisher noch ein entschiedenes Bestreben der letzten, die Ausführung der definitiven Dotation zu erwirken, nicht hervorgetreten, und es ließe sich auch, bei so buchstäblich klaren Verpflichtungen, kaum anders denken, als daß dieses schon von Erfolg gekrönt worden wäre. Ob nun aber nicht das Mögliche gethan werden sollte, um diesen Erfolg zu erzielen, ob

es zu billigen sey, wenn man schon nahezu die Verjährungs-zeit darüber ablaufen läßt, ohne ein der Kirche klar zustehen-des Recht geltend zu machen, darüber mögen uns noch einige unmaaßgebliche Bemerkungen gestattet seyn.

Was uns zunächst bei dieser Frage als bedeutend auf-fällt, ist der Umstand, daß der heilige Stuhl, dessen Politik in kirchlichen Dingen eine auf vielhundertjähriger Erfahrung beruhende Autorität behauptet, sich hat angelegen seyn las-sen, in den verschiedenen Concordaten eine reale Dotation der betreffenden Landeskirchen ausdrücklich zu stipuliren. Gewiß ist er dazu nur durch ernste Erwägung des Interesse der Kir-che bewogen worden, und es will uns schon deßhalb bedenk-lich scheinen, wenn diejenigen, die es angeht, bei der Nicht-vollziehung dieser Stipulationen sich leicht beruhigen. Wir können uns aber auch einigermaaßen in die Erwägungen hin-eindenken, welche den heiligen Stuhl geleitet haben mögen, und müssen gestehen, daß diese, so wie wir sie uns entziffern, auch unserm Privaturtheil bedeutend genug erscheinen, um der Sache ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wir gehören nicht zu denen, die der Kirche immer wachsenden Reichthum wünschen; wir verkennen nicht, daß darin die Gefahr der Verweltlichung für sie liegt; wir empfinden auch nicht ein lebhaftes Bedauern darüber, daß ihr durch die revolutionä-ren Stürme dieses Jahrhunderts in Deutschland ihre weltliche Macht und ihr weltlicher Reichthum entzogen worden ist, wenn nicht etwa ungerechtes Verfahren protestantischer Regierungen uns den Mißmuth darüber erregt, daß durch jene Ereignisse eine unverhältnißmäßig große Anzahl katholischer Unterthanen zugleich ihren ehemals katholischen Landesherrn entzogen wur-den; wir glauben vielmehr, daß jene Verluste dazu beige-tragen haben, eine innere Regeneration der Kirche vorzube-reiten; und so hoffen wir auch, daß das Unrecht, das in neue-ster Zeit der spanischen Kirche durch die weltliche Macht zu-gefügt worden ist, in seinen endlichen Folgen ihr dennoch zum Heile gewendet werde. Keineswegs sind wir aber der Mei-

nung, daß der Zustand apostolischer Armuth und Mittellosigkeit für die Kirche ein erwünschter sey, daß sie leichthin Verzicht leisten solle auf Rechte, die für ihre Vermögensverhältnisse wichtig sind, daß sie nicht eine gewisse Selbstständigkeit und Unabhängigkeit in Vermögensverhältnissen erstreben solle, die zur Erreichung der kirchlichen Zwecke ein förderndes Mittel sind.

Nun scheint uns in dieser Beziehung vorerst schon das nicht unwichtig, daß durch eine eigentliche Dotation der falsche Schein ausgeschlossen wird, als ob die Kirchenämter vom Staate besoldet würden. So viel, wie einem Minister, konnte man manchen Schreier sagen hören, zahle der Staat dem Erzbischofe von Cöln, und dieser unterfange sich, ihm solche Ungelegenheiten zu machen! Schon jetzt ist man oft genug in den Fall gesetzt, daran erinnern zu müssen, daß es nur Erfüllung einer rechtlichen, auch durch Staatsverträge ausdrücklich anerkannten Verbindlichkeit ist, wenn ein Theil des überreichen Kirchengutes, das von den weltlichen Regierungen eingezogen war, zur Dotation der Bisthümer zurückerstattet oder dafür ein Ersatz aus der Staatskasse geleistet wird. Bei längerer Fortdauer dieses provisorischen Zustandes wird die Erinnerung an jenes wahre Sachverhältniß mehr und mehr schwinden. Man wird sich fragen, warum man nicht, wie andre Besoldungen, auch diese der Kirchenämter nach Befinden schmälern oder entziehen sollte, und die Berufung auf die alten verbrieften Rechte der Kirche wird man als ein verrostetes Rüstzeug verachten, das die Juristen aus der Rumpelkammer ihrer Gelehrsamkeit hervorholen. Schon diese Vorstellung der Abhängigkeit vom Staate ist der Stellung der Kirche nachtheilig, und sie kann auf die Dauer der Sicherheit ihres Besitzes oder vielmehr ihrer Forderungen gefährlich werden. Denn man muß dabei den Blick in eine ferne Zukunft vordringen lassen, wo vielleicht die jetzigen Staatsverhältnisse sich wesentlich umgeändert haben; — denn wer mag so thöricht seyn, auf den Fortbestand derselben auf Jahrhun-

derte zu rechnen? — wo vielleicht die alten Cathedralen am Rhein sich in ähnliche Umgebungen versetzt sehen, als in denen jetzt der fürstbischöfliche Stuhl von Breslau sich befindet; wo vielleicht — doch wer kann die Möglichkeiten, die in der Zukunft Schooße liegen, aufzählen? Genug, es ist schon von selbst klar, daß ein fundirter Besitz eine größere Sicherheit, einen dauerndern Bestand verspricht, als bloße Anweisungen auf die Staatskasse. Sind der Kirche jetzt bestimmte Grundstücke und Grundrenten zu Eigenthum übergeben, so treten diese sofort unter den Gesichtspunkt und unter den Schutz alles Privateigenthums, und es wird umgekehrt mit der Zeit die Erinnerung selbst daran praktisch sich verwischen, daß der Staat, nachdem er die Masse von Gütern der Kirche eingezogen, zur Dotation derselben gutwillig wieder einen Theil hergegeben habe, und also der gegenwärtige Besitz der Kirche auf einer Verleihung des Staates beruhe. Freilich kann sich Niemand einbilden, daß ein Grundbesitz der Kirche für alle Zeiten gegen jede Anfechtung von Seiten der Staatsgewalt gesichert seyn werde. Die Erfahrungen des Gegentheils liegen zu nahe, als daß Jemand so kühne Erwartungen hegen möchte. Was eben jetzt erst in Spanien, was in Rußland geschehen, ist wohl geeignet, sie zurückzudrängen. Aber ist nicht gleichwohl eben dieses sehr geeignet, die Ansicht zu unterstützen, daß ein solider, selbstverwalteter Grundbesitz der Kirche das diensamste sicherste Vermögen sey? denn glaubt wohl irgend Jemand, daß der russische Selbstherrscher, wie die betreffenden Ukase melden, aus väterlicher Fürsorge das Gut der katholischen Kirche unter seine unmittelbare Obhut genommen habe? daß er ihr dadurch nicht vielmehr einen festen Nerv ihrer zeitlichen Existenz in Rußland abzuschneiden gemeint habe, um die gelähmte allmählig willenlos unter den Primat des kaiserlichen Papa und seines heiligen Synod zu beugen? — Immer ist es schon ein weit auffallenderer Schritt des Unrechts und der Gewalt, wenn das selbstständig verwaltete, eigene Grundvermögen der Kirche eigenmächtig eingezogen

und ihrer Eigenthümerin geraubt wird, als wenn einem Kassenbeamten von seinem Vorgesetzten die Weisung zugeht, eine Zahlung aus der Staatskasse fernerhin nicht mehr zu leisten, und eben darin liegt eine größere Sicherheit des ersten. — Und wir dürfen auch hoffen, daß die Lenker der Völker immer mehr wieder inne werden, wie die Verletzung solchen Besitzes jedesmal eine Erschütterung der Grundlagen mit sich bringt, auf denen ihre eigene Macht beruht. Nur dürfen wir auch andrerseits die Möglichkeit nicht außer Acht lassen, daß die politischen Schwankungen unsrer Staaten nach der entgegengesetzten Seite das Uebergewicht neigen und die Regierungen sich in den Fall gesetzt sehen, den Tendenzen des falschen Liberalismus Concessionen zu machen, welcher wohl bald von den der Kirche zugesagten Summen, wie von andern Positionen des Büdget, gerne Etwas abmäkeln möchte.

Sehen wir aber ab von dem Falle, daß die legitime Staatsregierung die Rechte der Kirche unter irgend welchen Umständen absichtlich hintansetzen wolle, welchen Fall wir, Gottlob, nicht so bald zu fürchten brauchen; denken wir uns nur den Fall einer großen politischen Erschütterung, den Fall eines Krieges, der die Staatskasse erschöpft und die höchste Anstrengung aller Finanzkräfte erheischt, der vielleicht eine zeitweilige, feindliche Occupation des Landes herbeiführt. Ist hier die Kirche mit Grundbesitz ausgestattet, so wird freilich auch sie von der allgemeinen Calamität des Landes betroffen werden; sie wird gleich den übrigen Grundbesitzern zu außerordentlichen Leistungen an den Staat sich verstehen müssen, um diesen in seinen Verlegenheiten zu unterstützen, und sie wird das auch gerne und willig thun. Bestehen aber ihre Revenuen nur in Summen, die ihr die Staatskasse zu zahlen hat, so werden diese leicht ganz ausbleiben; ihre Diener werden zeitweise dem Elende Preis gegeben seyn, und wenn ein geordneter Zustand glücklich wieder hergestellt ist, so werden vielleicht die Rückstände in den durch das Unglück angeschwollenen Schuldenetat des Staats aufgenommen, vielleicht aber auch wird das Uebermaaß

dieser Schulden als ein Motiv geltend gemacht werden, um die Leistungen der Staatskasse an die Kirche nothgedrungen auf einen geringern Betrag herabzusetzen. Untastnng des ausgeschiedenen Privateigenthums in seinem Bestande ist von Freund und Feind weniger zu befürchten, und hat es durch außerordentliche Leistungen belastet werden müssen, so kann eine weise Verwaltung mit der Zeit dasselbe in seiner Integrität wieder herstellen.

Hat sich bisher gezeigt, daß von dem Gesichtspunkt der Sicherheit des Vermögens, dem wichtigsten, eine fundirte Dotation der Kirche jeder andern vorzuziehen ist, so scheint uns ferner auch bei gesichertem Fortbestande des Kapitalvermögens in Rücksicht der Rentbarkeit diese den Vorzug zu verdienen, wenn man nur auch dabei nicht den Maaßstab von einer kurzen Spanne Zeit hernimmt, sondern seine Rechnung nach Jahrhunderten macht. Allerdings hat die Verwaltung liegender Güter manche Unbequemlichkeit; die Revenüen daraus sind manchen Schwankungen unterworfen; es ist dagegen so bequem und so einfach, in bestimmten Fristen die fixen Summen in Empfang zu nehmen gegen eine leicht unterschriebene Quittung. Auf die Dauer aber ist doch die aus dem Grundbesitz die festeste Einnahme. Der Geldwerth seiner Producte ist auf die Länge der Zeit der Barometer der Preisverhältnisse in den Lebensbedürfnissen überhaupt, und wie jene theurer werden oder das Geld im Vergleich zu ihnen wohlfeiler, so steigt der Werth des Grundbesitzes. Gegenwärtig schon sind zwölftausend Thaler, die der Erzbischof von Cöln jährlich empfängt, materiell nicht so viel, als im Jahre 1821; wenn aber im Jahr 1833 dieser Betrag durch Ueberweisung von Waldeigenthum oder anderm Grundbesitz, nach angemessenem Durchschnittspreise, gewährt worden wäre, so würde dieser schon jetzt numerisch sich gewiß erhöht haben. Und wie z. B. glaubt man wohl, daß die Universitäten, die im 15ten oder 16ten Jahrhundert gegründet wurden, jetzt in Betreff ihrer Einnahmen sich gestellt sehen würden, wenn ihnen damals statt der Fundation in liegenden

Gütern eine dem damaligen reinen Ertrage dieser Güter entsprechende jährliche Summe aus der Staatskasse zugesichert worden wäre, vorausgesetzt auch, daß die regelmäßige Zahlung derselben durch alle die stürmischen Ereignisse des 17ten Jahrhunderts und der neuern Zeit hindurch unverbrüchlich geleistet worden wäre? Gewiß, wer als Mitglied einer solchen Anstalt für den dauernden Bestand derselben sich lebhaft interessirt, wird sich lieber den ihn treffenden lästigen Geschäften eines Verwaltungsausschusses unterziehen, als die Fundation gegen eine bloße Anweisung auf die Staatskasse vertauschen sehen.

Dabei ist auch das noch in Betracht zu ziehen, daß Grundbesitzungen überall noch durch eine gute Verwaltung vielfach verbessert und nutzbarer gemacht werden können, und daß auf diese Weise und durch Zuwachs neuer Erwerbungen das Vermögen der Kirche auch essentiell vermehrt werden kann.

Doch, so wird man vielleicht entgegnen, es ist nicht bloß die Last und Unbequemlichkeit der Verwaltung, welche der Dotation in Grundstücken abgeneigt machen kann; es knüpfen sich daran noch andre Uebelstände von größerer Bedeutung; die Geistlichkeit wird dadurch in widerwärtige öconomische Verhältnisse hineingezogen, in denen sie unvermeidlich bald hier bald dort anstoßen muß, durch Prozesse mit Nachbarn, durch Executionen gegen Pächter und Grundholden u. s. w., welche nur Gehäßigkeit gegen die Geistlichen im Volke erzeugen. Man könnte dabei an die Lage der sogenannten Oeconomiepfarreien erinnern, über welche manche Klagen vernommen werden. In wie fern diese gegründet seyn mögen, sind wir nicht in der Lage zu beurtheilen; nur will uns bedünken, daß in dieser Beziehung sehr viel von der Persönlichkeit des Pfarrers abhänge, und daß ein verständiger, wohlmeinender Pfarrer auf dem Lande gerade, indem er als Grundbesitzer in eine ähnliche Lage mit seinen Pfarrgenossen gestellt ist und gleiche Interessen mit ihnen theilt, einen wohlthätigen Einfluß auch auf die äußern Verhältnisse seiner Pfarrkinder

zu gewinnen im Stande seyn müsse. Jedenfalls aber ist mit der Lage eines solchen Pfarrers, der selbst unmittelbar die Landwirthschaft treibt und gewissermaaßen den Bauern macht, nicht zu vergleichen das Verhältniß einer in Grundbesitzungen dotirten Cathedralkirche. Die Würdeträger der Kirche können sich nicht mit der unmittelbaren Betreibung der Landwirthschaft befassen, und entgehen dadurch jenen unangenehmen persönlichen Berührungen, die daraus etwa hervorgehen können. Sie treten vielmehr in die Reihe der angesehenen Grundbesitzer und Gutsherrn, und alle kleinen Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, welche die Verwaltung solchen Vermögens mit sich bringen kann, kommen nicht in Betracht gegen die Vortheile, welche durch eine solche äußere Stellung gewährt werden können.

Wie bedeutend und einflußreich ist nicht die Stellung einer Familie, die durch lange fortgeerbten Gutsbesitz mit dem Volke verwachsen ist und in dem Lande Wurzeln geschlagen hat? Wenn mit dem Gute auch eine edle menschenfreundliche Gesinnung sich in ihr forterbt, die auch für das Wohl der Untergebenen und der Nachbarn Interesse hegt, so wird sie von selbst einen Mittelpunkt und eine Stütze bilden für einen engern oder weitern Kreis des Volkes, mit dem sie manchfaltige Bande des Vertrauens und der Interessen verschlingen. Und durch solche Fäden mit einem Theil des Landvolks verbunden zu werden, wird auch der hohen Geistlichkeit von Nutzen, und selbst ihrer höhern Wirksamkeit unter Umständen förderlich seyn. Von geistlichen Gutsherren darf man erwarten, daß sie das alte Sprüchwort von den geistlichen Landesherrn: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen", auch in ihrem kleinern Kreise bestätigen und bewähren werden; sie werden nicht nach Weise heutiger Güterspeculanten unbarmherzig die höchsten Procente des Kaufwerthes aus dem Besitze herauszupressen suchen; gerecht und mild werden sie nicht nur Herrn, sondern Wohlthäter und Rathhelfer seyn, und so dem Volke nahestehend, werden sie in seiner Dankbarkeit

und Zuneigung einen neuen Haltpunkt ihres Ansehens und ihres Einflußes finden.

Zum Schluß endlich wollen wir, um nicht blos das Interesse der Kirche in's Auge zu fassen, noch darauf aufmerksam machen, daß auch das Wohl des Staates durch eine Dotation der Kirche, wie wir sie für wünschenswerth halten, gefördert und gesichert wird, in so fern darin eine mächtige Verstärkung der conservativen Elemente im Staate liegt. Denn was wäre conservativer, als ein ansehnlicher Grundbesitz in die Hände der Kirche gelegt? Wer hätte größeres Interesse dabei, als die Kirche, die ohnehin eine Stütze der Legitimität ist, wenn sie dazu noch Grundbesitzerin ist, das Mögliche dazu beizutragen, daß der Rechtszustand nicht leichtsinnig angetastet und die öffentliche Ordnung den Schwankungen einer bodenlosen hin- und hertreibenden öffentlichen Meinung Preis gegeben werde?

VII.

Die Rede des Freiherrn von Maucler und die Angelegenheiten der Katholiken Würtembergs.

(Schluß.)

Die Einrede des Freiherrn von Maucler, daß es an der Vereidung der katholischen Geistlichen als Unterthanen nicht genügen könne, fällt von selbst dahin. Sie sind ja dem Staate nach der Verfassungsurkunde nicht in höherm Grade, als die übrigen Unterthanen von den verschiedenen Confessionen untergeben, und ihre Treue und ihre Gewissen sind nicht im Gegensatze zu denen der Protestanten und Laien so zweifelhaft, so anrüchig und verdächtig, daß sie auch nur mit einem Schein von Recht noch durch einen besondern Eid gebunden werden könnten. Nirgends in der Welt, als allein in Würtemberg,

zu gewinnen im Stande seyn müsse. Jedenfalls aber ist mit der Lage eines solchen Pfarrers, der selbst unmittelbar die Landwirthschaft treibt und gewissermaaßen den Bauern macht, nicht zu vergleichen das Verhältniß einer in Grundbesitzungen dotirten Cathedralkirche. Die Würdeträger der Kirche können sich nicht mit der unmittelbaren Betreibung der Landwirthschaft befassen, und entgehen dadurch jenen unangenehmen persönlichen Berührungen, die daraus etwa hervorgehen können. Sie treten vielmehr in die Reihe der angesehenen Grundbesitzer und Gutsherrn, und alle kleinen Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, welche die Verwaltung solchen Vermögens mit sich bringen kann, kommen nicht in Betracht gegen die Vortheile, welche durch eine solche äußere Stellung gewährt werden können.

Wie bedeutend und einflußreich ist nicht die Stellung einer Familie, die durch lange fortgeerbten Gutsbesitz mit dem Volke verwachsen ist und in dem Lande Wurzeln geschlagen hat? Wenn mit dem Gute auch eine edle menschenfreundliche Gesinnung sich in ihr forterbt, die auch für das Wohl der Untergebenen und der Nachbarn Interesse hegt, so wird sie von selbst einen Mittelpunkt und eine Stütze bilden für einen engern oder weitern Kreis des Volkes, mit dem sie manchfaltige Bande des Vertrauens und der Interessen verschlingen. Und durch solche Fäden mit einem Theil des Landvolks verbunden zu werden, wird auch der hohen Geistlichkeit von Nutzen, und selbst ihrer höhern Wirksamkeit unter Umständen förderlich seyn. Von geistlichen Gutsherren darf man erwarten, daß sie das alte Sprüchwort von den geistlichen Landesherrn: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen“, auch in ihrem kleinern Kreise bestätigen und bewähren werden; sie werden nicht nach Weise heutiger Güterspeculanten unbarmherzig die höchsten Procente des Kaufwerthes aus dem Besitze herauszupressen suchen; gerecht und mild werden sie nicht nur Herrn, sondern Wohlthäter und Rathhelfer seyn, und so dem Volke nahestehend, werden sie in seiner Dankbarkeit

und Zuneigung einen neuen Haltpunkt ihres Ansehens und ihres Einflußes finden.

Zum Schluß endlich wollen wir, um nicht blos das Interesse der Kirche in's Auge zu fassen, noch darauf aufmerksam machen, daß auch das Wohl des Staates durch eine Dotation der Kirche, wie wir sie für wünschenswerth halten, gefördert und gesichert wird, in so fern darin eine mächtige Verstärkung der conservativen Elemente im Staate liegt. Denn was wäre conservativer, als ein ansehnlicher Grundbesitz in die Hände der Kirche gelegt? Wer hätte größeres Interesse dabei, als die Kirche, die ohnehin eine Stütze der Legitimität ist, wenn sie dazu noch Grundbesitzerin ist, das Mögliche dazu beizutragen, daß der Rechtszustand nicht leichtsinnig angetastet und die öffentliche Ordnung den Schwankungen einer bodenlosen hin- und hertreibenden öffentlichen Meinung Preis gegeben werde?

VII.

Die Rede des Freiherrn von Maucler und die Angelegenheiten der Katholiken Würtembergs.

(Schluß.)

Die Einrede des Freiherrn von Maucler, daß es an der Vereidung der katholischen Geistlichen als Unterthanen nicht genügen könne, fällt von selbst dahin. Sie sind ja dem Staate nach der Verfassungsurkunde nicht in höherm Grade, als die übrigen Unterthanen von den verschiedenen Confessionen untergeben, und ihre Treue und ihre Gewissen sind nicht im Gegensatze zu denen der Protestanten und Laien so zweifelhaft, so anrüchig und verdächtig, daß sie auch nur mit einem Schein von Recht noch durch einen besondern Eid gebunden werden könnten. Nirgends in der Welt, als allein in Würtemberg,

ist eine Verpflichtung, wie die gerügte, üblich, gleich als wäre hier der Gehorsam gegen die Staatsgesetze für die katholischen Geistlichen schwieriger, als anderwärts. Erstreckt sich diese aber sogar auf Pfarrverweser und Vicarien, so gilt bei ihrer ganz untergeordneten Stellung nicht einmal die Ausrede des F. v. M., daß jene immer, diese zuweilen an die Stelle der Pfarrer treten, da in Würtemberg die Pfarrverweser „Vicarien der Decane sind, die in seinem Namen und unter seiner Aufsicht die Obliegenheiten einer Kirchenstelle versehen" (Verordnung vom 24. Nov. 1810, L. S. 346 3.), und da eine erledigte Stelle nach den Verordnungen gar nicht durch einen Vicar versehen werden kann, weßhalb der Decan, im Falle einer Erledigung, alsbald einen Verweser zu bestellen hat.

Die in Würtemberg eingeführte Recensur der katholischen Blätter ist im öffentlichen Urtheil schon zu sehr gerichtet, als daß die Bemerkung des F. v. M., die recensirten Blätter haben sich, so weit er davon zu Gesicht bekommen, häufig einem leidenschaftlichen und aufreizenden Tone hingegeben, und besonders zu unangemessenen und starken Persönlichkeiten sich verleiten lassen, obwohl er zugebe, daß sie die schuldige Ehrfurcht vor dem Monarchen nirgends verletzt, auch nie zur Befolgung ungesetzlicher Mittel angerathen, — dieses Urtheil anders, als bekräftigen könnte. Wenn die übrige deutsche, insbesondere würtembergische Presse blos hie und da an den Fehlern der Leidenschaftlichkeit und Persönlichkeiten, die zudem oft blos Prädicate einer nicht gerne gesehenen Wahrheit sind, laborirte; so dürfte man unbedenklich allgemeine Preßfreiheit zugestehen. Leider klagt aber die Commission S. 66 und 67, daß in Würtemberg kein gewichtiges katholisches Blatt existire, daß die heftigsten Angriffe der Presse gegen die Katholiken in ausländischen und inländischen Blättern und Broschüren von der bestehenden Censur nicht selten geduldet werden, und Atheismus und Jakobinismus ungescheut auftreten. Daß es in Preußen in dieser Beziehung eben nicht viel besser steht, kann nicht zur Rechtfertigung von Würtrmberg dienen. Wäre die Behauptung des F. v. M., daß die hohe Kammer ohne Vorlage der ganzen Sammlung nicht urtheilen könne, richtig: so wäre das ein eigenes Prognostikon für die Competenz, die ihr in Sachen der Presse zuerkannt würde. Der bekannte, von dem Fr. v. M. mißbilligte Artikel des schwäbischen Merkurs v. 27, Dez. 1841 fällt jedoch in so fern der Regierung zur Last, weil sie keinen Anstand nahm, ihn die Censur passiren zu lassen. Ob er übrigens nicht alle Römisch-Katholischen ohne Ausnahme, für Jakobiner erkläre,

mögen seine eigenen Worte entscheiden, da es durchaus allgemein heißt: „diese Uebereinstimmung kann dem nicht auffallen, der erwägt, wie viele Eigenthümlichkeiten jene beiden Partheien, die deutsch-ultramontane und die französich-revolutionäre überhaupt gemein haben" u. ff. Dieser Artikel, der, wie allenthalben, so auch bei der Commission der Standesherren die größte Indignation hervorrief, wird wohl bei der Stellung des Autors immer ein wunder Fleck bleiben.

An die Recensur knüpft F. v. M. die Frage über die gemischten Ehen, bei der er die bisherige Praxis nach allen Seiten hin zu rechtfertigen sucht. Indessen ist diese Frage in den Censuren mit einem Scharfsinn, mit einer Gründlichkeit und Klarheit beleuchtet, welche keine gegründete Einrede mehr zuläßt und uns einer ausführlichern Würdigung der Momente des F. v. M. überhebt. Welches die deutsche Praxis in Absicht auf Einsegnung der gemischten Ehen seit einem Jahrhundert gewesen sey, haben die Nachweisungen Kutschger's, Kunstmann's ꝛc. längst gezeigt. Daß hie und da, an einigen Orten sogar überwiegend, der kirchlichen Norm zuwider, die Einsegnung durch katholische Geistliche vollzogen wurde, begründet kein Gewohnheitsrecht, wie F. v. M. meint. Ein Würtembergisches ist ohnedieß durch die Censuren S. 66 ff. unwiederbringlich abgethan. Wenn er nicht zugeben kann, daß alle alten Satzungen der römischen Curie, auch wenn sie nicht aufgehoben seyen, zu dem Inbegriff der Confessionsrechte der Katholiken gehören und ihre Geltung von der Zustimmung des Staates abhängig macht: so tritt er der eigenen Erklärung der Regierung vom 10. Januar 1833 gegenüber, welche erläutert, daß die Staatsgenehmigung nicht mehr auf alte und wesentliche Religionshandlungen betreffende Satzungen auszudehnen sey. Die Behauptung, daß Rom die würtembergische Praxis stillschweigend dulde, und dem Erlaß an die preußischen Bischöfe, an dem anderweitige Ereignisse Antheil gehabt haben mögen, nur für ihre Provinzen Geltung zuerkenne, wird F. v. M. nach Erscheinen des neuesten Breves nicht mehr wiederholen. Wenn er der Meinung ist, daß eine Disciplinarvorschrift der Kirche in verschiedenen Ländern auch in verschiedener Weise zur Anwendung kommen könne, so ist er vollkommen im Rechte, wenn dieselbe eine bloß äußerliche, unwesentliche Form der betreffenden Disciplin angeht. Anders verhält es sich aber mit der allgemeinen Disciplin selbst, die im Boden des Glaubens wurzelt, und so wenig, als dieser ihr Grund, in einem Lande einer besondern Aenderung unterliegen kann. Ueber die Lage der Frage in Sachsen sind Frhrn. v. M. die Notizen nicht zur Hand. Es ist

aber daselbst unterm 1. Nov. 1836 verfügt, daß bei der Weigerung des katholischen Pfarrers, die gemischte Ehe zu proclamiren und einzusegnen, Beides von einem protestantischen Geistlichen vorgenommen werden soll. In Preußen, bemerkt F. v. M. weiter, habe es nicht, wie hier, der Aufhebung eines Landesgesetzes bedurft. Allein nach der Ausführung der Censuren S. 70 ff. kann nicht mehr bezweifelt werden, daß das Religionsedict vom Jahre 1806 kein Zwangsverbot der Einsegnung gemischter Ehen enthalte. Im höchsten Falle bedürfte es also einer Interpretation dieses Edicts, wie auch in Preußen eine solche durch die Cabinetsordre vom 28. Jan. 1838, mit Rücksicht auf die Cabinetsordre vom 17. Aug. 1825, gegeben wurde. Zudem ist nicht abzusehen, warum die Aufhebung eines Landesgesetzes ein besonderes Hinderniß bilden sollte, da solche Aufhebung, gleichviel unter welcher Form, in andern Gebieten des Staats nichts Seltenes ist, und da, zumal wenn es sich nicht von einem Staatsgrundgesetz handelt, die Staatsgesetze schon an sich nicht auf ewige Dauer Anspruch machen können. Man sollte übrigens glauben, daß die von F. v. M. mit so viel Nachdruck hervorgehobene Thatsache, daß die assistentia passiva weder in Oesterreich, noch in Preußen mit den Landesgesetzen im Widerspruche stehen, ihn auf den weit näher liegenden Schluß gebracht hätte, daß, wenn ein solcher Widerspruch sich etwa in Würtemberg ergäbe, derselbe nach jener Analogie sofort zu beseitigen wäre. F. v. M. scheint dieses naheliegende Argument gefühlt zu haben, da er zu dem Satze übergeht, daß „der Gedanke an eine mangelnde kirchliche Weihe ihres neuen Bundes dem Gefühle seiner Landsleute gänzlich widerstreben würde“. Wir wissen nicht, worauf diese Besonderheit und Ausschließlichkeit der würtembergischen Empfindung sich gründet. Die Gewohnheit kann es, obwohl F. v. M. hierauf hinweist, nicht wohl seyn, da die Praxis des durchaus protestantischen Altwürtembergs für die katholische Kirche Nichts entscheidet; es kann auch nicht die Stimmung der Protestanten seyn, da man alsdann unrettbar zu dem sehr zweideutigen Schluß getrieben würde, daß das protestantische Bewußtseyn sich in seiner Reinheit und Stärke, im Gegensatz zu allen übrigen Staaten Deutschlands, allein in Würtemberg äußere, und eben so wenig die Ansicht der Katholiken, die in Würtemberg durch eine Uebung schmerzlich berührt würden, welche anderwärts allenthalben ihren Beifall hat. Durch diese Behauptung wird also im Grunde Nichts gesagt, als daß die Regierung, wenigstens vorerst noch, der katholischen Praxis entgegen sey. Die Ansicht des katholischen Volks hat sich bekanntlich durch die Peti-

tionen durchaus für letztere ausgesprochen, und es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß auch der angebliche Widerspruch der Protestanten mit der Aenderung der Regierungsansicht hier, wie anderwärts, in Nichts zerfallen würde. Es ist zu klar geworden, daß die christliche Duldung nicht auf einer absoluten Gleichstellung der Confessionen, welche mit der Nichtachtung alles Confessionellen ganz identisch ist, ruht, und daß ein der einen Confession zu Gunsten einer andern auferlegter Zwang sich durch keine Phrase der modernen Zeit entschuldigen lasse, als daß auch in Würtemberg von Seite redlicher und vorurtheilsfreier Protestanten im Ernst ein Widerspruch zu befürchten wäre. Die übrigen zu vertreten, wird aber die Regierung wohl nicht gesinnt seyn. Wenn F. v. M. die Behauptung der Commission, daß das gegen die zurückgesetzten Geistlichen eingehaltene Verfahren gehässig und gewaltsam gewesen sey, als unrichtig bezeichnet, so darf, um die Angabe der Commission zu bestätigen, z. B. nur erwähnt werden, daß gegen den Pfarrer Schmitt die Untersuchung gegen alles Gesetz einseitig von dem Oberamtsactuar eingeleitet, und daß demselben von der weltlichen Obrigkeit sogar das Messelesen untersagt wurde, eben so daß gegen Pfarrer Henle, durch Erlaß des geheimen Raths, geradezu das Prädicat der moralischen Unbrauchbarkeit erkannt wurde. Letztere kann schlechterdings nicht in dem gleichbedeutenden Sinne von Ungehorsam gegen bestehende Staatsgesetze genommen werden, da der betreffende Erlaß (s. S. 197 der actenmäßigen 2c.) ausdrücklich sagt: „wegen Verweigerung der Einsegnung gemischter Ehen und dadurch an den Tag gelegter moralischer Unbrauchbarkeit, so wie des Beweises von Ungehorsam"; und es bleibt somit keine andere Auslegung übrig, als daß die Verweigerung der Einsegnung gemischter Ehen an sich, ohne Rücksicht auf ein Staatsgebot oder Verbot, einen moralischen Zustand involvire, der zur weitern Verwaltung des Pfarramts unwürdig mache. Ob ein solcher Ausspruch, der die katholischen Geistlichen der übrigen Länder in eine Schaar unsittlicher Menschen verwandelte, nicht gehässig und gewaltsam sey, überlassen wir Andern zur Beurtheilung. Protestanten selbst haben den Charakter der verweigernden Geistlichen anders gefaßt, und es reihen sich an das bekannte Votum des Protestanten von der Niederelbe folgende beherzigenswerthe Worte Hurter's S. 132 seiner mehr erwähnten Schrift: „Bei den Geistlichen, welche nur lose an der Kirche hängen, zweifelt die Erdenmacht an felsenfester Treue gegen den Staat (weil doch in unserer Zeit dieser den Regenten und des Regenten Haus substituiren muß) nicht im mindesten; wankellose

Treue gegen die Kirche hingegen berechtigt schon zu bedeutenden Zweifeln an der Treue nach der andern Richtung. Gegen diese Treue excitirt sie den Reichsfiskal zu willkührlichen Versetzungen, zu schnöden Untersuchungen, zu Confiscation von Predigten, zu Bestrafungen wegen Verdacht, zu Verhören, was man da und dort gesprochen habe, zu mancherlei Chikanen, und hat sich in ihrem blinden Eifer dermaaßen an die Wand gerannt, um nicht einzusehen, daß der tiefdringende Ernst, mit welchem ein wahrhaft katholischer Geistlicher für die Rechte seiner Kirche einstehe, zugleich auf sein ganzes Wesen, Leben und Thun heilsam zurückwirken müsse". Uebrigens hat sich F. v. M. nicht veranlaßt gesehen, Hrn. v. Schlayer gegen die Worte der Commission Seite 73 und 74 des Abdrucks zu vertheidigen, „die Hoffnung einer solch' friedlichen Ausgleichung hat der Minister des Innern in dem letzten Momente der Sitzung vom 16. März auf betrübende Weise gestört. Er hat sich in der andern Kammer eine **Drohung** gegen den Hrn. Bischof erlaubt, welche im Namen des Rechts und der Gewissensfreiheit, im Namen aller Katholiken, die ihrer Kirche nicht unwürdig sind, auf das Feierlichste und Entschiedenste zurückgewiesen werden muß. Wo es sich um Herstellung streitiger Rechtsverhältnisse handelt, kann es nicht der zum Ziele führende Weg seyn, wenn der Hr. Minister mit **Drohungen** auftritt. Er hat durch seine, gegen den Hrn. Bischof in der Kammer geführte, beleidigende Sprache kein nachahmungswürdiges Beispiel gegeben, welche Achtung man den, mit den höchsten Würden im Staat und in der Kirche bekleideten Personen zu zollen habe, und hat dadurch die Verantwortlichkeit für alle Folgen, welche daraus entstehen können, auf sich geladen".

Aus diesem Stillschweigen und dem Vermeiden ähnlicher Drohungen glauben wir übrigens die Hoffnung schöpfen zu können, daß Fr. v. M., sollte ihm einmal eine einflußreichere Stellung zu Theil werden, größere Mäßigung und Achtung des Rechtes zeigen werde.

VIII.

Deutsche Briefe.

VII.

Der Kölner Dombau und die radicalen Blätter in Sachsen — die katholische Presse und die Blasphemien der Lügendeutschheit — die diplomatisch-theologischen Verdienste Bunsens und die religiösen Unionsplane des Königs von Preußen nach den Times — der politische Protestantism, der antikatholische Radicalism des Ministers von Schön — Hierarchie und Bureaukratie.

Erst drei Monate sind seit dem Kölner Dombaufeste verstrichen, mein verehrter Freund! und schon zeigen sich, wenn wir Umschau im Vaterlande halten, bedenkliche Zeichen, welche auf eine seltsame, schwer zu erklärende, und jedenfalls unser Nationalgefühl etwas demüthigende Wetterveränderung der geistigen Atmosphäre Deutschlands schließen lassen. — Wir wurden bei der Grundsteinlegung berichtet, daß der Ausbau des Kölner Domes ein Erzeugniß des geistigen Aufschwunges der Nation, ein Act der sich über alle Verschiedenheit der Religion wegsetzenden Vaterlandsliebe sey. — Die herrliche Gegenwart, so hieß es, fühle sich gedrungen sich selbst am Rheinufer ein Denkmal zu setzen, und kommenden Jahrhunderten einen Beweis, so ihrer nachhaltigen politischen Tüchtigkeit, wie ihrer kirchlichen Vorurtheilslosigkeit zu überliefern. Ganz anders, so versicherte man, sey es um die deutsche Eintracht unsrer Tage bestellt, als um jene Zeit, die des hereinbrechenden Glaubenszwistes wegen den Riesenbau bis auf bessere Zeiten stillstellen mußte. — Heute werde Kunstliebhaberei, ästhetische und poetische Freude am Mittelalter, vager Christianismus und politische Absichtlichkeit vollenden, was frommer katholischer Glaube begonnen, der freilich nach der Einfalt damaliger Sitten nur die Ehre Gottes und sei-

ner Heiligen im Auge haltend, und der Selbstbespiegelung feind, es für sündlich gehalten hätte, dem eigenen Ruhme Tempel zu bauen. Was Alles wir Jetztlebende bei Gelegenheit solcher und anderer Parallelen, vor drei Monaten über unsern Ernst, unsre tüchtige, eisenfeste, ächtdeutsche, biedere Gesinnung hören mußten, — das, mein Freund! hat gewiß auch bei Ihnen einen so tiefen Eindruck hinterlassen, daß es überflüßig wäre, dem Gedächtnisse durch specielle Citate zu Hülfe zu kommen. Seltsamer Weise hat sich das Alles aber schon nach wenigen Wochen gründlich geändert, und schon vor länger als einem Monate berichteten z. B. die „sächsischen Vaterlandsblätter“, die ich hier nur als Probe und Wahrzeichen mitten aus vielen andern Zeugnissen desselben Geistes herausgreife, wundersame Dinge von einer noch neuern Richtung des gesunden und kräftigen „deutschen Volksgeistes“. „Immer lauter und allgemeiner“, sagt ein Trefflicher in jener Zeitung, „werden die Klaglieder des armen Dombaues; es wird nur schläfrig gearbeitet. Geld bringt Niemand mehr, die öffentlichen Blätter wenden sich mehr und mehr ab, das Dombaublatt stürbe gern, wenn seine eigene Langweiligkeit es dazu kommen ließe, und das Fest im September war wirklich ein glänzender Beschluß dieser Verirrung, statt ein Anfang zu seyn. Wir haben dieses Schicksal dem Dombaue vor mehr als einem Jahre vorhergesagt; damals aber fielen die dombauwüthigen Blätter über uns her, und riefen: „„Kreuziget ihn““! Auch diese sind jetzt verstummt und all' die erkünstelte Begeisterung ist zur Ruine geworden, wie der Dom. Wir aber haben aufs Neue erfahren, daß der Sinn des deutschen Volkes gesund und kräftig ist, und sich nicht täuschen läßt“. —

Ich habe geraume Zeit gewartet, ehe ich Sie auf diese und ähnliche Stimmen aus der Gegenwart aufmerksam machte. Noch unter dem Eindrucke der Dombaubegeisterung des Septembers lebend, glaubte ich die deutsche Erde müsse die Spötter verschlingen, welche der heiligen Wärme unsrer Gefühle

mit eisiger Novemberkälte entgegen zu treten wagen. Aber die deutsche Erde hat ihren Mund nicht aufgethan, und die eben mitgetheilte Kritik der sächsischen Vaterlandsblätter ging ruhig ihres Wegs über die große Trift unsrer Zeitungen, ohne unsers Wissens auch nur einer Gegenrede oder Abweisung zu begegnen. — Ach! mein Freund ich läugne Ihnen nicht, dieses eigenthümlichen Beitrages zur Schilderung des heutigen Nationalcharakters der gebildeten Klassen unsers Volkes thue ich hier nur mit widerstrebenden Herzen Erwähnung. Nimmt die dermalen grassirende Deutschthuerei ihren Fortgang, so sind wir auf dem geraden Wege uns vor Europa und der Nachwelt unwiederbringlich lächerlich zu machen. Diejenigen, die heute aus vollen Backen die (ehemaligen) deutschen Tugenden loben, haben wenigstens keinen Antheil an der vielgerühmten Gemüthlichkeit, an der aufrichtigen Wahrheitsliebe, der Redlichkeit, der Nüchternheit, der besonnenen Klarheit der Deutschen. Im Gegentheil: lügenhafte, niedrige Heuchelei und Falschheit, herz= und gemüthlose Verstandeskälte, geckenhafte Aufschneiderei, faunische, Gott und alles Heilige höhnende Frivolität, und eine, vor Hoffart sich selbst überschlagende, Tiefsinn seynwollende Narrheit, dieß sind die Eigenschaften, welche heute mehr und mehr in der deutschen Literatur hervortretend, sich als Nationaltugenden breit hinpflanzen möchten. Es ist die höchste Zeit, daß das deutsche Leben gegen diese unbeglaubigten Wortführer einer erlogenen Nationalität in der Literatur reagire, und bis dieß geschieht, muß wenigstens die katholische Presse mit aller Energie durch feierliche Verwahrung die Ehre Deutschlands vor den Affen der Deutschheit retten, die heute mit unwahrem Enthusiasmus in die Wolken erheben, was sie drei Monate später durch den Straßenkoth ihrer Journale schleifen. Nicht also der wirkliche Deutsche! Dieser hat, als er vor vierzehnhundert Jahren aus seinen Wäldern hervorbrechend das römische Reich überzog, jenen Gaben, welche die Natur ihm

gegeben, den Christenglauben als ergänzenden Schlußstein und Krone beigefügt.

Fortan ist dieser mit der deutschen Nationalität unauflöslich verbunden geblieben, also, daß die alte Wildheit durch die milde Kraft des Evangeliums gebändigt, und die edlere Seite des deutschen Charakters durch den Glauben an den Heiland der Welt, und durch das Leben im Gehorsam der Kirche erhoben und verklärt ward. — Was der Deutsche in seinen Sitten und Gewohnheiten, in seinem Staats- und Familienleben, in Kunst und Wissenschaft, Großes und Herrliches besitzen mag, — er verdankt es der Kraft des Kreuzes, vor dem die alten Götter stürzten, und der frommen Demuth der Väter, die den unbesiegten Nacken unter das milde Joch des Erlösers beugten. Die heutige Lügendeutschheit dagegen strebt entweder nach völliger Emancipation von der christlichen Wahrheit, oder nach einem abgeschmackten und nicht minder verderblichen pseudochristlichen Indifferentismus. Halb schon ist es ihr gelungen das alte Band zu lösen; reißt der letzte Faden, so ist — ohne Möglichkeit der Rettung — der Untergang in civilisirte Barbarei, mit ihrem gesammten Gefolge von Schmach und Gräueln, unser Loos. Und dieses Aeußerste abzuwehren, wenn es noch möglich, ist unsre, des katholischen Deutschlandes, Pflicht und Aufgabe, von der wir uns durch keine Vorspiegelungen einer absichtsvollen Afterdeutschheit sollten abwendig machen lassen.

Von dieser Abschweifung, mein werther Freund, die Sie als Erleichterung eines gepreßten Herzens entschuldigen wollen, kehre ich zu dem Kölner Dombau zurück, von dem ich anhub. Vor längerer Zeit, bald nach dem Feste der Grundsteinlegung, fiel mir ein Artikel der Londner Times in die Hand, der seitdem seinen Weg in die, immermehr der Verfechtung preußenthümlicher Interessen sich öffnende Bretschneiderisch-Darmstädtische Kirchenzeitung gefunden hat. Dort ist er, weil jene Zeitung unter denkenden Leuten kein großes Publikum hat, wie billig verschollen. Ich habe mir demnach

das betreffende Blatt (Allgemeine Kirchenzeitung Nr. 177) zu dem Zweck zurückgelegt, die dort entwickelten Ansichten zur gelegenen Zeit Ihrer Aufmerksamkeit und reiflichen Ueberlegung zu empfehlen. — Vernehmen Sie also in aller Sammlung des Gemüths, was eine, ohne Zweifel deutsche Feder in London schrieb, die den, der sie führte, so deutlich charakterisirt, daß wir beide uns der Mühe überheben können, seinen vielgenannten Namen auszusprechen. „Die Stellung, welche in diesem Augenblicke der König von Preußen in der religiösen Welt einnimmt, ist nicht wenig bemerkenswerth, und die neuesten Vorgänge zu Köln sind noch mehr als die mit der Errichtung eines evangelischen Bisthums in Jerusalem verbundenen Schritte geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Der Sinn des Königs ist offenbar auf diesen Punkt gerichtet, und seine Politik dürfte wahrscheinlich in keinem geringen Grade dahin geleitet werden. Auch sind seine Absichten so großartig und so unbestreitbar aufrichtig und fromm, daß sie nothwendig selbst diejenigen zur Achtung nöthigen, die von seinen Ansichten abweichen, oder von seinen Maaßregeln Unheil besorgen. Es ist in der That schwer zu begreifen, wie diese Ansichten vollständig verwirklicht werden könnten, ohne eine größere moralische Revolution, als die Reformation selbst machte, da sie die Ausschließung des Begriffs der theologischen Orthodoxie als eines praktischen Elements des Christenthums umfassen. Wir selbst gehören nicht zu denjenigen, welche die Ausführung eines solchen Plans für möglich halten; allein bei dem jetzigen seltsamen Zustande der Religion in Deutschland und in der ganzen Welt läßt sich nicht leicht im Voraus bestimmen, welche Folgen ein ernstlicher Versuch, denselben zu verfolgen, unter den Auspicien eines so mächtigen Fürsten und eines so wahrhaft guten Mannes, wie der König von Preußen, herbeiführen dürfte. Die Erfahrung verbietet die Annahme, daß ein wetlicher Fürst eine Reihe von Jahren ein umfassendes System religiöser Politik, sey sie gut oder

schlecht, ausführbar oder unausführbar, zu verfolgen vermöge, ohne daß sowohl politisch wie moralisch wichtige Folgen daraus entstehen. Auf die Entwicklung des Verfahrens, in dem die neueste Feier zu Köln als eine Maaßregel von nicht unbeträchtlicher Wichtigkeit zu betrachten ist, würden wir deßhalb mit Interesse und nicht ohne Besorgniß blicken, wenn wir es auch mit dem Gefühle bloßer Zuschauer betrachten könten. Dieß ist jedoch keineswegs der Fall. Des Königs von Preußen Absichten gehen ebenso weit, wie die unsrigen. Ihn beseelt eine weit erhabenere Idee, als bloß eine Uebereinstimmung im Indifferentismus unter seinen eigenen Unterthanen zu begründen. Er ist ein zu verständiger Mann, um nicht zu wissen, daß es unmöglich sey, ein Königreich in Europa von religiösen Sympathieen und den Sympathiestörungen zu isoliren, welche das übrige Europa berühren. Dem gemäß nimmt er seine eigene Auctorität in seinem eigenen Gebiet zum Centrum und zur Basis, und den deutschen Nationalsinn zur nächsten Sphäre und Atmosphäre seiner Wirksamkeit, umfaßt aber mit seinen Plänen die entfernten Einflüsse, zu denen sich wohl die moralischen Kräfte Preußens und Deutschlands hinneigen, und sucht einerseits die englische Kirche, andererseits die römische Kirche selbst in die Bundeseinheit der Glaubensbekenntnisse einzuschließen die er zu befestigen wünscht. Wie man auch über die Ausführbarkeit dieses Planes denken mag, dessen Grundsätze in England allerdings ausgezeichnete Vertheidiger gefunden haben: so kann es doch Keinen, dem die Religionsgeschichte Deutschlands und insbesondere Preußens bekannt ist, überraschen, daß König Friedrich Wilhelm ihn für ausführbar halte. Der Zustand der theologischen Meinungen, oder, passender ausgedrückt, die religionsphilosophischen Ansichten, die dieser Plan voraussetzt, haben im protestantischen Deutschland längst vorgeherrscht. Die Systeme des Lehrglaubens, welche Luther und Calvin hinterließen, lösten sich im Verlaufe der Zeit und unter dem Einflusse jener Freiheit

des Privaturtheils, die sie ebenfalls als einen Hauptgrundsatz der Religion ehrten, vollständig auf. Die Dinge kamen so weit, daß die einzige Alternative des Fortschrittes darin bestand, entweder dem Christenthume zu entsagen, oder das Gebiet der dogmatischen Theologie von dem Gebiete des religiösen Glaubens vollständig zu trennen, und erstere zu einer bloßen Abtheilung der Philosophie, letztern zu einer einfachen Entwicklung des individuellen Charakters zu machen. Die letztere Alternative erhielt natürlich den Vorzug, als an und für sich besser, und als den mystischen Tendenzen des deutschen Sinnes entsprechender. In dieser Lage fand der vorige König von Preußen die Religion seiner Unterthanen, worauf er, constructiven Geistes wie sein Sohn, und die Vorzüge der Einheit so wie die Gelegenheit, welche die Erschöpfung des dogmatischen Grundsatzes darbot, richtig würdigend, den Beschluß faßte, durch die Verschmelzung der bisher getrennten lutherischen und calvinischen Secten eine neue Kirche zu begründen. Mit Hülfe seines Ministers, Hrn. Bunsen, stellte der König demgemäß eine neue Liturgie zusammen, und entwarf eine neue Organisation, zu der diejenigen lutherischen und calvinischen Prediger, die es passend fanden, sich an einem bestimmten Tage anzuschließen, eingeladen wurden. Die meisten derselben thaten es, und was anfänglich dem Belieben anheimgestellt war, wurde später für die übrigen zur Nothwendigkeit gemacht. Auf diese Weise wurden die Meinungsverschiedenheiten des Lutheranismus und des Calvinismus in Deutschland beseitigt und es bildete sich eine neue Einheit in Gestalt der jetzt sogenannten evangelischen Kirche in Preußen. Eine weit schwerere Aufgabe war jedoch noch übrig, und die Differenzen, welche in Betreff der gemischten Ehen zwischen der Krone Preußen und dem Erzbischofe von Köln entstanden, bewiesen sogleich, wie wichtig es sey, wo möglich, eine religiöse Harmonie zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus herzustellen, so wie auch die große Schwierigkeit dieser Unterneh-

mung. Wahrscheinlich nicht ohne Absicht auf diesen Zweck dachte der vorige König, wie man sagt, daran, das Bischofthum in seine neue Kirche einzuführen, und der gegenwärtige König hat diese Absicht verfolgt, indem er mit einigen unserer Bischöfe in Unterhandlung trat, und zur Unterhaltung eines englischen Bischofs in Jerusalem beitrug; ausdrücklich zu dem Zwecke, für Candidaten des Predigtamtes in der deutschen Kirche bischöfliche Weihen zu erhalten. Die Verbindung, welche diese Unterhandlungen zwischen der evangelischen Kirche in Preußen und der englischen Kirche zu bilden suchten, gab Veranlassung zu einem öffentlichen Ausspruche des Wunsches des Königs, auf dem Grundsatze der wesentlichen Einheit der verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnisse eine allgemeine religiöse Einigkeit zu begründen, und diesen Grundsatz scheinen die betreffenden englischen Prälaten angenommen zu haben. Zu derselben Zeit, als des Königs Ansichten von den englischen Prälaten so günstig aufgenommen wurden, machten sie ähnliche Fortschritte am römischen Hofe. (!!) Durch Vermittlung desselben geschickten Diplomaten, der die evangelische Kirche in Preußen organisirt, und die Begründung des Bisthums Jerusalems unterhandelte, ward beim Papst eine Erledigung der zwischen dem Könige und dem Erzbischofe von Köln streitigen Fragen erwirkt, welche die ganze Frage der gemischten Ehen aufgab, den Erzbischof der Ausübung seines Amtes enthob, und thatsächlich der Krone Preußen einen vollständigen Triumph gewährte. Dieß erklärte der König natürlich für einen wichtigen Sieg seines Lieblingsgrundsatzes, und die neulichen Feierlichkeiten in Köln waren eine Feier dieses Sieges, wie die Vollendung jenes prächtigen Gebäudes ein Denkmal desselben werden soll. Wie der König in London ein Beispiel des Grundsatzes gab, in dem er Vormittags im Pomp die St. Paulskirche besuchte, während er Nachmittags privatim in der lutherischen Kapelle war: so

ging er in Köln zuerst zum protestantischen Gottesdienst und wohnte dann, zur lebhaften Freude einer zahlreichen römisch-katholischen Gemeinde, einem Hochamte im Dome bei. Und dieses Verfahren war keineswegs durch weltliche Politik oder religiöse Indifferenz geboten. Es entsprang aus Ueberzeugungen, die offenbar sehr innig und aufrichtig und zur Zeit, wie die Umstände mit Recht schließen lassen, von dem Vertreter des Papstes und der ganzen römisch-katholischen Bevölkerung Kölns getheilt wurden: Ueberzeugungen, die der König in seinen gefühlvollen und beredten Worten aussprach. Es ist nicht wenig bemerkenswerth, daß das Verfahren und die Aeußerungen des Königs bei seinem Verkehre mit der englischen Kirche, so wie die Art, wie unsere Bischöfe seine Annäherung aufnahmen, in den Vorgängen in Köln, wo die römisch-katholische Kirche betheiligt war, eine so genaue Parallele fanden".

Ich halte es für überflüssig, diesen Artikel mit einem Commentar zu begleiten. Irre ich nicht, so hat der geschickte Diplomat, der ihn schrieb, schon früher durch ähnliche Proben seiner Redlichkeit und seines Scharfsinnes große „Triumphe" erfochten, und Specimina geliefert, die seinem Namen eine Stelle in der Geschichte der Diplomatie des neunzehnten Jahrhunderts sichern. In Wahrheit findet es sich aber dieses Mal, daß die weltliche Regierung, wie es recht und weise war, jene berüchtigte Anforderung: daß die katholische Geistlichkeit Ehen einsegnen solle, welche die Kirche mißbilligt (eine Anforderung, aus welcher bekanntlich der Streit anhub!), absolut und völlig aufgegeben hat. Es findet sich, daß sie die Anschuldigungen gegen den Erzbischof Clemens August zurückgenommen, dem unschuldig Gekränkten feierlich die gebührende Ehrenerklärung gegeben, ihm nach seiner Willkühr die Rückkehr nach Köln gestattet, und die Hermesianer in ihrer böslichen Auflehnung gegen die Kirche nicht unterstützen zu wollen versprochen hat. — Und in diesem Allen erblickt der edle Correspondent der Times, quasi re bene gesta, einen

„vollständigen Triumph der Krone Preußen“! Freilich ist des Königs Entschluß in dieser Angelegenheit ein Triumph, aber nicht im Sinne des Mannes aus der Times, — sondern im Gegentheil ein Triumph über den Geist der Falschheit, der Hinterlist und des Truges, den jener Artikel der Times vertritt, mit dessen Verfasser wir über seine Rechtsbegriffe so wenig, wie über seine Grundsätze von Ehre und Schande rechten wollen. — Sein König hat den Handel glücklich und zum Vortheile der Kirche vermittelt. Dafür sey ihm Dank und Ehre! Er dagegen möchte aus Aerger über diesen Ausgang gerne das fait accompli umdeuten, und rühmt deshalb lächerlicher Weise, an der „Erledigung“ der, zwischen dem Papste und dem Könige streitigen Punkte, „daß sie die ganze Frage der gemischten Ehe aufgab“. Wie mag er über diese schlaue Wendung, über diesen geschickt eingeflochtenen, vermeintlich diplomatischen Doppelsinn der Worte triumphirt haben! wie mag er sich gefreut haben, als er einen neuen Pfiff ersonnen, der immer noch den einen oder den andern völlig Unkundigen, wenn auch nur für den ersten Anlauf, im Zweifel lassen könnte: wer denn die „Frage“ der gemischten Ehe aufgegeben habe, und was daran aufzugeben sey? Armer Diplomat mit deinem Triumphe! Mich erinnert er an jenen Knaben, der, als er die Ruthe bekam, gern gelacht hätte, wenn es nur nicht wehe thäte. Ich glaube nicht, daß irgend ein deutscher Katholik sich über sein Strategem geärgert hat. — Die empörende Anschuldigung gegen seinen König aber, den er eines bis zur Abgeschmacktheit lächerlichen, auf fade Religionsmengerei gerichteten Planes zeiht, zu dessen Beförderung Hr. v. Geissel wahrlich nicht der rechte Mann wäre, dieser Vorwurf wird gewiß von Berlin aus gebührende Widerlegung finden. Mich wundert nur, daß eine solche bis heute noch nicht erfolgt ist.

Ich habe Sie in meinem letzten Briefe von den politischen Conflicten in Preußen unterhalten, und die Meinung geäußert, daß die einzige und größte Gefahr für dieses Land

nicht in materiellen Uebelständen, sondern in jener geistigen Strömung liege, die ich als politischen Protestantismus bezeichnete. — Man hat gegen diesen Namen eingewendet, daß viele Protestanten auf der Seite der Ordnung und des Rechts im Staate stünden, so wie daß viele, die sich Katholiken nennen, in den vordersten Reihen der Pseudoliberalen fechten. Die Thatsache ist so offenkundig, daß es unmöglich wäre, sie im guten Glauben zu läugnen. Nur die Folgerung, die manche außerkirchliche Schriftsteller daraus zu ziehen lieben, stelle ich auf das entschiedenste in Abrede. Jene Protestanten, welche auf dem politischen Gebiete die Grundsätze verläugnen, die sie auf dem kirchlichen bekennen, werden, am Tage der Prüfung, auf die eine oder ander Seite gedrängt, ihrer Doctrin oder ihrer Praxis, oder beiden zugleich untreu, d. h. kirchlich katholisch, oder politisch revolutionär werden müssen. Umgekehrt ist nur der katholisch, welcher in Sachen der Religion und des Glaubens die Kirche hört, und wenigstens den Willen hat, ihrem Worte und Geiste als der Richtschnur seines Denkens und Lebens zu folgen. Nur für diese, die ihr gehorchen, ist die Kirche verantwortlich, und nur die politische Handlungsweise, die aus dieser Denkart fließt, kommt als Handlungsweise wirklicher Katholiken in Betracht. Dieß vorausgesetzt, können wir jeden Billigdenkenden zum Zeugen aufrufen, ob jene Katholiken, die in Deutschland als Verfechter des Liberalismus bekannt sind, — Rotteck, Jordan, Kuenzer u. A. m. — nicht zugleich, auch von je her im bittersten Widerspruche gegen ihre Kirche begriffen waren? ob ihre politische Opposition nicht als die bloße Consequenz ihrer antikirchlichen Gesinnung hervortrat? ob sie nach Geist und Richtung nicht im eminenten Sinne der protestantischen Strömung folgten? Bedürfte es noch eines Beweises für diese Behauptung, so könnten wir Katholiken getrost auf Lamennais deuten, dessen mit Consequenz verfolgte, revolutionäre Richtung ihn von Stufe zu Stufe, bis auf seinen heutigen Standpunkt, der bittersten Op-

position gegen den Papst und die Kirche, gegen das Christenthum und den Glauben an Gott fortriß. Mit einem Worte: so wenig ich irgend geneigt bin, eine servile Unterwürfigkeit unter die Launen der Gewalt und einen theoretischen oder praktischen Absolutismus, als die specifisch christliche Politik, zu empfehlen, so wenig kann aber auch andererseits geläugnet werden, daß auf dem tiefuntersten Grunde unserer politischen Wirren das Zerwürfniß mit Gott und seiner Kirche liegt.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, ist mir in der bekannten Schrift des preußischen Staatsministers v. Schön *) insbesondere jener antikatholische Stempel in die Augen gefallen, den der preußische Radicalismus allen seinen Bestrebungen aufzudrücken pflegt. — Der hohe Verfasser kämpft gegen den preußischen Beamtenstaat. Kein Unbefangener wird nun eine Identität, oder besondere Geistesverwandtschaft desselben mit der Kirche, oder etwa eine Hinneigung der preußischen Bureaukratie zu katholischen Ideen behaupten wollen. — Aber dem radicalen Fragsteller verwirren sich die Objecte seines Hasses, und er weiß von dem Heterogensten den Uebergang zu finden auf den eigentlichen Kern und Mittelpunkt seines politischen und religiösen Systems. Wo diese Geistesrichtung durchgreift, finden sich Analogien von selbst. „Wie die Kirche", sagt er S. 3, „an ihren Heiligen immerdar gern festhält" (sollte sie nach dem Beispiele gewisser Staatskirchen ihre Heiligen, sobald sie keinen Gefallen mehr an ihnen fände, etwa degradiren?), „so pflanzte sich auch die Meinung jenes Abglanzes" (der Beamten) „von Geschlecht zu Geschlecht fort, bis das preußische Beamtentreiben den Höhepunkt erreichte, von welchem Strauß gegen Streckfuß richtig sagt: daß die

---

*) Woher und wohin? von v. Schön, Staatsminister und Oberpräsidenten der Provinz Preußen. Nebst einem Nachwort von Georg Fein; neue mit einem zweiten vermehrte Auflage. Straßburg 1842.

preußische Beamtenwelt wie im Sinne der katholischen Kirche handle, denn wie der Geistliche dort nur für sich, ohne Beziehung und Rücksicht auf die Gemeinde, den Gottesdienst verrichte, so wähne der preußische Beamte, besonders der dem Volke fernstehende, daß der Staatsdienst nur für ihn, und daß er nicht für das Volk, sondern das Volk nur für ihn da sey". — Es ist weder meine Sache, den Anwalt der preußischen Bureaukratie zu machen, noch das absurd Hämische dieser Vergleichung aufzudecken. Sie werden aber, mein geehrter Freund, ohne mein Erinnern, den wahren Standpunkt für diese Aeußerung aufzufinden wissen. Alle Autorität auf Erden ist als solche durch ein gemeinsames Band zu wechselseitiger Solidarität verknüpft. Wer die älteste, heiligste und wohlthätigste aller Autoritäten mit dem Geifer der Lüge zu beschmutzen sich nicht scheut, wie sollte der einer menschlichen, untergeordneten, manchen sehr richtigen Ausstellungen unterworfenen, mit vielfachen Schattenseiten behafteten, schonen? Wie sollte, wer sich nicht die Mühe nimmt, die wahre Idee und Bedeutung des Priesterthums zu ergründen, Billigkeit genug haben, in Beziehung auf das preußische Beamtenthum, Gründe und Gegengründe abzuwägen? Ich finde, was Herr v. Schön sagt, zwar sehr lehrreich, aber keineswegs verwundernswerth. — Wer hätte aus diesem Munde Besseres erwartet?

Der Haß dieses Mannes gegen die Kirche bricht allenthalben, auch wo man es am wenigsten ahnden sollte, hervor. Die Stände von Ostpreußen hatten einen Antrag auf Erlassung einer Repräsentativconstitution gestellt. „Und gegen wen", fragt Herr v. Schön (S. 8) „ist der Antrag gestellt? Mit nichten gegen den Souverain, wohl aber gegen die Werkzeuge des Gouvernements, welche die Culturentwickelung im Volke hemmen, das Volk in Unmündigkeit festhalten wollen, und sich allein nur, gleich den katholischen Priestern, als Vormünder betrachten".

Bedürfen wir noch eines Beweises, was die katholische

Kirche von einem Siege der Parthei, welche Herr v. Schön vertritt, was sie überhaupt von einem Siege des Radicalismus in Deutschland zu erwarten hätte? In der That! die katholischen Unterthanen Preußens sind ihrem Könige für die Beförderung dieses Staatsministers zum Burgvogte von Marienburg zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Den König aber, der auf jene Anträge bis jetzt nicht eingegangen ist, hat der gute Genius des Königthums in Deutschland zurückgehalten. Denn fragen wir: was eigentlich die Parthei, deren Organ das Woher und das Wohin? ist, bezwecke? so gibt diese Schrift so genügende Auskunft hierauf, als irgend gewünscht werden mag. — Der Verfasser entwirft ein, über die Maaßen ungünstiges Bild des preußischen Beamtenstaates, wie er sich unter des verewigten Königs Regierung entwickelt hatte. Dann fährt er (S. 7) fort: „So stand es in Preußen im Jahre 1840. Da sagte der König vor jener Huldigung: welche frühere Zusicherungen wollt ihr preußischen Stände bestätigt haben? und der Landtag antwortete: nur die Vollführung dessen, was im Jahre 1815 und späterhin in ständischer Hinsicht zugesagt ist, und zwar wünschen wir Generalstände, die selbst erforderlichen Rath geben; damit die obersten Administrationsbeamten, der ständischen Versammlung gegenüber, nicht, wie bei den Provinziallandtagen, über die Landtage zu stehen kommen"? — Der Sinn dieses Antrages kann nicht zweifelhaft seyn. Herr v. Schön überhebt uns zu dem der Mühe, die Consequenzen desselben zu entwickeln. „Wohin", sagt er (S. 9) „so dürfte man fragen, wird der Antrag führen? Was würde die Folge der Zusammenberufung der Generalstände seyn? Sie würden allerdings die gewichtigsten Resultate mit sich führen, denn zunächst und vor Allem werden die Generalstände: 1) die Verwaltung aller Angelegenheiten, welche nicht Gouvernements- sondern National- und Communalsachen sind, sich zueignen. Dadurch aber wird einestheils das Volk an Selbstständigkeit und Lust und Fähigkeit zu guten Werken und nützlichen Unternehmun-

gen gewinnen, und theils auch eine große Zahl der jetzigen Staatsbeamten entbehrlich werden. Die Generalstände werden ferner: 2) Auskunft über die Verwaltung der Finanzen fordern, Verschwendungen entgegentreten, die man sich jetzt angeblich zum Besten des Volkes erlaubt, und eine einfachere Verwaltung verlangen. Die Zahl der Beamten wird somit auch auf diese Weise vermindert werden. Die Generalstände werden 3) auch den Theil der Justizverwaltung, bei welchen es besonders auf genaue Kenntniß der Landesverhältnisse, und beinahe auch nur auf gesunden Menschenverstand und natürliches richtiges Urtheil ankömmt, in ihren Kreis ziehen, wodurch einerseits eine bessere Rechtsverwaltung eintreten wird, indem dann der Richter in den Stand kommt, die ihm verbleibenden, richterlichen Geschäfte nach Amt und Pflicht zu führen, und andrerseits eine abermalige Verminderung der Beamtenzahl erfolgen kann. Es werden 4) auch die Generalstände den Antrag stellen, und es sich selbst zur Aufgabe machen, daß die bewaffnete Macht mit dem Volke in engere Verbindung gesetzt, und das Volk somit selbst wehrhaft gemacht werde. Der erste Grad der militärischen Ausbildung wird dann um so mehr Sache des Volkes seyn, und die Landwehr wird das Band bilden, welches das Volk auf's engste mit der bewaffneten Macht verknüpft. Das alles wird dann 5) auch den Landständen die gebührende Wichtigkeit, und die in ihrem Wesen begründete Bedeutsamkeit in und für den Staat geben. Um so mehr werden in Folge dessen die Militär- und Civilbeamten auch selbst in ihrer Meinung in die Stelle gebracht, in welche die Natur der Sache und der Stand ihrer Verhältnisse in ihrem Amte sie hinweiset. Zwei lästige und unerträgliche Uebel, Uebermuth und Servilität, werden dann erdrückt, wenigstens in enge Gränzen gewiesen. Auf den Charakter und die Stimmung des Volkes wird dieß den wohlthätigsten Einfluß haben. Dem Souverain selbst giebt; 6) die ständische Repräsentation für die Würdigkeit und Tüchtigkeit seiner Beamten unfehlbar den besten, vielleicht den

einzigen, bleibend wirksamen Prüfstein. Wer vor die Stände zu treten hat, wer Rechenschaft über seine Verwaltung vor ihnen ablegen muß, kann nicht unwissend und kopflos seyn; böser Wille aber muß schnell, zu Schanden werden. Um so sicherer kann dann der Souverain darauf vertrauen, daß er stets zum rechten Amte den rechten Mann gewählt hat, und was für ihn und den Staat ein unschätzbares Glück ist: im öffentlichen Leben der ständischen Repräsentation finden alle Kabalen und alle Polizeikünste stets ein schnelles Ende. Nicht minder segensreich wirken 7) die Generalstände auf den Geist der Gesetzgebung. Wer will und kann es läugnen, daß jetzt bei jeder, vom Gouvernement ausgehenden Maaßregel stets das Mißtrauen erwacht: ob die Beamten die Lage der Sache richtig erkannt, und die Verhältnisse richtig erwogen haben? Ganz anders wenn die Maaßregeln von den Generalständen erörtert werden. In ihnen concentrirt sich die Kenntniß der Verhältnisse und Bedürfnisse des gesammten Volkes, und schon darum haben auch die mit von ihnen ausgehenden Gesetze stets die Meinung des Volkes für sich".

Zuletzt folgt Fluch und Segen im Namen des Geistes der Zeit, der durch den Mund seines Knechtes spricht, welcher einst Stein's politisches Testament niederschrieb: „Nur durch Generalstände kann und wird in unserm Lande ein öffentliches Leben entstehen und gedeihen ...... Tritt für uns erst das volle öffentliche Leben ein, so sind wir unüberwindlich, und unser (NB.) Thron steht dann auf erster Höhe, auf der er nach dem Culturstande des Volkes zu stehen verdient". Zuletzt folgt die obligate Drohung: „Die Zeit der sogenannten väterlichen oder patrimoniellen Regierung, für welche das Volk aus einer Masse Unmündiger bestehen, und sich beliebig leiten und führen lassen soll, läßt sich nicht zurückführen. Wenn man die Zeit nicht nimmt, wie sie ist, das Gute daraus ergreift und es in seiner Entwickelung fördert, dann straft die Zeit".

Mit einem Worte also: in die Stelle des Beamtenstaa-

tes sollen berathend, verwilligend, zum Theil sogar vollziehend, neuzuschaffende Stände treten. Das militärisch-bureaukratisch-königliche Preußen soll seine Endschaft erreichen, und sich in eine „von republikanischen Institutionen umgebene Monarchie" umsetzen. Würden wir bei diesem Tausche gewinnen? Was das Loos der Könige gewesen ist, die sich auf einen solchen eingelassen, beweist die Geschichte seit 1789. Ist aber dem Volke so viel an Freiheit zugewachsen, als dessen Beherrscher aus der Feudalzeit eingebüßt? — Mir will es nicht einleuchten, daß Preußen, und in ihm insbesondere die Katholiken, freier und glücklicher seyn würden, wenn statt des Königs und seiner Diener eine constitutionelle Majorität herrschte, an deren Spitze etwa Herr von Schön und sein Commentator Georg Fein über des Landes Wohl und Wehe entschieden. Auch dieser Ehrenmann würdigt uns nämlich in seinem Nachworte zur von Schön'schen Schrift einer kurzen Betrachtung. Die Art, wie der König die katholischen Händel beilegt, meint er, wolle er keineswegs tadeln. „Um der Freiheit willen müssen auch der Dummheit und dem Aberglauben auf dem eigenen Gebiete ihre Rechte ungekränkt bleiben; und ein falscher Glaube ist am sichersten und nachhaltigsten nur aus seinem Innern heraus zu heilen. Zudem hatte man es hier mit einer wirklich gefährlichen Wunde des Staates zu thun, die, war sie nicht gänzlich zu schließen, durch lindernde Mittel wenigstens vor krebsartigem Weiterfressen bewahrt werden mußte. Schmach genug für unsere Zeit, daß die Truglehre dumpfer Geistesknechtschaft die Gemüther in größere Bewegung und Gährung versetzen konnte, als jede heilbringende Botschaft der Freiheit"!

Uebrigens prophezeit dieser Schriftsteller, in Beziehung auf die Versuche: den heutigen Protestantismus wieder zu „christenen", nicht ohne richtigen politischen Blick: daß hier der Punkt sey, „wo sich mit dem preußisch-protestantischen Stolze weniger, als mit Verfassungs-Reibungen spielen läßt".

Sein größtes Verdienst liegt jedoch in der Offenheit, mit welcher er in Beziehung auf den deutschthümelnden Patriotismus ein Geständniß ablegt, mit welchem Viele seiner Geistesverwandten noch verschämt hinter dem Berge halten. „So lange die wahre Einheit des deutschen Volkes nicht errungen ist, d. h. unsre achtunddreißig Staaten und Stäätchen noch nicht vollständig in ein großes Reich verschmolzen sind, so lange bleibt alles Uebrige nur Stück- und Flickwerk“. Wahrlich nach diesem Ziele rennen und laufen auch ganz andere Leute, als Herr Georg Fein, der Literat. Nur in Betreff des Hauptes, welches der neue Körper erhalten sollte, und seiner republikanischen oder bonapartistisch-monarchischen Form sind die Liebhaber der Union zur Zeit noch verschiedener Meinung. Darum der Lärm und das Treiben.

Ich habe durch diese wenigen, durch Thatsachen sprechende Winke Ihnen ein Bild unsers Zustandes zu geben versucht. Was sollen wir daraus lernen? Vor Allem: daß es ein Frevel und eine Thorheit wäre, wenn wir Katholiken uns für die Phantome begeistern wollten, um welche die im Obigen geschilderten Partheien dieser Zeit sich abarbeiten, oder wenn wir der einen oder andern uns in dem thörichten Vertrauen anschließen wollten, daß aus ihrem Siege uns ein Heil erblühen werde. Was jede von ihnen, ohne Ausnahme, uns gönnt und welche Zukunft sie uns bereiten möchten, das dächte ich, erhellt klar aus dem Obigen. Darum scharf die Zeichen der Zeit im Auge behalten, und das Lager vor den Danaern gehütet, selbst wenn sie mit Geschenken nahen.

IX.

Die deutsche Presse und G. Herwegh.

Der Verfasser einer kürzlich erschienenen Broschüre: Die Opposition. Ein Nachtrag zu der conservativen Parthei von V. A. H. Halle 1842, fällt in einer Anmerkung S. 50 folgendes Urtheil über die Augsburger Allgemeine Zeitung:

„Ohne hier weiter auf Einzelnes einzugehen, fordert die große Verbreitung der Augsburger Allgemeinen Zeitung, das notorische Gewicht, der unverkennbare Einfluß, den sie gerade in den gebildetern und höhern Kreisen hat, dringend, daß wir auch hier noch einmal auf die verderblichen und verwerflichen Tendenzen aufmerksam machen, welche zumal in ihren Beilagen mehr und mehr hervortreten, obgleich freilich immer nur soweit, wie es mit voller Sicherheit geschehen kann — weshalb auch begreiflich rein politische, besonders auf konkrete Fälle bezügliche Fragen viel behutsamer behandelt werden, als kirchliche, diese viel mehr als religiöse, philosophische oder gar sociale, zumal in der beliebten Manier des jungen Deutschlands; daß auch Anderes, zum Theil Entgegengesetztes mit unter läuft, daß der eigentlich politische Theil der Zeitung leidlich unpartheiisch ist, wissen wir recht gut, und es wäre denn doch zu arg, wenn auch die hier vorwaltenden Rücksichten ihre Kraft verlören. So viel aber bleibt gewiß und ließe sich leicht beweisen, daß von den selbstständigen Artikeln, besonders in den Beilagen, neun Zehntel mehr oder weniger von dem bösartigsten oder frivolsten destructiven Geist durchdrungen sind, und daß es Stimmen entgegengesetzten Sinnes auf die unerträglichste Weise erschwert wird, sich dort vernehmen zu lassen. Wo die Verantwortlichkeit für dieses Unwesen zu suchen, werden die beurtheilen, welche die betheiligten Personen näher kennen. Wir aber werden die Allgemeine Zeitung bei den ehrlichen Leuten aller Partheien so lange denunciren, bis sie wenigstens ist, was sie zu seyn vorgibt — unpartheiisch. Von der Leipziger Allgemeinen Zeitung könnten wir ungefähr dasselbe sagen, ohne deshalb zu verkennen, daß sie in jeder Hin-

sicht auf einer merklich niedrigeren Stufe steht, als ihre ältere Nebenbuhlerin. Dagegen müssen wir zum Lobe anderer Blätter, wie die neue Rheinische, die Königsberger Zeitung anerkennen, daß sie fast aufrichtig, consequent und ehrlich sind".

Wenn wir auch in Betreff des Zahlenverhältnisses nicht so ungünstig von der Allgemeinen urtheilen: so haben wir doch zu keiner Zeit ein Hehl aus unserer Beschwerde gemacht, wegen des großen Mißverhältnisses, in dem sich die erhaltenden Tendenzen unserer Zeit den negativen und zerstörenden gegenüber in einem Blatte vertreten finden, welches auf allseitige Unpartheilichkeit Anspruch macht.

Dieß Gefühl des Unwillens erwachte in uns aufs Neue, um aus Vielem nur Eines zu erwähnen, als wir erst kürzlich in einer Betrachtung über Piemont sehen mußten, wie die ganze Weisheit dieses neuen Propheten eben wieder auf nichts Anderes hinauslief, wenn auch in andere Phrasen gekleidet, als auf die Beraubung der piemontesischen Kirche, und dieß nach den unseligen Vorgängen von Portugal, von Spanien, von der Schweiz, von Rußland.

Noch mehr aber finden wir uns veranlaßt, in dieser Beziehung unsers Herzens Meinung offen zu sagen, wegen der Wendung, welche das Schicksal der deutschen journalistischen Presse in diesem Augenblick durch das neueste Berliner Scandal genommen hat; ein Scandal, welches, wie uns scheint, nicht blos in Betreff der Allgemeinen Zeitungen von Augsburg und Leipzig, sondern auch der übrigen dabei Betheiligten die Wahrheit mehr als eines unserer derben deutschen Sprüchwörter bestätigt hat.

Wer der Allgemeinen von Augsburg mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, dem wird es nicht entgangen seyn, welche zarte Aufmerksamkeit, welche rücksichtsvolle Schonung sie dem Schicksal der radicalen und ultraliberalen Presse schenkt. Mögen Preußen und Würtemberg katholische, unter deutscher Bundescensur erscheinende Zeitschriften verbieten, mögen sie neu zu begründenden die Concession verweigern: die Allgemeine von Augsburg hat kein Wort des Beileides, keinen Raum für eine Klage, sie verzieht keine Miene und beobachtet das tiefste Schweigen.

Werden dagegen die deutschen Jahrbücher, oder die Rheinische Zeitung, oder die Königsberger auch nur von ferne mit einem Verbot bedroht: so weiß sie sogleich vielstimmig, in beredter Weise, den Mund zu öffnen; jede Censurverschärfung oder Erleichterung, jeder Wechsel in der Redaction gibt ihr Veranlassung, ihre Leser mit ganzen Columnen

und einem Ueberfluß von Noten zu behelligen; ja ihr uneigennütziger Liebeseifer nach dieser Seite hin geht so weit, daß sie nun auch ihrer Leipziger Nebenbuhlerin, trotz dem, daß sie von ihr in dem Koth der brutalsten Gemeinheit mehr als einmal geschleift ward, nicht undeutlich ihr großmüthiges Beileid bezeugt.

Sie verfährt übrigens hierin nicht gedankenlos; sie hat ihre Principien, und sie soll uns nicht den Vorwurf machen, als hätten wir den Lesern den Standpunkt, den sie hierin einzunehmen vorgibt, entrückt oder verhüllt; sie selbst drückte sich darüber erst neulich bei Gelegenheit der Rheinischen Zeitung also aus, daß sie erklärte, wie sie sich mit der Leipziger Allg. gegen jedes Verbot warm aussprechen werde trotz der Meinungsverschiedenheit: „Von der Ueberzeugung geleitet,“ so lauteten ihre Worte, „daß jedes Blatt, das sich selbst achtet, Anstand nehmen wird, Uebertreibungen und Verkehrtheiten der Presse offen zu bekämpfen, so bald es befürchten muß, daß sein selbständiges Wort wie eine Denunciation, wie eine Berufung an die Gewalt ausgelegt werde“. Sie sagt alsdann weiter: „Wenn jenes Kölnerblatt mehr als einmal dem Communismus das Wort redete, und selbst den National, weil er jene freiheitverderbliche Lehre bekämpfte, ein Blatt nannte, das auf reactionärem Wege sey, so sehen darin wohl die meisten Rheinländer nur den kecken Muth des Worts, während sie über die Lehre selbst die Achseln zucken; diesen Muth des Wortes, den Stolz jener Provinzen, würden sich diese nur mit Schmerz gebeugt sehen, auch wenn da und dort der Becher überschäumt“.

Hierauf haben wir Folgendes zu entgegnen:

Die Rheinische Zeitung mit ihrem antichristlichen, alle französischen Uebertreibungen noch überbietenden Radicalism und die Augsburger Allg., die ihn so mild beurtheilt und für den Fortbestand sich verwendet, beide erscheinen unter dem Schutze der preußischen Regierung, beide liegen überall offen auf, beide werden von preußischen Posten versendet: bis dahin also hat sie jener „Muth des freien Wortes“ noch nicht viel gekostet, und sie haben auf die Märtyrerkrone der Freiheit, wenigstens bis dahin, noch keinen Anspruch; die historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland dagegen sind von der preußischen Regierung verboten, sie dürfen nicht öffentlich aufliegen, sie werden nicht von den preußischen Posten versendet, und haben es, unter der Censur eines Bundesstaats stehend, jederzeit

unter ihrer Würde erachtet, die Aufhebung dieses Verbotes, die sie als einen Act der Gerechtigkeit erwarten können, als eine Gnade von Preußen nachzusuchen: sie verlangen hiefür nichts, als das Recht, auch ihr Wort frei aussprechen zu dürfen, ohne daß die Rheinische und die Augsburger es wagen wird, sie einer servilen Denunciation zu beschuldigen.

Weit entfernt daher in jenem wüthenden, das Heiligste verspottenden und jedes sittliche Band der Gesellschaft zerreißenden Radicalism, der die Lüge apotheosirt, „den Muth des Worts, den Stolz der Rheinprovinzen" zu verehren und ihn als das Ueberschäumen edlen Weines zu begrüßen, und diese achselzuckende Moral der Allgemeinen Zeitungen von Leipzig und Augsburg zu theilen, drücken wir hiemit unseren vollsten Abschen und unsere tiefste Verachtung vor ihm aus. Wir sehen nicht in ihm den harmlosen Uebermuth jugendlicher Kraft, das erste hochherzige Freudengefühl neu erwachten Freisinns, sondern eine undeutsche, allen schlechten Leidenschaften der Zeit entsprossene, die Freiheit befleckende und verrathende Frechheit, die zu keinem anderen Resultate führen kann und führen muß, als einer servilen Polizei die Waffen in die Hand zu geben, um fortan jedes freimüthige Wort zu unterdrücken. Dieß und nicht jene achselzuckende Moral ist die Gesinnung der Rheinländer und der Schreiber dieser Zeilen, selbst ein Rheinländer, könnte der Allgemeinen Zeitung mehr als ein schriftliches Zeugniß aus den Rheinlanden vorlegen, wenn sie nicht selbst unter den Papieren, die sie bei Seite zu legen pflegt, deren in hinlänglicher Anzahl besäße, um darüber nicht im Zweifel zu seyn.

Wenn daher, wie es allen Anschein hat, von Seiten der Regierungen eine Reaction zum Nachtheil der uns kaum zugestandenen Preßfreiheit eintritt, so sind diejenigen anzuklagen, die sie durch ihren Mißbrauch hervorgerufen, und mit ihnen tragen diejenigen nicht minder die Schuld, die, statt sich von ihm mit Abschen loszusagen, ihn auf jede Weise beschönigten und seiner Fortdauer das Wort redeten. Unser deutsches Volk aber ist es, welches, wie gewöhnlich, für diese Sünden seiner Führer büßen muß, indem es abwechselnd erfahren muß, wie freche Buben mit dem freien Wort ihr freveles Spiel treiben, und dann wieder, wie maaßlose Censurbeschränkungen die Presse zu jener kriechenden, blödsinnigen, feilen Magd herabwürdigen, deren würdelose Lobhudeleien voll unendlicher Niedertracht den deutschen Namen mit Recht der Verachtung der Frem-

den preisgegeben haben. Den schlagendsten Beleg für diese traurige Wahrheit gibt das neueste Herweghische Scandal.

Da dieses Ereigniß gerade jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, unsere Zeit aber bekanntlich sehr an einem kurzen Gedächtniß leidet, so wollen wir seinen Verlauf an den Augen unserer Leser vorüberführen, und mit den Metamorphosen, die Herwegh in der Allg. Zeitung durchlaufen, beginnend, an ihm, als an einem Beispiel zeigen, welche traurige Bewandtniß es mit unserer Presse hat. Denn wenn wir die Haltung dieses süddeutschen Blattes mit der Haltung des Publikums und der Journale des Nordens (die dem rheinischen Geiste so fremde sogenannte Rheinische Zeitung mit eingerechnet) vergleichen, so gebührt der von Augsburg noch immer das Lob einer gewissen klügeren Mäßigung und Zurückhaltung jener widerlichen Selbstentwürdigung gegenüber, die, gleich dem Wasser auf- und niedersteigend, sich zuerst zum verächtlichen Fußschemel ihrer schmutzigen Götzen macht, um sie dann wieder treulos in ihren eigenen Schmutz herabzureißen.

Als Herwegh's Gedichte erschienen und Tendenzen, wie sie sich in der Rheinischen Zeitung geltend machen, ihre Melodieen liehen: da begnügte sich ein Züricher Correspondent der Augsb. Allg. nicht mit einem bloßen mitleidigen Achselzucken, er trank den überschäumenden Becher in vollen Zügen, und stimmte alsdann, im süßen Rausche der genossenen Wohllust, seinen Hymnus an, das gute deutsche Volk zum Kosten aus diesem Taumelkelch einladend. Wer hätte nach diesen Gedichten nicht mit Begierde greifen sollen: „deren größte Mehrzahl", wie damals in der Allgemeinen wörtlich versichert ward, „wohl zu den frischesten und gesundesten Jugendstimmen gehört, die seit längerer Zeit in deutschen Tönen erklungen sind — ein wahres Labsal in diesen Tagen, wo man, seitdem die Sprache für den Poeten dichtet und denkt, mit gereimtem Mittelgut überschwemmt wird". Schon damals haben sich diese Blätter die Freiheit genommen, ihren Lesern einige Proben von diesem Labsal zu kredenzen; sie haben mit großer Bescheidenheit auf die verderblichen Tendenzen und auf die empörende, jedes sittliche Gefühl verletzende, cynische Frechheit des gepriesenen Sängers der Zukunft aufmerksam gemacht: allein die Allgemeine ließ sich durch diese Allotrien in ihrer Bahn nicht irre machen; sie nahm mit rührender Sorgfalt die junge, „nach der Freiheit des Wahnsinns, oder nach wahnsinniger Freiheit sich ausschreiende Seele" unter ihre Huth, und folgte ihr, wie eine liebende Mutter, auf jedem Schritt und Tritt.

Diese Hingebung war um so großmüthiger, da sie ihr von der Parthei des hoffnungsvollen Kronprätendenten mit schwarzem Undank, mit Grimm und Hohn vergolten ward. Denn wie hätten die, welche sich in Blasphemien gegen Gott und die Religion täglich gefielen, die mit den Fürsten das frevle Spiel ihres Hohnes trieben, wie hätten sie vor der Majestät der Augsburger Zeitung eine Pietät bewahren sollen! Das Lob, das ihren Dichtern dort gespendet ward, die Nachsicht, womit ihre Journale behandelt wurden, die Aufmerksamkeit, die man ihren sogenannten Sommitäten schenkte: reizte nur ihren Zorn um so mehr, sie sahen darin nur feile Charakterlosigkeit und feigen Verrath an der gemeinsamen Sache, und Hochmuthrasend, wie sie sind, die an jeder Maler eine Aufforderung lesen, mit ihren Hörnern dawider zu rennen, so machten sie auch ihrem Grimm bei jeder Gelegenheit Luft.

Als daher einer jener Musensöhne, die Herwegh als den Apoll ihres Parnasses und die Rheinische Zeitung als die Sibylle ihrer politischen Weisheit verehren, im verwichenen Sommer ein Manifest über Deutschlands politische Zeitungen erließ: da lautete das Urtheil über die Stellung der Augsb. Allg. in der insolenten Manier jener Parthei Seite 50 dieser in Zürich erschienenen Schrift also:

„Die Augsburger Allgemeine nimmt für sich den Standpunkt der „„Allpartheilichkeit““ in Anspruch; den Standpunkt, um es deutsch auszudrücken, einer bewußten Charakterlosigkeit, die es möglicher Weise mit keiner Parthei, am Allerwenigsten aber mit den Regierungen verderben will. Das Bischen Liberalismus, mit dem sie zuweilen prunkt, wenn Herr von Metternich in einer guten Laune ihr die Erlaubniß dazu gegeben hat, ist der Köder, der uns locken, der Schleier, der die vielen Aeußerungen der Allerunterthänigkeit bedecken soll. Aber es wird dabei auch so zahm, so allgemein gehalten, alle Consequenzen werden so glatt abgeschnitten, daß das junge freisinnige Bäumchen, wie eine entblätterte und entästete Bohnenstange aus ihren papiernen Furchen emporragt. Und dann, wie oft bekommt der Liberalismus Hiebe in der Augsburger! Wie devot verneigt sie sich jeden Morgen nach allen sechs und dreißig Welt- oder vielmehr Throngegenden von Deutschland, und macht sich gar nichts daraus, den Lieberalismus mit dem Rücken anzusehen! Nichts aber ist schrecklicher, als wenn die Augsburger Allgemeine sich mit einem Cabinet überwirft. Es kommt selten vor, aber dann bebt auch ganz Europa. Es ist noch kein Vierteljahr her, daß zwischen der russischen Regierung und der Augsburger Zauberin der Krieg ausbrach. Die ganze civilisirte Welt gerieth in

Aufregung. Man war begierig, wie sich die Großmächte stellen würden. Auf dem Bundestage wurde wegen einer bewaffneten Neutralität berathen. Die Feindseligkeiten wurden eröffnet. Die Augsburger sandte den Tscherkessen Unterstützung, und die Russen erlitten eine Schlappe nach der andern im Kaukasus. Der †† Corespondent von der polnischen Gränze warf Millionen Brandbomben in das feindliche Gebiet; seine Vierundzwanzigpfünder erschütterten die Grundpfeiler des Czarenreichs. Aber das dauerte nicht lange. Die russische Regierung vermochte den Kampf nicht auszuhalten; die Augsburger Allgemeine ertrug es nicht länger, mit einem Kaiser in Feindschaft zu leben. Ja wenn es noch eine Republik gewesen wäre! Der Friede wurde geschlossen," die Traktate sind indeß noch nicht veröffentlicht, und die Artillerie des †† Corespondenten von der polnischen Gränze feierte die Ratificationsauswechselung mit mehreren Salven. Die Augsburger Allgemeine Zeitung ist bekanntlich das einzige deutsche Blatt, das in Oesterreich erlaubt ist. Die Gränze des in Oesterreich Erlaubten ist bekannt. Was steht also von der Augsburger Allgemeinen zu erwarten? Eine schlaue Redactionspolitik, eine diplomatische Gewandtheit hat sie, die wunderbar ist. Dazu hat sie einen alten Ruf, und enorme Mittel zur Verfügung. Daher kann sie in Dingen, welche den Regierungen gleichgültig seyn können, ausgezeichnete Artikel bringen, daher kann sie ein Netz von Correspondenten über die Welt ausbreiten, wie keine ihrer Rivalinnen. Aber das ist auch Alles. In Beziehung auf Gesinnung trägt sie durchweg jene Frechheit der Charakterlosigkeit zur Schau, die sich mit ihrer eignen Schande und Haltungslosigkeit brüstet". So dieser.

Daß die Rheinische und die Leipziger Allgemeine, und überhaupt die jung-deutsche Presse nicht manierlicher mit ihr umgingen, ist Allen bekannt. Allein sie ertrug dieß Märtyrthum mit einer wahrhaft heroischen Geduld, sie that Alles, um den unbesonnenen Eifer zu beschwichtigen, und rief ihnen ihre Verdienste in schwierigen Zeiten ins Gedächtniß; ja sie bewunderte selbst da noch, als ein anderer dieser Dichterfürsten, Julius Mosen, seinen Scepter in eine Ruthe umwandelte, womit er die Geduldige geißelte, „des Gesanges gewaltige Meisterschaft", und weigerte sich nicht, ihm zum Echo zu dienen, als er von ihr selbst sang:

Doch duckt sich die Kluge, die Feine,
Ungreifbar schleicht sie vorbei
Nach Augsburg — in die Allgemeine —
Als Literatur — Polizei.

Insbesondere aber ließ sie Herwegh, jenen jugendlichen Herakles, nicht aus den Augen, er, der in der Wiege schon die römische Schlange erwürgt, da er an das Oberhaupt der katholischen Christenheit fluchend die Worte gerichtet:

„Du Autokrat im Höhlenpfuhl
Empfange noch mein letztes Zeter,
Du wirst erliegen Lügenhirt".

Hatten demnach ihre Leser einer Abendunterhaltung bei Strauß beiwohnen müssen, hatte man ihnen haarklein vorerzählt, wie vielmal das Bild Hegels an der Wand dieses Apostaten hänge und wie seine Frau den Thee servire: so war es nicht mehr als billig, daß sie auch, geduldige Lämmer, wie sie sind, Herwegh, dem Messias der jung-deutschen Dichterschule, auf seinem Triumphzuge folgen mußten. So nahmen sie denn, sie mochten wollen oder nicht, an Allem Theil, was einem jungen Menschen begegnete, der nichts gethan, als daß er in einem Bande von Gedichten die ihm von Gott verliehene Gabe auf das schmählichste und verderblichste mißbraucht hatte.

Da hieß es Nor. 302, 29. Oct. von Weimar: „Prutz lebt bekanntlich in Jena und war dieser Tage mit dem zum Besuch bei ihm weilenden Dichter Herwegh hier. Der Letztere ward von den Jenenser Studenten in einem feierlichen Zuge begrüßt". Nur drei Nummern weiter, unter dem 1. November, wird uns schon wieder die erfreuliche Nachricht aus Leipzig mitgetheilt: „Die mehrtägige Anwesenheit des heute nach Dresden weiter gereisten Herwegh ward auch hier von seinen Freunden zu mancherlei Auszeichnungen des vielverheißenden jungen Sängers benützt". Daß wir natürlich bei einem so wichtigen Ereigniß, wie eine Verlobung, nicht fern bleiben dürfen, besonders wenn es eine sogenannte reiche Parthie ist, versteht sich von selbst; zu unserm Trost lesen wir daher bald darauf Nro. 326, 22. November von Berlin: „Einigen Stoff der Unterhaltung hat die vorgestern erfolgte Verlobung des Dichters Georg Herwegh mit der Tochter eines reichen Kaufmanns und königlichen Hoflieferanten gegeben. So hätte also der in den „Gedichten eines Lebendigen" ausgesprochene Gedanke, das von der Liebe zur Freiheit erfüllte Herz habe keinen Raum für die Liebe par excellence, seine Anwendung auf den Dichter jetzt verloren".

Wenn man aber auf diese Weise einem jungen Geiste, der eben erst in die Ringbahn eintritt, die Krone zuwirft, wenn er seinen verdienstlosen Namen fast jeden Morgen als einen europäischen in den

Rubriken der Allgemeinen liest, von dem Weihrauch und der Vergötterung, der Blätter seiner eigenen Parthei zu schweigen: ist es da zu verwundern, wenn er zuletzt selbst an seine Gottheit glaubt, und sich dann mit der göttlichen Grobheit und Insolenz eines homerischen Hirten gerirt. Herwegh ist nicht das erste junge Talent, das als Opfer seiner Lober und Schmeichler zu Grunde ging, und uns bedünkt, die Allgemeine Zeitung hat kein Recht, ihm Selbstüberschätzung zum Vorwurf zu machen, wie sie es that, als das, was sie, wenn auch nicht die einzige und erste, mit ausgesäet, seine Früchte getragen.

Da sich der junge Dichter nun einmal als den großen Löwen des Tages gefeiert sah, so fehlte nur noch eine königliche Audienz, um seinem Uebermuth die Krone aufs Haupt zu setzen. Die Allgemeine unterläßt es nicht, uns aus Rheinischen Blättern auch diese erfreuliche Botschaft mitzutheilen. Sie meldet Nro. 331, 27. November aus Berlin: „Herwegh wird in diesen Tagen durch den Prof. Schönlein, dem jener von Zürich her sehr befreundet steht, dem König vorgestellt werden, indem Se. Majestät den hochbegabten jungen Dichter persönlich kennen zu lernen wünscht“.

Welche Beweggründe den König von Preußen leiteten, dem Dichter diese herablassende Gnade zuzugestehen, darüber wagen wir um so weniger eine Vermuthung, da derselbe in den Gedichten eines Lebendigen schon eine Epistel an Se. Majestät gerichtet hatte, die, in der kokettirenden Derbheit der jungdeutschen Schule abgefaßt, ominös mit den Worten schloß:

„Des Fürsten Mund wird bitter schmollen. — —
Gleich viel, wie er auch immer schmollt,
Ich hab gethan, was ich gesollt;
Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen“.

Diese Audienz war übrigens der Höhepunkt des Glückes in der Alexandersfahrt des radicalen jungen Titanen; alle unsere deutschen Zeitungen hatten nichts Besseres zu thun, als sich von ihr zu unterhalten, und auch die Allgemeine Zeitung setzte dieser Ehre des hochbegabten jungen Sängers ein würdiges Monument, indem sie in ihre Nro. 333 vom 5. Dez., den Jubelgesang eines ihrer radicalen *** Correspondenten von Zürich aufnahm, der alles Frühere überbot und also lautete:

„Einen angenehmen Unterhaltungsstoff bietet Herweghs Aufnahme bei dem König von Preußen, welche nach hierher gelangten Privatnachrichten eine ganz wohlwollende war. „„Wir sind Feinde, soll der Kö-

nig zu Herwegh gesagt haben, aber wir wollen ehrliche Feinde seyn‟“. Ein wahrhaft königliches Wort, dessen Bekanntwerden hinreicht, die Gerüchte von dem in Preußen erfolgten Verbot der Zeitschrift Herweghs — noch vor ihrem Erscheinen — zu widerlegen. Im ferneren Verlauf des Gesprächs drückte der König seine Freude aus, einen so ausgezeichneten Dichter vor sich zu sehen. Ein hier lebender Poet vom Niederrhein, welcher seiner Zeit im östlichen Beobachter Herweghs Gedichten den Mangel an Ideen vorwarf, soll über diesen — bei einer so unerwarteten Gelegenheit zu Tage gekommenen — Contrast mit der Meinung seines Herrn und Königs äußerst betroffen seyn. Man gibt sich hier der freudigen Hoffnung hin, die, trotz des Mangels eines Züricher Passes, erfolgte Audienz Herweghs werde zu keinen diplomatischen Weiterungen mit Preußen führen. Herwegh denkt seinen bleibenden Aufenthalt bei uns zu nehmen, und wir zweifeln nicht, daß dieser Entschluß allen ächten Zürichern, gleichviel welcher politischen Meinung sie folgen, willkommen seyn wird. Die Stätte, auf der ein Dichter wandelt, hat etwas Heiliges. Nicht ohne freudige Bewegung kann man auf Herweghs Schicksal sehen. Erst vor zwei Jahren betrat er arm und flüchtig Zürich, wo er bald bei einigen Familien liebevolle Aufnahme und an des edlen Follens gastfreundlichem Herde einen sorgenfreien Platz als Kind des Hauses fand. Hier entstanden jene Lieder, welche, wie wenig andere zuvor, die begeistertste Aufnahme bei dem deutschen Volke fanden; sie erwarben ihm Liebe in der Nähe, Liebe in der Ferne, Ruhm, Wohlstand und zuletzt ein Asyl des Friedens, bis an dessen geweihte Altäre ihm keine finstern Geister folgen sollen. Wir fürchten nicht, daß die früher von ihm so schnöde behandelte Liebe sich nun nach schnell gewonnenem Siege an seinem Ruhme rächen werde. Bei Herweghs Erscheinung muß man wieder recht an Schwaben denken, dessen Fruchtbarkeit an Dichtern und Philosophen unerschöpflich scheint. Leider wird dieses dankbare Gefühl durch die Erfahrung getrübt, daß so wenigen von ihnen Würtemberg eine wahre Heimath blieb. Schiller und Herwegh haben ihre poetische Laufbahn mit der Flucht aus dem Vaterlande begonnen; beide im Bewußtseyn höherer Mission dem Gamaschendienste entlaufend. Gibt es für solche Jugendvergehen keinen andern milden Richter als die Geschichte, welche Schiller wenigstens längst freigesprochen hat? Würtemberg hat genug brave Soldaten: sollte ihm Herwegh

mit der Feder nicht mehr Ehre machen als mit der Muskete? Eines schickt sich nicht für alle".

Wenn Herwegh in den Worten: „Die Stätte, wo ein Dichter wandelt, hat etwas Heiliges", seine Heiligsprechung las: was Wunder, wenn er sich daher in dem Schreiben an den König von Preußen als einen Propheten einer neuen Religion vernehmen läßt, und von der Höhe seiner radicalen Insolenz und Gottgrollens nun auf den Sterblichen herniedersieht und ihm sein „Zeter", mit dem er den Papst nicht geschont, so recht aus vollem Halse zuschreit.!

Damit war aber auch die Katastrophe eingetreten: der König verwies den zeterschreienden Gott seines Landes, und ein Federzug vernichtete jenes Blatt, welches seiner Parthei zur Posaune gedient, und mit der Lüge, zur Unterhaltung der Berliner Frivolität, Geschäfte im Großen getrieben hatte. Finstere Wolken aber bedeckten den Himmel der deutschen Presse, und noch ist es ungewiß, wen seine Blitze zerschmettern werden, nachdem auch die deutschen Jahrbücher als Opfer gefallen.

Jetzt freilich, aber auch jetzt erst, nachdem eingetroffen, was jeder erwarten mußte, änderte auch die Allgemeine von Augsburg, durch den Anblick der großen Verwüstung sichtlich überrascht, die Sprache; sie, die früher in den Ton der Leipziger Allg. einstimmend, so milde über das rheinische, radicale, antichristliche Unwesen geurtheilt, die darin den Muth des freien Wortes geehrt, sie, deren Kritiker die Gedichte des Lebendigen als ein Labsal in der Zeitendürre dem deutschen Volke angepriesen, wie läßt sie sich über beide, nun von dem Unwetter Bedrohten aus! In Nro. 4, vom 4. Jan., ergreift sie in ihrem eigenen Namen das Wort, und nun lautet ihre Philippika an die Rheinische Zeitung also:

„In einem langen Jahre hatte diese Zeitung in Verbindung mit der Leipziger Allgemeinen eine beinahe schrankenlose Preßfreiheit: wozu haben beide sie benützt? Den Fähndrich Pistol der deutschen Journalistik zu spielen, mit „„wilder Zunge den Worten den Hals zu brechen"" und ins Blaue hinein einen Lärm zu erheben, als „„brüllte das Firmament"". Die Folgen dieser neuen Hambachiade der Presse liegen am Tage. Wolle Gott, daß die Gerüchte täuschen und wir nicht noch Schlimmeres zu befahren haben! Eine freiere Presse ist gewiß eine der Lebensbedingungen unserer Zeit und vor allen Deutschlands, das wieder verjüngt in die Reihe der Nationen tritt. Mögen die Millionen, die diese Ueberzeugung durchdringt, nicht dafür büßen

müssen, daß einigen jungen Leuten der süße Wein der ungewohnten Freiheit so zu Kopf gestiegen, daß die Frösche sich zum Ochsen aufbliesen. Die Redaction der Allgem. Ztg. trifft in diesen Gedanken mit der Redaction eines rheinpreußischen Blattes (der Rhein- und Moselzeitung) zusammen, die zum Schlusse des Jahres in Glossen zu einem gewissen Briefe bemerkt: „„Man sagt, daß der Charakter unsers Zeitalters ein kritischer sey, und wenn auch diese Behauptung in sofern wahr seyn mag, als er auf keinen Fall ein geistig productiver genannt werden kann, so tragen doch viele Umstände dazu bei den Nachdenkenkenden an dem Urtheilsvermögen einer Menge von Zeitgenossen irre zu machen, daß jene Bezeichnung nur eine theilweise richtige erscheint. Denn einer wahrhaft kritischen Zeit, sollte man meinen dürfe von Schriftstellern nur das geboten werden, was vor dem Richterstuhle eines erleuchteten Verstandes, eines feinen Gefühls und eines gebildeten Geschmacks besteht, wenigstens nie und unter keiner Bedingung solches, was eine völlige Gedankenlosigkeit und Prüfungsunfähigkeit in dem Leser voraussetzt. Wie sehr aber diese Rücksichten vor dem Charakter unserer Zeit, wenn er wirklich ein kritischer wäre, gerade von solchen die auf dem Höhepunkt dieser Zeit zu stehen und ihr als Führer zu dienen vorgeben, hintangesetzt werden, das zeigt der Brief, den an den König von Preußen Georg Herwegh geschrieben, der jüngst noch von der Rheinischen Zeitung als Samson seinen Angreifern gegenüber gestellt wurde.... Will sich die Zeit von dieser unwürdigen Geistesstufe emporarbeiten, so muß sie vor allem den festen Entschluß fassen, es nie zu dulden, daß sich ihr die Albernheit und Gemeinheit unter irgend einer Maske, oder in irgend einen Prunkmantel gehüllt, als Haupt und Führer aufdränge. Sie wird diese leicht mit einiger Aufmerksamkeit und Ueberlegung erkennen, gerade so wie in den alten Tagen der Teufel, wenn er sich auch in einen Engel des Lichts verkleidete, doch nimmer dem Aufmerksamen den Pferdefuß zu verbergen wußte““.

Diese sind die Metamorphosen, welche Herwegh in unserem süddeutschen Blatt durchlaufen hat; in wenig Tagen hat der neue Schiller, den die finsteren Geister nicht an geheiligter Stätte verfolgen würden, dessen Feder Würtemberg zu solcher Ehre gereichen sollte, sich all seines Zaubers vor dem Auge der Kritik entkleidet, und der im Norden vergötterte Lichtengel steht nun da, als der Ritter mit der rothen Feder; die Zecher aber, denen er den berauschenden Zauberwein kre-

benzt, hat der Höllendampf auseinandergejagt, und somit wäre denn auch die Redaction der Allgemeinen genau auf dem Punkte angelangt, von dem wir ausgegangen, als wir, fast gleichzeitig mit der Anzeige ihres ersten Züricher Correspondenten, im 8ten Band, Seite 439 von dem neuen Messias sagten, daß er sich in so manchen seiner Reime „von jeder landesüblichen Courtoisie losgesagt, und ein Ursprungszeugniß für jede Verrücktheit und Verruchtheit ausgefertigt habe, die aus der gährenden Verwesung eines von Gott abgefallenen Menschengeistes aufsteigen mag". Hätte die Allgemeine Zeitung damit begonnen, womit sie geendet, so wäre es allerdings jetzt, wo sich Alle von ihm losgesagt, und der Unsinn sich selbst gerichtet, ehrenvoll und ungefährlich, für ihn die Stimme zu erheben, und auch das an Herwegh anzuerkennen und den über ihn Entrüsteten ins Gedächtniß zu rufen, was von Dichtergabe ihm einwohnt und auf diese Weise zu Grunde geht. Die Redaction der Allgemeinen wird übrigens unserer obigen documentirten Darstellung nicht den Vorwurf machen, als hätten wir die Schuld, die ihre Correspondenten und Referenten trifft, ihr selbst aufgebürdet, und beide unehrlicher Weise mit einander verwechselt. Denn ist sie es nicht, die diese Correspondenten und Referenten auswählt, und trifft nicht sie wieder die Wahl unter den ihr eingeschickten Artikeln, wie sie ja selbst auch unmittelbar nach dem Berliner Scandal erklärte, sie finde es nicht geziemend, von den ihr zugesendeten polemischen Bemerkungen über jenen insolenten Brief Gebrauch zu machen, als Grund ihres Mitleids die im höchsten Grade unwahrscheinlich lautende Nachricht anführend, als habe auch Zürich dem unglücklichen Dichter den Aufenthalt (ohne Zweifel das Bürgerrecht) verweigert. Mit solcher sentimentalen Schonung aber ist, wir wiederholen es, unserem Vaterlande und der wahren Freiheit schlecht gedient; unser Volk soll wissen, zu welchem Abgrund von Wahnsinn und Verruchtheit die es führen wollen, die sich als seine Führer aufwerfen; nur die daher, welche die Frechheit und die Lüge offen bekämpfen, und sich mit Abscheu von ihr lossagen, sind der Freiheit werth, und haben einen Anspruch auf unser Vertrauen.

Uebrigens wäre es unrecht, zu verkennen, was wir schon anfangs angedeutet, wie unendlich hoch dieß süddeutsche Blatt noch über jener norddeutschen Misere steht, die in diesem Scandal wieder einmal recht zu Tage gekommen. Was sind seine Artikel mit dem ekelhaften Götzendienst verglichen, den die dortige Frivolität mit dem Opfer ihrer niederträchtigen Frechheit getrieben, in dem sie Bein von ihrem Bein,

und Blut von ihrem Blute erkannt. Ein Correspondent der Augsburger Allg. deckt, freilich jetzt erst, nachdem das Kind in den Brunnen gefallen, dieses unser Volk entehrende Schauspiel auf. Es hätte sicherlich eines andern Kopfes, als den ohnehin schon hinlänglich rauschenden, des zeterschreienden Dichters bedurft, um unter solchem Gesindel nicht schwindelig zu werden und jede Majestät übermüthig zu verhöhnen, wenn wir Thatsachen, wie die folgenden, lesen (Allg. Ztg. Nro. 9 vom 9. Jan.):

„† Berlin, den 2. Jan. Als Georg Herwegh nach Preußen kam, war ihm bereits sein Ruf vorausgeeilt..... Allein Herwegh war ein politischer Dichter, oder, um es richtiger auszudrücken, ein Poet der Freiheit. Was für eine Freiheit Herwegh's Poesien eigentlich meinen, das haben wir in den Gedichten eines Lebendigen freilich nicht ausforschen können. Jener buono stato des Tribunen Rienzi, das Gottesreich der Münsterschen Wiedertäufer, „„ohne Gesetze noch Obrigkeit, noch Ehe,““ das sansculottische Ca ira, le bon temps viendra — alles das ist zu seiner Zeit erfunden, geglaubt und wieder vergessen worden. Nicht einmal so viel positiv Gedachtes als Rienzi und die Wiedertäufer vermag Herweg's Richtung aufzuweisen; dem französischen Enthusiasmus von 1792, welcher für Völkerfreiheit und Völkerbrüderschaft schwärmte, steht sie noch am nächsten. „„Ich hoffe, auch Sie werden noch einst ihr Damaskus finden,““ dieß waren, wie man sagt, die Worte mit denen der König den republicanischen Dichter und Propheten der „„neuen Religion““ nach Preußen hin entließ. Allein Königsberg ist heutzutage nicht der Ort einen Republicaner zu bekehren und aus dem politischen Saulus einen Paulus zu machen. Schon die hiesigen „„Freien““, welche sich zwar über die sauren Trauben der königlichen Zwiesprach gewiß sehr erhaben fühlten, fanden — dennoch (in der Leipziger Allgemeinen Zeitung), daß Herwegh durch die Audienz seinen Grundsätzen doch eigentlich viel vergeben habe. In Königsberg, wo man liberale Demonstrationen und glorreiche Pronunciamentos vorbereitet hatte, war man gleichfalls ein wenig betroffen: es fehlte nicht an Hindeutungen auf den zahmgewordenen Löwen, und eine Caricatur stellte den politischen Dichter, unter dee Aegide einer Wetterfahne, in zwiefacher Stellung dar: 1841, als deutscher Jüngling, den Fehdehandschuh vor der Büste des Königs niederwerfend; 1842 vor dem König selber stehend, mit Claque und seidnen Strümpfen in höfischer Verkrümmung en pénitence. Alles dieß zusammen soll nicht ohne Einfluß geblieben seyn, um jenen Brief Herwegh's an den König aus Königsberg ins Daseyn zu rufen,

dessen unbesonnene Fassung in Erwiederung der empfangenen königlichen Huld sonst auch kaum erklärlich scheint".

Da diese Thatsachen laut genug sprechen und in dieser Geschichte jedem der dabei Betheiligten nicht mehr und nicht minder als sein Recht widerfahren ist: so dürfen wir billig schweigen; den Dichter selbst aber können wir nach diesem genialen Schwabenstreiche, womit er sein Prophetenthum begonnen, nicht besser als mit einem seiner eigenen Verse entlassen:

Geh' wieder in dein Kämmerlein und dichte!
Brauchst keinen Turban, keine welsche Blousen;
Zünd' deinen Zunder an am eignen Lichte.

Greif', Sänger wieder in den eignen Busen,
In deines eignen theuren Volks Geschichte!
Da, oder nirgends, wohnen deine Musen.

X.

Zur Stiftung einer ewigen Messe für das katholische Deutschland in der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem.

Die reichlichen Spenden, welche den Herausgebern dieser Blätter aus dem katholischen Deutschland für das heilige Grab von Jerusalem zugeflossen sind, waren ein erfreulicher Beweis, daß troß dem betäubenden Rumor einer antichristlichen Presse und ungeirrt von den Machinationen des Unglaubens und der Revolution, der christliche Geist gläubiger Andacht und aufopfernder Mildthätigkeit in unserm guten deutschen Volke noch immer fortlebt, und daß es für ihn nur eines Aufrufes bedarf, um sich dem Triumphgeschrei der Gegner gegenüber in seiner alten, ungeschwächten Kraft zu zeigen.

Bisher war an diese Almosen keine andere Bedingung geknüpft, als die Bitte an die Väter des heiligen Grabes, der Geber in ihrem Gebete auf dem Altare eingedenk zu seyn. Allein da, wie die Noth der Hüter des heiligen Grabes und des Christenthums in jenen Gegenden, so auch die Gaben

frommer Wohlthätigkeit immer fortdauern, so hat es der Billigkeit gemäß geschienen, daß sich fortan mit Zustimmung der Geber an diese Spenden für das heilige Grab auch eine Stiftung zum Frommen unseres Vaterlandes knüpfe. Findet dieser Aufruf Anklang, und geht unser Wunsch in Erfüllung: so wird der deutsche Name an der heiligsten Stätte des Erdbodens mit dem flehenden Gebete des opfernden Priesters zu dem Allmächtigen hinansteigen, und der deutsche Pilger, der das Grab Christi besucht, wird dort in der Fremde, in der Ferne, wo der Sultan herrscht und der Pascha gebietet, sein Gebet zum Heile seines Vaterlandes damit vereinigen können.

Was wir beabsichtigen, das werden unsere Leser wohl schon errathen haben: es gilt die Stiftung, wenn nicht einer täglichen, so doch wenigstens einer wöchentlichen heil. Messe in der Kirche des heiligen Grabes von Jerusalem. Daß daher auf Bildung eines Capitales für diesen Zweck künftig bei den Spenden für Jerusalem Bedacht genommen werde, dieß ist unser Wunsch, damit so das heilige Opfer Christi auf seinem Grabe für unser Volk und unser Land dargebracht werde — pro Germania Catholica — für die Erhaltung unseres katholischen Glaubens, für die Erleuchtung unserer irrenden Brüder, für die Aussöhnung der Streitenden, mit einem Worte, für die wahre Einigung Deutschlands nicht durch ein bloß äußerliches, politisches Band, sondern durch das heiligste Band Eines Glaubens, das sich an den Höchsten, an den Ewigen, an Gott anknüpft. Möchten daher viele hiezu beitragen, damit unser so vielfach gespaltenes und zerrissenes Vaterland den wahren und rechten Frieden wieder finde. Da wir glauben, mit diesem Wunsche die Gesinnung der meisten Geber ausgesprochen zu haben, so werden wir daher künftig ihre Gaben als zu diesem Zwecke geopfert eintragen; indem wir jedoch nicht im mindesten gemeint sind, die Freiheit der großmüthigen Wohlthäter in irgend einer Weise zu beschränken, so bitten wir alle diejenigen, welche mit ihrer Gabe eine besondere Intention, ein besonderes persönliches Anliegen ver-

binden, uns dieß bei der Uebersendung zu bemerken, sie werden uns jederzeit bereit finden, Sorge dafür zu tragen, daß mit ihren Spenden auch die Wünsche und Anliegen den Hütern des heiligen Grabes zukommen.

Der Augenblick aber zu Stiftung einer heiligen Messe für das katholische Deutschland ist um so günstiger, da gerade jetzt einer der Herausgeber dieser Blätter sich in Rom befindet, wo er mit dem hochwürdigsten General des Franziskaner Ordens die nöthigen Verabredungen in Betreff der erforderlichen Mittel zu dieser Stiftung treffen kann. Seiner Zeit werden wir unsere Leser hierüber näher in Kenntniß setzen.

Bekanntlich hat Seine Majestät der König von Preußen, im Vereine mit der britischen Krone, ein anglicanisch-preußisches Bisthum in Jerusalem zu Verbreitung des protestantischen Glaubens in dem heiligen Lande gegründet; diese Stiftung eines protestantischen Fürsten und einer protestantischen Fürstin wird den Katholiken ein doppelter Sporn seyn, daß sie aus eigenen Mitteln, durch freiwillige Beiträge, für ihren Glauben ersetzen, was dort auf Staatskosten und durch fürstliche Machtvollkommenheit geschieht. Handelt es sich auch vorerst nicht um die Dotation eines Bisthums: so könnte doch die Stiftung einer Messe, mit der Gnade Gottes, der Anfang werden, woran sich noch anderes zum Heile unserer Religion und unseres Vaterlandes in dem heiligen Lande anknüpfen ließe. Wie die Zukunft aber auch hierüber entscheiden möge, jedenfalls gewinnen die deutschen Katholiken hiemit ein neues Band des Glaubens und der Liebe unter sich, und darum erwarten wir, daß sie ihre Zustimmung uns durch reichliche Beiträge zu erkennen geben werden. Möchten auch die übrigen Zeitschriften des katholischen Deutschlands sich diesem katholischen Werke beigesellen, und in ihrem Kreise, mit uns vereint, ihre Stimme dafür erheben und der Erfolg kann nicht zweifelhaft seyn. Wir unserer Seits freuen uns zum Schluße unseren Lesern die tröstliche Nachricht geben zu

können, daß eine Hand, die schon zu wiederholtenmalen großmüthige Gaben auf das Grab Christi niedergelegt hat, neuerdings am Beginn dieses Jahres die Summe von 525 fl. übersendet hat, die, mit der eingeholten Zustimmung des Gebers, den Anfang der deutschen heiligen Stiftung in Jerusalem machen wird; von dem religiösen und vaterländischen Geiste unseres Volkes erwarten wir, daß ihr bald andere nachfolgen werden.

München in der ersten Hälfte des Januars 1843.

Die Redaction der historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland.

XI.

Das Verhältniß der russischen Kirche zu Konstantinopel und ihre Unterjochung durch die Autokratie der Zare.

(Schluß.)

Zweihundert und fünfzig Jahre seufzte Rußland unter dem Joche der Tartaren; eine so lange Zeit lag das Loos seiner Kirche in den Händen der Ungläubigen.

Nun ist es aber gerade in Zeiten solchen allgemeinen Nationalunglücks, wo sich das Wohlthätige des katholischen Verbandes ganz vorzüglich bewährt; die Unterjochten, von der eisernen Ruthe der Züchtiger getroffen, schließen sich ihrer Mutter um so inniger an; in dem Mitleid ihrer glücklicheren Brüder finden sie Trost und Unterstützung; von zeitlichen Interessen minder in Anspruch genommen und zerstreut, nehmen sie mit ungetheilterem Herzen an der innern geistigen Fortbildung Antheil. Und so haben die Kirchen der verschiedenen Länder

gerade dann, wenn sie mit Thränen und Blut begossen wurden, zur schönsten Blüthe sich entfaltet und ihre höchste Reinheit und Kraft gewonnen.

Allein in der russischen Kirche hatte, durch ihre Verbindung mit Konstantinopel, der griechisch-schismatische Geist schon so erkältend und entfremdend eingewirkt, daß das Joch der Tartaren, statt sie mit dem Haupte der allgemeinen Kirche in innigere Gemeinschaft zu bringen, sie im Gegentheil, durch die äußere politische Abgeschiedenheit von dem christlichen Abendlande, Rom noch mehr entfremdete, und ihre Trennung von dem großen Leibe Christi entschied.

Die Russen zogen es vor, statt auf den einladenden Ruf der Hirtenstimme Roms zu hören, und durch ihr Unglück belehrt und bekehrt in das Allen gemeinsame Vaterhaus heimzukehren, lieber ihre Metropoliten von den nach Nicäa geflüchteten Patriarchen ihrer orientalischen Kirchen weihen zu lassen.

Dadurch aber ward diese langjährige Unterjochung keine Feuertaufe zur Reinigung und Stählung ihrer egoistisch sich abscheidenden Landeskirche; das erstarrte Leben ward nicht durch die harte Ruthe geweckt; keine hochherzige Begeisterung, die in dem Kampfe zu Opfern erglühte und die verborgensten Springquellen aller Lebenskräfte aufschließen machte, war davon die Folge: das tartarische Joch hat vielmehr, wie jedes würdelos getragene Unglück, nachtheilig auf die Ausbildung des russischen Nationalcharakters gewirkt, und seine nachhaltigen Folgen sind selbst bis auf den heutigen Tag in mancher Beziehung kaum verkennbar. Und eben weil hierin manche Erscheinung der Gegenwart ihre Erklärung findet, und auch die Zukunft in mancher Rücksicht sich darnach bestimmen läßt: so wird es nicht unpassend seyn, diese Folgen näher ins Auge zu fassen.

Man kann es menschlicher Ansicht nach als ein großes Unglück betrachten, was nicht nur den großen Slavenstamm, sondern Europa überhaupt getroffen, daß unter den verschiedenen slavischen Stämmen es gerade dem russischen gelungen

ist, die Hegemonie über die Stammverwandten an sich zu reißen, da er in keiner Hinsicht, weder durch hervorragende geistige Anlage, noch durch den Adel des Charakters der edelste unter ihnen ist, der hierauf irgendwie Ansprüche auf den mindesten Vorrang gründen könnte, im Gegentheil wird der russische Stamm in beiden Eigenschaften von anderen Stämmen, namentlich dem der Polen, weit übertroffen. Statt aller andern Beweise dürfen wir uns nur auf das Zeugniß der Geschichte beider Völker berufen: daß die Polen uns vor den Türken gerettet haben, das wissen wir; was aber haben wir den Russen zu verdanken, für welche Wohlthaten in den geistigen Gebieten ist die Bildung der Menschheit ihnen, deren Herrschaft nun fünfzig Millionen und weite Ländergebiete des Erdbodens umfaßt, verpflichtet?

Bekanntlich gehören die Russen mit den illyrischen Slaven zu der antischen oder östlichen Abtheilung der Slavenfamilie; die Sprache, die noch jetzt zu ihrem Gottesdienste gebraucht wird, in der ihre heilige Schrift übersetzt ist, und die noch bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts überhaupt als Schriftsprache galt, diese Slawenski oder altrussische Sprache — Staro-Ruski — gehört nicht ursprünglich ihnen an; nicht die Russen haben Anspruch auf die Ehre, ihrer Stammabtheilung das erste geistige Verbindungsmittel, ihrer Kirche und Literatur ihre Sprache gegeben zu haben. Geistige originale Productivität mangelt, als hervorstechender Charakterzug, ihnen überhaupt, und so verdanken sie auch ihre heilige Sprache den Serviern. Zwar steht dieser Culturſprache der eine ihrer Dialekte, der kleinrussische von Kiew, näher: allein auch nicht dieser, sondern der gröbere, ungebildetere, der großrussische von Nowgorod, erhielt bei ihnen die Oberhand, und er hat sich zur Umgangssprache der höhern Klassen erhoben, die alte Kirchensprache mit dem altrussischen Kiew aus der Literatur verdrängend. Nun aber sind durch die Berührungen mit den Finnen, noch mehr aber durch das langjährige Tartarenjoch, so viele fremde Elemente

in die russische Sprache eingedrungen, daß sie eine der unreinsten und dem alten, unvermischteren Slavismus am meisten entfremdete ist, und hierin z. B. der Böhmischen wie der Polnischen nachsteht. Eine historische Thatsache, die das Jubelmanifest der heiligen Synode abermals der Lüge zeiht, wenn sie in der blinden Begeisterung ihres orthodoxen Russenthums von einem untheilbaren Rußland spricht: da ja die Sprache ihres eigenen Manifestes es ihr laut bezeugt, wie einst die Chane der goldenen Horde sich in das Erbe des scandinavischen Ruriks getheilt. Ihrem unterdrückungssüchtigen Hochmuthe werden damit zugleich Zeiten der Demüthigung und der Erniedrigung zur Warnung ins Gedächtniß gerufen, da ihre Großfürsten, erschienen sie vor dem Chane in der goldenen Horde, neunmal mit ihrer Stirne den Staub zu seinen Füßen als Zeichen ihrer Unterwürfigkeit berühren mußten; gefiel es aber dem Großchan, sie einer Gesandschaft zu würdigen, dann mußten sie demüthig zu Fuß entgegen gehen, einen Pelz unter die Füße seines Rosses breiten, knieend das Schreiben ihres Herrn lesen, und seinem Gesandten einen Becher Pferdemilch zum Willkomm darbieten, und wenn er einen Tropfen auf die Mähne seines Thieres schüttete, so war es an ihnen, denselben mit ihren eigenen Lippen hinwegzunehmen. Dieß sind Erinnerungen, die die Fürsten aller Reussen wohl daran mahnen dürften, wenn sie mit autokratischer Macht den Völkern ihr heiligstes Gut, ihren Glauben und ihre Nationalität entreißen: daß auch ihr Thron nicht auf die Ewigkeit gegründet ist und der erste Sturmwind ihn zerschmettern kann.

Allein das Eindringen des mongolischen Elementes beschränkte sich nicht bloß auf diese Sprachvermischung, es fand auch unbezweifelt vielfach eine Mischung des Blutes statt, wovon die russische Physionomie in ihren Gesichtszügen gar oft ein unläugbares Zeugniß ablegt, die sich als eine gemischte mongolisch-slavische kund gibt.

Fragen wir aber, welchen moralischen Einfluß das Tar-

tarenjoch auf die Ausbildung des Nationalcharakters ausgeübt: so bietet uns die Geschichte jener für Rußland unseligen Zeiten im Allgemeinen eben kein erfreuliches Bild dar. Es ist der Mangel eines wahrhaft freien, geistigen Lebens dieser stummen Kirche, ohne Lehramt und ohne Weiterbildung, was uns überall begegnet. Es weht hier kein ritterlicher Geist, wie er sich in dem katholischen Abendlande, namentlich in Spanien, in seinem vielhundertjährigen Kampfe mit den Mauren so glänzend gezeigt; jener glühende Geist des Glaubens, und ritterlicher Ehre und Minne, jener Geist aufopfernder Treue und großmüthigen Heldenthums, der poetisch, wie er selber war, sich auch seine Poesie und seine Kunst erschuf, und erwärmend, erhebend und verklärend das Leben durchdrang.

Es ist wahr, die Gläubigen der orientalischen Kirche bewiesen in einzelnen entscheidenden Augenblicken eine unerschütterliche Anhänglichkeit an ihren Glauben, über die keine Schrecken, keine Qualen des Todes etwas vermochten. Statt sie zu verschweigen, freut es uns dieser Beispiele, welche die Lichtpunkte einer so finstern Geschichte bilden, zu gedenken.

Als Schrecken verbreitend der Länderverwüster Batu 1237 mit seinen zahllosen Schaaren unaufhaltsam gen Räsan sich heranwälzte, und er betroffen von der Schönheit des gefangenen russischen Fürsten Ingwarowitsch ihm Huld und Freundschaft anbot, wenn er den Glauben Christi absagen und seine Majestät anerkennen wolle, wieß der Fürst mit Verachtung das Anerbieten des Gefürchteten zurück, und empfing willig den Todesstreich. Räsan ging, unter entsetzlichen Gräueln, in Flammen auf; am 6. Februar standen die schrecklichen Schaaren vor Moskwa. Keine Rettung war zu hoffen, und dem Tode sich weihend, nahmen der Fürst Wsewolod, seine Gemahlin und viele seiner Bojaren und Bediensteten in der Kathedrale zur heiligen Muttergottes das Zeichen der Weltentsagung, das große Engelskleid, aus den Händen des Bischofs, und dann eilten die Männer dem Feinde mit dem

Schwerte entgegen. Die Fürstinnen aber und manche der Bojaren und viel Volkes schloß sich in die Domkirche ein, und als auch sie hoch in Flammen aufloderte, da rief der Bischof mit lauter Stimme: „Herr, strecke deine unsichtbare Hand aus, und empfange in Frieden die Seelen deiner Knechte“, und so fanden Alle, von ihm gesegnet und geweiht, den Tod. Auch Fürst Michael Wsewolodowitsch von Tschernigow und sein Bojar Theodor starben den Martertod in der Horde. Dort gebot ihnen Batu, vor dem Götzen und dem lodernden heiligen Feuer sich anbetend zu beugen; Fürst Michael aber warf den Fürstenmantel zur Erde und sprach: „nehmt hin den irdischen Glanz, mich verlangt nach der himmlischen Krone“, und so starb er, Gott lobpreisend, mit seinem Bojaren, und sein letztes Wort war: ich sterbe als Christ. Kein minder erhabendes Beispiel christlicher Demuth und Hochherzigkeit gab auch Fürst Michael Jaroslawitsch, als er, 1319 von seinen Widersachern bei dem Chan verläumdet, mit ruhiger Ergebung Spott und Ungemach jeder Art ertrug, und, für seine Feinde betend, den Todesstreich empfing.

Ungleich zahlreicher jedoch, als die Schaar dieser christlichen Helden, waren jene, die im Unglück der Zeiten von der Welt und ihrem Glanze und ihren Freuden sich lossagten, ihr Haab und Gut zum Aufbau von Kirchen und Gotteshäusern verwendeten, und sich hinter die heiligen Mauern oder in Einsiedeleien zurückzogen, um ihren Trost in Gebet und Buße, oder in der Uebung der Werke christlicher Barmherzigkeit zu suchen.

Allein leider verschwinden diese Lichtseiten des Bildes nur allzu sehr vor seinen tiefen Schatten. Das Band, welches die einzelnen Fürsten des Rurikstammes früher, wenn auch lose, an den Großfürsten geknüpft, löste sich unter den fremden Oberherren. Die südlichen Fürstenthümer im Westen des Dniepers, und alle, die vom Joch sich frei erhalten, stellten sich unter den Schutz des Großfürsten von Lithauen und des Königs von Polen. Als daher durch die Vermählung

Hedwigs mit Jagello von Polen beide Kronen sich vereinigten, wurden auch sie bis zu Polens Theilung dem Königreich einverleibt. Die russischen Fürstenthümer im Norden der Dwina und östlich vom Dnieper dagegen erschienen in der goldenen Horde von Kaptschak, um zu huldigen und Tribut zu zahlen. So ward aber durch ihre gegenseitige Eifersucht, indem sie, einander tödtlich hassend, um die Gunst des Unterjochers buhlten und in Niederträchtigkeit wetteiferten, die Zeit des Tartarenjoches eine wahre Schule jeder Treulosigkeit und Ehrlosigkeit. Ungerührt von dem Unglück des Vaterlandes, fuhren sie fort, ihr Spiel mit den heiligsten Eiden zu treiben, Brüder verriethen und ermordeten einander und der Bürgerkrieg wüthete fort und fort. Keine Schmach, kein Verrath war ihnen groß genug, wenn sie damit nur die Hülfe des fremden Unterjochers erkaufen konnten, um ihre eigenen Verwandten und ihr Volk und Land mit Feuer und Schwert zu vernichten. Und so erwuchs in jener zweihundertfünfzigjährigen Knechtschaft, vom 13ten bis 15ten Jahrhundert, jener knechtisch-despotische Sinn auf, der dem Höhern den Staub von den Füßen küßt, den Niederen aber wieder seiner Seits in den Staub tritt. Und dieß war das Schlimmste, daß der Sinn für Treue und Ehre das Opfer dieser Zeiten ward, daher auch noch bis auf den heutigen Tag, nach dem eigenen Geständniß der Russen, Veruntreuung der Charakter ihrer Administration, und Dieberei ins Große die gewöhnliche Tagesordnung ist. Auch die völkerrechtlichen Beziehungen sind von diesem Flecken der Treulosigkeit nicht frei geblieben, und die russische Geschichte ist reich an gebrochenen Verträgen. Als daher Katharina II. ihre macchiavellistische Politik gegen Polen kehrte, und die Pforte ihr den Krieg erklärte, da mußte sie es sich gefallen lassen, daß der Pascha von Bender, Achmet Selim Aaga, sein Manifest mit den Worten begann: „Es kann Niemanden befremden, daß Rußland sich auf einen solchen Gipfel der Größe geschwungen, da es mit seiner Geburt Lüge und Betrug eingesogen, und stets die heiligsten Versprechen ohne al-

len Scrupel verletzt hat. Das jüngste Verfahren gegen die Pforte gibt ein sattsames Beleg hiefür. Rußland hat die schändlichsten Lügen gegen Polen ausgestreut, in der alleinigen Absicht, eine Gelegenheit zu finden, es unter seine Herrschaft zu bringen und ihm die Freiheit zu rauben" *).

Es kann hier um so weniger der Ort seyn die Wahrheit dieser harten Beschuldigung, eine der härtesten, die jemals der Mund eines Ungläubigen gegen einen christlichen Fürsten schleuderte, zu erörteren: da die Geschichte längst über die Politik jener Kaiserin das Urtheil gesprochen; allein wie uns scheint, so erhebt gerade jetzt der heilige Stuhl eine ähnliche Klage, wenn er die feierlichsten Versprechungen, die man ihm für die katholische Kirche gegeben, den Maaßregeln gegenüberstellt, wodurch man durch Verführung und Verfolgung Alles zur Vernichtung dieser Kirche gethan.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die neuesten Zustände der katholischen Kirche in Polen und Rußland S. 245.

XII.

Berliner Threnodien.

Die Rheinische Zeitung berichtet aus Berlin: „das Verbot der Leipziger Allg. Zeitung nehme dem Berliner seine Würze vom Bier und seinen Zucker vom Kaffee weg, darum fühle er sich öde, und mache nach der ihm verliehenen Gabe seinen sarcastischen Witz". Es ist freilich rücksichtslos von der Regierung gewesen, das städtische Publikum so plötzlich auf Diät zu setzen. Seit sechs Jahren haben die Leute nun einmal sich angewöhnt, täglich mit einem Hufelandchen dieses Lügenschnapses sich gütlich zu thun. Das hat ihnen das Blut verdünnt und gelind erwärmt, die Haut eröffnet, — die schleimigen Aussonderungen gedämpft, die Brust befreit, die untern Wege gereinigt, und der balsamische Inhalt ist dabei langsam in Fleisch und Blut übergegangen. Nun kömmt plötzlich andre Ordre, gegen alle Gesetze der Sanitätspolizei sollen die Leute jetzt, ohne allen Uebergang, sich das unschuldige Vergnügen abgewöhnen, und mit einem Male, wie die Irländer, in den Mäßigkeitsverein sich aufnehmen lassen, und ihr beliebtes Lebenswasser auf immer verschwören. Daher ists nicht zu wundern, daß die Natur sich mit jenen sarcastischen Eructationen hilft, und daß die Leser in dem ihnen verliehenen Geist sich nun selber ihre Zeitung schreiben, auf die zuletzt Herr Brockhaus sich abonniren mag. Dieser hat daher, noch bei seiner Anwesenheit in Berlin, einen trefflichen Vorschlag zur Güte den Ministern mitgetheilt. Bekanntlich tröpfelt man Gewohnheitssäufern täglich einen Tropfen Siegellack ins Gläschen, und läßt der Natur nun mit billiger Nachsicht Zeit, sich des immer abnehmenden Bornes zu entwöhnen. Das wollte er entweder mit der alten Zeitung oder einer Neuen also practiziren, auch auf Verlangen von Zeit zu Zeit ekelerregende Substanzen einmischen. Er nahm es auf sich die Wirkung zu garantiren. Die Minister aber sind darauf nicht eingegangen, und so bleibt die Rheinische Zeitung mit ihrem Märchenrosoli, den sie braut, als einziges Surrogat zurück.

XII.

Blicke in die Zustände Venedigs zu Anfang des 17ten Jahrhunderts.

I.

Eine Aristokratie, welche nicht auf Grundbesitz, sondern hauptsächlich auf Geldreichthum — Ergebniß des Handelsgewinns — gegründet ist, entbehrt des patrimonialen Princips, des wohlthätigen väterlichen Charakters, welcher ihre hohe Stellung in den Augen der größeren Masse des Volkes rechtfertigt; sie muß daher unnatürlicher gewaltthätiger Mittel sich bedienen, um die Dauer ihrer Herrschaft zu sichern. Am deutlichsten sehen wir dieß in der Geschichte der Republik Venedig. Seitdem eine — ursprünglich aus reichen Kaufleuten hervorgegangene — und aus denselben sich ergänzende — Erb-Aristokratie *) sich hier des Regiments bemächtigt hatte, ward dasselbe allerdings mit großer Klugheit und Festigkeit geführt; aber leider ist es der finstere Geist des Argwohns und der Grausamkeit, welchen wir vorwalten sehen; nur durch Arglist und Schrecken, durch ein künstlich organisirtes Spions-System und durch heimliche Hinrichtungen glaubte die herrschende Parthei ihre Macht sicher stellen zu können. So kömmt es denn auch, daß, während in andern aristokratischen Verfassungen der Neuzeit die Geistlichkeit immer einen größeren oder geringeren Antheil an

*) Die Gesetze, durch welche dem Nobili verboten war, Handel zu treiben, wurden auf vielfache Weise umgangen. Im Jahre 1784 ward dieses Verbot gänzlich aufgehoben.

den Regierungsgeschäften, oder doch Einfluß darauf hatte, in Venedig dieser Stand mit großer Aengstlichkeit von allen politischen Berührungen fern gehalten ward. Es ging dieß so weit, daß die Machthaber selbst den sittlichen Verfall des Clerus begünstigten *), damit die Geistlichen, in Verachtung bei dem Volke, nicht daran denken konnten, einigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu gewinnen. Hieraus erklärt sich das Mißtrauen, welchem die Gesellschaft Jesu zu Venedig von ihrer Entstehung an begegnete, und welches sie nie ganz zu beseitigen vermochte. Die hohe Sittenreinheit, die den neuauftretenden Orden auszeichnete **), war der Signoria eben so unheimlich, als die geistige Ueberlegenheit, welche sie an demselben, im Vergleiche mit dem übrigen Clerus, anerkennen mußte.

Weder ein Beamter der Republik, noch einer von dessen Angehörigen durfte vom päpstlichen Stuhle eine geistliche Würde, eine Pfründe oder andere Gnadenbezeugung annehmen. Geschah es dessen ungeachtet, so wurden die Einkünfte der verliehenen Stelle zu Gunsten der Republik confiscirt;

---

*) La cagione di stato non uuole che i suoi sacerdoti siano esemplari; perchè sarebbero tropo riueruti ed amati dalla Plebe." *Discorso aristocratico sopra il gouverno de Signori Venetiani*, (Venet. 1670. 12.) p. 116. — Die Erniedrigung war so groß, daß sich in den meisten vornehmen Häusern Weltgeistliche als Hauscapläne befanden, welche daselbst förmliche Lakaiendienste verrichteten. Vgl. *Nouvelle Relation de Venise* (Utrecht 1709. 8.) p. 317.

**) Die Jesuiten hatten in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits wohlthätig auf die Verbesserung der Sitten des Clerus eingewirkt; nach ihrer Vertreibung ward die Verwilderung wieder allgemein. „Le clergé vénitien est corrompu au delà de tout ce qu'on peut dire, surtout depuis l'expulsion des jesuites etc." *Daru*, X, 149. Auszug der Relation des spanischen Botschafters La Cürva (Marquis von Bedmar) vom Jahr 1619.

widersetzte sich der Betheiligte, so sollte er, nach einem Statut der Staats-Inquisition, unverzüglich im Geheimen hingerichtet werden*).

Der blühende Wohlstand der Republik beruhte auf der Ausdehnung und Freiheit des Handels; um diese zu begünstigen, war von alten Zeiten her jeder Gewissenszwang verbannt. Griechen und Armenier, Juden und Türken genossen gleichen Schutzes. Auch wäre dieser Zustand für den alten Glauben völlig unschädlich gewesen, wenn ein in sittlicher Würde erstarkter Clerus für die Glaubensreinheit und Moralität seiner Angehörigen Sorge getragen hätte. Da dieß jedoch nicht der Fall war, so mußte schon frühzeitig eine Art von Indifferentismus sich bilden, welcher vorzüglich unter den höhern Ständen nach und nach allgemeine Verbreitung fand. Es war dieß ein Uebel, an welchem, besonders zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, ganz Italien litt, und welches erst in der nothwendigen Reaction gegen die Kirchenspaltung wieder zum Theile seine Heilung fand.

Die römische Inquisition hatte sowohl diesen bald deistischen, bald atheistischen Indifferentismus, als auch das Eindringen der deutschen Häresieen auf italienischem Boden zu bekämpfen. Sie verfuhr jedoch im Allgemeinen mit großer Nachsicht, und begnügte sich, nur in den auffallendsten Fällen einzuschreiten, in welchen sie aber auch unerbittliche Strenge walten ließ.

Wie groß indessen auch nach Luthers Schilderhebung die Lehrfreiheit in Italien gewesen, sehen wir unter andern an Cäsar Cremonini, welcher erster Professor der Philosophie auf der venetianischen Hochschule zu Padua war, daselbst ungescheut und ungestraft den krassesten Materialismus lehrte, und namentlich die Unsterblichkeit der menschlichen Seele läugnete **). Und wie ein beinahe gleichzeitiger Autor versi-

*) „Sia fatto ammazzar segretamente e solecitamente".

**) Cremonini starb erst im Jahre 1630. Er war ein Schüler des

chert, so war dieß nicht allein die Privatmeinung eines obscuren Professors, sondern diese unglücklichen Grundsätze wurden von den einflußreichsten Personen der Republik getheilt *). Die berühmte Maxime; Siamo Venetiani, poi Christiani! war der Ausdruck solcher Gesinnungen.

Diesem Umstande muß man es wohl zuschreiben, daß die Anklänge, welche Luthers und Calvins Lehren in Italien fanden, besonders in Venedig auf Unterstützung rechnen durften. — In dieser Stadt ließ der aus Florenz vertriebene Bruccioli die erste Bibel in italienischer Sprache drucken, wozu er später einen Commentar fügte, in welchem er sich offen zu lutherischen Grundsätzen bekannte.

In Venedig war es (1542), daß der in ganz Italien bewunderte Capuzinergeneral Bernardino Ochino jene merkwürdigen Fastenpredigten hielt, wegen denen er nach Rom zur Verantwortung gezogen ward. Wie bekannt ist, fand er jedoch für gerathener, aus Italien nach Genf zu flüchten, wo er — bereits sechs und fünfzig Jahre alt — ein aus Lucca mitgenommenes junges Mädchen heirathete. (Man sieht, das Lustspiel endet auf die gewöhnliche Weise; aber das Trauerspiel folgt bald nach.) Zuletzt von den Protestanten **) noch mehr verfolgt als von den Katholiken — da er, wie die meisten italienischen Häresiarchen, sich durch die willkührlichen Schranken Luthers und Calvins nicht einengen lassen wollte — führte der Apostat ein trauriges, unstätes Leben, und starb zuletzt mit seinen vier Kindern in Mähren an der Pest.

---

berühmten Pomponatius, den man als den Patriarchen des Materialismus in Italien betrachten kann.

*) „I sequaci di questa sceleratezza sono i migliori di questa città, ed in particolare quelli che hanno la mano nel governo". *Discorso aristocratico*, p. 129.

**) Ein Buch, in welchem er die Polygamie vertheidigte, zog ihm hauptsächlich diese Verfolgungen zu. Der Eifer, den die Schweizer Theologen bei dieser Gelegenheit bewiesen, muß um so mehr auffallen, als sie bei der offenen Billigung, welche Luther und

Zugleich mit Ochino war sein Meinungsgenosse Pietro Vermigli — gewöhnlich Petrus Martyr genannt — nach der Schweiz entflohen. Auch er hatte längere Zeit in Padua zugebracht. Sein Loos war nicht viel glücklicher, als das seines Freundes. Nach mehreren Irrfahrten starb er elend und verachtet zu Zürich *).

Eine für die Charakterisirung der italienischen Zustände jener Zeit höchst merkwürdige Begebenheit ist die berüchtigte Conferenz, welche im Jahre 1546 auf venetianischem Gebiete — unweit Vicenza — von mehreren erklärten Deisten und Atheisten Italiens gehalten ward, in welcher Maaßregeln zur Vernichtung der heiligen Religion Jesu Christi besprochen worden seyn sollen. Leider sind die Nachrichten über diese Conferenz äußerst mangelhaft. Unter den bedeutendsten Mitgliedern der Versammlung wird Lelio Sozzini (der Stifter des Socianismus) genannt. Auch Ochino soll

---

Bucer der ärgerlichen Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen angedeihen ließen, sich ganz ruhig verhalten hatten. — Ranke (Päpste, I. 141) spricht blos von Ochinos früherem Leben, übergeht seine Apostasie, Flucht und Heirath mit Stillschweigen. Ueberhaupt ist dieser ganze Abschnitt — über die protestantischen Regungen in Italien — einer der magersten in Ranke's gepriesenem Buche.

*) Petrus Martyr sowohl, als Ochino soll hauptsächlich durch den Spanier Juan Valdez, der im Gefolge Carls V. in Deutschland gewesen war, und daselbst das Gift der Irrlehre eingesogen hatte, auf diesen Weg geführt worden seyn. Es ist übrigens merkwürdig zu sehen, wie die italienischen Protestanten gleich im Beginn ihre deutschen, französischen und schweizerischen Vorbilder überholten. Welches gräuliche Schauspiel würde die Welt erblickt haben, wenn die kirchliche Revolution auch in Italien die Oberhand erlangt hätte, wie es ihr bereits in Deutschland, Frankreich und der Schweiz gelungen war! — Mit vollem Rechte muß man der Behauptung Fellers (Dict. histor. Art. *Ochino*) beistimmen, daß die Erhaltung der Rechtgläubigkeit Italiens einzig der römischen Inquisition zu verdanken ist.

zugegen gewesen seyn. Wenn dieß seine Richtigkeit hat, so muß er von Augsburg, wo er sich damals aufhielt (s. Stetten, Augsb. Geschichte I, 387), insgeheim nach Italien gegereist seyn. Zwei andere Theilnehmer — Giulio Trevisono und Francesco die Rugo — wurden von der venetianischen Regierung aufgegriffen und durch heimliche Hinrichtung beseitigt; die andern retteten sich durch die Flucht *). Es wird behauptet, die hier stattgefundene Vereinigung bilde den eigentlichen Ursprung des Freimaurerordens, und die Sache ist nicht so ganz unwahrscheinlich.

Noch müssen wir eines andern Apostaten gedenken, nämlich der berüchtigten Giordano Bruno. Dieser entsprungene Mönch war der Reihe nach Calvinist, Anglicaner und Lutheraner geworden; aber keine dieser Formen hatte ihm genügt; als „wahrer Philosoph **) wollte auch er das Christenthum

*) Ueber diese Zusammenkunft findet sich folgende — freilich ziemlich unvollständige — Nachricht in dem Buche eines Protestanten. J. R. *Turretini* Compendium Historiae Ecclesiasticae, p. 373: „Antitrinitarii hac aetate multi occurrunt; quorum pars maxima Photinianismum et Sabellianismum, nonnulli etiam Arianismum renovabant. Tales fuere Itali quidam, numero quadragenarium excedente, qui circa annum 1546 in Veneta ditione prope Vicentiam consenticula et colloquia inter se habebant. In his memorantur Leonardus Abbas Busalis, Laelius Socinus, Senensis patricius, Bernardinus Ochinus, Nicolaus Paruta, Valentinus Gentilis, Julius Trevisanus, Franciscus de Ruego, Paulus Alciatus, aliique. Sed cum detecti essent, imo et duo, J. Trevisanus et Fr. de Ruego, comprehensi et supplicio affecti, caeteri sibi consulturi in varias oras dispersi sunt". Unter diesen letzteren hatte bekanntlich Gentili das traurigste Geschick. Nachdem er nur mit Mühe dem von Calvin ihm gleich Servet zugedachten Feuertode entgangen, ward er von den bernischen Zwinglianern als Antitrinitarius zum Tode verurtheilt und mit dem Schwerte hingerichtet.

**) So nennt ihn Ranke (Päpste, I, 489); zugleich preist er ihn

ganz und gar abstreifen. Trotz dem, daß er in seinen Schriften, besonders in seinem Spaccio della bestia trionfante, die katholische Kirche und den Papst, so wie das Christenthum überhaupt, heftig angegriffen hatte, dachte er doch, nach langen Irrfahrten, zu Venedig im Kreise Gleichgesinnter einen Ruhepunkt zu finden. Einen so erbitterten Feind konnte aber die Kirche in solcher Nähe nicht dulden. Doch waren die Bemühungen des Nuntius lange vergeblich; die Auslieferung des Apostaten an die Inquisition ward acht Jahre lang verweigert. Wie es gekommen, daß dieselbe endlich Statt fand, darüber fehlen die Nachrichten.

Aus allem diesem ergibt sich eine ziemlich klare Ansicht von Venedigs kirchlichen Zuständen zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Es findet sich nicht, daß der Calvinismus oder das Lutherthum besonders viele Anhänger erworben hätte; aber die Fäulniß des Indifferentismus hatte die höhern Stände ergriffen. Die Kirche war ihnen nichts als eine Polizeianstalt zur Erhaltung einiger Moralität unter dem gemeinen Volke. Es wird wohl manchen unserer Leser überraschen, daß diese Grundsätze, welche die Kirche zur Magd des souveränen Staates herabwürdigen, schon damals bei einer katholischen Regierung sich Geltung verschafft hatten. Derselbe Haß, mit welchem wir die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und die Beamtenaristokratie des neunzehnten gegen die Autonomie der Kirche auftreten sehen: wir treffen ihn schon bei den Patriciern Venedigs im Zeitalter der Reformation. „Siamo Venetiani, poi Cristiani“!

Es war ganz diesen Grundsätzen gemäß, daß die Republik nicht zauderte, Heinrich IV. als König von Frankreich

---

er ihn wegen seines „Tiefsinnes“. Sollte er wirklich auf die Schriften dieses „wahren Philosophen“ einiges Studium verwendet haben? Was uns betrifft, so gestehen wir gern, daß die insipiden Scherze und die frechen Religionsspöttereien des Spaccio della bestia trionfante uns die Lectüre bald verleideten.

anzuerkennen, obgleich er als haereticus relapsus sich im Kirchenbanne befand. Mehrere Venetianer traten als Freiwillige unter seine Fahnen, und als die Staatsinquisition gegen dieselben einschreiten wollte, ward der Inquisitor ins Gefängniß geworfen.

Unter diesen Umständen war leicht vorauszusehen, daß in Bälde ernstliche Streitigkeiten mit dem römischen Hofe entstehen mußten. So lange indessen Clemens VIII. lebte, kam es zu keinem Ausbruche. Als aber Paul V. den Stuhl Petri bestieg, hatten sich so gewichtige Beschwerden angehäuft, daß er sich gezwungen sah, denselben seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Diese Beschwerden betrafen im Hauptsächlichen theils Verfügungen über Kirchengut, welche die Republick eigenmächtig getroffen, theils Verletzungen der geistlichen Immunität *). Da die venetianischen Machthaber nicht nachgaben, so griff der Papst endlich zu dem äußersten Mittel, dem der Excommunication.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, den ganzen Verlauf der Sache, den man in vielen geschichtlichen Werken ausführlich verhandelt findet, nochmals zu erzählen. Aber darauf müssen wir aufmerksam machen, wie die Schilderung der meisten Geschichtschreiber, welche den Ausgang des Streites als einen glänzenden Sieg des venetianischen Staatsthums über das Papstthum feiern, sich bei genauerer Erforschung der Quellen großentheils als unwahr herausstellt. Vor allem müssen wir dabei auf eine Hauptquelle hinweisen, welche bis jetzt beinahe gänzlich vernachläßigt worden ist, nämlich die Briefe des französischen Botschafters Du Fresne-Canaye **). Ranke hat, wie es scheint, diese Sammlung nicht gekannt; auch Daru nicht; doch hat Letzterer die Originalberichte, wel-

*) „Wer wollte ohne Immunität einem Fürsten sagen: Du bist der Mann des Todes"? Joh. von Müller, Reisen der Päpste.

**) Lettres et Ambassade de Messire Philippe *Canaye*, Seigneur *de Fresne*. Paris 1635. 3 vol. in fol.

che sich unter den Handschriften der großen Pariser Bibliothek befinden, in Handen gehabt.

Ueber den Verfasser dieser Berichte ist Folgendes vorauszusenden: Er war eifriger Hugenott gewesen (seit seinem 16ten Jahre), aber im Jahre 1600 — in Folge der berühmten Religions-Conferenz zu Fontainebleau zwischen Du Perron und Du Plessis-Mornay — wieder Katholik geworden. Doch blieb er fortwährend in Verbindung mit seinen früheren Freunden. Als Katholik hatte er sich dem Tiers-Parti angeschlossen, dem eigentlich Heinrich IV. die Krone verdankte; es war dieß die sogenannte gallicanische Parthei, welche besonders im Parlament das Uebergewicht hatte, und später in den verderblichen Jansenismus umschlug. Seine persönlichen Gesinnungen standen sonach mit denen der venetianischen Machthaber so ziemlich im Einklange.

Wir lassen jetzt einige Auszüge aus den erwähnten Berichten folgen.

Wie zu erwarten stand, nahm der französische Botschafter sogleich lebhaften Antheil zu Gunsten der Republik. In einem Briefe von 20. April 1606 an den Minister Villeroi lobt er die entschlossene Haltung der venetianischen Regierung. „Den Bischöfen und allen andern Geistlichen ist bei Lebensstrafe verboten, die Excommunication bekannt zu machen, und den Beichtvätern ist mit strengen Strafen gedroht, falls sie die Gewissen ihrer Beichtkinder bei dieser Gelegenheit beunruhigen würden. Im Volke wird die Meinung verbreitet, daß der Papst diesen Entschluß ohne Theilnahme des Cardinal-Collegiums gefaßt habe, daß er trachte, sich zum Alleinherrscher in zeitlichen und geistlichen Dingen zu machen" u. s. w. Ueber die Mittel, welche angewendet wurden, die Geistlichen einzuschüchtern, und ihren Gehorsam gegen den heiligen Stuhl zu brechen, läßt sich der Botschafter in einem Briefe an Hrn. von Caumartin — französischen Gesandten in der Schweiz — rücksichtsloser heraus: „Ein Großvicar des Bischofs von Padua hatte den Muth, dem Podesta, welcher

ihm die Befehle der Regierung notificirte, zu antworten, er werde thun, was ihm der heilige Geist eingeben werde. Gut, antwortete der Podesta, aber während ihr diese Inspiration erwartet, wird an euch geschehen, was der heilige Geist dem Rath der Zehn bereits eingegeben hat, nämlich euch aufzuhängen und erdrosseln zu lassen. Der gute Mann erschrack darüber so heftig, daß er jetzt auf den Tod krank darnieder liegt. Ein Pfarrer dahier zu Venedig benahm sich vorsichtiger; um seinen Entschluß befragt, antwortete er: „Ich sehe ein, daß es ein kleineres Uebel ist, dreißig Jahre lang excommunicirt, als nur eine Viertelstunde gehängt zu seyn". — „Bref, l'union est admirable!" fügt der Botschafter mit großer Zufriedenheit bei. Ohne Zweifel fand er die kräftigen Ueberzeugungsmittel, welche der Rath der Zehn anwandte, eben so admirabel. Gibt es doch auch heutzutage noch Diplomaten, welche das Verfahren der Herrn Espartero und Consorten gegen die spanische Geistlichkeit beloben.

„Nous verrons beau jeu, si la corde ne rompt;" fährt Du Fresne mit sichtlicher Schadenfreude fort. (Wer denkt dabei nicht an den berühmten Ausspruch Voltaires: Nos enfants verront beau jeu!) „Einerseits wird der Papst genöthigt seyn, die Excommunication geltend zu machen; anderseits wird die Republik diese Unwürdigkeit (infamie) nicht länger dulden wollen, und sich möglichst bald davon zu befreien suchen. Wir wollen sehen, was Gott weiter verfügen wird".

Wie ganz anders aber lautet die Sprache in einem Briefe, welchen Du Fresne in denselben Tagen an den französischen Botschafter zu Rom absendet. Es war dieß der Marquis von Alincourt, Sohn des Ministers Villeroi, der die streng katholische Ansicht im Cabinete des Königs vertrat. „Gott ist mein Zeuge, daß ich den Venetianern nicht verhehlt habe, in welche Ungelegenheiten sie sich stürzen, und wie sehr Seine Majestät wünscht, daß sie Seine Heiligkeit zufrieden stellen müßten. . . . Ich zweifle nicht, daß Seine

Heiligkeit in dieser Sache mit reiflichem Nachdenken, und eben so wohl bewußt als aus Machtvollkommenheit gehandelt habe".

Der officielle Bericht an den König, am 3. Mai, enthält die nicht unwichtige Notiz, daß der englische Botschafter den Senat zum Widerstande ermunterte; „er freue sich", sagte derselbe in voller Versammlung, „daß die Republik anfange, sich über die Tyrannei des Papstes zu beschweren, und dessen unmäßige Ehrsucht zu erkennen, aus welcher alle Uebel der Christenheit entsprängen; zugleich bot er im Namen seines Königs Mannschaft, Waffen und Schiffe an".

Trotz des an dem blutigen Tribunal der Zehn etablirten Schreckenssystems wurde das Excommunications-Breve in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai an fünf Kirchen angeschlagen *). Ein unglücklicher Mönch aber mußte den Zorn der Machthaber darüber büßen. — Die Weltgeistlichkeit und die meisten Klöster unterwarfen sich der rohen Gewalt. Nur die Jesuiten, Capuziner und Theatiner — alle drei Orden neuen Ursprunges — leisteten Widerstand. Erstere erhielten Verhaltungsbefehle von ihrem General zu Rom, und verließen dann die Stadt; der Senat war ihnen längst feindlich gesinnt; sie waren furchtbare Gegner des herrschenden Indifferentismus. Jetzt ward die Gelegenheit benützt, sich ihrer wo möglich auf immer zu entledigen. „Die Theatiner und Capuziner bestehen ebenfalls auf ihrem Abzuge; aber in Betracht des guten Rufes, dessen sie bei dem Volke genießen, thut der Senat sein Möglichstes, sie zurückzuhalten, und hat ihnen bei Lebensstrafe geboten, sich nicht zu entfernen". (Bericht an den König, vom

*) Nonobstant toutes les deffences du Conseil des Dix, l'excommunication a esté affichée en cinq Eglises cette nuict passée. Schreiben Du Fresnes an Villeroi v. 3. Mai 1606. — Ranke ließ sich durch die Erzählung Sarpis, welche durchaus partheiisch und voll Unwahrheiten ist, zu der ungegründeten Behauptung verleiten: „Von dem päpstlichen Breve ward nicht ein einziges Exemplar angeschlagen". (Päpste, III, 343.)

18. May 1606.) Doch mußte man sie endlich ziehen lassen. Auch die Minoriten *) schloßen sich ihnen an.

In jenem Berichte beklagt der Botschafter besonders, daß um einer unbedeutenden Sache willen die ganze Christenheit in Unruhe versetzt werde. „Ich nenne sie unbedeutend“, sagt er, „weil die Herrn dahier betheuern, daß sie niemals daran gedacht haben, etwas gegen die geistliche Immunität vorzunehmen (?); .... die ganze Controverse besteht jetzt darin, ob die Republik zu dem, was sie that, aus eigener Machtvollkommenheit befugt war, oder ob sie den Papst hätte darum angehen sollen. Und wegen dieses geringfügigen Umstandes stehen wir auf dem Punkte, in Italien ein großes Schisma ausbrechen zu sehen, welches — wenn Gott nicht abhilft — gefährlichere Folgen für die ganze Christenheit nach sich ziehen wird, als alle Häresieen dieser Zeit“. — Im gleichen Sinne schreibt er einige Tage später an den Gesandten Allincourt zu Rom: „Wenn der Papst sich nicht zuerst ermäßigt, und diese Excommunication nicht widerruft, welche er so übereilt gegen eine so katholische Republik geschleudert hat, die dem heiligen Stuhl so sehr ergeben ist, und nicht beschuldigt werden kann, die Rechte der Kirche verletzt zu haben (offenbare Unwahrheit): „so wird sicher all' unsere Mühe vergeblich seyn, und Seine Heiligkeit wird von ihrer Strenge keine andere Frucht sehen, als eines der schönsten und nützlichsten Glieder der katholischen Kirche verloren zu haben“.

Man erkennt aus diesen Aeußerungen, welche Hoffnungen die antikirchliche Parthei zu Venedig bereits zu schöpfen anfing.

(Schluß folgt.)

*) Hienach berichtigt sich die Note 2. bei Ranke, Päpste II, 344.

XIII.

Beiträge zur Würdigung der religiösen Bildung der katholischen Volksschullehrer in Baden.

> Soll die Himmelsgabe des Evangeliums Jesu sich nach den verschiedenen und oft wechselnden Ansichten der Menschen richten? Soll dem armen Volke alles Heiligste und Wichtigste wankend werden, weil der neue Pfarrer ein anderes philosophisches System hat, und der neue Schullehrer auch anfängt, durch einige Brocken Rationalismus in der Glaubenslehre aufzuräumen? Hammerschmidt.

Es ist eine unter den katholischen Geistlichen häufig vorkommende Klage, daß die religiöse Bildung, welche gegenwärtig die angehenden Volksschullehrer in das praktische Leben aus jener Anstalt zu Meersburg mitbringen, in welcher sie ihre Bildung erhalten, nicht etwa bloß eine mangelhafte und ungenügende sey, welche sich in der Praxis etwa ausfüllen und durch lebendige Uebung und Leitung leicht ergänzen lassen dürfte, sondern die Klage lautet vielmehr dahin, daß die religiöse Bildung der Kandidaten für die katholische Volksschule eine unkatholische, durch rationalistische Verschwommenheit und Verwüsterung ins Unklare und Verworrene auslaufende Richtung habe. Da diese Klage jedoch bisher bloß von katholischen Geistlichen *) erhoben wurde, so hatte sie eben deßwegen für gewisse Ohren wenig Erheblichkeit; sie schwand als eine spleenhafte Eructation des Obscurantismus ungehört, wie so manches Andere, im Wind dahin. Aber sieh

*) Welche Schritte schon der Erzbischof gegen die „Nabholzische Methode" gethan habe, kann aus den „katholischen Zuständen Badens" und aus dem Katholiken Heft II, 1842, pag. 133 ersehen werden.

da! Allmählig wird es auch laut im Heerlager der geistlichen Aufklärung. Das ist nun freilich ein unheilvolles Zeichen für „die Nabholz'sche Methode", wenn selbst „die Männer des Lichtes", in deren Sinn und Geist die Anstalt in Meersburg bisher wirkte, ihre Unzufriedenheit nicht länger mehr an sich zu halten vermögen, sondern über ein Institut, das doch gefirmt ist im Geiste der Aufklärung und des Fortschrittes, sich tadelnd also vernehmen lassen: „dem Vernehmen nach erscheint „„die Nabholz'sche Methode"" nicht. Viele bedauern dieß, indem sie nun wenig Hoffnung haben, genaue Kenntniß von dieser vielfach gepriesenen Verfahrungsweise zu erhalten. Dieß wäre um so nothwendiger, als manche Schulprüfungen Nabholz'scher Zöglinge für den guten Ruf erwähnter Methode nicht viel beizubringen im Stande sind (sic), was besonders im Anschauungsunterrichte der Fall ist. Da hört man fast nichts anderes, als „„innere und äußere Verhältnisse, mittelbare und unmmittelbare, regierende und regierte Gegenstände"" u. s. w. Es ist ein ewiges Herumdrehen und Aufsuchen dieser Begriffe; und dabei scheint das Anschauen, Benennen und Beurtheilen der Dinge zur Bildung der Aufmerksamkeit, des Nachdenkens, der Sprache ganz in den Hintergrund zu treten. Einen Uebergang auf das Religiöse und Sittliche konnte Referent ebenfalls noch nie bemerken (sic). Es kann unmöglich der Fall seyn, daß Nabholz abstrakte Begriffe für den Kern des wahren Anschauungsunterrichtes hält, den die neuern Methodiker als die eigentliche Grundlage und Vorschule preisen". (Bad. Kirchen- und Schulblatt Nro. 19, Jahrg. 1842). Wie weit muß die religiöse Bildung im Seminar zu Meersburg im Geiste „der Aufklärung und des Fortschrittes" fortgerückt seyn, bis die katholische Aufklärung sich dazu verstand, in ihrem würdigen Organ, dem badischen Schul- und Kirchenblatt, den Passus drucken zu lassen: „Einen Uebergang auf das Religiöse und Sittliche konnte Referent ebenfalls noch nie bemerken".

Dieser Ausspruch mag als ein neuer Beweis hingenommen werden, wie Unrecht der Erzbischof hatte, als er schon auf die Entfernung Nabholzens drang, da dieser noch Director des Seminars zu Ettlingen war, und auf welch festem Grunde dagegen die Vertheidigung des Directors Nabholz durch Staatsrath und Dr. Nebenius steht. Wir fügen daher zur nähern Würdigung der Klage und der Vertheidigung in dieser Sache noch folgende Stelle aus dem Katholiken Heft II. Jhrg. 1842, pag. 133 bei. „Der Erzbischof hatte verlangt, daß der Director des Schullehrer-Seminars zu Ettlingen entfernt werde (katholische Zustände in Baden pag. 74). — Nun schreibt der Verfasser (der Gegenschrift auf die katholischen Zustände, Staatsrath und Dr. Nebenius) S. 122 f: „„Welch schreiendes Unrecht gegen den Director des Schullehrer-Seminars, Hr. Nabholz, durch die Entfernung von seinem noch nicht fünf Jahre bekleideten Amte, die seine ökonomische Existenz vernichtet hätte, verübt worden wäre, wurde mir aus der ersten Unterredung mit diesem, seinem Berufe im vollständigsten Maaße gewachsenen, Manne klar, und es bedurfte nur der Weisung, sich gegen den Herrn Erzbischof zu erklären, um sogleich alle Anstände zu heben und die Kirchenbehörde vollkommen zu beruhigen"". Hier konnte der Staatsrath den Doctor wissen lassen: 1) daß der Seminardirector wegen Heterodoxie in Ertheilung des Religionsunterrichtes anrüchig war; 2) daß der Erzbischof in einem Programm desselben die factische Begründung des Verdachtes in Händen trug und vorzeigte; 3) daß von der religiösen Bildung Gesinnung und Gesittung der Schullehrer die seelsorgerliche Wirksamkeit der Pfarrer in hohem Grade bedingt ist; 4) daß die Versetzung eines Mannes auf einen andern weniger einflußreichen Posten dessen „ökonomische Existenz" nicht vernichtet; 5) daß jedenfalls das Interesse der Sache der Theilnahme für die Person vorgeht, zumal es der Oberbehörde nicht an Mitteln gebricht, für Letztere anderweitig vorzusorgen. Wenn sich übrigens die „„Kirchenbehörde"" mit der

getroffenen Auskunft „„„vollkommen beruhigte“““, so ist dieß ein neuer Beweis, wie leicht dieselbe zufrieden zu stellen, und wie gerne sie allen Hader vermeidet, wenn sie auch nicht das Glück haben sollte, daß man ihr mit gleichen Gefälligkeiten diente“.

Wie viel übrigens, wie leider nur gar zu viel Wahrheit an der oben erhobenen Klage ist, mag folgender tragische Vorfall in das gehörige Licht zu setzen. Am 29. April l. J. hat sich in Allersbach ein an der dortigen Volksschule angestellter Hilfslehrer, ein Zögling des Meersburger Schullehrerseminariums, erschossen. Der junge Mann hinterließ ein Schreiben, in welchem er die Gründe seines unglücklichen Entschlusses wörtlich so angibt: „Allen jenen, denen mein Schicksal nahe geht, rufe ich zu: ihr lieben Leute! verdammet einen Menschen nicht, der sich, weil er nicht anders konnte, selbst das Leben rauben mußte. Suchet diesen Vorfall nicht etwa in zerrütteten finanziellen Verhältnissen, oder in einer Krankheit des Leibes, sondern suchet ihn in Krankheit eines gebrochenen Herzens; sie heißt übel belohnte Liebe. Wer die Allgewalt der edlen, sittlichen Liebe in ihrem ganzen Umfange kennt, der wird mich nicht verdammen, sondern vielmehr bedauern, daß ich diesen edlen Trieb zur Leidenschaft heran wachsen ließ. Meine Leiche ruft daher jedem, namhaft jedem jungen Menschen, der noch eine reitzbare Phantasie hat, zu: Wache über dich selbst; laß keinen deiner Triebe zur Leidenschaft heran wachsen; denn auch der edelste Trieb, zur Leidenschaft gereift, stürzt dich sicher ins Verderben. Wie es mit mir in der Ewigkeit aussehen wird stelle ich dem guten Gott anheim und glaube, er wird, ein Kind, daß sich nach ihm sehnt, nicht ewig verstoßen. Um meine zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, gebe ich Hrn. Thoma die Vollmacht, das Guthaben bei der Gemeinde für mich als Stiftungsactuar zu erheben und damit meine Schulden bei Herrn Adlerwirth, u. s. w. zu bezahlen. Sollte die Besoldung nicht hinreichen alle Schulden zu decken, so soll er einige Sachen, die sich nicht leicht

einpacken lassen, verkaufen und dann das Uebrige an meine Mutter, Wittwe Elsbeck in Bischweyer bei Rastatt schicken. Wann ich nicht fürchtete, man würde mich von meinem Vorhaben wieder abzubringen suchen, so hätte ich diese Zeilen von einigen Zeugen unterschreiben lassen; ich denke aber es wird nicht nöthig seyn, weil ich sie mit völligem Bewußtseyn schrieb. Ich sage hiemit der Welt adieu. Ich bitte mich nicht für schlecht zu halten, weil mir die Liebe das Leben raubte".

Wir legen wie billig kein Gewicht darauf, daß der Unglückliche, welcher sich selbst entleibte, ein Schullehrer war und ein Zögling des Seminars in Meersburg, da leider alle Stände und Anstalten ohne Unterschied solche Unglückliche zählen, welche frevelhaft Hand an das eigne Leben legten; sondern worauf wir allein bei diesem Vorfalle aufmerksam machen wollen, ist blos die unselige totale Verwirrung religiöser und sittlicher Begriffe, welche aus dem hinterlassenen Schreiben des Unglücklichen hervorleuchtet. Der junge Mann gibt als Grund seiner Selbstentleibung „übel belohnte Liebe" an; er will, daß seine That keiner „Krankheit des Leibes", keinen „zerrütteten, finanziellen Verhältnissen" zugeschrieben werde; er will sie als mit „völligem Bewußtseyn" vollzogen angesehen wissen; er würde sogar, um die Welt zu überzeugen, daß er mit „völligem Bewußtseyn" seine That vollbracht habe, die darüber ausgestellte Urkunde von einigen Zeugen haben unterschreiben lassen, wenn ihn nicht die Besorgniß davon abgehalten hätte, man möchte ihm an der Ausführung seines Entschlusses hindernd in den Weg treten. Kurz der junge Mann will alle jene plausibeln Gründe von seiner That entfernt wissen, mit welchen sonst der irreligiöse Indifferentismus unsrer Tage den Selbstmord zu beschönigen pflegt; und dennoch will er von der Welt, von einer katholischen Gemeinde, in welcher er diese unchristliche That vollzog, milde beurtheilt seyn; ja er fürchtet sogar vor dem Richterstuhle des „guten Gottes" ob seiner That keine Verdammung, weil

er glaubt, „der gute Gott wird ein Kind, das sich nach ihm sehnt, nicht ewig verstoßen". Hätte der junge Mann einfach als Grund seiner Selbstentleibung seine „übel belohnte Liebe" angegeben, so hätten wir diesen Romanenstreich als ein Resultat leidenschaftlicher Verirrung und Verleitung durch die hirnverrückte Literatur unsrer Tage ansehen, und das neue Opfer schlechter Bücher und schlechter Grundsätze mit Bedauern übergehen und der Verzeihung Gottes anheim stellen mögen. Allein daß ein, in einem katholischen Schullehrerseminarium gebildeter Candidat der Volksschule, der da bestimmt war, auf die religiöse und sittliche Bildung seiner Zöglinge einzuwirken, und der eben deßwegen mit der hiezu nöthigen klaren und bestimmten religiösen Bildung ausgerüstet seyn mußte; daß ein solcher Mann, sagen wir, eine Liebe für eine „edle, sittliche" hält, die mit dem Selbstmorde endet, daß er um dieser „edlen, sittlichen Liebe" willen von der Welt, von einer katholischen Gemeinde für einen mit „völligem Selbstbewußtseyn" begangenen und aus keinerlei Noth oder Unglück hervorgerufenen Selbstmord nachsichtig beurtheilt seyn will; daß er sogar glaubt, daß der gute Gott ein Kind, welches nach „übel belohnter Liebe" müd der Welt nach Gott sich sehnt, und um endlich dieser Sehnsucht genug zu thun, sich selbst entleibt, nicht verstoßen werde: — das ist eine so monströse sittliche und religiöse Verbildung und Verwirrung aller Begriffe, daß sie einen tiefen Schatten auf die Anstalt wirft, worin der junge Mann seine sittliche und religiöse Bildung erhielt, so daß die Sache unmöglich mit Gleichgültigkeit übergangen werden kann *).

Jedes christlich erzogene Kind weiß und muß wissen, daß der mit „völligem Bewußtseyn" vollzogene Selbstmord, nicht

*) Es muß dieser Fall um so mehr urgirt werden, da wir hier es mit keinem erst werdenden, sondern mit einem geprüften und approbirten Manne zu thun haben, der bereits seit einigen Jahren mit Zufriedenheit seines Schuldecans lehrte.

etwa bloß eine grobe Verletzung der Pflicht der Selbsterhaltung ist, sondern daß ein also vollzogener Selbstmord eine völlige Verläugung der Fundamentallehren des Christenthums, des Glaubens an Gott, an seine Vorsehung, weise Leitung, Vatergüte und insbesondere eine Verläugung der Unsterblichkeit der Seele ist, wo Jedem seines Lebens Werke nachfolgen. Daher hat die katholische Kirche einem solchen Selbstmörder, der mit „völligem Bewußtseyn" Hand an sich selbst legte, als einem Menschen, der sich frei und factisch von ihrem Glauben und ihrer Gemeinschaft lossagte, auch das christliche Begräbniß auf ihrem geweihten Friedhofe versagt *). Wie kann nun bei dieser Lage der Sache ein religiös wohlunterrichteter Schullehrer eine Liebe eine „edle und sittliche" nennen, die ihn zum Selbstmorde treibt? Wie kann er von einer christlichen Gemeinde eine milde Beurtheilung für einen mit „völligem Bewußtseyn" verübten Selbstmord in Anspruch nehmen, appellirend an die „Allgewalt der edlen, sittlichen Liebe"? (Siehe Note Seite 149).

---

*) Daß übrigens von diesen, in der katholischen Kirche bestehenden Lehren und Bestimmungen über den Selbstmord nicht nur der Verblichene, sondern die Nabholzischen Zöglinge überhaupt keine Ahnung zu haben scheinen, beweist auf eine evidente Weise folgende Thatsache. Als nämlich die Kunde von der Selbstentleibung des Hilfslehrers von Allersbach in der Umgegend sich verbreitet hatte, da versammelten sich aus der ganzen Runde umher die jungen Amtsgenossen und Pflänzlinge derselben Schule, aus welcher der Verblichene hervorgegangen war; sie erschienen sofort im Pfarrhause zu Allersbach, und verlangten von dem Herrn Pfarrer des Orts, der bestehenden Verordnung zum Trotze, ein feierliches Begräbniß des Verstorbenen, an dessen Grabe sie beschlossen hätten (als ob der Verblichene, quasi re bene gesta, aus diesem Leben ausgeschieden wäre) einige Canones zu seiner Verherrlichung abzusingen. Allein der Herr Pfarrer blieb, zum Verdruß der erleuchteten, jungen Pädagogen, bei dem Buchstaben des Gesetzes stehen, und die Glorifizirung durch die Canones mußte unterbleiben.

Wie kann der ein Mann, ein Christ seyn, der von keinem Leiden, weder des Körpers, noch des Geistes gedrängt, sondern bloß um „übel belohnter Liebe“ willen sich entleibt; er verläugnet frei den heiligen Inhalt des Glaubens durch seine Frevelthat, und sieh! dennoch ist er fern davon, auch nur einen Augenblick zu zweifeln, daß er ob dieser That des Heils verlustig gehen könnte; er glaubt vielmehr fest, daß „der gute Gott (von einem gerechten Gott weiß er nichts) ein Kind, das sich nach ihm sehnt, nicht verdammen werde“, — Der mit „völligem Selbstbewußtseyn“ begangene Selbstmord ist also dem jungen Manne kein vor Gott verdammliches Verbrechen *)? O nein! nur Sehnsucht nach Gott ist die That, die ihn aus diesem Leben treibt, seit „übel belohnte Liebe“ ihm die Welt verhaßt gemacht; er verläßt sofort eigenmächtig den Posten, wo der Herr ihn hingestellt, und hält, wie groß auch dieser Frevel ist, seine Selbstentleibung dennoch für eine That, für welche er eben so keck die Nachsicht der Welt in Anspruch nimmt, als er der Ueberzeugung lebt, „der gute Gott“ werde ihn ob seiner That nicht verdammen. Was dem „guten Gott“ doch nicht alles zugemuthet wird, seit die nur von Liebe überfließende Aufklärung „dem guten Gott“ die Gerechtigkeit, die Strafe und Vergeltung abgenommen und, wie sie selber sich beredet, auch andere

*) Man sieht aus den Aeußerungen des jungen Mannes, wie durch den Rationalismus aller Sorten, mit welchem so viele Lehrer der Wissenschaftlichkeit wegen ihre Schüler füttern zu müssen glauben, sich selbst in die Denkungsart der jungen Volksschullehrer jener Paganismus eingeschlichen hat, der sich über den Selbstmord also ausspricht: Robustus animus et excelsus omni liber est cura et angore, quum et mortem contemnit (qua qui affecti sunt, in eadem conditione sunt, qua ante quam nati) et ad dolores ita paratus est, ut meminerit maximos morte finiri, parvos multa habere intervalla requietis, mediocrium nos esse dominos, ut, si tolerabiles sint, feramus; si minus, aequo animo et vita, quum ea non placeat, tamquam e theatro, exeamus. Cic. de fin. lib. 1, 15.

lehrt. In Zeiten religiöser Versunkenheit, wie die unsrigen sind, ist das furchtbare Zunehmen des Selbstmordes eine eben so begreifliche, als natürliche Frucht eben dieser Versunkenheit und jenes Zurückfallens in den wüsten Pantheismus des alten Heidenthums. Sehen wir aber den Selbstmord nicht von Menschen verübt, die alles Glaubens leer und ledig sind; sehen wir vielmehr solche, die noch einen gewissen Grad von Glauben in sich tragen, ohne Zagen diesen Frevel üben, weil sie des Glaubens leben, „der gute Gott werde ein Kind, das sich nach ihm sehnte, nicht verdammen", und eine Liebe, die zum Selbstmorde treibt, nicht für eine verdammungswürdige Leidenschaft erklären *): so ist eine solche heillose Verwirrung aller sittlichen und religiösen Begriffe wahrhaft Schauder erregend. Aber woher doch Solches? Wir unserer Seits betrachten derlei Monstrositäten in dem Kopfe eines Lehrers der Volksschule als die traurige Frucht jenes unseligen Durcheinandermischens und in einander Verschwimmenlassens rationalistischer und christlicher Lehren und Principien, welche, halbgebildeten Menschen eingetrichtert und in ihren Köpfen unverstanden durcheinandergewürfelt, solche abentheuerliche Widerlichkeiten erzeugen, und eine solche Confusion im Geiste erregen, daß wir jetzt vollkommen begreifen, wie einer der Zöglinge „der Nabholzischen Methode" einem katholischen Geistlichen die Erklärung geben konnte: „der Religionsunterricht, welchen er empfangen habe, sey von der Beschaffenheit,

*) Wie die aufgeklärte Geistlichkeit in Baden, so sind auch unsere jungen Volksschullehrer am beredtesten und wärmsten, wenn sie auf die Liebe zu sprechen kommen. Allein leider sie verstehen, wie der obige Fall beweist, unter Liebe nur in aufgeklärter Weise amor, nicht caritas fide formata. Und dieser Theorie folgt auch redlich die Praxis, so daß in Folge dessen unsere Kandidaten der Volksschule nur allzuhäufig unter der Zahl jener sich finden, welche die ohnehin schon schweren Lasten der Gemeinden um ein Merkliches durch Alimentationskosten für uneheliche Kinder erhöhen und vermehren.

daß er eigentlich nicht wisse, was er glauben solle". Und ein anderer Zögling dieses Confusionariums äußerte sich in ähnlicher Weise dahin: „Er wisse nicht, was er glauben solle; darum sey das Beste, er glaube Nichts" *). Consequenter

*) Wie Wenig geschieht in dieser Rücksicht im Seminar zu Meersburg. Der ganze Gottesdienst durch die ganze Woche hindurch besteht in einer heiligen Messe, welche am Sonntag in der Seminariumskirche gefeiert wird. Dieser Messe wohnen die Zöglinge und das Lehrpersonal in offizieller Weise bei. Wird das Zeichen zur Wandlung gegeben, so birgt ein großer Theil der Anwesenden die frommen Hände — im Beinkleid. An den kirchlichen Festlichkeiten und Feierlichkeiten, welche in der Pfarrkirche der Stadt gehalten werden, nehmen die Zöglinge und ihre Lehrer in der Regel ohnehin keinen Antheil, als wenn es sich etwa darum handelt, die Gemeinde zu ärgern. So geschah es am Feste Allerheiligen, während die Pfarrgemeinde Nachmittags die Gräber der Verstorbenen besuchte; da lief eine Schaar dieser künftigen Lehrer des katholischen Volkes, mit den Botanisirbüchsen auf dem Rücken, in der Stadt und auf dem anstoßenden Felde umher, um dem Volke den handgreiflichen Beweis zu liefern, daß sie von seinem Aberglauben durch höhere Leitung emanzipirt seyen, und es endlich einmal zur Einsicht kommen möge, daß das Botanisiren höher stehe in der Wissenschaft des Heils, als für verstorbene Eltern, Freunde, Wohlthäter auf den Todtenhügeln zu beten und zu weinen.

Wird Religionsunterricht in den Schulen in Meersburg gehalten, so sind die ersten, welche nach der Schnalle an der Thüre greifen, die Herren Lehrer selbst. Ja als jüngst anhaltende Kränklichkeit den hochwürdigen Director des Seminars in Meersburg Monate lang zwang, den Religionsunterricht auszusetzen, da sah man während dieser ganzen langen Zeit keinen katholischen Geistlichen durch die Pforte des Seminariums ziehen, um daselbst statt des kranken Directors Religionsunterricht zu ertheilen, obgleich drei tüchtige Geistliche sich während dieser Zeit in der Stadt befanden.

Eine andere Kleinigkeit, die aber recht prägnant den Geist bezeichnet, welcher unsere modernen Scholarchen beseelt, ist diese:

ist das Nichtglauben allerdings, als Glauben und Unglauben auf eine so widerliche Art durcheinander kneten und mischen; und der Sprecher der angeführten Worte verräth allerdings mehr Verstand und klares Denken, als seine Bildner, die Kalt und Warm aus einem Munde blasen, und zum Hohne der Worte: inter duo contradictoria non datur medium, Christus und Belial zusammenkoppeln wollen.

(Schluß folgt.)

XIV.

Eine Wanderung durch das unterirdische Rom.

Entzückend schön ist der Hinblick über Rom, wenn man emporgestiegen auf die Höhe des Janiculus von der Martyrerstätte des heiligen Petrus, oder auf die Kuppel des Domes, der sich über dem Grabe des Apostelfürsten wölbt, von diesem Riesenbaue herabschaut auf die weltbeherrschende Stadt. Es ist der Triumph des Christenthums, der sich überall dem Schauenden vor Augen stellt; Kirche reiht sich an Kirche, und über sie alle ragt diejenige hervor, welche über Petrus selbst den Felsen gegründet ist. So sehr aber auch durch einen solchen Anblick der katholische Christ sich erhoben fühlt, so sehr auch der Besuch jener Kirchen selbst, deren Jede ein Heiligthum ist, sein Herz erquickt: so bietet Rom außerdem auch sogar in seinem, von dem Blute der Martyrer getränkten Erd-

---

Wer von den Mächden in Meersburg (die Mädchen stehen nämlich unter der obscuren Leitung von Klosterfrauen), durch die Kirche abgehalten, zu spät in die Schule kömmt, der bekömmt seine sichern Schläge; wer aber von den Knaben vor der Kirche spielt, lärmt und stört zieht ungestraft und ungehudelt nach seinem Sitze.

reiche, auf welchem es steht, ein festes Fundament für den Glauben. Aus dem Schooße der Erde ist nicht bloß das Gestein, aus welchem die Kirchen erbaut, sondern gleichsam die Kirche selbst hervorgegangen; ihre Geschichte ist für die ersten Jahrhunderte zum Theil eine unterirdische; unter der Erde haben sich viele ihrer heiligen Gebräuche gebildet, unter der Erde sind die Kirchen in Stein gehauen, unter der Erde ist der Gottesdienst gehalten worden, bis daß, nachdem die Wuth der Verfolgungen nachgelassen, die Kirche aus ihrer unterirdischen Zuflucht in ihrem vollen Glanze hervortrat; ja, es hat gleichsam der herrliche Baum der Kirche erst in der römischen Erde wurzeln müssen, um dann mit seinen Aesten und Zweigen den ganzen Erdkreis zu überschatten.

Schon oft hat man den Catacomben Roms, die selbst eine große unterirdische Stadt gebildet haben, seine Aufmerksamkeit zugewendet, denn sie verdienen diese schon wegen ihrer großen historischen und archäologischen Bedeutung; aber mehr noch als dieß sind sie ein so theures und so wahrhaft rührendes Vermächtniß der Glaubenstreue der ersten Christen, daß es wohl Jedem, der sich freut ein Mitglied der Kirche zu seyn, auch Freude machen wird, einiges Nähere über dieselben zu vernehmen. Aber auch die, welche, von der Kirche getrennt, ihr gewöhnlich den Vorwurf machen, sie sey abgewichen von der ursprünglichen Lehre, und behaupten: Messe, Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien, überhaupt aber der Cultus der katholischen Kirche sey Erfindung und Zuthat späterer Jahrhunderte, auch sie würden in diesen Catacomben die Beweise für die Wahrheit der Kirche finden, wenn sie mit rechter Unbefangenheit des Sinnes sie betrachten wollten; ihr Herz müßte bewegt werden von der Liebe und zu der Liebe jener Schaaren von Heiligen, welche hier ihre irdische Ruhestätte fanden; bewegt werden von der rührenden Innigkeit des Verhältnisses, in welchem hier in den Catacomben so mancher der Nachfolger des heiligen Petrus als Hirt unter einer Gemeinde geweilt hat; sie für ihn und er für sie,

Alle aber für Christus willig und muthig in den Tod gegangen sind.

Ihrem ersten Zwecke nach waren diese Catacomben christliche Grabstätten, indem die Christen, dem herrschenden Gebrauche der Römer, welche die Leichname der Verstorbenen zu verbrennen und die Asche in Urnen zu sammeln pflegten, entgegen, sich der jüdischen Sitte: die entseelten Körper zu begraben, anschlossen. Diesem Gebrauche lag aber nicht bloß die Idee zum Grunde, daß der Leib, aus Erde gemacht, auch wiederum zur Erde zurückkehren müsse, welches vielleicht auch die Vorstellungsweise einzelner heidnischer Völker, welche die Sitte des Begrabens hatten, gewesen seyn mag; sondern im Christenthume ist zunächst der Gedanke lebendig: daß der menschliche Leib selbst ein Tempel Gottes sey, den also der Mensch, so wie nicht tödten, so auch nicht im Tode zerstören dürfe. Sodann aber besteht die christliche Auffassungsweise des Todes recht eigentlich darin, daß der Tod, wie der heilige Chrisostomus sagt, seit Christus von den Todten auferstanden, kein Tod mehr ist, sondern nur ein zeitlicher Schlaf. Die Leichname der Verstorbenen wurden daher gleichsam als Schlafende in das Bette der Erde gelegt, um hier der Auferstehung zu harren. Aus diesem Grunde nannten die älteren Christen auch die Orte, wo sie die Todten begruben, am liebsten: Schlafstätten, Coemiteria, und dieser Ausdruck ist in der kirchlichen Sprache bis auf den heutigen Tag der eigentlich technische für die Gottesäcker oder Friedhöfe geblieben. Solcher christlichen Grabstätten entstanden allmählig rings um Rom herum eine große Menge; man zählte im Ganzen wohl an sechzig Cömiterien, theils solche, welche im Allgemeinen als Begräbnißplätze dienten, theils solche, die von Privatpersonen benützt und hergegeben wurden, indem vorzüglich zur Zeit der Verfolgungen mehrere fromme Frauen, z. B. Priscilla Lucina, Cyriaca eifrig darauf bedacht waren, den Leibern der Märtyrer auf ihren Besitzungen die Ruhestätte anzuweisen. Ganz besonders aber dienten die sogenannten

Arenarien, d. h. diejenigen Plätze in der Umgegend Roms, aus welchen man seit Jahrhunderten die Puzzolanerde zum Häuserbau geholt hatte, den Christen zur Anlegung ihrer Cömiterien; nicht, als ob die Christen ihre Todten in den Arenarien begraben hätten, sondern durch diese wurde ihnen gleichsam der Weg tiefer in die Erde einzubringen gewiesen. Die Arenarien nämlich waren zu der Zeit, wo sie zu dem oben erwähnten Zwecke benützt wurden, von den Römern auf künstliche Weise ausgehöhlt worden, und zwar sieht man hier meistens Tonnengewölbe, als diejenige Form, bei welcher nach der lockeren Beschaffenheit des Materials am Leichtesten die Gefahr des Einsturzes für die hier Arbeitenden vermieden wurde. Solcher Arenarien, die, wenn die Ausbeute aufhörte, natürlicher Weise verlassen wurden, gab es viele bei Rom; sie breiteten sich in geringer Tiefe unter der Erdoberfläche hinstreichend, in Gängen weit aus. In ihnen fanden die Christen, die überhaupt Verborgenheit suchen mußten, oft eine Zuflucht; sie arbeiteten aber allmählig immer weiter in das unter der Puzzolanerde lagernde Gestein (Tuff), und legten hierin die Grabstätten für ihre Todten an. Sehr deutlich nimmt man diesen Gegensatz zwischen den Arenarien und den von den Christen ausgegrabenen Gängen auf den Cömiterium von S. Agnese wahr, wo aus jenen eine Stiege von fünf und zwanzig Stufen in die christlichen Grabstätten hinabführt. Eben diese sind es nun, welche gewöhnlich mit dem Namen: Catacomben oder Crypten bezeichnet werden.

Um die Bedeutung dieser Art von Cömiterien klar zu machen ist es, bevor wir sie näher beschreiben, nothwendig wenigstens einen flüchtigen Blick auf die damaligen Verhältnisse zu werfen, in welchen die Christen in Rom bis zu der Zeit Constantins des Großen lebten; doch wollen wir schon hier ein merkwürdiges Zeugniß des heiligen Hieronymus nicht vorenthalten, welcher erzählt: „Während ich in Rom als Knabe studierte, pflegte ich mit mehreren Andern meiner Alters- und Schulgenossen an den Sonntagen die Grabmäler

der Apostel und Märtyrer zu besuchen und häufig in die Grotten hinabzusteigen, welche in die Tiefe der Erde eingegegraben, zu beiden Seiten der Hineintretenden die Körper der Begrabenen enthalten; hier ist Alles so dunkel, daß das prophetische Wort erfüllt wird: es sollen die Lebendigen in die Tiefen der Erde (zu den Todten) hinabsteigen! und nur ein schwaches von oben hineinfallendes Licht mildert die Schrecken der Finsterniß". —

Der heilige Hieronymus lebte noch nahe der Zeit, wo diese Räume mit den Gebeinen derjenigen angefüllt worden sind, welche als Blutzeugen für den Glauben an Christus ihr Leben dargegeben haben. Allerdings sind auch Andre, die nicht Märtyrer waren, hier begraben worden; allein es gab Zeitpunkte, wo in Rom Christ und Märtyrer fast dasselbe war, denn mit solcher Wuth verfolgten die Kaiser, selbst die milderen unter ihnen, wie Trajan, die Kirche, daß endlich, nachdem Millionen hingeschlachtet, Diocletian von sich rühmen zu können glaubte: er habe den christlichen Namen von dem Erdboden vertilgt*). Indessen je mehr Christen gemartert wurden, desto mehr Heiden wurden von der Wahrheit des Glaubens an Christus, für den sie jene so kühn in den Tod gehen sahen, überzeugt, wie Tertullian sagt: „das Blut der Märtyrer ist die Saat der Christen". So half auch das elende Kunststück Nichts, daß das Gebot erging: Lebensmittel nur an Solche zu verkaufen, welche den Göttern Weihrauch streuen würden, zu welchem Zwecke jeder Victualienhändler ein kleines Idol bei der Hand haben mußte, um es von den

*) Diocletianus Jovius Maximus
Herculeus Caesar Augustus
Amplificator per Orientem
Et Occidentem Imperio Romano
Et Nomine Christianorum
Deleto. Qui Rempublicam
Evertebant.

Käufern verehren zu lassen. Keine Qual, keine Pein blieb übrig, die nicht von der erfinderischen Grausamkeit der Heiden angewendet worden wäre, wie dieß in anschaulichen Bildern die alte Kirche St. Stefano rotondo vor Augen stellt. Und es steht zu Rom das glorreiche Denkmal des Martyriums, das flavische Amphitheater, Colosseum genannt, wo Tausende und aber Tausende von Christen zur Belustigung von Kaiser und Volk in dem furchtbaren Kampfe mit Bestien hingeopfert worden. Ehe er zu diesem schritt, schrieb der heilige Ignatius, erfüllt von der Liebe zu Christus: „Möge der Herr es gewähren, daß ich mich erfreue der Biße der wilden Thiere, die mich erwarten; möchten sie mir nicht den Tod mißgönnen, noch meinen Leib schonen, wie sie mit andern Blutzeugen gethan haben; sollten sie träge und langsam seyn mich zu zerreißen, anreizen würde ich sie gegen mich selbst, um von ihnen verschlungen zu werden“. Aber unersättlich war das heidnische Volk in dem Anschauen solcher Scenen, und hörte man sonst in Rom das Geschrei: Panem et Circenses, so ertönte jetzt das grausenhafte Geschrei: „Christiani ad leones, Virgines ad leones“. Zu der Schaar der Jungfrauen, welche auf so schändliche Weise prostituirt werden sollten, gehörte auch die heldenmüthige dreizehnjährige Agnes, über deren väterlichem Hause sich jetzt auf dem Circus aponalis (Piazza Navona) eine schöne Kirche erhebt, und welche dem Cömiterium der Via Nomentana, wo ihr heiliger Leib begraben worden ist, den Namen gegeben hat. Den Eltern der Heiligen war es gelungen, den Leib den Heiden zu entreißen und ihn auf ihrem dort belegenen Gärtchen zu bestatten.

Gerade in dieser Ehre, welche die Christen den Leibern der Märtyrer erwiesen, fanden die Heiden die größte Aergerniß, und wendeten auf eine wahrhaft widernatürliche Weise ihren Scharfsinn an, um auch ihren Grimm gegen die entseelten Körper auszulassen; dafür hat aber auch Gott der Herr über die Natur offenkundig ihr Werk zu Schanden gemacht. Es genügte nicht, daß man das Volk durch jene

Kämpfe belustigte, sondern zur Zeit des Kaisers Maxentius kam der Tribun Firmilianus Maxis auf den erfinderischen Gedanken: die Körper der entseelten Märtyrer eigens die Nacht über bewachen zu lassen, um sie am folgenden Morgen vor versammelter Menge den Hunden und Vögeln zur Speise vorzuwerfen. Da rissen und zerrten die Hunde und die Thiere der Luft die heiligen Leiber auseinander und verschleppten die Stücke durch die Straßen der Stadt, oder trugen sie hinauf in ihre Nester. Wurden viele Heiden durch das große, in jenen Worten des heiligen Ignatius angedeutete Wunder, daß die Löwen den Angriff auf die ihnen entgegengestellten Christen nicht wagten und ihrer, wie des Propheten Daniel schonten, nicht bewegt: so blieben sie auch kalt dabei, daß die Hunde Scheu trugen vor dem entseelten Leibe der heiligen Bibiana. Ein Hund war es, der von fern ein Tuch herbeiholte, um den entblößten Leib der heil. Dula zu bedecken; ein Adler war es, der mit Kralle, Flügel und Schnabel den Leib des heiligen Vincentius Levita vertheidigte, Menschen aber waren es, welche mit eigner Hand die Körper der Märtyrer zerstückten, und die Gebeine, auf daß sie nicht erkannt würden, mit Thierknochen vermengten. Auf wunderbare Weise ließ Gott aber oft die heiligen Ueberreste finden, z. B. den in die Cloaca Maxima geworfenen Leib des heiligen Sebastian, und verwandelte die ihnen zugefügte Schmach und Unehre in Herrlichkeit und Glanz.

Der Wuth und dem Ingrimme der Heiden gegenüber steigerte sich aber auch der Eifer der Christen für die Bestattung und Bewahrung der Körper der heiligen Märtyrer; sie scheuten keine Mühe und Anstrengung, ja selbst den Tod nicht. Auf eine besonders rührende Weise sprach sich dieß bei der heil. Praxedis aus, welche nebst ihrer Schwester Pudentiana rastlos in jener Arbeit war und das heilige Blut in Schwämmen auffing, um es vor Verunehrung zu bewahren. Ueber dem Brunnen, in welchen die Heilige das Blut ausdrückte, ist die Kirche erbaut, welche nach ihr den Namen führt; nicht fern

davon ist die schwesterliche Kirche St. Pudentiana, ehedem das Haus des Senators Pudens, wo der heilige Petrus einkehrte und die ganze Familie taufte. Gleiche Sorgfalt, wie sie, wandten auch mehrere Päpste an, nammentlich Pius I. und Calixtus I., nach welchem eines der Cömiterien, wo mehr als hundert und fünfzig tausend Märtyrer begraben sind, den Namen führt.

Es begreift sich leicht, daß unter den Stürmen so gräßlicher Verfolgungen, wie wir sie nur eben in schwachen Zügen haben andeuten können, die Christen die Abgeschiedenheit suchten, daß sie ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte im Verborgenen halten mußten, und daß sie namentlich auch die Bestattung der Leichname der Märtyrer nicht öffentlich vornehmen konnten. Dieß geschah daher meistens zur Nachtzeit; bei dem Scheine der Fackel trug man die theuern Ueberreste durch die Arenarien in die Tiefe der Erde, und so wurde diese gleichsam selbst geheiligt, denn ein edleres Gold, als dasjenige, dessen Adern das Innere der Erde durchziehen, wurde jetzt in die geschlagenen Schachte hineingelegt, und nach Jahrhunderten noch steigen die Diener der Kirche bergmännisch hinab, um dasselbe aus jenen Catacomben, deren Ausbeute unversiegbar erscheint, zur Verehrung der Christen der Gegenwart und kommenden Zeiten zu gewinnen. „Jäger" nennt der heilige Chrisostomus jene Christen, welche mit Eifer nach der Bestattung der Märtyrer trachteten; möge damit auch jener Vergleich entschuldigt seyn.

So wollen wir denn nun die Christen in jene unterirdischen Schlafstätten oder Catacomben begleiten, und es gelingt uns vielleicht am besten, ein anschauliches Bild von denselben zu geben, wenn wir diejenigen beschreiben, welche wir zuletzt gesehen; diese bilden das Cömiterium von S. Agnese auf der Via Nomentana vor der Porta Pia, welches schon zu Ausgang des sechszehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von dem fleißigen Oratorianer, einem P. Bosius, vielfach durchsucht, jetzt aber durch den ehrwürdigen P. Marchi, aus

der Gesellschaft Jesu, gründlich durchforscht ist. Die Entdeckungen, welche derselbe in den letzten zwei Jahren in dem Gebiete dieser Catacomben gemacht hat, sind von solcher Bedeutung, daß wir mit Spannung dem Erscheinen seines Werkes über diesen Gegenstand entgegensehen. Er selbst hatte die Güte, uns in das Labyrinth dieser Catacomben hinabzuführen.

Die Entstehung der Catacomben von S. Agnese fällt in die Zeit des Kaisers Diocletian; nachdem die Eltern der Heiligen diese an dem angegebenen Orte begraben hatten, versammelten sich viele Christen daselbst, um der glorreichen Märtyrin Fürbitte auch für sich in Anspruch zu nehmen. Sie wurden durch eine Schaar vom heidnischen Kriegsvolk vertrieben, nur eine Catechumenin, Emerentiana mit Namen, blieb zurück, und bekannte laut, sie wolle für Christus sterben. Unter einem Hagel von Steinen, den die Heiden gegen sie schleuderten, gab sie ihren Geist auf, und wurde neben der heiligen Agnes begraben. Seither bediente man sich dieses Ortes, vorzüglich wegen der Verehrung, welche Agnes bei der römischen Christengemeinde genoß, zur Grabstätte. Der gegenwärtige Eingang zu diesem Cömiterium befindet sich auf einem Weingarten, welcher eine ziemliche Strecke weiter, als die Kirche S. Agnese, von der Stadt belegen ist; man wandert aber in den Catacomben bis unter die Kirche, ja es erstrecken sich dieselben — jedoch noch nicht gangbar gemacht — noch viel weiter, wie ja auch die von S. Sebastian sich bis nach Ostia ausdehnen sollen. Eine Stiege führt hinab, und man befindet sich alsbald in einem schmalen Gange, in welchem nur mit Mühe eine Person an der andern vorübergehen kann; dieß war unstreitig auch die ursprüngliche Beschaffenheit, denn gerade so, wie der heilige Hieronymus in der vorhin angeführten Stelle es beschreibt, enthalten die Wände zu beiden Seiten der Hineintretenden die Grabstätten; nur die Höhe scheint hin und wieder durch die hineingeschwemmte Erde vermindert zu seyn, denn an manchen Stellen sind die Catacom-

ben so niedrig, daß man gebückt gehen muß. Nachdem wir unsere Kerzen angezündet, schritten wir — eine Gesellschaft von zehn Personen — in langsamem Zuge durch diese Gänge, die so oft geheiligt durch die Frömmigkeit der ersten Christen, und es konnte die Erinnerung an alles das, wovon diese Steine Zeugniß geben, nichts anders als eine zugleich ernste und freudige Stimmung in uns hervorrufen. Die Gräber selbst nun sind in die Wände des Tuffsteins eingehauen, eines über dem andern, der Zahl nach etwa acht bis dreizehn; sie erinnern an die übereinandergeschichteten Schlafstätten in den Schiffen. Meistens ist ein Grab auch für eine Person bestimmt, doch haben manche, von größerer Breite, zwei auch drei Leiber (bisomi, trisomi) enthalten. Ehedem war jedes dieser Gräber mit einer Marmortafel versehen; einige solcher Tafeln trafen wir noch an, die meisten sind aber, nachdem man die heiligen Leiber in die Kirchen gebracht hat, fortgenommen worden, und haben ihre Stelle in den Museen gefunden, wie man derer bei dem Eintritte in das des Vaticans eine große Menge in der linken Seitenwand, den heidnischen Denkmälern gegenüber, eingemauert sehen kann. Einen Kunstwerth haben sie nicht, sondern geben meistens nur in einer leserlichen, aber wenig schönen Schrift den Namen und die Lebensdauer der verstorbenen Person nach Jahren, Monaten und Tagen an, z. B. Jobina quae vixit annos XII mens. IV et dies VIII in pace. Oefters enthalten sie auch den Namen desjenigen, der die Gedächtnißtafel setzte. Einige sind auch noch mit Figuren versehen, z. B. mit einer Taube, welche einen Oelzweig im Schnabel trägt; bisweilen ist eine menschliche Figur, in betender Stellung, mit beiden zum Himmel erhobenen Armen, in den Marmor eingegraben. Was eigentlich diese Figur vorstelle, ist nicht immer auf den ersten Anblick ersichtlich; daß öfters mit ihr die verstorbene Person gemeint ist, möchte nicht zu bezweifeln seyn. Auf einem Grabsteine, der sich zwischen dem dritten und vierten Fenster in dem vorhin erwähnten vaticanischen Museum findet, und ei-

ner gewissen Licinia Eliodora adeodata gesetzt ist, steht die Figur nicht, sondern liegt, auch hat sie auf einer andern Tafel, die den Leichnam eines Kindes beschlossen hat, die Gestalt eines Kindes, bei welcher Gelegenheit auch zugleich eines andern auffallenden Grabsteins gedacht werden mag, der jetzt nahe bei jenem der Licinia eingemauert ist; derselbe wurde von einem gewissen Pontius Leo seinem Sohne gesetzt, und enthält in dem daneben abgebildeten Löwen unstreitig eine Anspielung auf den Familiennamen. Sollte vielleicht auch das dem Ziele zueilende Pferd auf dem Grabsteine der Vincentia einen Bezug auf deren Namen, oder nur die allgemeine Bedeutung des Ringens nach dem wahren Ziele des menschlichen Lebens haben? Doch um auf die betende Figur zurückzukommen, so kann man, obgleich dieselbe in vielen Fällen die verstorbene Person vorstellt, doch nicht behaupten, daß dieß überall zutreffe. Auf mehreren der entdeckten Monumente ist diese Figur eben so unstreitig die heilige Agnes, wie dieß der dabei befindliche Name kund gibt; auf andern die Mutter Gottes, die theils auch durch den Namen kenntlich gemacht wird, theils auch durch die Figuren der beiden Apostel Petrus und Paulus, welche häufig neben ihr stehend auf mehreren Sarkophagen vorkommen. — Bei vielen Gräbern nahmen wir, auf unserm unterirdischen Pfade fortschreitend, auch noch deutliche Spuren anderer Gegenstände wahr, die nun ebenfalls diesem Orte entrückt sind; man sah die Stellen, wo ehedem die Lampen befestigt waren, die zur Beleuchtung der Catacomben gedient hatten. Manche dieser geschmackvoll geformten Lampen, die, meistens von terra cotta, sich in verschiedenen Museen vorfinden, sind mit verschiedenen Emblemen versehen, z. B. mit Weinlaub, mit den Häuptern der zwölf Apostel, mit dem siebenarmigen jüdischen Candelaber, wie man denselben, nur im größeren Maaßstabe, auf dem Triumphbogen des Titus abgebildet findet. Einige der Gräber waren auch dadurch ausgezeichnet, daß man an ihnen die Stelle erkennen konnte, wo in ihnen ein Fläschchen gestanden

hatte, welches, mit Blut gefüllt, den Körper des in dem Grabe Ruhenden als einen Märtyrer kund gab, so wie an manchen andern in den Kalk die Figur einer Palme, das Sieges- und Friedenszeichen eingedrückt war. An jener Bedeutung der Fläschchen, deren viele auch aufbewahrt worden, hat die Kritik der Wissenschaft wohl gezweifelt, allein da mehrere derselben die Aufschrift SA. oder SANG. enthalten, ja einmal auch mit dem Namen des Märtyrers SANG. SAPVRNINI. enthalten, so möchten wohl jene Zweifel sich von selbst beseitigen; wird aber von einem protestantischen Autor darauf hingewiesen, sie hätten nicht Märtyrerblut, sondern das Abendmahl enthalten, so ist dieß zwar auch unrichtig, allein wir acceptiren dieß Zugeständniß, welches den Glauben der ersten Christen an die Transsubstantiation so unverkennbar unterstützt, denn den bloßen Wein würden sie wohl schwerlich Sanguis genannt haben. Wir haben hier einen merkwürdigen Beweis, wohin sich bisweilen die Hyperkritik versteigt, die, um nicht zuzugeben, was ihr unlieb ist, nicht merkt, daß sie etwas zugibt, was ihr begreiflicher Weise noch weit weniger lieb seyn kann. Doch lassen wir das, wir wollen unsere Leser und uns hier nicht mit einer archäologischen Abhandlung, wofür sich an einem andern Orte Gelegenheit bieten möchte, sondern vielmehr unserm Führer in dem Catacomben-Labyrinthe weiter folgen. Unser Weg theilte sich bald in verschiedene Pfade, wie dieß sich öfter wiederholte, und allerdings bereits eine gewisse Praxis für den unterirdischen Wanderer erfordert, so daß man Keinem rathen dürfte, ohne einen kundigen Geleitsmann sich hier hinein zu wagen, wenn auch die einzelnen Erzählungen von dem Verunglücken einer großen Zahl von Zöglingen eines Seminars, oder eines reisenden Engländers entweder nicht wahr sind, oder wenigstens auf unnachweisbaren Gerüchten geraumer Vorzeit beruhen. Selbst unser Führer war in früherer Zeit einmal in nicht geringer Noth gewesen; nachdem er mehreren Arbeitern eine Stelle angewiesen hatte, an welcher sie den Schutt wegräumen sollten, war er mit sei-

nem Lichte weiter gegangen, und kam an eine Stelle, wo sich ihm vier Pfade eröffneten. Er dachte bei sich: zwei läßt du rechts, einen links liegen, dann hast du rückkehrend zwei links und einen rechts liegen zu lassen. Voranschreitend nahm er nicht wahr, daß der Pfad auf einmal unter ihm aufhörte, er fiel einige Fuß tief hinab, sein Licht erlöschte. An ein Rufen war nicht zu denken, denn die Arbeiter waren zu fern, indessen eben so wenig empfand der rastlose Forscher eine Furcht. Er griff nach seinem Feuerzeug und steckte, um die Schwefelhölzchen streichen zu können, die Wachskerze zwischen die Zähne, nahm aber bei dieser Gelegenheit wahr, wie dieselbe sich unwillkührlich bewegte. Es gelang ihm Feuer zu machen, doch zitterten ihm alle Glieder, indessen er verlor nicht den guten Muth; er kletterte hinaus und kehrte zurück, an dem Scheidewege angelangt, wußte er aber auch nicht mehr, ob zwei Wege rechts und einer links oder nicht; ein glücklicher Zufall führte ihn auf den richtigen Pfad, den Arbeitern aber sagte er erst am folgenden Tage, was ihm begegnet war. Jener Fall war dadurch verursacht, daß sich auch in den Catacomben von S. Agnese mehrere Stockwerke von Grabstätten übereinander befinden; in S. Sebastiano sollen an manchen Stellen fünf Stockwerke zu erkennen seyn, sie sind indessen nicht gangbar, wie man auch — so erzählte man mir — hier in neuerer Zeit wegen der Gefahr des Einsturzes drei und fünfzig Pfade wiederum versperrt hat. Dieß ist auch die Ursache, warum man in S. Sebastian nicht mehr so viele der sogenannten Cubicula zu sehen bekommt, wie man deren in dem Cömiterium von S. Agnese bis jetzt fünfzehn entdeckt hat. Auch unsere Wanderung führte uns bald in ein solches Cubiculum, nach und nach sahen wir wohl die meisten derselben. Sie sind, um sie zuerst im Allgemeinen zu beschreiben, kleine gewölbte Gemächer, in deren jedem sich eine oder mehrere Grabstätten befinden, und zwar regelmäßig eine dem Eingange gegenüber. Diese Grabstätten sind aber größer als die meisten in den Gängen, und pflegen mit dem

Namen Monumenta arcuata bezeichnet zu werden, indem sich über dem Grabe ein größerer oder kleinerer Bogen wölbt; das Grab selbst tritt aber etwas hervor, hin und wieder ist an demselben ein steinerner Stuhl, bisweilen diesem gegenüber ein zweiter befindlich, an dem Eingange des Cubiculum ist öfters ein kleiner Mauervorsprung. Die Hinterwand und die Bögen der Grabstätten sind, wenn auch nicht immer, mit Malereien geziert, die zwar kunstlos, doch deutlich noch den Gegenstand erkennen lassen, welchen sie vorstellen. Sehr häufig sind die Bilder aus dem alten Testamente, Adam und Eva, Moses, der an den Felsen schlägt, Jonas mit dem Wallfische, Daniel zwischen zwei Löwen, die drei Männer im feurigen Ofen u. s. w., dann aber auch gewöhnlich der gute Hirte, mit dem Lamme auf dem Rücken, eine Figur, die sich öfters auch auf den Marmortafeln findet, welche zum Verschließen der Gräber dienten, ein Grund mehr, daß man nicht denken darf, in den auf diesen vorkommenden Figuren immer eine Bezeichnung der begrabenen Person finden zu wollen. Die Beziehung jener Bilder ist von selbst verständlich, nur möchte besonders hervorzuheben seyn, wie Moses als Vorbild des Apostels Petrus gedacht wird, daher einmal auch jene an den Felsen schlagende Figur mit dem Namen Petrus ausdrücklich bezeichnet wird. In einer jener Grabkammern fanden wir auch ein Bild der Mutter Gottes mit dem Jesus-Kinde. Was waren nun aber diese Cubicula? Zunächst enthielten sie Gräber, die vor den andern ausgezeichnet waren, zunächst schon durch ihre äußere Gestalt, durch den Bogen; nur Ausnahmsweise kommt das eine oder andere Mal ein Monumentum arcuatum in den Gängen vor. Die Gestalt selbst erinnert aber sehr an die der Nischen in den römischen Columbarien, wie man diese zum Beispiel in der Nähe der Gräber der Scipionen zwischen der Via Appia und Latina aufgefunden hat, nur mit dem Unterschiede, daß die Nischen hier viel kleiner sind, da sie nicht zur Aufbewahrung eines ganzen Leibes, sondern nur dazu dienten, um die Aschen-

urne aufzunehmen und daher klein genug seyn durften, um mit den Nestern in einem Taubenschlage verglichen werden zu können. Es waren also jedenfalls ausgezeichnete Personen, welchen diese Gräber angehörten, daher man auch wohl geglaubt hat, die Cubicula seyen Familienbegräbnisse gewesen, wie sich deren auch in späterer Zeit auf den römischen Cömiterien finden. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß einzelne Monumenta arcuata Personen angehört haben mögen, welche nicht gerade als Heilige der Kirche anzusprechen sind, allein diese Erklärung reicht nicht aus, wenn das Grabmal selbst in der Weise gestaltet ist, daß man auf den ersten Blick die Form unsrer Altäre wieder erkennt, sondern hier ist auf jeden Fall anzunehmen, daß, wie auch die gefundenen Fläschchen darthun, hier ein Märtyrer begraben sey. Wenn also auch dergleichen Cubicula Familienbegräbnisse enthalten haben mögen, wogegen aber für die ältere christliche Zeit das Verhältniß der christlichen Gleichheit sprechen durfte, so waren sie zugleich Kapellen, die für den Gottesdienst bestimmt waren, dieß möchten auch die hier befindlichen Stühle, als Sitze für die Priester, dieß auch das kleine Tischchen bestätigen, welches dem Grabe gegenüber am Eingange an der Mauer gefunden zu werden pflegt, und wohl dazu diente, um die zur Messe erforderlichen Geräthe, namentlich die Meßkännchen, darauf hinzustellen. Es wird dieß auch allgemein anerkannt, daß diese Cubicula zu gottesdienstlichen Handlungen gedient haben, allein man zieht in Zweifel, ob dieß ihre regelmäßige Bestimmung gewesen sey, indem man sie nur zur Zeit der Verfolgungen dazu gebraucht habe. Es ist gewiß richtig, daß in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung auch in den Häusern der Gläubigen Gottesdienst gehalten worden ist, und daß daher zu diesem Zwecke Räumlichkeiten hergerichtet worden sind, allein wir fragen, was damals eigentlich das Regelmäßige war, die Ruhe oder die Verfolgung der Christen? Zählt man freilich nur vierzehn große Verfolgungen, so darf man doch nicht glauben, daß, in dem Zwischenraume von der einen bis

zur andern, die Christen etwa nicht verfolgt worden seyen. Wenn sie daher auch freilich nicht in den Catacomben wohnten, so lag es doch nahe genug, den Gottesdienst im Verborgenen zu halten, und wenn dann einmal ein Ort in diesen Grabstätten für diesen Zweck geweiht war, so war es natürlich, daß man unter den damaligen Zeitumständen ihn auch fernerhin beibehielt. Ist ja doch bekannt, wie selbst die Catacomben die Christen nicht sicherten! wurde ja der heil. Papst Stephanus selbst an dieser heiligen Stätte erschlagen! wurde ja einst (im Jahre 284) eine große Schaar von Christen, die hier sich zum Gottesdienste versammelt hatten, von den Heiden dadurch getödtet, daß diese von Außen die Catacomben verschütteten. Waren also die Catacomben auch nicht der regelmäßige Aufenthalt der Christen, so waren sie doch lange Zeit hindurch die regelmäßige Stätte ihres Gottesdienstes. Eben deshalb wurde von Valerian das Besuchen der Cömiterien bei Todesstrafe verboten, welche dennoch Papst Xystus nicht scheute, und als eine große, freudige Begebenheit wurde es begrüßt, als Gallienus den Befehl seines Vaters aufhob. Daher haben denn auch viele Päpste gleichsam von den Catacomben aus die Kirche regiert; in ihnen weilte Callixtus, Urban, Pontianus, Antherus, Fabianus, Cornelius, Stephan und Sixtus; hier wurde von ihnen, als den hohen Priestern, über den Gräbern der Märtyrer Gott das unblutige Opfer dargebracht. Es begreift sich daher leicht, daß diese Umstände auch einen Einfluß auf die Gestaltung des Gottesdienstes selbst äußern mußten. Eben aus ihnen schreibt sich der Gebrauch, daß in allen Altären in der Kirche Reliquien der Heiligen seyn müssen, weil es alter, von Papst Felix I. späterhin eingeschärfter Gebrauch war, über den Leibern der heiligen Märtyrer die heil. Messe zu lesen; daher haben auch noch jetzt die Altäre die Gestalt von Gräbern, und betrachtet man die nachmals über den Leibern der Heiligen aufgeführten Kirchen, diese erhabenen Basiliken mit den Confessionen, so ist auch in ihrem Bau Manches zu erkennen, was an die Catacomben er=

innert. Ist nicht selbst die Tribune bloß der weiter erhobene Bogen der Monumenta arcuata? Und wenn diese Kirchen, in fünf oder drei Schiffe getheilt, nach der alten Sitte der Gläubigen nach Geschlecht und ehelichem Stande gesondert in sich aufnahmen, so bietet sich in dem Cömiterium von S. Agnese eine höchst merkwürdige Gestaltung mehrerer mit einander verbundener Cubicula dar, in welchen vermuthlich auch jene Absonderung Statt fand. Man entgegne nicht, daß der Raum viel zu klein für gemeinschaftlichen Gottesdienst gewesen sey, allein wir dürfen uns wohl die Gänge — die ohnehin in den Catacomben von S. Sebastian weit breiter sind, als in denen von S. Agnese — mit den Gläubigen angefüllt denken, und es ließe sich vielleicht gerade daraus der Ursprung des Gebrauches des Schellens bei den Haupttheilen der Messe herleiten, um auf solche Weise denen, die die Handlung nicht sehen konnten, zu Hülfe zu kommen. Daß bei unserm Gottesdienste Lichter angezündet werden, hat freilich seine Hauptbeziehung darin, daß Christus das Licht der Welt ist, allein auch der im Dunkeln und Verborgenen zu haltende Gottesdienst mußte nothwendig zur Befestigung des Glaubens beitragen. Gerade eben durch den Aufenthalt in den Catacomben mußte die Christengemeinde Roms es recht inne werden, wie sie vor allen Andern von Gott dazu auserſehen war, selbst versammelt um den Nachfolger des heil. Petrus, gleichsam den Mittelpunkt der Christenheit zu bilden. Diesen Zweck hat sie auch erfüllt, denn keine andere Gemeinde ist durch ihre Tugenden so sehr das Vorbild für die Christenheit geworden, als sie, und Alles, was von den erhabenen Sitten und Gebräuchen der älteren Christen berichtet wird, das geht sie vor Allen an.

Nach einer Wanderung von beinahe zwei Stunden verließen wir dankend der Liebe unseres freundlichen Führers, mehr aber noch die Güte Gottes verehrend, Der auch in diesen Denkmalen ein so großes Zeichen der Christenheit aufbewahrt hat, den heiligen Ort, den vor uns die Füße so vieler Tausende in andächtiger Verehrung betreten. Möchte Vielen

auch aus unserm Vaterlande, das gleiche Glück zu Theil werden, diese Stätten zu sehen und hier Gott in ihrem Herzen zu preisen. Auch hierin ist ein großes Vorbild gegeben, an dem heiligen Philippus Neri, welcher keinen Ort lieber besuchte, und nirgend lieber weilte, als hier, weil er nirgend sein Herz so sehr im Glauben gestärkt fühlte, als da, wo das Gestein und die Erde selbst Zeugniß von dessen beseligender und begeisternder Kraft gibt.

XV.

Deutsche Briefe.

VIII.

Die Preßfreiheit in Deutschland.

Wer sollte Ihnen nicht beipflichten, mein verehrter Freund! wenn Sie Ihren jüngsten Brief mit der Aeußerung schlossen: daß der Streit um die freie Presse, welcher heute unsre Zeitungen bewegt, eine deutsche Lebensfrage sey. Und dennoch kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich mich außer Stande sehe, in diesem Kampfe so recht von Herzen und fröhlichen Muthes Parthei zu nehmen. Lassen Sie uns die Frage nach unserer Gewohnheit ruhig und ohne vorgefaßte Meinung, von mehr als einer Seite, betrachten.

Die heilige Sache der Kirche, so lautet heute, wenn ich nicht irre, die Ansicht vieler denkenden und eifrigen Glieder der Kirche in unserer Zeit, ist für uns in diesem Falle, wie in dem verworrenen Treiben des Tages, der einzige sichere Leitstern. Hiernach kann freilich die gewöhnliche Theorie der radicalen Freunde der Preßfreiheit für uns, die wir also denken, nicht der Ausgangspunkt seyn. Wir glauben nicht, daß

jeder Mensch schon durch seine Geburt berechtigt sey, alle seine Gedanken allen andern Sterblichen zu predigen. Wir räumen ein, daß nur die Wahrheit das Recht habe, frei verkündigt zu werden, während der offenkundige Irrthum, als ein der Societät schädliches Gift, in seiner Verbreitung gehindert, mit möglichster Schonung des Irrenden unschädlich gemacht, und demgemäß, nach besten Kräften, ausgerottet und vertilgt werden müsse. In diesen Grundideen stimmen die katholischen Vertheidiger der Preßfreiheit, vom Standpunkte der Kirche ausgehend, mit den Vertheidigern der Censur überein. Wenn sie aber dennoch, für unsere Zeiten und in Erwägung der, in den meisten heutigen europäischen Ländern obwaltenden Verhältnisse, die Preßfreiheit für eine Nothwendigkeit, wenn sie dieselbe namentlich in unserm jetzigen Deutschland für ein weit geringeres Uebel halten, als die Censur, wie sie dermalen geübt wird und kaum anders geübt werden kann — so beruht diese Meinung auf folgendem Gedankengange.

Das System der Ausschließung oder Prävention des Irrthums stützt sich, in seinem tiefsten Fundament, auf die einfache Voraussetzung: daß die Gesellschaft, und vorzugsweise die höchsten Autoritäten in ihr, d. h. Staatsgewalt und Kirche, in ihrer Auffassung der obersten Grundsätze von Wahr und Falsch, von Gut und Schlecht, von Recht und Unrecht eins und einig seyen. Sucht dann ein fremdartiges Element störend in diesen Organismus einzugreifen, so begreift man leicht, daß die Gesellschaft, der Staatsorganismus wie die Kirche, sich dagegen vertheidigen, — daß sie das, von Allen als feindselig, störend, schädlich anerkannte Element nicht eindringen lassen, sondern abwehren müsse. Daraus folgt von selbst die Nothwendigkeit geistlicher und weltlicher Censur, und in weiterm Verlauf des Verfahrens, hartnäckigen Verbreitern antisocialer Theorien gegenüber, die Anwendung jener Maaßregeln, bei deren Nennung bereits den rechtgläubigen Philanthropen von der stricten Observanz ein obligater

Schauder überlaufen muß. Der Sachsenspiegel faßt das hieher Gehörige in die einfache Disposition zusammen: So Mann oder Weib ungläubig ist, soll man sie auf eine Hürde setzen und verbrennen. Sehen wir jedoch von dieser grausamen Form der Hinrichtung ab, die dem Zeitalter angehört, so ist, auf dem Grunde und Boden dieses Systems, gegen die Richtigkeit der Schlußfolgerung, welche zu diesem letzten Resultate führte, nichts einzuwenden. Die Gesellschaft stößt den aus, der an ihren höchsten und heiligsten, moralischen Gütern, der an jenen Ideen frevelt, die den socialen Bau zusammen halten, und hat in der That nicht minder Recht, dieß zu thun, als Räuber und Mörder hinzurichten. Zu dieser Lehre hat sich, als er noch lebenskräftig war, der Protestantismus nicht minder wie die Kirche bekannt. Nur die elende Schwäche einer verkommenen Zeit könnte an dem heilsamen Ernste, der sich in dieser Grundidee ausspricht, — von einzelnen Fällen der Anwendung ist hier nicht die Rede! — Aergerniß und Anstoß nehmen.

Allein hier ist — so lautet weiter das Raisonnement der oben bezeichneten katholischen Freunde der Preßfreiheit — nicht von Anklage oder Vertheidigung der socialen Theorien früherer Jahrhunderte, sondern von der Gegenwart und ihrem practischen Drange die Rede. Jenes oben geschilderte System kann aus dem einfachen Grunde nicht das der heutigen Zeit seyn, weil eben diese Zeit durch allbekannte unglückliche Verhältnisse um jene unerschütterlichen, in sich ausgebildeten, über allen Zweifel erhabenen, socialen Ueberzeugungen gekommen ist. — Der Glaube des Zeitalters in Betreff der höchsten und letzten Gründe aller Wahrheit und alles Fürwahrhaltens ist zerklüftet. Niemand wagt es, und Niemand darf es wagen, die Wahrheit, als solche, dem Irrthume gegenüber mit politischer Entschiedenheit geltend zu machen. Der Indifferentismus, sey es der inconsequente, schwächliche, der da erklärt: daß alle sogenannten „christlichen Confessionen“ gleich wahr und gleich gut, sey es der consequente, der die Gleichstellung auch auf Moslemin, Juden, Heiden und jungdeutsche Litera=

ten ausdehnt, — ist in der Mehrheit aller europäischen Län- der Staatsreligion, d. h. geistige und moralische Grundlage unsers politischen Lebens und unserer Institutionen. Man ist berechtigt, diesen Zustand für keinen besonders glänzenden zu halten. Aber es wäre politisch unmöglich, aus dieser geistigen Atmosphäre unserer Zeit herauszutreten, und reiner Wahnsinn, die Staatstheorie des 13ten Jahrhunderts auf die factischen Verhältnisse des 19ten practisch anzuwenden. Dieß fordert auch die römisch-katholische Kirche keineswegs, die ihrer Lehre auf dem Gebiete der Religion unverrückt treu geblie- ben ist, in der Anwendung auf das practische Staatsleben aber bekanntlich der Zeit ihr Recht gelassen hat.

Hat demnach unsere Gegenwart keine im socialen Leben allgemein anerkannten, in den Institutionen ausgeprägten, durch die Sitten als unantastbar geheiligten, religiös-politi- schen Ueberzeugungen mehr, und lassen sich diese, unter den eben geschilderten Umständen, in keiner Weise erzwingen; — steht also diese unsere Zeit, und insbesondere unser wissen- schaftliches, tiefsinniges und philosophisch-gründliches Deutsch- land rathloser wie je vor der berühmten Frage des römischen Landpflegers; weiß Niemand, — wenigstens nicht von Staats- wegen! — was Wahrheit sey? — so ist die weit verbreitete Verlegenheit in Betreff der, den Censoren zu ertheilenden Instructionen, von der die Zeitungen melden, freilich sehr be- greiflich, zugleich aber auch die Frage nahe gelegt: was denn überhaupt noch die Censur in solcher Umgebung eigentlich solle? und ob sich die Complication nicht am einfachsten durch Aufhebung eines Instituts lösen lasse, was unter diesen Um- ständen, zugleich mit seiner moralischen Basis, Sinn und Be- deutung verloren habe? Dieß läuft freilich auf Anarchie der Meinungen und Grundsätze hinaus. — Aber diese Verwir- rung, sagt man, sey ohnedieß schon längst vorhanden, und die Censur habe sich, ohne alle moralische Autorität wie sie sey, völlig ohnmächtig erwiesen, das heillose Durcheinander zu entwirren. Nur im freien Kampfe könne und müsse die

schlag kommt. — Auch bin ich weit entfernt, jene Ansichten zu bekämpfen, oder die ihnen zum Grunde liegende, tiefe Wahrheit verkennen zu wollen. Wir haben es hier nicht mit Theorien irgend einer Art, sondern einfach und lediglich mit dem Ausspruche des gesunden Menschenverstandes zu thun. — Dieser verlangt von der weltlichen Macht: entweder Schutz für die Kirche, oder die Freiheit für dieselbe, sich selbst zu schützen. Wenn nun, wie es leider in Deutschland wirklich der Fall ist, die öffentliche Gewalt sich außer Stande sieht, jener negativen Strömung Herr zu werden, welche das Christenthum vom deutschen Boden wegzuschwemmen droht, so verlangt die katholische, öffentliche Meinung mit dem größten Rechte ebenfalls Emancipation. Kein Sophist der Welt wird im Stande seyn, den deutschen Katholiken darzuthun, daß keine Censur nicht besser sey, als ein Censursystem, welches machtlos gegen das Hereinbrechen der antichristlichen Auflösung, in ihren vielfachen, gleichviel ob pseudomystisch oder pantheistisch gefärbten Nuancen, allein nach der Seite der katholischen Wahrheit hin, hemmend und beschränkend dem schlechtesten Machiavelismus dient. Ich wiederhole es: gegen diese Abneigung, welche den einfachen Gerechtigkeitssinn jedes Menschen zum Bundesgenossen hat, würde es schwer halten, mit einer Vertheidigung der Censur aufzukommen, und diese findet sich heute aller Orten in der Lage: die Feinde und die Freunde des Rechts und der Wahrheit in gleichem Maaße gegen sich zu haben. Es ist demnach unmöglich, das Factum zu läugnen, daß die öffentliche Meinung der deutschen Katholiken in Folge jener merkwürdigen Erfahrungen von der Unpartheilichkeit und Ehrenhaftigkeit mancher Autoritäten, welche die deutsche, katholische Presse seit dem Jahre 1837 einzuärndten Gelegenheit hatte, aller Orten auf der Seite jener steht, welche aus ganz andern Gründen mit stürmischer Hast im Namen des Zeitgeistes und dessen, was sie „Nationalehre“ nennen, die Aufhebung der Censur fordern. Streite dagegen wer mag! Ich glaube, daß Angesichts dessen,

was heute in Würtemberg geschieht, jedwedes, zu Gunsten der Censur an die deutschen Katholiken verschwendete Wort verlorne Mühe wäre.

In der That ist es aber auch, wenn ich oben erklärte, daß ich in diesem Kampfe nicht mit frischem Muthe Parthei nehmen könne, mit nichten meine Meinung: die Censur, wie sie heute ist, irgend wie in Schutz zu nehmen, oder etwa für die Censur, wie sie seyn sollte, eine Lanze zu brechen. Das letztere wäre ein müßiges, das erstere geradezu ein unsittliches Unternehmen. Nur darum bitte ich: einige, reinpractische Bedenken äußern zu dürfen; ob eine, in diesem Augenblick und unter den in Deutschland heute obwaltenden Verhältnissen, durch einen legislativen Act eingeführte Preßfreiheit der katholischen Sache wirklich von größerem Nutzen wäre, wie die Censur.

Jeder Denkende sieht es ein, daß Deutschland's dermaliger Zustand kein dauernder, sondern eine Epoche des Uebergangs sey, die nothwendig früher oder später mit einer großen Crise enden werde. Was heute kaum noch unter einem Schleier, der an vielen Orten schon zerrissen ist, sich regt und rührt, wird über kurz oder lang, und wenn nicht alle Zeichen trügen, in einer sehr nahen Zukunft in voller Nacktheit an das Licht der Sonne treten. Die geistigen Kräfte, welche sich zur Stunde großentheils noch mit geschlossenem Visir befehden, werden sich immer mehr zeigen wie sie sind, das Schlechte wird sich selbst auf die Spitze treiben. Dann wird Jeder ohne Ausnahme klar sehen, und wie ihn sein Herz drängt, die Wahl treffen. Und in dieser freien, offenen Entscheidung, die durch alle Schichten unsers Volkes gehen wird, in dieser klaren Sonderung von Licht und Finsterniß, von Wahrheit und Lüge, wird unsere deutsche Crisis bestehen. Die Grundsätze der Reformation werden und müssen zu ihrer letzten Entfaltung gedeihen. Die deutschen Katholiken werden und müssen lernen, ihnen die volle, göttliche Kraft des eingebornen Princips ihrer Kirche gegenüberzustellen. Dann muß

die große Krankheit unsers Volkes im politischen Tode, oder in der Genesung ihr Ziel erreichen. Es wird uns Deutschen dann die klar erkannte Wahl frei stehen, zwischen der einen, allgemeinen und einigen Kirch, und einem sich selbst zerfleischenden, alle Gräuel des alten wieder durchlebenden, und wo möglich überbietenden, modernen Heidenthums; — es wird uns die Wahl offen stehen, zwischen dem katholisch-christlichen Glauben, der da bleiben wird bis ans Ende der Tage, und einer Lossagung von Gott, wie sie wenigstens in der geschichtlichen Zeit noch nicht ihres Gleichen gehabt hat. — Daß es diese Wahl gelte, und nichts Geringeres, dieß muß in seiner ganzen, vollen Schärfe erkannt werden. Darauf drängt die Zeit hin, und diese Erkenntniß zur Reife bringen zu helfen, ist allerdings die Mission der Presse, namentlich der katholischen. Aber so sehr wir auch von der Wahrheit des eben Gesagten durchdrungen seyn mögen, dennoch dürfen wir weder die Preßfreiheit, noch überhaupt den Beruf und die Wichtigkeit der Presse zu hoch anschlagen, noch auch den Einfluß der Censur überschätzen.

Keine Polizeigewalt auf Erden, kein Präventiv- und kein Repressivsystem ist im Stande, jene von innen heraus über uns einbrechende Crisis rückgängig zu machen. Sie wird eintreten, so gewiß ein Strom seine Mündung, ein fallender Stein den Boden erreicht. Sie muß eintreten, gleichviel ob Preßfreiheit gilt oder Censur. Der Unterschied zwischen der einen und der andern ist lediglich: daß jene die Crisis beschleunigt, diese ihr Eintreten, zwar nicht abzuwenden, aber aufzuschieben vermag. — Nun gehört uns deutschen Katholiken die Zukunft, und wir wissen mit Bestimmtheit, daß die Sache der katholischen Wahrheit in Deutschland, wie in ganz Europa, im Steigen, das Reich der Lüge im Sinken begriffen ist. Daher mag die Frage erlaubt seyn: ob es denn zum Schaden der katholischen Sache gereiche, wenn jene entscheidende Schlacht der Geister durch präventive Maaßregeln weiter hinausgeschoben wird?

Die Censur ist bisher in Deutschland nicht im Stande gewesen, der geistigen Strömungen Herr zu werden, nicht einmal jener, die vom Geiste der Wahrheit stammt, geschweige denn der andern, die aus der Lüge ihren Ursprung genommen. Ein Blick auf die deutsche Presse erweist unwidersprechlich die Wahrheit dieses Satzes. Was ist seit den letzten dreißig Jahren in Deutschland gedruckt worden! was hat an Thatsachen, und an Urtheilen über diese Thatsachen verheimlicht werden können! Nur auf die Form hatte die Censur einen Einfluß; sie milderte die allzu grellen Farben, und schliff die schroff vorspringenden Ecken weg, um Schaden und Verantwortlichkeit von Schriftstellern und Verlegern abzuwenden. Wurde, was den Inhalt betrifft, an diesem Punkte etwa ein Treibjagen gegen eine Mücke veranstaltet, so brachen dort zu derselben Stunde ganze Elephantenheerden unbeschrieen durch den präventiven Cordon. In Summa: wenn man von den Einzelheiten absehend, die Resultate im Ganzen und Großen betrachtet, und das, was geschehen und verhindert ist, gegen einander abwägt, so hat die deutsche Censur (von Oesterreich ist hier nicht die Rede!) den geistigen Entwicklungsgang unseres Volkes weder im bösen, noch selbst im guten Sinne zu hemmen vermocht. Sie hat ihn nur formell geregelt, eben so wie auch der Perpendikel die Uhr nicht anhält, sondern nur das leidenschaftliche Herunterschnurren der Gewichte verhütet, womit Niemanden, und der Uhr am wenigsten gedient wäre.

Ueber diesen Beruf der Censur in der Schöpfung überhaupt und in Deutschland insbesondere, sind sich freilich die Meisten von denen, die sie ausüben, nicht klar geworden. Daß es daneben für den Schriftsteller unbequem, und häufig sogar überaus mühsam sey, sich Formen, Wege und Organe zu suchen, mittelst deren er seine Gedanken an den rechten Mann bringen kann; daß die katholische Presse vorzugsweise, unter dem gegenwärtig bestehenden System der Censur, namentlich unter protestantischen Regierungen, mit

ungerechter Partheilichkeit, mit kurzsichtiger Schwäche, mit leidenschaftlicher oder heuchlerisch verkappter, confessioneller Abneigung zu kämpfen habe; — daß die Feinde der Kirche — die nicht blos unter den Protestanten zu suchen sind — wenn sie könnten, das freie Wort allein den antikatholischen Tendenzen vorbehalten würden; — wer wüßte dieß Alles nicht? Allein es ist eine völlig gratuite Ausnahme, daß eben diese Gegner der Wahrheit jemals aus freien Stücken der katholischen Sache in Deutschland das Geschenk einer ehrlich gemeinten und redlich gehandhabten, unpartheiisch für beide Theile geltenden Preßfreiheit machen würden! Wird heute der Krieg gegen die katholische Presse mit Censurstrichen geführt, so würde er, wäre den Worten nach Preßfreiheit verkündigt, mit gehäßigen und verfänglichen Privilegien und Ausnahmen, mit Cautionen und (nicht zum Vortheil der Katholiken!) klüglich berechneten, vorläufigen Bedingungen, endlich mit Criminalprocessen, Confiscationen, vernichtenden Geldstrafen, Einkerkerungen und Verbannungen geführt werden. Wer den Grad der Vorsicht und die Gewandtheit, deren er bedürfte, um allen diesen Nachstellungen zu entgehen, der Censur gegenüber anwenden wollte, würde finden, daß diese mit viel geringerer Gefahr ihm eigentlich dieselbe Freiheit gestattet, deren er sich von der Preßfreiheit versehen könnte, wie sie heute in Deutschland zu erwarten wäre.

Das bisher Gesagte ist freilich nicht geeignet, einen Enthusiasmus für die Censur hervorzurufen. — Dieß lag auch keineswegs in meiner Absicht. Aber ich möchte, wenn ich könnte, unsere katholischen Glaubensgenossen in Deutschland gerne vor jeder chimärischen Hoffnung auf das von der Preßfreiheit zu hoffende Heil bewahren; ich möchte sie bitten: sich durch das dermalige Geschrei des preußischen Radicalismus nicht irre führen zu lassen, der zuverläßig nicht die Absicht hat, der Kirche die ihr gebührende wahre Freiheit zuzuwenden. Ich möchte ihnen den Rath geben, sich der Preß-

freiheit gegenüber so zu verhalten, wie sich der Mensch überhaupt zu jedweder Begebenheit von zweifelhaftem Erfolge stellen soll: sie weder herbeizuwünschen, noch zu fürchten, sondern ihr Eintreten oder Nichteintreten lediglich der Vorsehung anheim zu stellen; in jedem Falle aber, möge die Censur bestehen bleiben oder wegfallen, den Grad von freier Bewegung unverdrossen zu benutzen, den ihnen die Natur ihrer Lage in jedem Lande gewährt.

Ueberhaupt ist nicht zu übersehen, daß es ein Irrthum wäre, die Presse mit der öffentlichen Meinung zu verwechseln. Sie ist nur eins der Mittel, welche die öffentliche Meinung anregen, und unter diesen nicht einmal das wichtigste. Was sich in den Geistern vorbereitet, was im Wachsen begriffen ist, legt sich nicht auf dem Markte zur Schau. Weit wirksamer und durch keine feindliche Gewalt zu beschränken, durch keine präventiven oder repressiven Maaßregeln zu hemmen, ist die mündliche Mittheilung. Am eindringlichsten aber predigen die Ereignisse. — Diese sind es, die den Saamen neuer Gedanken am tiefsten in die Brust der Menschen senken. Und wo sie in edeln und treuen Herzen einen bereiten Boden finden, da gehen sie auf in gewaltigen, festen Ueberzeugungen, die dann, kömmt einst die rechte Zeit und Stunde, tausendfältige Frucht tragen in Thaten, die das Loos der Welt entscheiden werden. Dergleichen wird aber eine antikatholische Preßpolizei eben so wenig verhindern, wie das Geplärr der radicalen Zeitungsschreiber sie herbeizuführen den Beruf oder die Absicht hat.

XVI.

Menzels Literaturblatt über den Kölner Dom.

Wir haben im vorigen Hefte die hochmüthig dummen Faseleien der vaterländischen Blätter über den Dombau mitgetheilt; es will sich daher nun gebühren, daß wir auch vernünftigen Worten, die seither darüber geredet worden, hier eine Stelle gönnen, damit man nicht sage, nur der schlechten Schattenseite sey alle Aufmerksamkeit zugewendet. Menzels Literaturblatt hat sich über den Gegenstand ausgesprochen, und wir halten seine Worte für wichtig genug, um sie hier als Gegenstück jener Stelzenläuferei der Störche entgegen aufzustellen. Nro. 2 vom 4. Jan. dieses Jahres enthält nämlich neben Anderm, was dem Nachdenken der Betheiligten gar sehr zu empfehlen ist, Folgendes:

„Nehmen wir aber einmal an, unter jenem „„bösen Feinde““, von dem Görres sagt, daß er in des weiland deutschen Reiches Bauherrn gefahren, sey die Kirchentrennung verstanden, so ist es ohne Zweifel für jeden Protestanten interessant, sich das Verhältniß seiner Confession zum Kölner Dombau, zu dem Bau, durch welchen die Wiedererbauung unsrer Nationaleinheit vorgebildet werden soll, klar zu machen. So viel uns bekannt, ist nur die evangelische Kirchenzeitung tiefer in die Frage eingegangen; aber auch sie adoptirt die Ansicht, daß der Bau ein Nationalunternehmen sey. Nur wünscht sie, daß dem Protestanten doch wenigstens die Genugthuung werden müßte, seinen Cultus neben dem katholischen im Kölner Dom ausüben zu dürfen, wenn dieser Bau wirklich eine deutsche Kirche und ein Symbol der deutschen Einheit, mit Görres zu reden, ein Allerdeutschenhaus seyn solle? Gleichwohl will gedachtes Organ einer ansehnlichen und sogar strengen protestantischen Parthei auch dann, wenn dem evangelischen Cultus diese Gunst niemals werden sollte, den Kölner Dombau mit Liebe und Eifer auch von protestantischer Seite gefördert wissen, weil es in dem Gebäude ein rein deutsches Werk erkennt, ja so ein rein deutsches, wie es die Reformation selbst war. Es ist etwas Wahres in diesem frappanten Satze, allein er beweist zu viel,

er läßt sich nicht durchführen. Die Katholiken werden sich mit Recht dagegen verwahren, daß etwas, was allerdings rein deutsch ist, deßhalb auch nur entfernt protestantisch seyn müsse, und es wird ihnen nicht schwer fallen, zu beweisen, daß der Baumeister, der die gothischen Thürme licht und durchsichtig schuf, dabei an das protestantische Licht nicht gedacht hat. Wenn behauptet wird, daß es ja gerade die Protestanten gewesen seyen, von denen die neue romantische Richtung, der wiedererwachte Sinn für das Mittelalterliche, für die gothische Baukunst, für die religiöse Kunst überhaupt ausgegangen sey, so wird damit lediglich nichts anderes bewiesen, als daß diejenigen Protestanten, die sich in ihrer Kirche nicht ästhetisch befriedigt gefunden haben, sich wieder zum Katholicismus zurückgesehnt, zurückgewendet haben. Es ist eine vollständige Täuschung, wenn man sich einbildet, dem Protestantismus sey ein Kunstbedürfniß wesentlich, welches doch nur der Katholicismus zu befriedigen vermag. Es ist eine vollständige Täuschung, wenn man hofft, der Protestantismus werde, wie er es bis jetzt, nur zu einer Sehnsucht nach der verlornen Kunst gebracht hat, künftig einmal eine neue Kunst aus sich gebären. Diese neue Kunst könnte gar keine andere seyn, als die alte katholische. Sie ist schon da. Damit soll die reine Deutschheit gerade des Schönsten in der katholischen Kunst, namentlich der gothischen Baukunst, nicht im entferntesten bestritten werden. Es ist wahr, nur deutscher Geist, nur deutsche Seelentiefe vermochte zu ersinnen, was uns einst der Kölner Dom in herrlicher Vollendung zeigen soll. Aber eben so gewiß, wie sich der deutsche Dom von allen römischen und byzantinischen Kirchen unterscheidet, eben so gewiß unterscheidet er sich von den Productionen und Intentionen des Protestantismus. Ohne allen Zweifel ist der Protestantismus eine rein deutsche Sache, die gothische Baukunst ist es auch, und doch sind beide nicht aus einem Geist hervorgegangen, sondern die gothische Baukunst hat eben so notorisch das katholische Element in sich, als es dem Protestantismus eo ipso fehlt".

„Es ist vollkommen unmöglich, weder auf der einen Seite die Kluft auszufüllen, welche den Kölner Dom als katholische Kirche von den Protestanten trennt, noch auf der andern Seite das Band zu zerreißen, welches den Kölner Dom, obgleich ein rein deutsches und nicht römisches Werk, durch die kirchliche Gemeinschaft mit Rom verbindet.

Anstatt uns nun einer, wenn auch noch so schönen Illusion hinzugeben und uns einzubilden, der Kölner Dom gehöre uns Protestanten wenigstens der Idee nach so gut wie den Katholiken an, weil er eine

Kirche aller Deutschen sey, und anstatt uns später der Beschämung auszusetzen, von den Katholiken darüber eines andern belehrt zu werden, sollten wir schon jetzt besonnen genug seyn, uns die wahre Sachlage klar zu machen. Man sollte sich unumwunden sagen: alles was für den Kölner Dombau geschieht, kommt nicht der deutschen Nation als solcher, sondern allein der römisch-katholischen Kirche zu Gute. Wenn Protestanten an diesem Bau helfen, so ist kein Grund vorhanden, warum sie katholischerseits zurückgewiesen werden sollten; aber der Bär, der dem heil. Gallus bauen half, blieb ein Bär".

„Schon die Thatsache selbst, daß der längst aufgegebene Bau plötzlich wieder fortgesetzt wird, beweist einen Aufschwung des katholischen Lebens, den man nur einfach anzuerkennen hat und über den man sich durch nichts täuschen lassen soll. Oder glaubt man, daß Kunstbegeisterung allein soche Dinge vermöchte"?

„Es ist ohne Zweifel schwierig für den, der selbst der wärmste Freund der deutschen Baukunst ist, von einem protestantischen Standpunkt aus die hier unumgängliche confessionelle Ausschließlichkeit zu besprechen. Bald kann es scheinen, man beneide dem Andern das, was man selbst liebt, aber entbehrt. Bald muß man sich gegen den Vorwurf waffnen, man unterdrücke die Achtung, die man der Kunst schuldig ist und ihr auch wirklich in jeder Beziehung zollt, in diesem Fall aus Partheilichkeit. Indeß hoffen wir, es wird uns Niemand so grob mißverstehen, um zu wähnen, wir wollten gegen den Bau reden, dem wir vielmehr das schnellste und vollkommenste Gedeihen wünschen. Auch der schroffeste Protestant muß anerkennen, daß in diesem Bau sehr viele Erbauung für seine eigene Parthei liege".

„Man hat die confessionelle Ausschließlichkeit in dieser Sache wenn nicht geflissentlich umgangen, doch in einer edlen patriotischen Aufwallung übersehen. Allein eine achtzehnhundertjährige Geschichte hat bewiesen, daß wenn eine katholische Angelegenheit mit irgend einer andern innig verbunden wird, der Vortheil dieser Bundesgenossenschaft immer zuletzt einzig zum Vortheile des Katholicismus ausschlägt, wie nach alter Sage jedes andern Vogel Feder, wenn sie eine Zeitlang neben der Adlerfeder liegt, von dieser aufgezehrt wird. Wenn Görres, obgleich der feurigste Vorfechter der römischen Kirche, in der Kölner Bauangelegenheit nicht sowohl eine Kirchensache, als eine Sache deutscher Nationalität sieht, so mag Referent wohl ein gutes Recht haben, sie umgekehrt nicht als Nationalangelegenheit, sondern als Kirchensache anzusehen. In dem, was uns der Kölner Dombau sinnbildlich vorbe-

denken soll, vermag deutsche Vaterlandsliebe, wenn sie anders nicht blind ist, auch sicher nichts weiter zu sehen, als einen neuen Aufschwung und Triumph der römischen Kirche in Deutschland. Ist dieser Triumph auch zugleich einer der deutschen Kunst, so doch wieder nur im katholischen Sinne, und nichts berechtigt uns, von dem ausschließlich katholischen Erfolg in dieser Sache zu abstrahiren, um Nahrung für patriotische Schwärmereien darin zu finden. Schon wähnt Mancher, es handle sich hier um nichts Geringeres, als um einen umgekehrten babylonischen Thurmbau. Wie dort während des Baues die Sprachen sich trennten und verwirrten, so sollen sie sich hier durch den Bau vereinigen und verständigen. Allein hier ist von keiner Einheit weit und breit etwas zu sehen oder zu vermuthen, es sey denn, daß man von rein katholischen Standpunkt aus eine Wiedervereinigung aller Deutschen im Schooß der alleinseligmachenden Kirche hoffte. Sobald man die Idee einer Vereinigung aller Deutschen an die Symbolik des Kölner Dombaues knüpft, kann man sich kein anderes vereinendes Princip dabei denken, als das katholische. Die Voraussetzung eines jeden andern ist Illusion".

Das sind gute, und dabei ihres Zeichens ächt protestantische Gedanken, klar und bestimmt gedacht und unumwunden, und wie sich gebührt, furchtlos ausgesprochen; ungleich den spiralförmigen Winkelzügen, in denen zwei Monate früher die hengstenbergische Kirchenzeitung den Bau umkrochen, und nachdem sie eine protestantische Seite an ihm erspäht zu haben glaubte, nun in ihren geschraubten, unsichern, manierirten Redensarten und mit ihrer ranzigen Salbung, ihren Glaubensverwandten die Erlaubniß zugesprochen, an dem Werke Theil zu nehmen.

Es ist, wie Menzel sagt und noch mehr als er gesagt, die gothische Baukunst der vollste und adäquateste Ausdruck katholischer Lehre und des gesammten Kirchenwesens. Die Grundwurzeln aller Zahl in ihrem Größten und Kleinsten; die Einheit und die Zweiheit und die Grundfiguren aller Form, das Dreieck und das Viereck, dem Kreise eingeschrieben, hat diese Baukunst zu Elementen sich genommen; hat sie nach großen fundamentalen Principien mit einander combinirt, und daraus sind, vom Innersten bis zum Aeußersten, und vom Tiefsten bis zum Höchsten folgerecht durchgeführt, ihre Kirchengebäude hervorgegangen: endliche, geschlossene, greifbare Steinleiber für die innere geschlossene, unendliche, ungreifbare Seele. Diese Seele, es ist die katholische Mystik im weitesten Umfange des Wortes; eben so aus den Grundelementen der Unendlichkeit in principienhafter Weise gefügt und

folgerecht vom Größten bis zum Kleinsten durchgeführt, wie in jenen Gebäuden die Formen aus ihrem endlichen Grundkeim hervorgewachsen durch einander sich verschlingen. Gefäß und Inhalt sind also vollkommen harmonisch mit einander verbunden; das katholische Lehrgebäude ist ein gothisches, die kirchliche Hierarchie ist nach dem gleichen Princip gestaltet, der kirchliche Dienst fügt sich, unterstützt von allen Künsten, auf's vollkommenste ein, und die Seele ist ihres Leibes mächtig ganz und gar. Wie nun, wollet ihr diesem Leibe eine zweite Seele einpflanzen? sie würde sich fremd und in allen diesen Umgebungen wie verlassen finden, an die Stelle der früheren Consonanz würde die schreiendste Dissonanz eintreten. Das hat der Protestantismus wohl gefühlt; ihm ist nicht wohl geworden in den alten Kirchengebäuden, in die er eingedrungen, selbst nachdem er ihre Chöre meist vermauert hatte. Er hat daher nach einer eigenthümlichen Form herumgesucht, aber bisher noch keine ausgefunden; nachdem er den ganzen Kreis des Unschönen durchwandert, scheint er jetzt beim alten Pantheon wieder angelangt. Der Grund liegt in seinem proteusartigen Formwechsel, den eigentlich die Stiftshütte zum einzigen Vorbilde seiner Kirche gestattet. Der Mond kam, wie Plutarch erzählt, einst zu seiner Mutter, zu ihr sprechend: Mütterchen, ich will auch ein Röckchen haben. Mütterchen besandte darauf den Schneider, daß er dem Kleinen ein Kleid anmesse. Der Schneider vollbracht Alles mit Fuge; als er aber das Röckchen dem Kinde brachte, hatte dieses unterdessen also zugenommen, daß es nirgend passen wollte. Er entschloß sich also zur Aenderung, aber über der Arbeit war Vollicht vorüber gegangen, und was zuvor rechts gewesen, nun links geworden; weswegen der gute Mann zuletzt desparat alle Nachbesserung aufgegeben, und der Mond zur Stunde noch ohne Röckchen geblieben.

In der neuesten Zeit, wo man protestantischer Seits so vielfach sich bemüht, um durch alle Wissenschaften und Künste und das gesammte Leben den Beweis zu machen, daß die Zweiheit gleich sey der Einheit, weil jene die Andere als das eine Glied ihres Gegensatzes in Anspruch genommen, hat man auch die Mystik dem reformirenden Principe durch Ullmann vindicirt, um dies in solcher Weise bis zum Areopagiten, und so weiter bis zum Apostel Paulus hinaufzuführen. Unglücklicherweise aber sind die Heiligen der Kirche die Träger dieses Mysticisms; diese aber hat die Reformation bekanntlich ausgeboten. Allerdings liegt in aller Mystik, bis in ihren innersten Kern hinein, ein reformatives Princip, gerichtet gegen alles Starre und Erstarrende. Dieses reformative

Princip bildet aber den Gegensatz gegen das formative Princip, und beide sind in ihrem Gegensatze Lebensprincipien der Kirche. Ueber ihnen schwebt ihre innerste unbewegt bewegende Einheit, von der sie allen Wechsel und Wandel ferne hält; unter ihr aber läßt sie Kampf und Gegenkampf gewähren. Im formativen Principe begränzt sich das bewegliche in der Kirche zur festen Gestalt, die beim allzugroßen Vorwiegen dieses Triebes allerdings zur Erstarrung neigt; diesem nun wehrt der reformative Trieb, der das Gebundene zu lösen strebt, und das Gelöste entfernt, wenn es seinen Dienst gethan. Beides sind also nothwendige Richtungen in der Kirche; ihre Heiligen sind es eben gewesen, in denen sie am entschiedensten hervorgetreten. Durch sie bleibt die Kirche, immer eine Andere, doch stets die Selbe; in ihr reproduzirt sie sich fort und fort, und hat aus ihren ersten Keimen in ihrer ganzen Ausbreitung allmählich sich entfaltet. In ihnen haben die anfangs einfacheren Formen zu ihrem späteren Reichthum sich entwickelt; in ihnen sind die Typen früherer Malerei allmählich aus der Knospe in die farben- und formreichen Blume der spätern aufgegangen; und aus der gedrückten, rundbogigen, byzantinisch-romanischen Form ist eben so die anstrebende, spitzbogige der deutschen Baukunst mit ihrer reichen Gliederung hervorgegangen. Das alles strebt derselbe Geist der Reformation zu vindiciren: Tölkens und Anderer Bemühungen sind unabläßig darauf hingegangen. Die Kirchenzeitung knüpft eben daran den Protestantism des Kölner Doms, und die deutsche Vierteljahrsschrift hat neuerdings, französische Prahlereien, die den Jungbrunnen aller Kunst in Frankreich angebohrt, zum Vorwand nehmend, mit einer gleichen protestantischen deutschen Prahlerei die gallische aus dem Feld geschlagen; nach den Gesetzen einer Taktik, die etwa die Rodomontaden der Russen, die sich allein und ausschließlich die Ehre und den Erfolg des Befreiungskriegs beilegen, mit der andern aufs Haupt schlagen wollte: der Abfall Yorks habe allein in Wahrheit die Befreiung Rußlands erwirkt. Als die historische Reformationsbewegung eingetreten, hatte theilweise wirkliche Erstarrung den entgegengesetzten Trieb hervorgerufen. Indem aber die Reformatoren ihrerseits diesen Trieb unbehutsam und unhistorisch und unvorsichtig bis zum äußersten Extrem gespannt und hinausgetrieben, zerrütteten sie die ganze innere Lebensharmonie in der Kirche. Wie sie nun einbrechend in ihren Organism ganze Gliederungen derselben weggehauen und weggeschnitten, wurden sie ihrerseits als unberufene Neuerer abgesondert und ausgeworfen; die Wunde schloß sich hinter ihnen, und die Kirche gelangte wieder zu ih-

rer vorigen Harmonie: sie selber aber mit ihrem einseitigen Principe, das nur auf die Bewegung geht, wurden dem Wandel und der Selbstaufreibung preisgegeben.

So also ist und bleibt der Kölner Dom ein rein katholisches Werk, wie es der Coadjutor in seiner Rede ausgesprochen. Er ist ein „Allerdeutschenhaus" genannt worden, in dem Sinne etwa, wie man den delphischen Apollotempel, an den sich die Amphiktionie der Griechen knüpfte, ein Panhellenenhaus, und Homer den panhellenischen Dichter nennen könnte, wie in unsern Nibelungen Allerdeutschen Sang ertönt. Ein Bild Deutschlands, wie es werden sollte, an einer seiner Gränzen aufgerichtet, fordert er um so mehr, daß die Nation sich um ihn, als ein großes Landeszeichen, zusammenschaare. Diese Nation, in der Confession getheilt, ist doch im Blute und in Geist und Recht und Sinnesweise Eins und Eine. Alle diese Dinge aber haben ihre Geltung nur im Reiche der Natur. Draußen vor der Pforte der Kirche sind die getrennten Confessionen im Rechte Eins; sie sind es im Blute, in der Sprache, in Sitte und Gesinnung, und in ihren theuersten Interessen. Diese Einheit wohlverstanden und wohlgeübt, reicht vollkommen hin, um im Andrang anderer Völker, in jenem Gebiete ihre Eigenthümlichkeit und ihren Bestand zu sichern. Ueberschreiten die also Geeinten aber nun die Schwelle der Kirchenpforte, dann treten sie ins Reich der Gnade ein; es hängt dann nicht ferner von ihnen ab, sich zu geben nach Wohlgefallen, sondern wie sie genommen werden, also müssen sie sich lassen. Dann fällt jene natürliche Einheit ab, und Jeder geht die Wege, die er geführt wird.

Es versteht sich von selbst, daß nun auch die Katholischen das Werk, das sie sich aneignen, selbst erbauen, und was ihnen andrerseits der gute Wille bietet, subsidiarisch mit Dank hinnehmen. So verdanken die Rheinländer, was ihr König als solcher gethan, gern seiner persönlichen Gesinnung. Wie der König von Bayern seither das Werk gefördert, die öffentlichen Stimmen haben es verkündet. Auch das bayerische Volk wird sich näher betheiligen, hat es erst die Ueberzeugung gewonnen, daß es einer rein katholischen Sache gilt. Oesterreich hat sich noch fern gehalten, aber mit Bayern zur Vertretung der katholischen Interessen im deutschen Bund berufen, wird es endlich einsehen, daß es keiner Bewegung fremd bleiben darf, die sie berührt.

So ist es um den Kölner Dom beschaffen, und um sein Verhält-

niß zur Gegenwart und zur Zukunft, und alle Sophisterei wird nichts daran zu ändern vermögen.

Menzel fährt in seinem aufrichtig und gut geschriebenen Aufsatz fort, mit ergreifenden Worten den protestantischen Destructions-Proceß zu schildern, den man in der letztern Zeit dem katholischen Constructions-Processe entgegensetzt, und Grund und Aufriß jenes Doms zu geben, den man im Abgrund dem Antichrist gebaut. Er schließt diese Schilderung mit folgenden Worten:

„Vorausgesetzt, daß dem Süden immerhin Sonnenkraft genug übrig bleiben wird, um dem nordischen Eise unser Land abzustreiten, so wird die Krisis hauptsächlich durch das wachsende Uebermaaß des Unglaubens herbeigeführt werden, und es wird eine wesentlich katholische Reaction dagegen nicht ausbleiben. Fährt man fort, dem Muthwillen nachzugeben; wagt man von der einen Seite keinerlei Widerstand mehr gegen die sichtbar hereinbrechende Corruption, und jauchzt man auf der andern in blinder Thorheit dem Muth des Lasters zu, als ob es Tugend wäre, so muß zuletzt eine Auflösung eintreten, bei der Niemand gewinnen kann, als die Kirche, die ihrerseits ruhig und fest gestanden, nämlich die katholische. Vollende nur die Hegel'sche Philosophie das große Experiment der Vivisection an dem gemarterten Leibe unsrer Kirche, und löse alle Nerven, Adern und Sehnen von dem Arm ab, den in dieser Zeit, mehr als in jener andern, lutherische Kraft erheben sollte, blase alles, was Bube heißt auf deutschen Straßen, in den Feuerherd, über dem Strauß die Bibel destillirt und in Dunst aufgehen läßt; malt das Schreckbild des Pietismus an alle Wände, wenn ein Minister der kirchlichen Angelegenheiten im ersten lutherischen Staate noch ein Christ zu seyn wagt; beschwert euch über den unerträglichsten Mysticismus, wenn man euch an die zehn Gebote erinnert; berausche sich das gemeine Volk immer wilder in Branntwein und die gebildete Welt in der destructiven Literatur; jubelt immer einstimmiger den alles negirenden Dichtern zu; seht nirgends mehr Geist und Schönheit, außer in dem, was Glauben und Sitte verhöhnt; dann laßt von Frankreich herüber die Socialisten herein — und ihr werdet in nicht gar zu langer Frist in eine Lage gekommen seyn, in der ihr der gebenedeiten Mutter Gottes auf den Knieen danken werdet, daß es noch eine katholische Kirche gab, die euch armen Sündern Absolution gewähren konnte, und diese holt euch dann in Köln".

Diese Rede mag Jeder beherzigen, an den sie gerichtet ist, wir

wollen den heilsamen Eindruck nicht durch unnöthige Commentare stö-
ren. Nur bemerken wollen wir, daß dieß Werk zu Stande gekommen,
während man beim Auseinanderstreben der Geister die Uniformen im
Gamaschendienste verbunden, vernäht und geeint. Außer dieser linki-
schen Mitte, an der der Segen der Union hinlänglich sich kund gethan,
gibt es noch eine Vereinigung in höherer Mitte, die aber eben ganz von
der katholischen Kirche eingenommen wird. Denn diese Kirche lebt mit
ihrem Herrn und Haupt in Monogamie verbunden, und kennt die Po-
lygamie nicht, die Göschel in seiner letzten wohlmeinenden Schrift ihr
angemuthet. Diese Einigung will man nicht; die andere ist keine sol-
che, nur eine Berührung im Nichtigen. So bleibt nichts übrig als der
Gegensatz, wie bei den Römern der von Patriziern und Plebeyern, der
in der Wurzel unvereinbar, im Rechte scharf gefaßt, seine Beruhigung
suchen muß. Das ist unsere Lage, klar und bestimmt, ohne alle nebu-
listische Illusion, aufgefaßt.

Wie der Secten-Liberalism dieß Verhältniß sich deutet, wird am
klarsten bei Gelegenheit der Herzensergießungen, die er neuerdings, auf
Veranlassung der projectirten katholischen Zeitung am Rhein, in dem
schwäbischen Merkur niedergelegt. Die feigen, ehrlosen und nieder-
trächtigen Gesellen, die von Zeit zu Zeit hier ihr Wesen treiben, sind
erbebt vor dieser Nachricht, und sind in ihrem Schrecken zu Verrä-
thern an sich selbst geworden. Sie meinen, das Project sey vor ei-
nem Jahre schon an der Unmöglichkeit der Ausführung gescheitert;
die Staatsregierung werde einer solchen Zeitung, einem Zwitterge-
schöpfe zwischen Religion und Politik, gerade in der Rheinprovinz,
nimmer ihre Concession ertheilen, und der Katholicism habe ja Zeit-
schriften genug, die ausschließlich seiner Vertretung gewidmet seyen.
Sie scheuen die katholische Wahrheit, wie die Thiere der Wüste
das Feuer, und fahren sogleich in sich zusammen, wie sie ihr Licht in
ihrer Nacht aufleuchten sehen, und rufen sofort Gewalt und Polizei
zur Hülfe auf. Sie hatten sich eingebildet, in ihrem Haushalt sollte
der ältere Bruder im Dienste des begabteren jüngern stehen, und nach
Helotenart knechtische Arbeit ihm verrichten. Wie war am Erfolg zu
zweifeln, hielten sie doch durch seine eignen Pfaffen ihn geknebelt, und
durch seine aufgeklärten Layengimpel mit neuen Stricken ihn gebunden.
Wäre es auf sie angekommen, sie hätten an ihm gethan, wie die Eng-
länder an ihren zärtlich geliebten Brüdern auf der Smaragdinsel. In
der Unbehutsamkeit des Eifers in neuerer Zeit haben sie indessen ihr

Inneres bloßgegeben; indem die Fülle des Mundes überging, konnten wir prüfen, was Herz und Nieren in sich verbergen, und wir werden fortan die Versuchung zu dergleichen Gelüsten in ihnen nicht ferner aufkommen lassen.

Der Verfasser der Schrift: „Die Opposition. Ein Nachtrag zu der conservativen Parthei von V. A. H. Halle 1842", sagt unter anderem in seinem Vorworte:

„Das Verhältniß zwischen dem katholischen und dem protestantischen Elemente ist gerade auf dem Gebiete der conservativen Politik von der größten Wichtigkeit. An eine Verschmelzung, Vereinigung oder auch nur an ein eigentliches Bündniß zwischen beiden wird Niemand denken, der das Wesen der einen und der andern begreift — wohl aber läßt sich ein anständiges Verhältniß bewaffneter Neutralität denken, welches jedem von beiden gestattete seine Waffen gegen einen gemeinsamen Feind zu wenden. Daß dieser zunächst die protestantische Welt näher bedroht als die katholische (wenigstens in seinen tiefern geistigen Elementen), geben wir gern zu; aber von den Häuptern der katholischen Parthei erwarten wir genug Einsicht in die Vergangenheit und Gegenwart und genug Blick in die Zukunft, um (wenn sie sich auch gelegentlich das Ansehen gäben, als thäten sie es) eine Niederlage der evangelischen Christenheit in ihrem Kampfe gegen die Feinde aller christlichen Bildung nicht zu wünschen, sondern zu begreifen, daß die katholische Welt zuletzt doch am schlimmsten dabei fahren dürfte. Wir verlangen keinen Dank, keine Anerkennung dafür, daß wir, indem wir unsere gute Sache verfechten, zugleich als Vorkämpfer des Katholicismus einstehen — wir verlangen nur, daß er uns nicht unnöthiger Weise und ohne irgend einen Nutzen für ihn selbst aus bloßem Haß, wohl gar aus bloßer individueller Verkehrtheit seiner Glieder, zwinge, wenn auch nur vorübergehend, unsere Kräfte zur Abwehr gegen solche Angriffe zu zersplittern. Darüber hinaus freilich bedarf es von unserer Seit keiner Kriegführung gegen den Katholicismus und können wir in Wahrheit sagen: „„sie führen Krieg mit uns, nicht wir mit ihnen"". (?) Alles, was uns Noth thut, ist nur durch positive Entwickelung von Innen heraus, durch Erfüllung des eigenen Berufs zu verlangen, nicht durch die meist so wohlfeile Polemik gegen den Katholicismus, dessen Angriffe überdieß uns nur da gefährlich sind, wo sie wirklich schwache und faule Stellen treffen; und gerade da wiederum brauchen wir sie uns nur als wohlthätige Antriebe zur eigenen Zucht und Besserung

anzunehmen. Inwieweit überdies der Katholicismus es seiner Eigenthümlichkeit unbeschadet anerkennen könnte, daß wir einen gemeinsamen Grund, Christum, haben, ist seine Sache; wir aber dürfen uns auch diesen Vorzug unserer evangelischen Freiheit nicht durch die feindselige Gebundenheit der Schwesterkirche verkümmern lassen, wir können sogar ohne Gefahr das Gemeinsame viel lebendiger und näher vor Augen haben, als das Trennende — ja wir können, dürfen und müssen die katholische Kirche als eine in ihrer Eigenthümlichkeit relativ berechtigte für die Gesammtentwicklung des Reichs Gottes unentbehrliche Entwicklungsform des christlichen Lebens anerkennen und wir dürfen zumal in dieser Zeit eine Seite ihrer Eigenthümlichkeit nicht verkennen, vermöge derer sie auch ihrer Seits für uns streitet, indem sie ihre Rechte gegen die Uebergriffe der absoluten Staatsgewalt vertheidigt".

Allerdings streitet diese Kirche auch für den Protestantism, aber nicht bloß indem sie die Uebergriffe der absoluten Staatsgewalt in ihre Rechte abwehrt, sondern auch indem sie die Angriffe der absoluten Democratie auf die wohlbegründete Staatsgewalt zurückwirft. Ihr Princip hat sie zu aller Zeit gedrängt, wider Alle zu seyn, die auf ein Unrecht sich gesetzt; aber für Alle, die auf einem guten Rechte gründen; ihr Frieden ist daher immer ein streitbarer gewesen, ihr Streit aber ein friedlicher, und so auch jetzt bei den Zeitläuften, wie sie herangekommen; worüber der Verfasser jener Schrift ihr sehr mit Unrecht zürnt. Diese Zeitläufte, was haben sie anders uns gebracht, denn die Erndte der Keime, die man früher in die Erde ausgesäet. Die Reformatoren, insbesondere Luther, wollten, indem sie, wie Menzel sagt, auf Bibel und Sittengesetz sich gründeten, eine Wiedergeburt erwirken. Man kann das von Luther glauben; aber was aus der Bibel geworden, weiß Jeder; die Geschichte, das einhellige Zeugniß aller Zeitgenossen, und die Trauer des Reformators selber in seinen spätern Tagen aber bezeugen, wie es in Deutschland mit der Sittenverbesserung gelungen. Bei England darf man nur Heinrich VIII., Elisabeth und die Gräuel der Reformationskriege, so wie bei Frankreich die Entartung des Hofes und die Corruption der Hugenottenkriege erwähnen, um zu demselben Resultate zu gelangen. Man hatte überall jene mechanische Reformation der innern lebendigen substituirt; so konnte kein Genesen der preßhaften Menschheit erfolgen, und als die, denen keine Wundergabe verliehen war, zu ihr gesprochen: „Nimm dein Bett und hebe dich von dannen", fiel der Gichtbrüchige mit seinem Bette in den

Koth, wo er noch zur Stunde liegt. Nicht daß eine Reformation gemacht wurde, — recht gemacht, konnte und mußte sie heilbringend seyn, — sondern wie sie gemacht wurde, das mußte nach den Gesetzen ewiger Gerechtigkeit geahndet werden. Es geschah in der Entwickelung aller der nächsten Consequenzen, die einem falschen Principe nothwendig entsteigen. Aber damit war den Ansprüchen jener Gerechtigkeit noch nicht genug gethan. Jene religiösen Consequenzen sprachen ihrer Natur nach nur den denkenden Geistern klar in ihrer Verderblichkeit sich aus. Damit diese Ueberzeugung Allen in die Hände gegeben, und ihre Klarheit populär werde für Jedermann, mußten diese Principien und ihre Folgen erst in die Handgreiflichkeit einer Allen verständlichen Gedankenordnung übersetzt werden. So wurde denn Alles, was zuvor religiös gewesen, ins Politische umgeredet. Das Lutherthum wurde Constitutionalism, der Calvinism Republikanism, das Wiedertäuferwesen Radicalism; und so traten der Reihe nach alle Formen der Reformation und ihrer Folgen in den Larven des Communisms, Socialisms und ähnlicher Ausgeburten neuerer Zeit hervor. Was Hutten damals mit seiner Dichterschaar und seinen Lügenpropheten gewesen, das wiederholte sich in der neuen politischen Dichterschule; der Humanisten Werk wurde gründlicher in den philosophischen Schulen revidirt, und directer zum Ziele hingeführt. Staaten und Regierungen wurden nun mit dem gleichen Rechte und Unrechte, wie zuvor die Kirche, Zielscheibe aller Lügen und Lästerungen, und es wurde im Sturme gegen die Paläste, wie zuvor gegen die Kirchen vorgeschritten. Nun war alles vollkommen verständlich, greifliches Metall, an die Stelle schwer begreiflicher religiöser Speculationen eingetreten, kam nun allgemein in Umlauf. Größer wurde die Bewegung, dann die, welche zuvor gewesen, größer auch das Gericht, das gehegt wurde. Ein Theil der Regierungen hatte in dem religiösen Sturme zu den Stürmern sich gehalten; jetzt hatten ihre Bundesgenossen sich gegen sie selber hingewendet. Nun hören wir seit einem halben Jahrhundert die Brandglocke tönen, die Lärmtrommel wirbeln, und Feuerjo und Mordjo von den Thürmen rufen. Aber Freunde! es ist nur die ewige, unbestechliche Vorsehung, die durch die Völker geht und ihren Gerichtstag hegt; oder wenn es Eurem Ohre angenehmer klingt, die alte Nemesis, die mit der Spanne und dem Ellbogen jeden nach seinem Maaße mißt, und den Zins seiner Thaten von ihm einfordert. Ihr könnt nicht sagen, die Väter haben Härlinge gegessen, und den Enkeln sind die Zähne davon stumpf geworden; denn Härlinge sind noch immer eure Lieblingskost, und so mögt Ihr denn das kleine Zahnübel hinnehmen. In ei-

nem hat jedoch dieselbe Providenz mitleidig vorgesorgt. Als nämlich menschliche Inprovidenz auf dem Congreß von Wien, ohne Rücksicht auf alle religiösen Unterschiede, die Völker mit dem Messer getheilt, und jedem seinen Antheil zugeworfen, da hat die Wächterin es gefügt, daß auf jeden protestantischen Theil ein hinlänglicher katholischer gekommen, der nun recht gefaßt in den bevorstehenden Crisen Grund und Verlaß und einige Sicherheit gewährt, daß sie nicht zur Zerstörung, sondern zu einem gedeihlichen Ausgang kommen. Sie hat ihres alten Schützlings nicht vergessen, obgleich dieser im Verlaufe der Zeit ins Dickliche, Dämliche und Dümmliche ihr umgeschlagen, weil er noch immer lucida intervalla hat, darum wird sie ihn nicht ganz verderben lassen.

Aber diese Providenz, sie zwingt die Menschen nicht, selber nicht einmal zu ihrem Heile. Sie gestattet es, daß ihre Absurditäten über sie hin, auf in die Lüfte steigen; dort schweben sie bis sie sich verdicken, und nun als Steinregen niederkommen, der die Schädel einschlägt, oder doch sie mit Beulen pflastert. Die Nachgelassenen und Angehörigen haben in der Regel freilich dessen kein Arg; sie meinen zu ihrem Troste, der Zufall habe einen Adler herbeigeführt, der die Schildkröte auf die Glatze habe herniederfallen lassen. Folgt Ihr aber nicht dem Leichtsinne dieser Zeit, erkennet ihre Zeichen, und laßt Euch durch sie warnen. Ein hilfreicher Geist ist Euch herabgesendet, nicht eben um der Personen willen, sondern um dessen wegen, was mit ihnen zu Grunde ginge. Wollet Euch mit ihm nicht länger in thörichten Kampf einlassen, Ihr wäret dann unrettbar verloren. Die Mutter des Meleager bewahrte sorgsam den Feuerbrand, an den das Leben ihres Sohnes sich knüpfte. So lange sie dessen in Huth wahr genommen, grünte und blühte dieses Leben, als er aber sie zum Unwillen gereizt, warf sie das Scheit in die Flammen, und sein Leben verging. Die Kirche hütet die Scheiter aller christlichen Völker, Staaten und Regierungen, wollet durch Druck nicht ihren Unwillen wecken, wollet nicht streiten mit dem Geiste, der zu ihren Schirm gesendet ist; Ihr selber würdet den Scheiterhaufen thürmen, und die Brandfackel in denselben werfen, also daß Euer Bestand verlodern müßte.

XVII.

Blicke in die Zustände Venedigs zu Anfang des 17ten Jahrhunderts.

I.

(Schluß.)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Doge, Bernardo Donato, selbst zu dieser Parthei gehörte *). „Ein dunkles Gerücht erzählt, daß Seine Heiligkeit über das Leben und die Sitten des Fürsten dieser Republik informiren lasse, in der Voraussetzung, daß er der Ketzerei verdächtig sey; wenn sich dieß bestätigt, so ist es hinreichend, Italien in Feuer und Flammen zu setzen".

Du Fresne-Canoye, welcher mit diesen Leuten und ihren Gesinnungen innigst befreundet ist, bemüht sich, den Vorwurf der Ketzerei als Verläumdung darzustellen, welche von den Jesuiten ausgegangen sey, um dadurch Uneinigkeit im Senate zu stiften. Ueberhaupt erweist er sich bei jeder Gelegenheit als einen heftigen Gegner des Ordens. Selbst den P. Possevin, dem er doch große Verbindlichkeiten zu haben eingesteht, tadelt er in einem Briefe an den Geschichtschreiber Marcus Welser, wegen seines Eifers für die Sache des Papstes. Und in einem späteren Briefe macht er sich lustig über die Theilnahme, welche dieser „gute Pater" an seinem See-

*) „Je sçais de très-bonne part, que le duc mesmes a grande entrée en la cognoissance de la vérité". schrieb ein Jahr später ein Prediger aus Genf an Du Plessis-Morney, das Haupt der Calvinisten in Frankreich.

lenheile zeige, — welche so weit gehe, daß er ihm vom Papste Licenz ausgewirkt habe, im Gesandtschaftspalaste Messe lesen zu lassen; er glaube jedoch einer solchen Licenz nicht zu bedürfen u. s. w. Indessen zeigen sich wirklich, nachdem der erste Enthusiasmus verflogen, Spuren von Meinungsverschiedenheit im Senate. „Die Versammlung ist wohl im Allgemeinen“ — sagt ein Bericht vom 14. Junius — „darin einig, ihre Freiheit und Souverainetät zu behaupten, aber nicht so über die Mittel, welche hiezu angewendet werden sollen; die Einen glauben, man solle von der Zeit Rath erwarten; die Andern behaupten aber, man müsse sich bemühen, baldigst zu einer Aussöhnung zu gelangen, um nicht länger in diesem Schisma zu bleiben, welches für die Finanzen der Republik eben so verderblich sey, als für die Ruhe der Gewissen“. Auch in einem Schreiben vom 24. Junius ist die Rede von Uneinigkeiten im Senate, welche jedoch nicht über die Hauptsache, sondern nur über Nebenpunkte stattfänden.

Daß die Masse des Volkes schon damals mit Sehnsucht einer friedlichen Lösung der Frage entgegen sah, geht aus mehreren Berichten deutlich hervor. Die Republik hatte die Vermittelung Heinrichs IV. angerufen. „Nicht der Senat allein“ — schreibt Du Fresne den 9. August an den König — „sondern die ganze Stadt ist in solcher Erwartung der Rückkehr des nach Paris gesandten Eilboten, daß man wohl sehen mag, wie ihre ganze Hoffnung auf Eure Majestät gesetzt ist“. An Villeroi schreibt er denselben Tag: „Niemals ward von den Juden der Messias ungeduldiger ersehnt, als man jetzt auf die Antwort Seiner Majestät harrt“.

Heinrich IV. unterzog sich mit Eifer der Vermittler-Rolle. Sein Katholicismus war so neu, daß er gern diese Gelegenheit ergriff, sich dem Papste gefällig zu erzeigen. Zugleich schmeichelte es ihn, zum Schiedsrichter in einer italienischen Angelegenheit erkoren zu seyn, während der französische Einfluß in Italien schon längst durch den spanischen verdrängt war. An die beiden Botschafter zu Rom und Venedig er

gingen daher die dringendsten Befehle zur Friedensstiftung; besonders ward der Letztere wiederholt angewiesen, die Venetianer zur Nachgiebigkeit zu bereden. Ganz anders aber waren die geheimen Absichten Du Fresnes. In mehreren Briefen an Alincourt äußert er die „Besorgniß, daß man die Ergebenheit Seiner Majestät gegen den heiligen Stuhl zu weit ausdehnen möchte, nämlich nicht nur wider Diejenigen, welche die Befugnisse desselben sich widerrechtlich anmaaßen wollten, sondern auch wider Die, welche nur das Ihrige vertheidigen“. Unverhüllter spricht er sich gegen Caumartin aus. Er sieht in der Hartnäckigkeit beider Theile eine offenbare Schickung Gottes, und zweifelt nicht, daß es bald zu Thätlichkeiten kommen werde. Ein Krieg in Italien aber wäre, wie er meint, das wahre Mittel, „die innerlichen Krankheiten Frankreichs und seiner Freunde zu heilen, den französischen Ruhm und Einfluß wieder in diesem Lande zu erheben, in welchem er seit der unseligen Schlacht von Pavia daniederliegt“.

Einen eigenthümlichen Grund gebraucht er gegen den König, um denselben partheiischer für die Venetianer zu stimmen. „Gesetzt auch, alle Ansprüche Seiner Heiligkeit wären gegründet, so blieb noch zu untersuchen, ob sie von solcher Wichtigkeit sind, daß wir ihretwegen das vertrauliche Verhältniß aufgeben sollen, das wir so lange und sorgfältig mit der Republik unterhalten haben, welche das Andenken an die ihr geleisteten Dienste viel länger bewahrt, als ein Papst, der höchstens fünf und zwanzig Jahre lang regiert“

Noch deutlicher enthüllt sich des französischen Diplomaten Gesinnung in einem Briefe — vom 12. Oktober — an den Schriftsteller Du Villiers-Hotmann, einen eifrigen Calvinisten. Du Fresne ermuntert ihn, sein „schönes Vorhaben“ hinsichtlich der Herausgabe der Verhandlungen des Trienter-Conciliums baldigst in's Werk zu setzen. „Denn da die Feinde unserer Ruhe nicht müde werden, durch allerlei Künste die Verkündung dieser Conciliumsbeschlüsse zu betreiben, so muß

man auch alle Arten von Mitteln anwenden, dieselbe zu verhindern. Ich kann auch wohl versichern, daß es diese Republik längst reut, diese Beschlüsse so leichtsinnig angenommen zu haben, ohne die Folgen zu bedenken; aber das Gute sehe ich dabei, daß, je mehr man sich bestrebt, unsere gallicanischen Freiheiten zu ersticken, sie desto mehr von allen Nationen gesucht und ergriffen werden, so daß man ihnen dahier eine für die Erhaltung aller Staaten nothwendige völkerrechtliche Kraft beilegt, wie ihr in der Apologie des Fra Paolo gesehen haben werdet".

Fra Paolo, mit dem Zunamen Sarpi, heißt der merkwürdige Serviten-Mönch, welcher in der Geschichte dieses unseligen Zwistes eine so bedeutende Rolle spielt. Wir werden uns in einem folgenden Artikel weitläufiger mit ihm beschäftigen. Hier einstweilen so viel.

Sarpi war einer der ausgezeichnetsten Köpfe seiner Zeit, aber dabei ungemessen eitel. Er konnte es dem römischen Hofe nie verzeihen, daß die Ernennung zu einem Bisthum, wozu ihn die Republik vorgeschlagen, in Rom unbesieglichen Widerstand gefunden hatte. Bei dem gegenwärtigen Streite ergriff er mit solchem Eifer die Parthei der venetianischen Machthaber, daß diese ihn — ungeachtet sonst alle Geistlichen systemmäßig von den Staatsgeschäften entfernt gehalten wurden — zum Theologen und Consultator der Republik ernannten und zu den Rathsversammlungen zogen. Von früherer Zeit her unterhielt Sarpi einen lebhaften Verkehr mit protestantischen Gelehrten; wir finden, daß schon damals mehrere der Koryphäen des Calvinismus ihn als den Ihrigen ansahen; — wie wir zeigen werden, giebt sich besonders in seinen späteren Briefen eine vollkommne protestantische Gesinnung zu erkennen.

Dieser Mann war es, welcher hauptsächlich für die Republik die Feder führte, während Baronius und Bellarmin die Rechte des Papstthums vertheidigten. In dem Trattato del Interditto, welchen nebst Sarpi noch sechs andere Theo-

kogen unterzeichneten, so wie in der von Sarpi allein verfaßten Consolatione della mente wird das Papstthum mit großer Leidenschaftlichkeit angegriffen. Es finden sich darin Sätze wie die nachstehenden: „Weit entfernt von einer weltlichen Suprematie, haben die Päpste nicht einmal immer die geistliche Suprematie gehabt. Der heilige Petrus hatte, ehe er nach Rom ging, die Patriarchal-Kirche von Antiochien gegründet, woraus folgt, daß letzterer Sitz der ältere ist. In der Folge theilte man die christliche Welt in vier Patriarchate, nämlich Rom, Antiochien, Alexandrien und Constantinopel; später kam das von Jerusalem dazu. Das von Rom wurde zuerst genannt, aber ohne alle Autorität über die andern". Und noch viele dergleichen eben so oft widerlegte als wiederholte Einwürfe.

Daß Du Fresne die Streitschriften Sarpis vortrefflich fand, ist bei seinen Gesinnungen nicht zu verwundern. „Ich habe alles gesehen", schreibt er an den König, „was hier gedruckt worden ist, und habe nichts gefunden, was beleidigend für die Person (?) Seiner Heiligkeit wäre, oder von der Lehre abweiche, zu der sich unsere Sorbonne bekannte, zur Zeit als die Theologie daselbst im höchsten Flor stand". Uebrigens kömmt er in seinen Berichten an den König immer wieder darauf zurück, daß es für Frankreich vortheilhafter wäre, sich um die Republik, als um den römischen Hof anzunehmen. „Nach meiner Meinung besteht die Hauptfrage darin, ob Euer Majestät noch ferner für einen Papst arbeiten sollen, welcher auf Ihre guten Dienste so wenig achtet, und durch sein übles Betragen deutlich erkennen läßt, daß er den Spaniern ergeben ist" u. s. w. (Bericht vom 16. Oktober 1606).

Diese Partheilichkeit Du Fresnes *) mußte endlich Miß-

*) Von diesen Gesinnungen des französischen Botschafters gibt auch ein späterer Brief aus Venedig (vom 1. April 1609) Zeugniß: „Je ne vous sçaurois exprimer en quelle deffiance ils vivent

trauen erregen. Alincourt ward vermuthlich von seinem Vater zu größerer Behutsamkeit in Bezug auf jenen ermahnt. Wir finden, daß Du Fresne in einem Briefe an Cardinal Du Perron sich über Alincourts Zurückhaltung beklagt. Ohne Zweifel waren diese Gesinnungen Du Fresnes die erste Veranlassung, daß Heinrich IV. sich entschloß, den Cardinal von Joyeuse nach Italien zu senden, um persönlich zu Rom wie zu Venedig die Beilegung des Streites zu betreiben. Außerdem ward aber auch durch die Verwendung einer Person von so hohem Range die Vermittler-Rolle Frankreichs in ein glänzenderes Licht gestellt.

Unterdessen hatte die ganze Sache eine andere Gestalt gewonnen. Aus einer kirchlichen Frage war eine politische geworden. Die Spanier, welche als Herren von Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien überwiegenden Einfluß in Italien besaßen, wären gern alleinige Schiedsrichter gewesen. Während ein außerordentlicher Botschafter, Dom. Francesco de Castro, dem Senate die Vermittlung seines Herrn antrug, bot der Graf von Fuentes, Gouverneur von Mailand, dem Papste eine Hülfe von 20,000 Mann an, um die widerspenstigen Venetianer zu züchtigen. Indessen war es damit wohl nicht ernstlich gemeint; das spanische Cabinet war im Allgemeinen friedlich gesinnt. Anderseits wußten Venedig und der Papst recht gut, daß bei einem wirklich ausbrechen-

---

de cet ambassadeur (Champigny) et de celuy de Rome pour estre creatures de Villeroy, et m'en apperçois tous les jours de plus en plus aulx discours qu'ils m'en tiennent priveement, *M. de Fresnes leur agreoit bien dadsantage*, et le regrettent tous les jours comme personne plus suffisante et dextre à traicter; aussy à la verité s'est-il bien comporté en ce dernier accord, sans avoir voulleu complaire au pape, qui le sollicitait par belles promesses et par le moyen de gens qui je sçais bien". Mémoires de *Du Plessis-Mornay*, X, 305.

dem Kriege auf jeden Fall sie die Kriegskosten zu bezahlen hätten.

Dabei bedrohte aber Fuentes die Franzosen und Venetianer noch auf andere Weise. Er machte nämlich Miene, sich des Veltlins zu bemächtigen, dessen katholische Einwohner von den protestantischen Graubündern in schmählicher Unterdrückung gehalten wurden. Dieses kleine Ländchen war als Verbindung zwischen Mailand und Tyrol von höchster Wichtigkeit für das Haus Oesterreich, da die übrigen Pässe aus Tyrol nach Italien durch die Venetianer abgesperrt waren. Frankreich und Venedig waren daher in Bezug auf diesen Punkt natürliche Verbündete, und Du Fresne machte seinen König darauf aufmerksam, daß dieß ein Grund mehr sey, die Venetianer gegen den Papst zu begünstigen. „Denn so wie sie sich an Euer Majestät als an ihren heiligen Anker halten, um den von Spanien gedrohten Gewaltthätigkeiten zu entgehen, so wird von dem Tage an, daß sie sich von Frankreich verlassen sehen, und von dort nichts erhalten, als den Rath, sich dem Willen des Papstes zu unterwerfen, ihre Liebe für Euer Majestät erkaltet seyn, und sie werden sich beeilen, sich mit Spanien gut zu setzen". (Bericht von 7. Februar 1607.)

Unter allen diesen Verwickelungen kam der Cardinal von Joyeuse in Italien an, und traf die Gemüther bereits ziemlich zur Aussöhnung geneigt. Nur Du Fresne war unzufrieden mit dieser Sendung. „Es ist wohl nicht angenehm", schrieb er an Alincourt, „zusehen zu müssen, wie Andere die Vögel aus den Netzen nehmen, die wir gestellt haben". Doch konnte er nicht umhin, den 17. Febr. dem Cardinal Du Perron zu melden: „Der Herr Cardinal von Joyeuse kam gestern an, und wurde wie ein Engel des Himmels empfangen, nicht sowohl wegen des großen Verlangens, das man hier nach der Aussöhnung trägt, als in der guten Meinung, welche den ganzen venetianischen Adel beseelt, daß Seine Majestät diese

schöne und erwünschte Gelegenheit wohl würden zu benützen wissen".

Du Fresne hätte gar zu gern gesehen, daß zwischen Heinrich IV. und der Republik ein Allianzvertrag zur gegenseitigen Vertheidigung der gallicanischen Freiheiten, wie der venetianischen Staatsgrundsätze in Bezug auf das Kirchenwesen, zu Stande gekommen wäre. Er ließ sogar einige Worte in diesem Sinne fallen, welche die Venetianer so eifrig aufgriffen, daß sie augenblicklich einen Courier nach Paris absandten, um durch ihren Botschafter daselbst die Sache betreiben zu lassen. Heinrich IV. zeigte indessen keine Neigung, auf eine solche Idee einzugehen. Du Fresne wurde förmlich desavouirt, und erhielt einen Verweis über seine Voreiligkeit.

Das Begehren nach einer baldigen Beilegung des ganzen Handels war unterdessen immer lebhafter geworden. Der Cardinal von Joyeuse hatte sich von da nach Rom begeben, um auch hier zur Versöhnlichkeit zu stimmen. In Venedig harrte man mit Ungeduld seiner Rückkehr. „Der Senat zählt die Stunden", schreibt Du Fresne den 21. März an Villeroi, „und es ist leicht zu sehen, daß er nichts anders mehr denkt und hofft, als sich gänzlich dem Willen Seiner Majestät zu fügen". Und den 4. April an denselben: „Der Cardinal wird von Groß und Klein wie ein rettender Engel erwartet".

Endlich langte die Nachricht an, daß am 25. März Joyeuse, unterstützt durch den Botschafter Alincourt und den Cardinal Du Perron die ersehnte Uebereinkunft mit dem Papste abgeschlossen habe. Der Jubel war allgemein. Als aber nach der Rückkehr des Cardinals die gänzliche Erledigung der Sache der eingefallenen Charwoche und Osterfeiertage wegen neuerdings einen Aufschub erlitt, zeigte sich im Volke die größte Ungeduld. „Denn so sehr der Senat vor der Absolution Scheu trägt, um nicht zugestehen, daß die Excommunication giltig gewesen, eben so sehr sehnen sich alle Unterthanen nach der Erleichterung ihres Gewissens, und wünschen deßhalb, daß die Absolution mit größter Feierlichkeit

gegeben werde". (Auch ein späterer Brief Du Fresnes enthält ein merkwürdiges Geständniß über die Stimmung des Volkes: „Alle Unterthanen dieser Republik waren von den billigen Bedingungen Seiner Heiligkeit so gut unterrichtet, daß es sehr schwer gehalten haben würde, sie noch länger wider ihr Gewissen im Gehorsam gegen die Anordnungen des Senats zu erhalten".)

Als nun nach Verlauf der Feiertage zur Beendigung der Verhandlungen geschritten wurde, waren noch mehrere Form-Schwierigkeiten zu besiegen, besonders da die antikirchlich gesinnten Machthaber sich gegen jede feierliche Lossprechung sträubten, und überhaupt die Mehrzahl des Senats aus kleinlicher Rechthaberei verlangte, daß die ganze Sache möglichst incognito abgemacht werden sollte. Die Ertheilung der Absolution geschah daher im versammelten Collegium bei verschlossenen Thüren in Gegenwart des Botschafters Du Fresne und einiger Herren aus dem Gefolge des Cardinals. Es ward ein Protokoll darüber abgefaßt, und dasselbe dem Papste übersendet. Der Cardinal hatte unmittelbar zuvor die Aufhebung der kirchlichen Censuren verkündet, und der Senat hatte dagegen das wider die Excommunication erlassene Manifest für ungültig und aufgehoben erklärt. Eben so waren schon vorher die beiden geistlichen Verbrecher, welche die Hauptveranlassung zu dem ganzen Handel gegeben hatten, einem Commissär des Papstes ausgeliefert worden. Die Republik versprach, in kürzester Frist einen Botschafter nach Rom zu senden, um nicht nur dem Papste zu erkennen zu geben, welchen Schmerz ihr sein Unwille verursacht, sondern auch von Neuem ihren Gehorsam gegen den heiligen Stuhl zu bezeigen. Noch in Rom hatten der Cardinal von Joyeuse und Botschafter Alincourt das Versprechen gegeben, daß die in der Excommunicationsbulle erwähnten Verordnungen des Senats einstweilen außer Uebung gesetzt, und darüber Verhandlungen durch den neuen venetianischen Botschafter eröffnet werden sollten.

Ein weiterer Punkt betraf die Zurückrufung und Wiedereinsetzung aller wegen des Interdicts ausgewanderten oder sonst verfolgten Geistlichen. Nur die Jesuiten wurden hievon ausgenommen. Der Senat behauptete, daß die Verbannung derselben unabhängig von jener nunmehr erledigten Streitfrage sey. Offenbar wurde der Orden hier das Opfer einer weithin angelegten Intrigue, von welcher sich in den Depeschen Du Fresnes vielfache Spuren finden. Als der Cardinal Joyeuse noch ganz zuletzt mit Ernst auf der Reintegration auch der Jesuiten bestand, und sich dabei auf die bestimmten Verhaltungsbefehle des Papstes berief, traten die Venetianer auf einmal mit der überraschenden Einrede hervor, daß der Papst selbst bereits in den Ausschluß jenes Ordens eingewilligt habe. Es zeigte sich nun, daß bei den früheren Unterhandlungen mit dem spanischen Botschafter De Castro der Senat diesem Hoffnung gemacht hatte, in allen übrigen Punkten sich zu fügen, wenn er den Papst dahin bringen könnte, die Restitution der Jesuiten fallen zu lassen. De Castro war auch wirklich in die Falle gegangen; die Spanier überredeten Paul V. zu dem erwähnten Zugeständniß; aber die Venetianer zeigten sich, nachdem sie dasselbe erhalten, eben so ungefügig als zuvor. — Der Cardinal von Joyeuse sah sich endlich gezwungen, in diesem einen Punkte nachzugeben. Daß Du Fresne — im Widerspruche mit seinen Instructionen — heimlich zum Nachtheile des Ordens gewirkt habe, geht aus seinen Papieren unläugbar hervor. Auch ist es wohl möglich, daß der in Spanien einflußreiche, den Jesuiten abgeneigte Dominicanerorden in gleichem Sinne gearbeitet habe; wir möchten aber nicht das Hauptgewicht auf diesen letzteren Umstand legen, wie Ranke gethan hat.

Es wird nothwendig seyn, nochmals auf den Punkt der Lossprechung zurückzukommen. Die venetianischen Machthaber, welche so gern ohne Absolution durchgekommen wären, suchten auch nachher die Meinung zu verbreiten, daß dieselbe entweder gar nicht gegeben worden sey, oder daß sie der Car-

dinal nur im Geheimen ertheilt habe, indem er mit der unter dem Mäntelchen (der mozetta) versteckten rechten Hand das Zeichen des Kreuzes gemacht. Auch Sarpi, in seiner im Allgemeinen höchst partheiischen Geschichte dieser Händel*), scheut sich nicht, diese offenbaren Unwahrheiten zu wiederholen, was einen hinlänglichen Maaßstab für seine Glaubwürdigkeit in andern Dingen abgibt. Daru hat mit gewöhnlicher französischer Oberflächlichkeit Sarpis Erzählung als baare Münze angenommen, obgleich er auf der nämlichen Seite eine Stelle aus dem Originalberichte des Cardinals von Joyeuse an Heinrich IV. mittheilt, worin ausdrücklich gesagt ist: „Wir kamen endlich überein, daß ich ihnen die Absolution im Collegium, in Gegenwart des Herrn Du Fresne und einiger meiner Leute geben, und daß darüber ein an Seine Heiligkeit zu sendender Act aufgenommen werden sollte. Dieses that ich diesen Morgen, so wie es verabredet war“.

Auch Du Thou, den man wahrlich keiner Partheilichkeit für den römischen Hof beschuldigen kann, sagt mit Bestimmtheit, daß „Joyeuse in Gegenwart des Dogen und der fünfundzwanzig vornehmsten Senatoren **), dann des Botschafters Du Fresne bei verschlossenen Thüren mit feierlicher Stimme das Interdict zurückgenommen, und den Senat so wie alle Unterthanen und Stände, welche in die kirchlichen

*) Storia particolare delle cose passate tra il Sommo Pontefice Paulo V e la Serenissima Repubblica di Venetia, im III. Bande der Opere di Fr. Paolo *Sarpi*, Helmstat 1763. 4. — In Bedell's Leben von Burnet findet sich eine andere Version dieser sauberen Erzählung. Der Cardinal, heißt es darin, sey vor der Ankunft des Dogen in das Zimmer getreten, und habe dessen Sitzpolster (?!) die Absolution ertheilt. — Bedell war Hauscaplan des englischen Botschafters Wolton. Wir werden im folgenden Artikel auf ihn zurückkommen.

**) Das sogenannte Collegium bestand unter dem Vorsitz des Dogen aus den 6 Consiglieri di sopra, den 3 Capi superiori und den 16 Savj.

Censuren verfallen waren, von denselben absolvirt habe *). Daß Du Thou gut unterrichtet gewesen, läßt sich wohl annehmen, um so mehr, als er mit Du Fresne in Briefwechsel stand.

Es steht sonach fest, daß die Absolution wirklich in aller Form und mit aller Feierlichkeit gegeben wurde, daß dieß aber nicht öffentlich, sondern nur gegenüber der höchsten Behörde der Republik geschah, welche allerdings derselben auch am meisten bedurfte. Die Machthaber hatten gehofft, die Sache werde damit abgethan seyn, und sahen daher mit großem Verdruße, daß sowohl Welt- als Klostergeistliche sich täglich in großer Anzahl an den Cardinal wandten, um ab irregularitate absolvirt zu werden **). Joyeuse wählte zehn Beichtväter, denen er seine Gewalt zu diesem Behufe übertrug. Ganze Klostergemeinden ließen sich nun dieses Heilmittel mit großer Feierlichkeit ertheilen, und zeigten dadurch, „wie sehr sie dasselbe für nöthig hielten, und mit welcher Freude sie es empfingen".

---

*) „Igitur post traditos sine protestatione captivos condicta dies ad XI. Calend. Maji, ubi coram Principe et XXV primariis Senatoribus Joiusa, adducto Fraxineo, valvis clausis voce praeconis Interdictum revocavit, et Senatum universosque subditos et ordines, qui in censuras incurrerant, ab iis absolvit". — Auch in der von Daru angeführten Historia di cose seguite tra Papa Paolo Quinto a la repubblica di Venetia, l'anno 1605, 1606 e 1607, scritta da Giuseppe *Malatesta* (handschriftlich in der großen Pariser Bibliothek) wird mit bestimmten Worten gesagt, daß der Cardinal von Joyeuse die Absolution gegeben habe.

**) „Le plaisir que ce Senat a eu de se voir delivré des censures et de l'infamie de l'excommunication a esté suivy du cuissant déplaisir q'uil a reçeu, voyant tous ses Ecclesiastiques demander une absolution dont il estimoit n'estre nul besoin après la declaration faite par Monseigneur le Card. de Joyeuse, que lesdites censures estoient levées". Brief Du Fresnes an Villeroi vom 5. Mai 1607.

Wir müssen Ranke das Verdienst zugestehen, daß von allen protestantischen Schriftstellern, welche diesen Gegenstand behandelt haben (wir rechnen dazu auch die Katholiken, welche in protestantischem Sinne schrieben, wie das so häufig geschieht), er der erste ist, welcher der Wahrheit wenigstens zum Theil ihr Recht angedeihen läßt. Er sagt: „Ueberhaupt sieht man wohl, nicht so durchaus zum Vortheil der Venetianer, wie gewöhnlich behauptet wird, waren die streitigen Punkte erledigt worden". Ergänzen wir sein Urtheil durch das des französischen Botschafters: „Der Papst sieht bei Beendigung dieses Handels seine Würde so sehr behauptet, als er nur immer wünschen konnte; die Gefangenen, welche seinen Schutz anriefen, sind vom Rath der Zehn an ihn ausgeliefert; die Gesetze, von welchen er behauptet, daß sie die kirchliche Immunität und Freiheit verletzten, sind suspendirt; dieß waren die Hauptpunkte des ganzen Streites. Aber auch die Republik hat ihrer Autorität nichts vergeben, indem sie nur der Fürsprache eines mächtigen Königs wich, des größten Freundes, den sie auf der Welt hat".

XVIII.

Ueber den Aufenthalt des P. Goßler in Berlin.

(Aus einer Zuschrift an die Redaction.)

Von Friedrich II., König von Preußen, wird erzählt, daß er einem Bettelmönch, der um die Erlaubniß bat, in Berlin terminiren zu dürfen, geantwortet habe: ich will es wohl erlauben, wenn es nur die Berliner Straßenjungen erlauben. Seitdem mögen etwa hundert Jahre verflossen seyn, und nun durchzieht ein Franciscaner in seiner Ordenstracht als Begleiter von acht, in ein ungewöhnliches Gewand geklei-

deten Clarissinnen Sachsen und die Mark; er predigt in Halberstadt, wo die westphälische Regierung die Rechte der Katholiken auf ein Minimum reducirt hat; in Magdeburg, wo innerhalb der städtischen Ringmauern erst seit etwa dreißig Jahren ein geregeltes katholisches Kirchensystem besteht; in Köthen, wo sich erst seit etwa zwanzig Jahren Katholiken zu einer Gemeinde vereinigt haben, und in Berlin. Der Anstalten, welche angelegt sind, um den Menschen und der Zeit gleichsam Flügel zu geben, der Eilpost und Dampfwagen, bedient er sich, und auf ihnen zieht die fromme Gesellschaft, die an nichts weniger als die neueste Zeit erinnert, in die Thore Berlins, dieser großen Stadt, in welcher man Klöster, Mönche und Nonnen seit Jahrhunderten nur noch dem Namen nach kennt.

Was der große König vor hundert Jahren sagte, hat keine Geltung mehr; Niemand hat der frommen Gesellschaft ein Leid angethan; die Reisenden sind mit Neugierde, Aufmerksamkeit, Bewunderung angestaunt; Familien Berlins haben sich beeilt, die frommen Jungfrauen in ihre Mitte aufzunehmen, und die Predigten des Pater Goßler sind sehr besucht und mit Theilnahme gehört.

Wir begrüßen diese Erscheinung als eine freudige; sie gibt uns den Beweis, daß in unserm Zeitalter das Volk duldsamer geworden, als so manche Nachrichten glauben machen wollen; möchten nur gewisse Sprachführer daraus einen Wink entnehmen! Es freut uns, daß König Friedrich Wilhelm IV. die Freiheit, die er den Separatisten ertheilt hat: in ihrer eigenthümlichen Gestalt auftreten zu dürfen, auch den Katholiken nicht vorenthält; und wir knüpfen daran die Hoffnung, daß denjenigen Katholiken, Männern wie Frauen, welche Beruf fühlen, ihr Leben ganz der Religion zu widmen, fortan die stille Zufluchtstätte nicht werde verschlossen werden.

Ueber den Zweck der Reise des Pater Henricus sind mehrere Gerüchte verbreitet, die alles Grundes entbehren. Wir können aus der sichersten Quelle mittheilen, daß er le-

diglich im Auftrage des Ordens=Provinzials zu Zwecken des Ordens die Reise angetreten hat. Aus einer andern, jedoch auch sichern Quelle erfahren wir, daß die Wiederherstellung des Claraordens, des zweiten Ordens des heiligen Franziscus, Zweck der Reise ist. Nachdem schon früher durch den Oberpräsidenten von Vincke die Errichtung eines Frauenvereins in Paderborn zu frommen und wohlthätigen Zwecken genehmigt war, hatten sich auch einige Jungfrauen vereinigt, um sich diesen Zwecken zu widmen, und ein eigenes Haus bezogen. Von der Polizei befragt, wovon sie sich zu ernähren gedächten, hatten sie sich auf das Gelübde der Armuth berufen; dieses hatte die Polizei aber nicht als einen zuläßigen Erwerbstitel anerkannt und sie deshalb genöthigt, auseinander zu gehen. Der Bischof soll dieses nicht mißbilligen.

Um sich über dieses Verfahren der Polizei zu beschweren und die Anerkennung der Congregation von Seiten des Staats zu bewirken, soll der Pater Goßler die Reise nach Berlin angetreten haben.

Ob die Polizei, ob die Jungfrauen irgend bei dem Vorgefallenen in der Form gefehlt haben, wollen wir nicht untersuchen; sehen wir auf das Wesen der Sache, so können wir hier keinen Fall erblicken, in welchem die Polizei, sey es präventiv, sey es correctionell, einzuschreiten hatte.

Der Pater Goßler ist in Berlin über Erwarten wohlwollend aufgenommen, ihm ist eine strenge, unpartheiische Untersuchung der Sache zugesichert, und er fürchtet nicht darin zu unterliegen. Die Königin hat geruht, sich die Jungfrauen, deren Zahl inzwischen auf zehn angewachsen ist, vorstellen zu lassen und hat sich mit ihnen sehr herablassend unterhalten. Wir zweifeln daher nicht, daß, so wie den protestantischen Diaconissinnen in Kaiserswerth, so auch diesen katholischen Clarissinnen gestattet werde, dem frommen Berufe, dem sie ihr Leben widmen wollen, zu folgen.

Der Pater Goßler wird, nach Beendigung seines Auftrags

in Berlin, nach Wien und von dort nach München reisen, um alsdann Rom zu besuchen und sich dem heiligen Vater zu Füßen zu werfen.

Wir erlauben uns, dieser Zuschrift einige Bemerkungen folgen zu lassen. Was in der voranstehenden Auskunft unseres Berichterstatters uns zu vernehmen am erfreulichsten gewesen, sind die zuverlässigen Aufschlüsse über den Zweck der Reise des P. Goßler. Wir gestehen, daß die Nachrichten, welche die Zeitungen in den letzten Tagen darüber mitgetheilt, uns fabelhaft geklungen. Die Zeit in allen ihren Bestrebungen hat einen so unbezwingbaren, krankhaften Trieb zum Extremen, Maaßlosen; daß, so wie irgend etwas Ungewöhnliches aufgeht, die Furcht immer ganz nahe liegt, das Extravagante lauere schon zur Seite, und das Scandal werde nicht ausbleiben. Wir fragten uns, was haben diese Mädchen, ohne Zweifel guter Begeisterung voll, aber ohnmöglich in sicherer Disciplin gegen die Gefahr einigermaaßen verwahrt, in der Hauptstadt zu suchen? was sollten sie, der nothwendigen Uebung im Krankenberuf entbehrend, in der Mitte der zu ganz anderem Zwecke eingerichteten Charité Großes wirken? Es freute uns, daß König und Königin, voll guten Willens, sie freundlich aufgenommen; daß die Gutmüthigkeit der Einwohner ihnen bereitwillig entgegengekommen, wenn wir auch weniger Gewicht auf die zunehmende Cultur der Gassenjungen legen. Aber was sollen diese Mädchen, für die Einsamkeit bestimmt, auf dem Straßenpflaster jener Stadt, über deren Geleise schon so Vieles hingegangen; je früher sie in ihrer Heimath sich in Sicherheit und abgeschlossener Ruhe beieinander finden, um so besser muß es für sie und ihren Beruf seyn. Jetzt erfahren wir, daß ihre Anwesenheit vorübergehend gewesen. Pater Henricus will dahin wirken, daß der Orden der Franziscanessen in Preußen Zugang finde; dieß ist in der Ordnung und ein erreichbarer Zweck. Wie es einen Beruf gibt, der die Män=

ner zu männlichen Orden führt; so gibt es einen weiblichen, der gleichfalls eigne Anstalt zu seiner Befriedigung fordert; und für diese ist schon durch den Heiligen selbst, der den ersten Zweig gegründet, in seiner Freundin Clara vorgesorgt. Ueber dem Bestreben, diese Verzweigung nach Westphalen hinüber zu verpflanzen, ist der eifrige Ordensmann mit der Polizei des Ortes in Mißhelligkeit gerathen. Diese Polizei hat an ihre Ordonnanzen sich gehalten, die keinem den Aufenthalt gestatten, der über seine Mittel zum Lebensbestande sich nicht ausweisen kann. Freiwillige Armuth war kein Wort, das Sinn hat vor irgend einem Bureau der Polizei, und so wurden die Mädchen unfein ausgewiesen. Daraus folgt nun, daß die Ordonnanzen der Polizei nicht auf katholische Orden passen, und daß, will man diese zulassen, eine Abhülfe geschehen muß. Sie nachzusuchen, wurde die Reise nach Berlin angetreten, und auch hier wird ein, bei sich vorfindendem guten Willen, möglicher Weise erreichbarer Zweck verfolgt. Bedenklich ist es freilich gewesen, daß eine Irrung mit dem Bischofe der Diöcese eingetreten; aber man kann begreifen, daß auch hier ein jetzt nur allzuhäufiger Conflict zwischen dem ordentlichen, ruhigen und geregelten Lauf der Dinge, und der über die Regel hinausstrebenden Begeisterung eingetreten: zwei Richtungen gleich nothwendig für den Bestand des Ganzen; beide daher gleiche Ansprüche machend, und daher auch mit gleichem Rechte und gleicher Aufrichtigkeit des Herzens von Verschiedenen vertreten. Darum ist es erfreulich zu lesen, was die öffentlichen Blätter, wir wissen nicht ob mit Recht, berichten, P. Henricus sey nach Rom berufen. Dort weiß man gar wohl jene Begeisterung zu schätzen, die die Orden hervorgerufen, und ohne die sie nichts oder wenig sind; man weiß aber auch die stille und gesicherte Macht aller Form und Ordnung nach Gebühr zu ehren; eine reiche Erfahrung lehrt, wie beide mit einander zu verbinden, und so wird dort, wie zu hoffen, Fuge und Ordnung in die Sache kommen.

Die Redaction der histor.-polit. Blätter.

XIX.

Beiträge zur Würdigung der religiösen Bildung der katholischen Volksschullehrer in Baden.

(Schluß.)

Wir heben zur Begründung unserer oben ausgesproche=nen Behauptung einige Stellen aus dem Programm heraus, welches Nabholz im Jahre 1838 (Karlsruh) veröffentlicht hat.

So lesen wir Seite 3 über den Zweck der Erziehung fol=gende Stelle: „Der Zweck der Erziehung besteht in der Ent=faltung derjenigen Kräfte, welche den Menschen in den Stand setzen, sich selbst beherrschen und zum Handeln bestimmen zu können". Diese tiefsinnige Bestimmung des Zweckes der Er=ziehung hat wenigstens den großen Vortheil, daß Juden und Heiden alter und neuer Zeitrechnung wenig Erhebliches dage=gen zu erinnern haben dürften. Ob aber auch die katholische Kirche gegen einen solchen letzten Zweck aller Erziehung Nichts einzuwenden habe, ist eine andere Frage.

Ueber Gott lesen wir Seite 4 folgende charakteristische Stelle: „Der Mensch erfreut sich einer Seele oder eines in=nern Zusammenhanges mit Gott, dem Mittel= und Einheitspunkt aller Geschöpfe, dessen Organe sie (die Geschöpfe) sind". Ist die Seele nichts weiter, als ein „innerer Zusammenhang mit Gott", so haben wir hier ganz jenes Verhältniß, welches die Terminologie des Pantheismus mit dem Verhältniß des Besondern und Allgemeinen ausdrückt. Und daß in der That nichts weiter, als die Ein=heit in der Vielheit, als das Centrum im Umkreise des Alls, d. h. jenes Allgemeine (Absolute) sey, das sich in seinen Pro=

ductionen gliedert, besondert und objectivirt, sagen die Worte: „Gott ist der Einheits- und Mittelpunkt aller Geschöpfe, dessen Organe eben diese Geschöpfe sind".

„Die Ebenbildlichkeit Gottes im Menschen" (wie Nabholz sagt, statt die Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott) „besteht darin:

1) daß der Mensch ein einfaches, untheilbares, unveränderliches, aus und für sich bestehendes Wesen ist, das sich aus sich selbst hervorbringt, wie Gott die Welt aus Nichts, d. h. aus sich;
2) daß insbesondere das aus ihm (dem Menschen) Hervorgebrachte in demselben Verhältniß zu ihm stehe, in welchem er sich zu Gott befindet;
3) daß daher der Mensch Alles, was er Wahres, Schönes und Gutes hat, nur als eine göttliche Geschichte und als Etwas Geschichtliches habe".

Was soll nun fürs Erste der höchst verfängliche und zweideutige Ausdruck: „Gott schafft die Welt aus sich", sagen, der hier als eine Erklärung gesetzt wird für: Gott schafft die Welt aus Nichts? Wir finden darüber keinen nähern Aufschluß. Deuten wir aber den Ausdruck: „Gott schafft die Welt aus sich", so wie die Phrase: „was der Mensch Gutes, Wahres und Schönes hat, hat er nur als eine göttliche Geschichte", nach den oben angeführten Worten: „Gott ist der Einheits- und Mittelpunkt aller Geschöpfe, und diese seine Organe", so wissen wir, was wir unter einem solchen „Schaffen aus sich" und unter jener „göttlichen Geschichte" zu verstehen haben. Und wer es nicht weiß, der kann sich darüber bei den alten und neuen Pantheisten des Rathes erholen. Vergleicht man aber diese „Ebenbildlichkeit Gottes im Menschen" (mit der Lehre der katholischen Kirche über die Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott, so wird man daselbst einen ganz andern Inhalt und eine andere Fassung finden.

Ueber die Sünde finden wir Seite 8 folgende eigenthümliche Bestimmung: „Die Sünde besteht in dem Wahne, aus

und durch sich selbst Etwas hervorbringen zu können". Wir wissen in der That nicht, ob wir hiebei an Luthers „Kloß", oder an den pantheistischen Gedanken: Alles, was die Menschen hervorbringen, bringt eigentlich Gott hervor, da die Menschen nur „die Organe Gottes" und seiner Thätigkeit sind, durch und in denen in Wahrheit nur das Absolute und nicht die Menschen wirken; oder soll die Phrase nur heißen: der Mensch vermag ohne die Gnade Gottes Nichts wahrhaft Gutes hervorzubringen.

Ueber die Erkenntniß Gottes lesen wir Seite 6 folgenden originellen Passus: „Der Mensch lernt Gott, den Ursprung seines und die Quelle alles Lebens **nur** durch den Tod kennen. Geburt und Tod, Wachen und Schlafen, Entrückung und Hellsehen sind die **vorzüglichsten Aeußerungen** des individuellen Lebens". Soll hier unter „individuellem Leben" nur das physische Leben verstanden werden, so ist es mehr als lächerlich, das „Entrücktseyn und Hellsehen" zu den „Aeußerungen des individuellen Lebens" zu zählen, da sie ohne die Thätigkeit bewußtseyender Geister gar nicht möglich sind. Soll aber unter dem „individuellen Leben" auch das geistige mitbegriffen seyn, so ist es ein grober Materialismus, mit Uebergehung aller Functionen des Geistes, zu sagen: die vorzüglichsten Aeußerungen des individuellen Lebens sind Geburt und Tod, Wachen und Schlafen u. s. w. Bei solchen und ähnlichen Philosophemen nehmen sich, abgesehen von dem Grundgedanken, der das Schriftchen durchzieht, die christlichen Redensarten und Bibeltexte, womit der Verfasser das Büchlein reichlich zu versehen für gerathen fand, ungefähr aus, wie der Pontius im Credo. Ja auf Seite 22 wagt der Verfasser sogar die bedenkliche Phrase: „**Die Seele ist Gott im Menschen**". Es wird zwar, wie begreiflich, diesem pantheistischen Schiboleth vom Verfasser eine deutende Erklärung und Restriction beigefügt, die ihm das Antichristliche benehmen sollen. Allein, fragen wir, was soll eine solche Sprache im Munde eines katholischen Geistlichen, der in seinem Leh-

ren und Schreiben an die bestimmte Sprache seiner Kirche angewiesen ist, und die Verpflichtung hat, alles in seinem Ausdrucke zu meiden, was Mißverständniß in wichtigen Lehren des Glaubens veranlassen könnte? Was sollen dergleichen insbesondere in einem katholischen Schullehrerseminar? Nichts als Verwirrung und Verödung der Köpfe und ihres gesunden Denkens ist die Folge, wie die oben berührten Fälle zur Genüge darthun! Herr Nabholz fühlte wohl auch selbst, daß er seinem Vortrage zum wenigsten eine pantheistische und rationalistische Färbung beigemischt habe, darum findet er es für nöthig, sich auf Seite 23 und 24 gegen Pantheismus und Rationalismus zu vertheidigen. Allein wir sind der Ansicht, daß ein wahrhaft katholischer, schriftlicher oder mündlicher Vortrag dergleichen gar nicht nöthig habe. Wo aber solches nöthig wird, da ist man schon auf dem Wege, zu einer Denkungsart hinüber zu neigen, von welcher man dann hintenher eben durch solche Ablehnungen zu reinigen sich gezwungen sieht, d. h. das, was man gesprochen und geschrieben hat, bleibt sammt seinen verderblichen Wirkungen stehen, sich selbst aber zieht man dann schön aus dem schlechten Handel, dadurch, daß man erklärt, man verstehe das Vorgetragene nicht so, wie die Worte es besagen; oder wie der Staatsrath Nebenius hier sich ausdrückt: „Es bedurfte (bei Solcherlei) nur die Weisung (an Nabholz), sich gegen den Herrn Erzbischof zu erklären, um sogleich alle Anstände zu heben“. (Siehe Nebenius kath. Zustände S. 123.) Erwägen wir aber Alles, was wir bisher hier beibrachten, so begreifen wir allerdings, daß der Staatsrath Nebenius in Nabholz so recht einen Mann nach seinem Herzen fand, und dieses unverholen mit den Worten ausdrückt: „Es wurde mir aus der Unterredung mit diesem, seinem Berufe im vollständigsten Maaße gewachsenen Manne klar“ — daß er, setzen wir hinzu, sich vollkommen für unsre offnen und geheimen Zwecke eigne. Eben darum aber eignete er sich nicht für einen Erzieher und Bildner der Lehramtskandidaten für die katholische Volks=

schule. Nabholz hat es, wie wir oben aus dem badischen Schul- und Kirchenblatte ersahen, nicht für gut gefunden, seine lang erwartete und verheißene „Methode" durch den Druck an das Licht treten zu lassen, wie er es doch zu thun fest entschlossen war. Warum nicht? „Weil die gegenwärtigen Zeiten sich nicht eigneten, für die Herausgabe dieses Werkes", d. h. der Seminariumsdirector Nabholz war bei der vielfachen Einsprache, welche sich gegen seine „Methode" schon im Lande erhoben hatte, nicht gesonnen, seinen Gegnern die Möglichkeit in die Hände zu liefern, mit einer Cumulation von authentischen Beweisen gegen ihn und seine Lehrweise aufzutreten; darum und aus keinem andern Grunde unterblieb die Veröffentlichung der saubern „Methode".

Es wäre daher wahrlich sehr zu wünschen, daß man in unsern Schullehrer-Seminarien entweder, wie Scherr in Zürich, das reine Straußenthum, oder das wahre Christenthum, d. h. den katholischen Lehrbegriff bestimmt und klar lehren würde, statt beides heillos und verwirrend in einander laufen zu lassen. Denn lehrte man den Rationalismus frei und offen, wie es von der Ehrlichkeit gefordert werden kann, so hätte die katholische Kirche ein klares Recht, diese Pest von sich hinauszustoßen und ihre eigenen Wege fort zu gehen und einzuhalten; oder aber man schließe sich eben so ehrlich ganz und ungetheilt der katholischen Kirche und ihrem Glauben an, wie man jetzt so häufig unehrlich blos vorgibt. Denn durch dieses treulose Hin- und Herschwanken, durch diese, dem Himmel und der Hölle gleichverhaßte Halbheit, die jetzt beim Christenthume einspricht und jetzt wiederum bei dem Rationalismus das Heil versucht, stehen wir auf dem Wege mitten in der katholischen Kirche, der Einen, einigen und heiligen in die Uneinigkeit und heillose Zerklüftung und Zersetzung des Protestantismus hineingerissen zu werden — hineingerissen zu werden, weil die Augen, welche sehen sollen, nicht sehen wollen, oder wenn sie sehen, glaubensmatt den Muth nicht haben, an die Durchsetzung verfassungsmäßiger Rechte, wie Droste

Vischering, die eigene Persönlichkeit zu setzen. Die Regierung sendet alljährlich einen Prüfungscommissär in das katholische Schullehrer-Seminarium, um zu erfahren, ob in ihrem Sinn und Geist gesäet und gepflanzt werde in der Pflanzschule der katholischen Volksbildung. Ob aber der Erzbischof, wozu er verfassungsmäßig berechtigt ist, auch einen Commissarius in jene Anstalt sende, in welcher die Lehrer für die Schulen des katholischen Volks gebildet werden, ist uns bis jetzt noch nicht bekannt geworden. Und wahrlich, wer von Allen im Lande sollte mehr darauf dringen und mit aller Strenge darauf sehen, daß die Lehrer der katholischen Volksschule katholisch gebildet und erzogen würden, als der Erzbischof und seine Curia? Wer von Allen sollte mit aller Kraft darauf hinarbeiten, den giftigen Rationalismus von der katholischen Schule abzuhalten und auszurotten, als die kirchliche Behörde? Jedem steht es in unseren Tagen gesetzlich frei, zu diesem oder jenem Glauben sich hinzuwenden, aber Niemand, selbst die Regierung nicht, hat das Recht, die Schule der katholischen Kirche durch rationalistische Tausendkünstler dem kirchlichen Glauben zu entfremden, so lange wir noch eine Verfassung haben, worin der katholischen Kirche ihr unverkümmerter Bestand gesichert ist, und so lange noch wirkliche Freiheit im Staate herrscht, die eine verfassungsmäßige Institution bei ihren Rechten läßt, und nicht gestattet, weder offen, noch versteckt dieselben den endlichen Zwecken politischer Phantasien dienstbar und unterthan zu machen. Und solch ein Streben, was soll es am Ende werden? Den starren Glauben dem Staate und jenen Zwecken fügsam anzubilden? Mit Nichten! die rationalistischen Tausendkünstler, die man aussendet, dem Glauben seine scharf geprägten Gegensätze abzuschleifen und handsam in die Hände der Staatslenker einzufügen zur beliebigen Verwendung, was werden sie erreichen? Nichts, gar Nichts, als einen wässerigen Indifferentismus, bei welchem, obgleich er, wie Wasser, in jede Form sich schmiegt und fügt, dennoch im Staate nicht zu le-

ben ist und nicht zu sterben. Darum ist auch, seit der Staat alle Bildung und ihre Anstalten an sich gerissen und die Kirche aus der Schule allum vertrieben hat, Unsegen überall. Man ist nicht kalt und ist nicht warm, wie im Glauben, so im Leben, im Berufe und in der Pflicht; seit der Staat der Welt Gott seyn will, und sich zum letzten Zweck von Allem macht, ist das Heidenthum, wovon dieser unselige Gedanke aufgenommen ist, auch in allen Verhältnissen wieder aufgelebt und aufgestanden, und mit ihm jener wilde furor devastandi, der mit Dämonenlust nur da sich selig fühlt, wo Throne fallen und Tempel stürzen. Und wahrlich, da der Staat in diesem Geist gedacht und aufgefaßt, eine res publica ist, so wird das moderne Heidenthum, so es siegreich wird, eben so gewiß mit der Vertreibung aller Könige enden, als auf den Uebermuth der Tarquinier die res publica romana folgte. Dieses mögen jene wohl bedenken, welche diesen Geist in ihrem Reiche sich heraufbeschwören aus der alten Zeit, und in ihm sich schrankenlose Allgewalt zu erringen meinten; sie mögen wohl bedenken, wie die einzige Begeisterung, die jetzt noch in manchen Staaten herrscht, ein Geist der Verneinung und Zerstörung ist, welche zu beschwören und zu bannen allein der Kirche noch und ihrer göttlichen Gewalt gelingen mag; sie mögen wohl bedenken, daß ein schweres Uebel, ist die rechte Zeit versäumt, durch keine Kunst mehr heilbar ist und keine Wissenschaft mehr die Kraft besitzt das Verkehrte einzulenken. So lange man an der Arche baute, ward der Rettung durch Bekehrung Möglichkeit gegeben; aber als die Wasser aus der Höhe stürzten und aus der Tiefe brachen, da fand alles Jammern und Wehklagen das Ohr des Herrn taub und verschlossen, und rettungslos in die Fluth versank, was zur rechten Zeit der Mahnung nicht gehorchen wollte. Sed mutato nomine de te fabula narratur, o navis, cui non sunt integra lintea, non dii quos iterum pressa voces malo. Darum, wer Ohren hat zu hören, der höre. —

XX.

Literatur.

Thesaurus hymnologicus sive hymnorum canticorum sequentiarum circa annum MD usitatarum collectio amplissima. Carmina collegit, apparatu critico ornavit, veterum interpretum notas selectas suasque adjecit Herm. Adalbert *Daniel* ph. Dr. Tomus primus hymnos continens. Halis. Sumptibus *Eduardi Anton* 1841. XXIV u. 361 S.

Obwohl wir eine Art von Hymnensammlung im Brevier besitzen, so ist eine besondere Ausgabe der alten Kirchengesänge doch ein sehr anerkennungswürdiges Unternehmen, denn unser Brevier mußte, um nicht zu voluminös zu werden, viele Lieder ausschließen, welche speciellen Inhaltes waren, und die verhältnißmäßig wenigen, welche wirklich in demselben aufgenommen sind, mußten, der Gleichmäßigkeit wegen, von ihrer ursprünglichen Form manches sich nehmen lassen. Man muß sich daher wundern, daß für eine vollständige und kritische Sammlung der alten Gesänge in neuerer Zeit so wenig geschehen ist, um so mehr, da in der heiligen Poesie sich die Kirche als Braut Christi klar und lieblich, wie sonst nirgends, darstellt. Wir hätten gewünscht, daß eine katholische Hand diese edlen Reliquien aus alter Zeit gesammelt und gefaßt hätte, da aber der Protestant, der sich uns im obigen Buche als Sammler und Bearbeiter darstellt, überall eine ehrerbietige, rechtschaffene, das Hohe und Heilige achtende Gesinnung an den Tag legt, so können wir sein Buch ohne Anstand als ein Werk betrachten, das uns gehört. Und wir haben Ursache, über diesen neuen Besitz uns zu freuen.

Sichtlich von mehr als bloßem wissenschaftlichen Triebe bewegt, hat der Verfasser sich die große Mühe genommen, alle Quellen, deren er habhaft werden konnte (25 Handschriften und 17 Druckwerke), fleißig

auszuschöpfen. Daher war er auch im Stande, eine reichere Sammlung zu liefern, als alle seine Vorgänger. Er gibt nicht blos Hymnen, welche sich in unsern gegenwärtigen Brevieren und andern Kirchenbüchern neuerer Zeit finden, sondern auch die, welche vor der neueren Gestaltung des Breviers irgendwo öffentlich gebraucht wurden. Auch Privatquellen hat er benützt, jedoch aus solchen nur dem Inhalte nach bedeutende Gesänge gewählt. So konnte er uns nahe an ein halbes Tausend Hymnen liefern *). Der Text ist mit großer Sorgfalt hergestellt. Da es darum zu thun war, die Hymnen, wo möglich in der Gestalt zu liefern, in welcher sie ursprünglich aufgesetzt waren, so läßt sich von selbst erwarten, daß die im Brevier noch vorkommenden bei Daniel anders lauten, als im Brevier, welches bekanntlich gerade in Hinsicht auf diesen Bestandtheil große Veränderung erlitten hat. Der Verfasser gibt in den beigefügten Anmerkungen sorgfältige Nachricht über die im Laufe der Zeiten entstandenen Abweichungen, was dem Buche einen besonders hohen Werth verleiht und ihm sicher in der Bibliothek vieler Priester, die das Officium mit Verständniß beten wollen, ein Plätzchen sichern wird. Nicht weniger dankenswerth ist es, daß er auch angibt, wenn einzelne Lieder in deutsche Uebersetzungen oder Bearbeitungen übergegangen sind. Endlich schließen sich Erläutegungen an, die als eine Art Exegese der Kirchenhymnen betrachtet werden können. Daß die Lieder, deren Verfasser bekannt sind, chronologisch unter dem Namen ihrer Urheber aufgeführt sind, gewährt auch nicht zu verachtenden Vortheil, indem man zum Theil die Geschichte dieser heiligen Poesie auf solche Weise überblicken kann. Ueberhaupt ist diese fleißige, ehrerbietige Sammlung eine schöne Gelegenheit, eine der glänzendsten, wenn auch minder geräuschvollen Parthien der innern Kirchengeschichte zu studiren. Man hört die Lieder aufwachen, sobald die kampfreichen Zeiten der Christenverfolgungen verschwunden sind, wie auch im alten Israel erst nach den blutigen Zeiten der Richter die religiöse Poesie in den Hainen Canaans und von dem Zelte des Bundes sich vernehmen ließ. Allen ist es gemeinsam, das Gemüth dort hinauf zu heben, wo nach dem Gebote der heiligen Schrift des Christen Wandel seyn soll; nicht die Gefühle einer sinnlichen Liebe, nicht der Zorn der Kampflust begeistern diese Sänger, sondern allerzuvörderst der

*) Von den 507 in der Sammlung angegebenen Nummern fallen nämlich deßwegen mehrere weg, weil von einer nicht unbedeutenden Anzahl, besonders von heil. Liedern, bloß der Anfang gegeben ist.

Glaube, der den Menschen in die Geheimnisse Gottes hineinschauen ließ. Die Macht des Vaters, das Leben des Sohnes, die Liebe des heiligen Geistes sind die ersten Ideen, welche durch diese Gesänge wehen. Dann ist es die Menschwerdung, welche den Wettstreit der christlichen Sänger hervorruft; an den großen Christfesten hören wir ihre mannigfaltigen und doch harmonisch zusammenklingenden Empfindungen sich in gemessenen, aber inhaltsvollen Worten offenbaren; was sie aber in Gott und im Gottmenschen vielfach nur ahnungsweise erkennen und aussprechen konnten, dürfen sie in den Heiligen Gottes, und vor Allem in der heiligen Jungfrau in nächster Nähe bewundern, lieben und loben. Wir würden uns wundern, wenn ein im Ganzen so billig gesinnter Gelehrte, wie Daniel, nicht im Namen seiner Confessionsverwandten bei einer solchen Arbeit über die Vorwürfe erröthete, welche protestantischerseits 300 Jahre gegen Heiligenverehrung, gegen Auffassung der Offenbarung Christi in der katholischen Kirche erhoben wurden. Eine Kirche, die jeden Tag in tausend und tausend Stimmen jeden Strahl der Offenbarung Gottes, angefangen vom Mysterium der heiligen Dreifaltigkeit, bis herab zur unscheinbarsten Tugendübung eines Heiligen so verehrungsvoll anstannt, so hell in der abbildlichen Schöpfung der Poesie wiederscheinen läßt, kann kühn all diese Klagen und Vorwürfe, welche schon ausgesprochen wurden, und welche sich noch laut machen werden, ihr Wesen treiben lassen, denn sie sind thörichte Verläumdung. Doch wir thäten unserm Verfasser Unrecht, wenn wir ihm vorwürfen, daß er einer solchen Auffassung dieser Gesänge hinderlich wäre. Er gibt sie treu, wie er sie gefunden, und sucht sie nach bestem Vermögen in dem Sinne zugängig zu machen, den die Kirche damit verbunden hat, wir können daher unbedingt den Wunsch aussprechen, daß viele katholische Gemüther an seinem Buche in ihrer Liebe zur Kirche erstarken werden; das Buch verdient von allen Freunden kirchlicher Poesie gelesen zu werden. Wir haben vom Verfasser als Fortsetzung noch die Sequenzen und übrigen Gesänge, und dann eine Geschichte des Kirchengesanges bis zur Zeit der Reformation zu erwarten.

---

auszuschöpfen. Daher war er auch im Stande, eine reichere Sammlung zu liefern, als alle seine Vorgänger. Er gibt nicht blos Hymnen, welche sich in unsern gegenwärtigen Brevieren und andern Kirchenbüchern neuerer Zeit finden, sondern auch die, welche vor der neueren Gestaltung des Breviers irgendwo öffentlich gebraucht wurden. Auch Privatquellen hat er benützt, jedoch aus solchen nur dem Inhalte nach bedeutende Gesänge gewählt. So konnte er uns nahe an ein halbes Tausend Hymnen liefern*). Der Text ist mit großer Sorgfalt hergestellt. Da es darum zu thun war, die Hymnen, wo möglich in der Gestalt zu liefern, in welcher sie ursprünglich aufgesetzt waren, so läßt sich von selbst erwarten, daß die im Brevier noch vorkommenden bei Daniel anders lauten, als im Brevier, welches bekanntlich gerade in Hinsicht auf diesen Bestandtheil große Veränderung erlitten hat. Der Verfasser gibt in den beigefügten Anmerkungen sorgfältige Nachricht über die im Laufe der Zeiten entstandenen Abweichungen, was dem Buche einen besonders hohen Werth verleiht und ihm sicher in der Bibliothek vieler Priester, die das Officium mit Verständniß beten wollen, ein Plätzchen sichern wird. Nicht weniger dankenswerth ist es, daß er auch angibt, wenn einzelne Lieder in deutsche Uebersetzungen oder Bearbeitungen übergegangen sind. Endlich schließen sich Erläutegungen an, die als eine Art Exegese der Kirchenhymnen betrachtet werden können. Daß die Lieder, deren Verfasser bekannt sind, chronologisch unter dem Namen ihrer Urheber aufgeführt sind, gewährt auch nicht zu verachtenden Vortheil, indem man zum Theil die Geschichte dieser heiligen Poesie auf solche Weise überblicken kann. Ueberhaupt ist diese fleißige, ehrerbietige Sammlung eine schöne Gelegenheit, eine der glänzendsten, wenn auch minder geräuschvollen Parthien der innern Kirchengeschichte zu studiren. Man hört die Lieder aufwachen, sobald die kampfreichen Zeiten der Christenverfolgungen verschwunden sind, wie auch im alten Israel erst nach den blutigen Zeiten der Richter die religiöse Poesie in den Hainen Canaans und von dem Zelte des Bundes sich vernehmen ließ. Allen ist es gemeinsam, das Gemüth dort hinauf zu heben, wo nach dem Gebote der heiligen Schrift des Christen Wandel seyn soll; nicht die Gefühle einer sinnlichen Liebe, nicht der Zorn der Kampflust begeistern diese Sänger, sondern allerzuvörderst der

*) Von den 507 in der Sammlung angegebenen Nummern fallen nämlich deßwegen mehrere weg, weil von einer nicht unbedeutenden Anzahl, besonders von heil. Liedern, bloß der Anfang gegeben ist.

Glaube, der den Menschen in die Geheimnisse Gottes hineinschauen ließ. Die Macht des Vaters, das Leben des Sohnes, die Liebe des heiligen Geistes sind die ersten Ideen, welche durch diese Gesänge wehen. Dann ist es die Menschwerdung, welche den Wettstreit der christlichen Sänger hervorruft; an den großen Christfesten hören wir ihre mannigfaltigen und doch harmonisch zusammenklingenden Empfindungen sich in gemessenen, aber inhaltsvollen Worten offenbaren; was sie aber in Gott und im Gottmenschen vielfach nur ahnungsweise erkennen und aussprechen konnten, dürfen sie in den Heiligen Gottes, und vor Allem in der heiligen Jungfrau in nächster Nähe bewundern, lieben und loben. Wir würden uns wundern, wenn ein im Ganzen so billig gesinnter Gelehrte, wie Daniel, nicht im Namen seiner Confessionsverwandten bei einer solchen Arbeit über die Vorwürfe erröthete, welche protestantischerseits 300 Jahre gegen Heiligenverehrung, gegen Auffassung der Offenbarung Christi in der katholischen Kirche erhoben wurden. Eine Kirche, die jeden Tag in tausend und tausend Stimmen jeden Strahl der Offenbarung Gottes, angefangen vom Mysterium der heiligen Dreifaltigkeit, bis herab zur unscheinbarsten Tugendübung eines Heiligen so verehrungsvoll anstaunt, so hell in der abbildlichen Schöpfung der Poesie wiederscheinen läßt, kann kühn all diese Klagen und Vorwürfe, welche schon ausgesprochen wurden, und welche sich noch laut machen werden, ihr Wesen treiben lassen, denn sie sind thörichte Verläumdung. Doch wir thäten unserm Verfasser Unrecht, wenn wir ihm vorwürfen, daß er einer solchen Auffassung dieser Gesänge hinderlich wäre. Er gibt sie treu, wie er sie gefunden, und sucht sie nach bestem Vermögen in dem Sinne zugängig zu machen, den die Kirche damit verbunden hat, wir können daher unbedingt den Wunsch aussprechen, daß viele katholische Gemüther an seinem Buche in ihrer Liebe zur Kirche erstarken werden; das Buch verdient von allen Freunden kirchlicher Poesie gelesen zu werden. Wir haben vom Verfasser als Fortsetzung noch die Sequenzen und übrigen Gesänge, und dann eine Geschichte des Kirchengesanges bis zur Zeit der Reformation zu erwarten.

XXI.

Briefliche Mittheilungen.

1. Aus Berlin.

Seit meiner frühern Anwesenheit in Berlin hat sich hier ein auffallender Umschwung in der Heilighaltung des Sonntags ereignet; während im Jahre 1837 sogar öffentliche Bauarbeiten an den Sonntagen vorgenommen wurden, sind jetzt hier die meisten Laden Sonntags völlig geschlossen, und zwar dergestalt, daß den Vorübergehenden sogar der Anblick der an den Wochentagen mit kunstvollem Arrangement hinter großen Glasfenstern prangenden Waaren durch große Schiebladen oder Vorhänge entzogen wird. Eine Umkehr von der früher herrschenden Frivolität ist unverkennbar. Diese mit dem, kaum noch geduldeten religiösen und politischen Liberalismus aus einer Wurzel stammend, kämpft zwar noch fortwährend einen verzweifelten Kampf gegen die Herrschaft einer höhern und ernstern Lebensansicht, und zwar mit giftigeren und schamloseren Waffen als jemals; allein, wie ich hoffe und glaube, ohne Hoffnung auf Erfolg. Der König hat mit richtigem Gefühl erkannt, daß der ultraliberale Hunger nie zu sättigen ist, ohne deßhalb das Wohlbefinden des Ganzen anzuzeigen oder zu befördern; daß dieser Hunger vielmehr, wie so oft auch im menschlichen Organismus, die Auflösung der Lebenskräfte andeutet und beschleunigt; und daher scheint er mir die rückkehrende Sehnsucht nach conservativer Richtung benutzen zu wollen, um die Gesellschaft auf dauernde Grundlagen reconstruiren, und das Reich der Verneinungen zu beenden. Leider hat die neuere Zeit zu wenige tüchtige, getreue und ehrliche Conservative gezeugt. Wohl gibt es eine Masse solcher, die, von dem Winde der Lehre hin- und hergetrieben, sich dahin wenden, wohin das Auge des Herrschers zielt; auch Andere, die es treu mit der Sache meinen, aber in Befangenheit und Einseitigkeit kränkelnd, der Billigkeit und jeglicher großartigen Auffassung dessen ermangeln, was da ist der Quell und der befruchtende Geist eines schaffenden und erhaltenden Wirkens. Wenn da-

her der König sein Ziel nicht erreicht, wenn es oft scheint, als wenn man, wie bei manchen Pilgerfahrten, nach drei vorwärts gehenden Schritten auf dem rechten Wege, zwei wieder rückwärts ginge, so liegt es, das bin ich gewiß, wohl weniger an dem Könige, als an den Organen, die sich ihm darbieten, und an Verhältnissen, welche sich leichter errathen als schildern lassen. Der Bischof Knauer wird, wie ich höre, im nächsten Consistorium vom Papste ernannt werden. Auch bei dieser wichtigen Angelegenheit hat der Mangel an Einheit, an dem so manches Gute scheiterte — insbesondere bei dem Domcapitel in Breslau — sich kund gethan. Wenn jetzt bei diesen Wahlen die Wünsche der Bessern nicht überall in Erfüllung gehen, so liegt die Schuld großentheils an den Capitel selbst. Wenn sie fremder Einwirkung nachgeben, so wird doch, wie ich gewiß zu seyn glaube, ihre Wahlfreiheit nicht beschränkt. Die Paderborner Wahl hat dieß recht in's Licht gestellt. Hier übernahm es, meiner Ueberzeugung nach, die Regierung gewissermaaßen im Interesse der Kirche, den Fähigsten aller Competenten zu befürworten, obgleich gerade Drüke, unter dem schwachen Regiment des vorigen Bischofs, in stetem Kampfe mit dem Gouvernement war, wenn er auch nach der Wahl sich vielleicht nicht so gezeigt hat, wie es zu wünschen gewesen wäre; wie viel aber davon auf das Capitel fällt, will ich dahingestellt seyn lassen. Mit dem hiesigen katholischen Clerus kann man unter den gegebenen Umständen im Ganzen zufrieden seyn. Schelling ist hier viel thätiger, wie in München; er sucht ein philosophisches juste milieu zwischen dem Rationalismus und dem orthodoxen Protestantismus zu erbauen, mit dem er aber nicht auslangen kann, denn wenn er die Lehrfreiheit nur innerhalb der positiven Gränzen der protestantischen Kirche gestatten will, so ist gerade darüber der Streit, ob und wie diese Gränzen existiren; übrigens wird aber, in Aufstellung dieses Grundsatzes, der Kampf der katholischen Kirche gegen die Reformatoren vollständig gerechtfertigt, da sie, als Geistliche und Lehrer der Kirche, gerade dieß ihnen anvertraute Lehramt zum Umsturz ihrer unzweifelhaften positiven Grundlagen mißbrauchten.

Von den vielen Schwierigkeiten und Verlegenheiten, in denen sich die Regierung befindet, ist die das Ehescheidungsgesetz betreffende gewiß keine der geringsten. Die Partheien stehen einander so schroff gegenüber, daß der Ausgang der Sache noch nicht leicht abzusehen ist. Der darüber am 21. Januar gehaltene Ministerrath hat die tiefe Spaltung und die Verlegenheit wieder auf's Neue beurkundet; Grolmann, Prä-

sident des Kammergerichts erklärte, daß er damit ferner nichts zu thun haben könne, und damit verließ er die Sitzung. Somit ist denn die Sache wieder einstweilen vertagt worden. Daß eine Parthei Alles aufbietet, um die Regierung von der Einschränkung der bisherigen Libertinage und der äußersten das innerste Familienleben so gräulich zerrüttenden Zuchtlosigkeit abzuschrecken und sie nach und nach durch ihre Opposition und ihr Einwirken auf die öffentliche Meinung mürbe zu machen, versteht sich von selbst. Wenn übrigens erst neuerdings ein Correspondent der Augsburger Allg. Zeitung das Ehescheidungswesen „die einzige hiesige, gesunde Seite nannte, in die man unseliger Weise die Fackel der Zwietracht schleudern wolle"! so gehört nur ein sehr geringer Grad von Kenntniß der hiesigen Verhältnisse und ein nicht ganz und gar verdrehter Sinn dazu, um einzusehen, daß die Eheverhältnisse gerade eine der wundesten Seiten Berlins sind, und daß sie mehr, als vielleicht eine andere, der Heilung, wenn diese überhaupt möglich ist, bedürfen. Daß man übrigens endlich anfängt, die religiösen Fragen aus einem anderen Gesichtspunkte zu behandeln, davon gibt das neueste Schreiben des Königs über die Jahresfeier der Stiftung des protestantischen Bisthums von Jerusalem einen erfreulichen Beweis. Der König will nicht, daß man es seinetwegen, weil er es befohlen, oder weil er es wünsche, thue; er achtet die Freiheit seiner eigenen Glaubensgenossen, um so mehr ist daher zu erwarten, daß er Andersgläubige nicht in ihrem Gewissen und in ihrer Freiheit beunruhigen werde. Somit scheint denn, für einstweilen wenigstens, die Zeit vorüber, wo man den militairischen Commandostab auch auf die kirchlichen Verhältnisse anwandte. Was übrigens die freundliche Aufnahme Goßlers betrifft, und namentlich die vielen Zeitungsartikel von dem gemachten Eindruck und dem Unionsplane, so dürfte hierauf wohl weniger Gewicht gelegt werden. Denn es ist nur zu bekannt, wie der Thermometer des Berliner Enthusiasmus unveränderlich auf veränderlich steht; da ist es denn heute ein Liszt, Morgen eine Tänzerin, Uebermorgen G. Herwegh, deren flüchtiger, einen Tag dauernder Götzendienst gefeiert wird, und so kömmt denn auch einmal, der Abwechslung wegen, ein Pater Franziscaner an die Reihe, und die Müßigen laufen in seine Predigt, wie in das Theater, der Unterhaltung wegen, und um nachher einige Phrasen und Witze darüber machen zu können. Das schlimmste dabei ist nur, daß die hiesige Fadheit schon mehr als einen guten Magen verdorben und der betäubende Weihrauch manchen Kopf schwindelig gemacht hat. Doch hof-

sen wir das Beste; denn abgesehen von dieser Frivolität der gebildeten Müßiggänger, so beurkundet doch auch diese Aufnahme eines Franziskaners, daß die Stellung, welche unsere Kirche in der öffentlichen Meinung einnimmt, eine ganz andre geworden ist; vor einigen Jahren hätte so etwas noch ganz unglaublich geschienen.

2. Aus Würtemberg.

Eine Frage, deren Lösung ohne Zweifel von tiefem Interesse für unser Land seyn wird, ist die über die Abschließung eines Concordates. Bekanntlich ging in der vorigen Ständeversammlung der Endantrag der Commission dahin, daß mit Beseitigung der Verordnung vom 30. Jan. 1830 mit dem römischen Stuhle ein Concordat abgeschlossen werde. Es ist bekannt, daß diese Verordnung einseitig von der Regierung ohne Zustimmung der übrigen gesetzgebenden Factoren erlassen wurde. Darum kann sie keineswegs auf jene Rechtskraft Anspruch machen, die ihr Fr. v. Mauclér, übrigens mehr noch Hr. v. Schlayer zuerkennt, der S. 292 eine entgegengesetzte Ansicht ohne Weiteres für Hochverrath(!) erklärt, und nicht einmal zugibt, daß sie von den Ständen einer Prüfung unterworfen werde, obwohl die Angelegenheit durch den Rechenschaftsbericht von 1833 vor das Forum der Kammern gezogen und von diesen noch nicht entschieden, folglich noch als schwebend zu betrachten ist. Die Einwendungen des F. v. M. gegen ein Concordat beruhen auf dem Satze, daß zu keiner Zeit und auch von katholischen Mächten niemals zur Feststellung der landesherrlichen Oberaufsichtsrechte mit dem römischen Hofe unterhandelt worden sey, und daß die Grundsätze des katholischen Kirchenrechts in Betreff der bischöflichen Rechte bekannt seyen, wie denn eine solche Unterhandlung auch voraussichtlich ohne alles Resultat bliebe. Man sieht, daß F. v. M. über diese Verhältnisse ruhiger urtheilt, als der Rottenburger Domdecan, der S. 290 die überraschende Erklärung macht, daß gar kein Concordat eines protestantischen Fürsten mit dem päpstlichen Hofe möglich sey. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß eine solche Ansicht — mit dem Rechte der katholischen Unterthanen im schneidendsten Widerspruche steht, da das Vorgeben einer derartigen Unmöglichkeit mit der Behauptung ganz zusammenfällt, daß der Staat, welcher einen protestantischen Landesfürsten besitzt, protestantisch sey und ein Oberhaupt der katholischen Kirche nicht anzuerkennen volles Recht habe. Wo es immer keine Staatskirche, d. h. einzig berechtigte Confession gibt, da kann im strengen Sinne nie von einem katholischen

sident des Kammergerichts erklärte, daß er damit ferner nichts zu thun haben könne, und damit verließ er die Sitzung. Somit ist denn die Sache wieder einstweilen vertagt worden. Daß eine Parthei Alles aufbietet, um die Regierung von der Einschränkung der bisherigen Libertinage und der äußersten das innerste Familienleben so gräulich zerrüttenden Zuchtlosigkeit abzuschrecken und sie nach und nach durch ihre Opposition und ihr Einwirken auf die öffentliche Meinung mürbe zu machen, versteht sich von selbst. Wenn übrigens erst neuerdings ein Correspondent der Augsburger Allg. Zeitung das Ehescheidungswesen „die einzige hiesige, gesunde Seite nannte, in die man unseliger Weise die Fackel der Zwietracht schleudern wolle“! so gehört nur ein sehr geringer Grad von Kenntniß der hiesigen Verhältnisse und ein nicht ganz und gar verdrehter Sinn dazu, um einzusehen, daß die Eheverhältnisse gerade eine der wundesten Seiten Berlins sind, und daß sie mehr, als vielleicht eine andere, der Heilung, wenn diese überhaupt möglich ist, bedürfen. Daß man übrigens endlich anfängt, die religiösen Fragen aus einem anderen Gesichtspunkte zu behandeln, davon gibt das neueste Schreiben des Königs über die Jahresfeier der Stiftung des protestantischen Bisthums von Jerusalem einen erfreulichen Beweis. Der König will nicht, daß man es seinetwegen, weil er es befohlen, oder weil er es wünsche, thue; er achtet die Freiheit seiner eigenen Glaubensgenossen, um so mehr ist daher zu erwarten, daß er Andersgläubige nicht in ihrem Gewissen und in ihrer Freiheit beunruhigen werde. Somit scheint denn, für einstweilen wenigstens, die Zeit vorüber, wo man den militairischen Commandostab auch auf die kirchlichen Verhältnisse anwandte. Was übrigens die freundliche Aufnahme Goßlers betrifft, und namentlich die vielen Zeitungsartikel von dem gemachten Eindruck und dem Unionsplane, so dürfte hierauf wohl weniger Gewicht gelegt werden. Denn es ist nur zu bekannt, wie der Thermometer des Berliner Enthusiasmus unveränderlich auf veränderlich steht; da ist es denn heute ein Liszt, Morgen eine Tänzerin, Uebermorgen G. Herwegh, deren flüchtiger, einen Tag dauernder Götzendienst gefeiert wird, und so kömmt denn auch einmal, der Abwechslung wegen, ein Pater Franziscaner an die Reihe, und die Müßigen laufen in seine Predigt, wie in das Theater, der Unterhaltung wegen, und um nachher einige Phrasen und Witze darüber machen zu können. Das schlimmste dabei ist nur, daß die hiesige Fadheit schon mehr als einen guten Magen verdorben und der täubende Weihrauch manchen Kopf schwindelig gemacht hat. Doch hof-

fen wir das Beste; denn abgesehen von dieser Frivolität der gebildeten Müßiggänger, so beurkundet doch auch diese Aufnahme eines Franziskaners, daß die Stellung, welche unsere Kirche in der öffentlichen Meinung einnimmt, eine ganz andre geworden ist; vor einigen Jahren hätte so etwas noch ganz unglaublich geschienen.

2. Aus Würtemberg.

Eine Frage, deren Lösung ohne Zweifel von tiefem Interesse für unser Land seyn wird, ist die über die Abschließung eines Concordates. Bekanntlich ging in der vorigen Ständeversammlung der Endantrag der Commission dahin, daß mit Beseitigung der Verordnung vom 30. Jan. 1830 mit dem römischen Stuhle ein Concordat abgeschlossen werde. Es ist bekannt, daß diese Verordnung einseitig von der Regierung ohne Zustimmung der übrigen gesetzgebenden Factoren erlassen wurde. Darum kann sie keineswegs auf jene Rechtskraft Anspruch machen, die ihr Fr. v. Maucler, übrigens mehr noch Hr. v. Schlayer zuerkennt, der S. 292 eine entgegengesetzte Ansicht ohne Weiteres für Hochverrath (!) erklärt, und nicht einmal zugibt, daß sie von den Standen einer Prüfung unterworfen werde, obwohl die Angelegenheit durch den Rechenschaftsbericht von 1833 vor das Forum der Kammern gezogen und von diesen noch nicht entschieden, folglich noch als schwebend zu betrachten ist. Die Einwendungen des F. v. M. gegen ein Concordat beruhen auf dem Satze, daß zu keiner Zeit und auch von katholischen Machten niemals zur Feststellung der landesherrlichen Oberaufsichtsrechte mit dem römischen Hofe unterhandelt worden sey, und daß die Grundsätze des katholischen Kirchenrechts in Betreff der bischöflichen Rechte bekannt seyen, wie denn eine solche Unterhandlung auch voraussichtlich ohne alles Resultat bliebe. Man sieht, daß F. v. M. über diese Verhältnisse ruhiger urtheilt, als der Rottenburger Domdecan, der S. 290 die überraschende Erklarung macht, daß gar kein Concordat eines protestantischen Fürsten mit dem päpstlichen Hofe möglich sey. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß eine solche Ansicht — mit dem Rechte der katholischen Unterthanen im schneidendsten Widerspruche steht, da das Vorgeben einer derartigen Unmöglichkeit mit der Behauptung ganz zusammenfällt, daß der Staat, welcher einen protestantischen Landesfürsten besitzt, protestantisch sey und ein Oberhaupt der katholischen Kirche nicht anzuerkennen volles Recht habe. Wo es immer keine Staatskirche, d. h. einzig berechtigte Confession gibt, da kann im strengen Sinne nie von einem katholischen

befriedigen können. Wären die Katholiken minder bereit, auch schon für das, was einer Erhörung ihrer Bitten und Klagen gleichsieht, Dank zu wissen, so wäre die jüngste Entfernung des Fr. v. Soden vom Directorium des Kirchenraths, was bis jetzt noch die einzige Einräumung ist, durch die sie begleitenden Umstände eher zur Erweckung entgegengesetzter Gesinnungen geeignet. Derselbe wurde zum Präsidenten der Kreisregierung zu Ludwigsburg, also nach Rang und Gehalt befördert, und zugleich Obertribunalrath v. Scheurlen und Fr. v. Holzschuher, Referenten der Majoritätscommission der zweiten, und der Minoritätscommission der ersten Kammer gegen die bischöfliche Motion, der erste zum Präsidenten des protestantischen Consistoriums, der zweite zum Präsidenten der Kreisregierung in Ulm erhoben. In keinem Falle wird nun Fr. v. Soden von Seite einiger Regierungsmitglieder alle Schuld an der sogenannten Verwicklung der katholischen Kirchenangelegenheiten zugewälzt werden können, da denn doch die, wenn auch etwas unfreiwillige Beförderung mit solchem Vorgeben in sonderbarem Widerspruch stände, und da Fr. v. S. in der Hauptsache Recht gehabt hätte, wenn er, wie aus guter Quelle verlautet, die Verantwortlichkeit mit der Erklärung von sich abgelehnt haben würde, daß ja der Kirchenrath durchaus dem Ministerium des Innern untergeben sey und nur dessen Befehle zu vollstrecken habe. Indessen lassen wir doch nicht alle Hoffnung sinken. Und es ist im Rath Sr. Majestät des Königs zumeist Fr. v. M. in dessen weise Besonnenheit und leidenschaftslose Umsicht wir das Vertrauen setzen, daß er — bisher vielleicht nur deßhalb in Worten abweisend, um für die Regierung den Schein zu retten — sich desto dringender für Befriedigung der katholischen Wünsche und Klagen verwende und einem Zustand ein Ende mache, der für Regierung und Volk nachgerade immer peinlicher werden muß und nimmer zur Wohlfahrt des sonst so glücklichen Landes ausschlagen kann.

3. Aus Westphalen.

Aus **Westphalen.** Schon früher habe ich Ihnen von dem erfreulichen Entstehen und Gedeihen des kleinen barmherzigen Schwester-Institutes zu Arnsberg, im Herzogthum Westphalen, berichtet, und bin nun durch eine neuerliche Reise Augenzeuge sowohl der segensreichen Wirkungen, wie auch der immer weitergreifenden Theilnahme geworden, welcher sich nicht bloß dieses Institut, sondern auch verschiedene andere, zum Theil noch in der Gründung begriffene, im Rheinland und Westphalen

erfreuen. Schon hat man der Gnade Seiner Majestät des Königs von Preußen in dieser Beziehung überall eine kräftige Hülfe zu danken, und mit wahrer Freude sieht man die Aufmerksamkeit des Monarchen einer Sache zugewandt, in der jeder Menschenfreund einen unerschöpflichen Segensquell für die Zukunft erblickt. — Arnsberg, eine an sich zwar kleine, aber während aller Wechselfälle der letzten Jahrzehende, als Mittelpunkt des Herzogthums, nicht unbedeutende Stadt, entbehrte, wie sehr sich auch die Bevölkerung und der Beamtenstand hob, sammt seiner Umgebung, auf große Strecken hin, jede Art von milder Anstalt. Jetzt, da sich überall ein besserer Geist zu regen beginnt, wurde ein solches Bedürfniß, besonders das der Armen- und Krankenpflege, um so fühlbarer, als die Zunahme des Beamtenstandes und der Fabriken, weder hier noch sonst wo, die Bürgerklassen, am wenigsten die niederste, zu bereichern pflegt. Durch die Bemühung des Arnsberger Frauenvereins, an dessen Spitze zwei verdiente Frauen aus dem höhern Beamtenstande stehen, wurden also, wie Sie aus meinen früheren Mittheilungen ersahen, zwei barmherzige Schwestern aus Münster nach dieser Stadt berufen. Durch milde Beiträge hat man ein kleines Capital beigebracht, das, sammt den 150 Thalern, welche der König jährlich zur Deckung des Miethzinses spendet — Ihre Majestät die Königin sandte erst jüngst, bei ihrer Anwesenheit in den Rheinlanden, ein Geschenk von 200 Thalern — und mit Hülfe der laufenden Beiträge eine jährliche Einnahme von 4 bis 500 Thlrn. sichert. Diese laufenden Beiträge aber sind gerade darum, weil der Mittelstand schwach ist, gering und unsicher, und dehnen sich, da die Umgegend noch keinen Nutzen von dem Institute tragen kann, auch nicht auf dieselbe aus. Mit so wenig Mitteln aber, auch das Inventarium ist noch sehr dürftig, mußten vorläufig langwierige, unheilbare Krankheiten, elende Kinder und Alte, so wie auch die Bedürftigen, aus den anliegenden Dörfern selbst, ausgeschlossen bleiben von der Krankenpflege im Hause, das nur drei ziemlich schlechte Zimmer, und eine noch schlechtere Küche bietet. Bei solchen Bedingungen geschieht es denn wohl, daß die guten Schwestern, welche nur an der Arbeit im Weinberge des Herrn ihre Lust finden, in dem Hause selbst keinen Bedürftigen zu beherbergen, und nur den Auswärtigen beizuspringen haben. — Kein Wunsch also drängte sich lebhafter bei Betrachtung dieses, noch in der Entfaltung begriffenen Institutes auf, als daß ihm größere Räume zur Aufnahme der Bedürftigen gegeben werden möchten, die, aus weitern Kreisen genommen, dann auch aus weitern Kreisen Zufluß für den Lebens-

unterhalt und Pflege finden würden. Möchte sich daher bald die gehegte Hoffnung erfüllen, daß Se. Maj. der König von Preußen der schon erzeugten Gnade die größere, die Ueberweisung eines eigenen Hauses hinzufüge, damit die vorhandenen Summen lediglich zum Unterhalte verwendet werden könnten! — Auch in Paderborn sah ich das Institut der barmherzigen Schwestern, und erfuhr, wie dort ebenfalls ein allgemeines Interesse sich mit Erneuerung desselben beschäftigt, da nämlich dort Local und Fonds wenig zu wünschen übrig lassen, wohl aber das Institut selbst in seiner geistlichen Disciplin, d. h. in seinem wesentlichen Werthe erschüttert war. Von den frühern Schwestern ist jetzt nur eine, und eine Layenschwester, denen die Sorge für das Ganze obliegt, geblieben, und man wendet sich, während sich allerdings Novizinnen aus dem Lande genug melden, um erfahrene Hülfe zur Reorganisirung nach den Mutterhäusern von Straßburg und München, weil der dortige Orden den Regeln des heil. Vincentius Paulus unterworfen ist. Das Gebäude ist das alte Kloster der Capucinessen, von denen noch zwei Schwestern darin übrig geblieben, die aber den bei weitem größern Theil des obern Stockes der Gebähranstalt räumen mußten, während der untere Theil den barmherzigen Schwestern, die noch zur Zeit Raum genug hatten, abgetreten wurde. Da indeß der Uebelstand dieser Combination in die Augen springt, so hofft man, daß ihm bald abgeholfen werde. — In Geseke dagegen, einer kleinen Stadt ohnweit Paderborn, steht das, vom Staate begründete Leprosenhaus des Landes ebenfalls unter der Pflege der barmherzigen Schwestern, und ist in einem blühenden Zustande. Auch in Bonn am Rhein, wo bei der außerordentlichen Armuth der niedern Klassen schon so lange neben der Clinik der Universität das Bedürfniß einer eigentlichen regulirten Armen-Krankenanstalt gefühlt ward, hat man sich nach langen Differenzen zwischen den beiden Confessionen — da nämlich die Protestanten für die ihrige den barmherzigen Schwestern Diaconissinnen an die Seite setzen wollten — dahin vereinigt, daß den protestantischen Kranken besondere Räume gegeben werden. Neuerdings wurde die Erbauung eines neuen Krankenhauses für die barmherzigen Schwestern beschlossen. — Als erfreuliches Resultat der christlichen Mildthätigkeit habe ich Ihnen auch noch zu erzählen, daß sich für die so lange, in großer Armuth zerstreute und ohne Kirche lebende katholische Gemeinde in Plettenberg zu Westphalen ein immer größeres und thätiges Interesse regt; daß allein von dem Missionsverein in Bayern 1000 fl. für sie eingegangen, und hoffentlich bald, wenn der guten Gaben immer

mehrere kommen, ein neues Gotteshaus die Verlassenen in seinen geweihten Mauern aufnehmen wird.

4. Aus Baden.

Aus Baden sind meine Nachrichten immer noch wenig erfreulich. Die Majorität der Katholiken dieses Landes läßt sich von der ohnmächtigen Minorität der Protestanten willenlos handhaben und hudeln, weil es ihnen leider an regem Interesse, an Muth und Rührigkeit, und an Einigung unter sich und thätigem Zusammenwirken gebricht. Die liberale Parthei könnte ihnen in ihrer weitverbreiteten Verbindung, wodurch sie ein Netz über das Land gezogen, in ihrer inneren Organisationund geordneten Wirksamkeit, worin die Regierung sie bisher noch wenig gestört, und der nöthigen Entschiedenheit ihres Auftretens und dem Vertrauen auf den Erfolg ihrer Sache, ein belehrendes Beispiel gewähren. Statt dessen sitzt man ruhig und geduckt, jammert und winzelt und läßt die Dinge gehen, wie sie eben wollen, in der naiven Hoffnung auf Regierungsabhülfe. Wer sich aber nicht selbst helfen kann und mag, dem ist auch nicht wohl zu helfen. Aeußere Rechte und Bedeutung sind nur durch Macht zu erlangen, Macht aber nur durch innere und äußere Kraft, wovon jene nur durch Muth und Vertrauen, diese durch Einigung gewonnen wird. Das Traurigste bei der Sache ist der fast allgemein herrschende geistige Tod; wer kein Interesse an der frivolen Miser des Tages nimmt, der läuft Gefahr, in dem Sandmeer der Langeweile zu verkommen.

Das Ministerium hat gegenwärtig viel mit der Besetzung des neu kreirten katholischen Oberkirchenrathes zu thun. In der Sache ist eigentlich Nichts vorgegangen, als man hat der alten Ausgabe einen neuen Titel vorgedruckt und dem Ministerium den Oberkirchenrath untergeordnet, während die alte Section eine Abtheilung des Ministerii des Innern vorher bildete. Die Regenten der Kirchensachen sind also um einen Grad im Cours gestiegen, und damit, wie mir scheinen will, auch das Verhältniß der Curia, die factisch nicht über jenen Kirchenrath sich zu erheben wagt. Nicht besser, als mit der Curia, steht es bereits an der Universität daselbst, die eine katholische ist und seyn soll. Es sind aber bereits, wenn ich nicht irre, nicht weniger als acht Protestanten als öffentliche Lehrer angestellt und einer als Privatdozent.

An der Universität ist es bereits durch das Uebergewicht des Protestantism dahin gekommen, daß man damit umgehen soll, katholische

Stipendien den Protestanten zuzuwenden, die Verwaltung des Krankenspitals einem Protestanten zu übertragen; und daß diese Herren bei allen Endurtheilen die Haupt- und Entscheidungsstimme führen und die Katholiken ihnen die Stühle halten.

Im abgewichenen Jahre starb in Meersburg, an den Folgen eines Nervenschlages, der bisherige Director des katholischen Schullehrerseminars daselbst, Herr Nabholz. Unser Kampf mit diesem Manne, dem wir die ewige Seligkeit wünschen, ist nun zu Ende, und sein Wirken in unserm Lande, ob es gut, ob es böse gewesen, ist vom menschlichen Urtheile dem Gerichte eines höhern Richters, dem jeder Knecht steht und fällt, anheimgefallen. Darum Friede seiner Asche!

Durch diesen Todesfall ist indessen eine Schwierigkeit mehr zwischen dem Bischof und der Regierung hinweggeräumt, und beiden eine Gelegenheit geboten, was man bisher versäumt oder verkehrt gemacht, zum Bessern jetzt zu wenden, und jenen Wünschen und Beschwerden, die in den „katholischen Zuständen" und im „Katholiken" (vom Jahrg. 1842, Heft II, p. 133) sich erheben, für die Zukunft zu beseitigen. Wahrlich es ist nicht Noth, daß ferner im ganzen Lande hin das Scherrthum den Bauern beim Bierkrug gepredigt, den Geistlichen lichter und dunkler Farbe Hindernisse aller Art in den Weg gelegt, die Gemeinden und ihre Lasten mit unehelichen Kindern bereichert werden; oder gar junge Volkslehrer aus „kindlicher Sehnsucht nach Gott" und aus „übel belohnter Liebe" zum schönen Geschlecht ihr Leben mit dem Selbstmorde enden.

Ist es leider nicht die Einheit kirchlicher Gesinnung, die dem badischen Clerus nachzurühmen, widersprechen sich indeß seine Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen noch so sehr, so ist es doch Eines, worin die Männer jedweder Färbung, Geistliche der entgegengesetztesten Ueberzeugung sich harmoniren, es ist dieß die höchste Unzufriedenheit mit dem jungen Lehrerstande. Da ist nur eine Klage, du magst Umfrage halten oben oder unten im Lande. Es ist dieß eine Thatsache, die weder zu läugnen noch zu umreden ist. Und an Beschwerden, den Lehren und Leben und den Thaten der jungen Schullehrer entnommen, die aus den Häusern hervorgegangen, denen der Verblichene vorgestanden, an solchen bei der Regierung erhobenen Beschwerden fehlt es auch nicht. Erst vor Kurzem wurde eine derartige Beschwerdeschrift, begründet durch mehrjährige traurige Erfahrungen, einer hohen Behörde eingesandt. Es ist sehr zu wünschen, daß so allgemeine und so schreiende Beschwerden und Klagen ein geneigtes Ohr finden mögen, unterstützt von den

sauren Früchten, die in jüngster Zeit den Steuerern im Schiffe unsers Staates eine Lehre zu kosten gab, die man nur allzulange im Lande sorgsam gepflegt und großgezogen im Wurzelstocke unserer Bildung, wie in seiner Krone. Ist der Staat darüber übereingekommen, daß die Lehrer der katholischen Volksschule bloß die Rudimente des „rationalen Christenthums", d. h. des neuen Heidenthums lehren, und schon in frühester Jugend den grausen Samen jedes negativen Wissens in die Herzen seiner Bürger streuen sollen, das der Regierung seit einer Reihe von Jahren das Leben wenig erfreulich gemacht, dann ist die Weise, wie man's bisher in den niedern, und oft auch in höhern Pflanzschulen unserer Volksbildung getrieben, ganz die rechte Art. Doch glauben wir aus allen Zeichen zu entnehmen, man wolle, durch die Erfahrung derb belehrt, solches nimmermehr. Allein, ist die Kuh dem Stall einmal entlaufen, so hilft es wenig mehr, mit politischen Traktätchen die Thüre zu schließen. „Principiis obsta"! ist ein alter Spruch, der Männern, die einen Staat zu lenken sich berufen halten, in seiner ganzen Tiefe aufgeschlossen und wohlbegriffen in der Seele liegen sollte. Ist dieses aber nicht der Fall, so wäre es an der Stelle, daß die hohe Geistlichkeit, ihre Pflichten wahrend, und, wie ihr hoher Beruf es mit sich bringt, den hohen Herren, wo nicht die Kirchenlehre, doch wenigstens den Sinn der „Weisheit auf der Gasse" erschlöße und erklärte, zumal da des Fürsten und seines Hauses Wohl mit jenem von der Kirche steht und fällt. Denn „durch mich", steht von der göttlichen Weisheit, die bei der Kirche ist, geschrieben, „durch mich regieren die Könige und verordnen die Gesetzgeber, was Recht ist. Durch mich herrschen die Fürsten und verordnen die Gewaltigen Gerechtigkeit".

5. Aus preußisch Schlesien.

Ich theile Ihnen beiliegend zwei Actenstücke mit, die dermalen bei uns den Gegenstand der allgemeinen Besprechung bilden, und in deren Folge die Stimmung unserer Provinz gegenwärtig eine trübe ist, da sie schon vorher durch den unbegreiflichen und unerhörten Beschluß der weltlichen Gewalt, dem von Capitel erwählten Administrator ihre offizielle Anerkennung zu versagen, und somit allen gesetzlichen Bestand der Kirche in Frage stellend, nichts weniger als eine erfreuliche war. Ich beginne also zuerst mit dem jüngsten Erlasse unseres Hrn. Administrators, der also lautete:

„Es ist seit Kurzem wiederholt vorgekommen, daß Diöcesanen aus

der Erzdiöcese Posen und Gnesen in die Diöcese Breslau herüber kommen und einige Zeit sich in derselben aufhalten, um auf diese Weise ein Domicilium zu begründen, und die eheliche Einsegnung, welche in der Heimath, in der Regel wegen Religionsverschiedenheit, ihnen verweigert wird, hier und zwar ohne Dimissorialen, oder doch ohne Aufgebotsschein zu erhalten. Darüber haben Seine Erzbischöfliche Gnaden, der Herr Erzbischof von Posen und Gnesen, Herr von Dunin, mit Recht bei mir sich beschwert, weil ein solcher Aufenthalt zur Umgehung der Diöcesanverordnungen, nach canonischem Rechte, nie ein Domicil begründet, und dauerte er selbst über ein Jahr. Mithin sind solche Trauungen, als welche weder nach der vom Concil von Trient vorgeschriebenen Form, noch nach einer andern vom Staate genehmigten vollzogen werden, ungültig, auf jeden Fall sehr zweifelhaft, und der Geistliche, der sie verrichtet, ist ipso jure suspensus. Ich muß sie daher aufs strengste untersagen".

„Ferner habe ich gefunden, daß einige Geistliche der Meinung sind, sie könnten alsdann gültig trauen, ohne Parochus proprius zu seyn, und ohne Dimissorialen von demselben erhalten zu haben, wenn der Trauact von einem akatholischen Geistlichen bereits ist vollzogen worden. Das ist aber keineswegs der Fall, denn sie üben unbefugter Weise einen Jurisdictionsact aus, verfallen ebenfalls ipso jure in die Suspension, und ihr Trauungsact ist nichtig".

„Um überhaupt die vielen Widersprüche, welche in der Diöcese in Bezug auf die Einsegnung gemischter Ehen obwalten und selbst unter die ehrwürdige Diöcesangeistlichkeit den Saamen der Zwietracht streuen, endlich zu heben, so verordne ich, daß der gesammte Diöcesanclerus an das Breve Pius VIII. vom 25. März 1830 in Sachen der gemischten Ehen sich halte, und es mit Rücksicht auf die Staatsgesetze beobachte, d. h. nur dann gemischte Ehen traue, wenn die in dem päpstlichen Breve geforderten Cautiones irgend wie von selbst geleistet werden. Widrigenfalls können die Aufbietungen geschehen (wegen etwaiger anderwärtiger Hindernisse) und attestirt werden mit Beifügung des Grundes, warum die Trauung katholischer Seits verweigert wird".

„Von den Vergünstigungen obigen Breves sind jedoch die Schullehrer und alle Kirchenbeamten deßhalb ausgeschlossen, weil sie auch durch ihr eheliches Leben der Gemeinde nicht nur kein Aergerniß geben, was bisher vielfach durch deren gemischte Ehen geschehen ist, sondern durch ihr gutes Leben vorleuchten sollen. Die Schullehrer sind demnach nicht zu trauen, wenn sie auch von selbst die vorgeschriebenen Cautiones lei-

steten; im Gegentheile, wenn sie in der evangelischen Kirche sich trauen lassen, sind sie vom Genuß der heiligen Sacramente ausgeschlossen, denn ihre matrimonia sind nur matrimonia valida".

„Zugleich trage ich den H. H. Pfarrern hiemit auf, jeden dergleichen Fall sofort anzuzeigen, damit in Hinsicht ihres Amtes das Nöthige verfügt werde. Was die Anwendung der im genannten Breve erwähnten assistentia passiva betrifft, so behalte ich mir in jedem einzelnen Falle die Genehmigung vor".

Breslau den 24. October 1842.

Capitular-Vicar und Bisthums-General-Administrator.

In Folge dieses Erlasses machte in dem hiesigen Amtsblatte Se. Exc. der Königl. Wirkl. Geh. Rath und Oberpräsident der Provinz Schlesien v. Merkel folgende allerhöchste Kabinets-Ordre bekannt. „Es ist Mir von dem Minister der geistlichen Angelegenheiten angezeigt worden, daß der Domherr Ritter, obwohl er in der Eigenschaft als Capitularvicar des Bisthums Breslau von Staats wegen niemals anerkannt worden, sich unterfangen hat, in einem Augenblicke, wo der neuerwählte Fürstbischof seine Bestätigung erwartet, durch ein Rundschreiben an die Geistlichkeit jenes Bisthums am 24. October d. J. neue Bestimmungen über die Behandlung der gemischten Ehen zu erlassen, ohne sie zuvor der Staatsbehörde mitzutheilen, und die nach den Landesgesetzen (Allgemeines Landrecht Th. II. Tit. 11, S. 117) zur Bekanntmachung solcher neuen Verordnungen erforderliche Genehmigung des Staats einzuholen. Ich habe diese Anmaaßung des Domherrn Ritter mit besonderem Unwillen vernommen, und erkläre demnach, daß diese von einem, von Mir nicht anerkannten Bisthumsverweser und mit Nichtachtung der Landesgesetze erfolgten Bestimmungen für nicht erlassen zu betrachten sind, und denselben in keiner Weise Folge gegeben werden soll. — Meinen sämmtlichen Behörden, insbesondere aber dem Minister der geistlichen Angelegenheiten, befehle Ich hiedurch gemessenst darauf zu halten, daß diesem Meinem Königlichen Willen gemäß in dem Bezirke der Diöcese Breslau verfahren werde. — Das Staats-Ministerium hat diesen Befehl durch die Amtsblätter der Provinz Schlesien zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. — Charlottenburg den 21. Dezember 1842, (gez.) Friedrich Wilhelm. — An das Staatsministerium". —

Dieß sind die beiden Aktenstücke, erlauben Sie mir, daß ich, zur

bessern Verständniß Ihrer Leser, einige Bemerkungen daran anknüpfe, und Ihnen einige factische Andeutungen über Veranlassung und die nähern Umstände gebe.

Was könnte nicht schon darüber gesagt werden, daß diese Cabinetsordre zwei volle Monate nach geschehenem Erlaß des Bisthumsverwesers gerade zu einer Zeit erschien, wo man sich der Bestätigung des erwählten Fürstbischofs ganz versichert zu halten keinen Anstand mehr nehmen konnte. Denn es waren Nachrichten nach Berlin gekommen, daß das Consistorium vom 24. Dez. den Breslauer Bischof präconisiren werde. Hier aber wäre die Beamtenklugheit einmal wieder gescheitert, da das Consistorium erst im Anfang Februar d. Js. stattfinden soll, und man also vor der Bestätigung sich über die Cabinetsordre in Rom aussprechen kann. Es ist eitle Hoffnung, wenn man glaubt, eine Büreaukratie, wie die unsere, könne jemals dem Katholicismus sein ihm gebührendes Recht widerfahren lassen. Selbst ein gutgesinnter und nach Unpartheilichkeit suchender Monarch wird der protestantischen Intoleranz gegenüber eine schwere Stellung haben.

Ueber die Geschichte des Erlasses in die Diöcese Schlesiens ist Folgendes zu bemerken: Bei der Uebernahme der Bisthumsadministration war nichts so nothwendig, als die Regulirung der Praxis in gemischten Ehesachen. Denn sie hatte durch das Nichtsthun des abgegangenen Bischofs in ein wahres Chaos sich verloren. Alle aus der Diöcese an ihn eingelaufenen Anfragen, Wünsche und Klagen, nicht einzelner Pfarrer, sondern ganzer Archipresbyterate, wurden ad acta gelegt. Die nothwendige Folge solch einer Vernachlässigung des Hirtenamtes war vorauszusehen, und ist mit der nothgedrungenen Resignation des Bischofs eingetreten. Was war nun aber natürlicher, als daß alle die unberücksichtigt gebliebenen Desiderien, nach geschehener Eröffnung der Bisthumsadministration, von neuem wieder auflebten und von allen Seiten in der Kanzlei des Administrators sich einfanden. Darum hätte eigentlich die Befriedigung dieses allgemeinen Diöcesanbedürfnisses der erste und gleichsam der Eröffnungsschritt der activen Administration seyn sollen; um so mehr, da den übrigen Diöcesen Preußens das Verfahren nach dem Breve Pius VIII. bereits zugestanden war. Die königliche Regierung konnte es folglich der ältesten Diöcese gewiß nicht verweigern wollen. Indessen wollte doch der Administrator, trotz des Sturmes von Anfragen und Klagen und Wünschen, mit der größten Vorsicht zu Werke gehen. Er zögerte, und vielleicht zu lange, ehe er

sich zu seinem Erlaß in die Diöcese entschloß. Aber auch jetzt handelte er nach dem Gesetz. Er theilte seinen Erlaß, vor dessen Aussendung in die Diöcese, im Monat April v. Js. dem Minister Eichhorn Excell. und dem Oberpräsidenten der Provinz Schlesiens, Hrn. von Merkel, zur Genehmigung mit. Aber von keiner Seite würdigte man ihn einer Antwort, oder vielleicht besser, man glaubte ihm keine Antwort geben zu dürfen, weil ihn der König bloß de facto als Administrator bestehen ließ, ohne ihm seine Billigung zu geben. Darum war auch für die Behörden ein Bisthumsadministrator gar nicht vorhanden. Man kannte nur den Domherrn Ritter, und wo in kirchlichen Nachrichten für die hiesigen Zeitungen, oder für das schlesische Kirchenblatt der Titel Administrator mit Beziehung auf den Domherrn Ritter sich geltend machte, da wurde er von dem Censor gestrichen. Dieses Streichen dauerte fort bis in die letzten Monate des vorigen Jahres, wo man anfing, die Bisthumsadministration als ein Lebensmoment der Diöcese anzuerkennen, denn es passirten mehrere Artikel, worin der Name Administrator stehen geblieben war. Indessen scheint man doch eine officielle Verbindung mit dem Administrator nicht für thunlich erachtet zu haben. Wenigstens erhielt Dr. Ritter auch nach mehr als halbjährigem Warten keine Antwort auf seinen mitgetheilten Erlaß. Während dieser Zeit hatten aber die Anfragen und Klagen aus der Diöcese nicht abgenommen. Sie waren nur noch stürmischer geworden. Man fing schon an, mit der Administration höchst unzufrieden zu werden, und Herr Ritter ging der Zeit entgegen, sich ebenfalls nicht mehr halten zu können. Was konnte er thun? Eine noch längere Verschiebung des Erlasses konnte die vorhandene Unzufriedenheit der Diöcese drohend werden lassen, darum entschloß sich Herr Ritter einen Schritt zu thun, den er auch, ohne Staatsgenehmigung, als einen rein kirchlichen glaubte thun zu können und thun zu müssen. Es war unter solchen Umständen keine beabsichtigte Opposition gegen die Regierung, wie man in Berlin angenommen zu haben scheint, es war vielmehr die eiserne Noth, welche dazu drängte, und so erging der Erlaß in die Diöcese, um der chaotischen Praxis in gemischten Ehesachen Form und Gestalt zu geben.

Es ist jedoch mit Beziehung auf den ausgegebenen Erlaß Folgendes zu bemerken: Diejenige Form, worin er ursprünglich dem Minister und dem Oberpräsidenten eingereicht worden ist, enthält noch nicht die Bestimmung über die katholischen Schullehrer, worin diesen das Eingehen gemischter Ehen verboten wird. Diese Bestimmung, welche man

in Berlin mit Unrecht für eine neue Verordnung angesehen zu haben scheint, ist ebenfalls ein Erzeugniß der Noth gewesen. Was zunächst diesen letztern Punkt betrifft, so ist es wahrlich ein namenloser Jammer mit unseren katholischen Elementarschulen-Verhältnissen in den gemischten Ortschaften Schlesiens, wo insbesondere die Katholiken in der Minderzahl sich befinden. Darüber wäre ein ganzes Buch zu schreiben. Möge hier nur Einiges folgen, was mit der erwähnten Bestimmung in dem Ritter'schen Erlaß zusamenhängt. Sie werden daraus entnehmen können, was es mit dem hohen Schutz unserer Bureaucratie, wo es katholische Rechte zu schützen gilt, für ein Bewandtniß habe. Es wird Ihnen unglaublich scheinen, was für ein unsägliches Scandal das katholische Schlesien in seinem Schullehrerpersonal empfinden muß, und was für ein Abgrund dadurch der katholischen Schuljugend von Kindesbeinen an schon geöffnet wird. Werden Sie es ohne Verwunderung glauben, daß Fälle vorgekommen sind, wo katholische Schullehrer sich scheiden ließen, und bei Lebzeiten der geschiedenen Frau, unter dem Schutze der weltlichen Regierung, eine zweite Ehe eingegangen sind? Ja, werden Sie es glauben, daß da, wo die geistliche Behörde auf die Entfernung solcher Schullehrer aus ihrem Amte drang, die weltliche Regierung den schmachvollen Ehebrecher mit seiner Concubine in seiner Stellung schützte? Eben so gibt es katholische Schullehrer in Mischehen, die am Sonntage, anstatt ihrer Ecclesiastenpflicht in dem katholischen Cantorstuhle nachzugehen, ihren Frauen zur protestantischen Kirche folgen, ganz im Widerspruch mit dem bekannten Worte, daß die Frau dem Manne zu folgen hat. Was aber noch jüngst unter der jetzigen Bisthumsadministration in der Stadt N—ch. sich ereignet hat, möchte Ihnen vielleicht noch unglaublicher erscheinen. Die drei katholischen Lehrer daselbst leben alle in gemischten Ehen, wovon der Dritte hier insbesondere zu erwähnen ist. Er verlobte sich mit seiner leiblichen (protestantischen) Nichte und meldete sich zur Trauung. Als man ihn auf das vorhandene Ehehinderniß hinwies und die kirchliche Dispens als unerläßlich vorstellte, so mochte er sich nicht dazu verstehen, wegen solchen Grundes die Schließung seiner Ehe noch aufzuschieben. Er wandte sich an die königliche Regierung mit der Bitte um Dispens von der katholischen, und um Anweisung zur protestantischen Trauung. Die königliche Regierung säumte nicht, diese Bitte zu erfüllen, und bevollmächtigte den protestantischen Prediger zu N—sch. zur Trauung des für den katholischen Schullehrer sacrilegischen Ehebundes. Sie werden an diesen wenigen Proben schon genug haben, um sich ein Bild zu

entwerfen von demjenigen Schutzpatron, den die Kirche Schlesiens an unserer Beamtenhierarchie alter Schule hat. Nun aber frage ich Sie: Was sollte denn der Bisthumsadministrator unter solchen Vorgängen thun? Was sollte er anfangen, da die katholische Bevölkerung dieses Alles himmelschreiend fand und die Geistlichkeit in immer steigendere Unzufriedenheit und Aufregung kam? Es that also Noth, diesem Scandal in der katholischen Schullehrerwelt ein Ende zu machen und die gemischten Ehen in ihr künftig gänzlich zu untersagen, damit es nicht wieder neue Gelegenheit gebe, wo die königliche Regierung das Patronat über solche katholische Schullehrer zu üben fortfahre, welche de facto von der Kirche excommunicirt sind. Und so kam es, daß der Bisthumsadministrator dem in die Diöcese ergangenen Erlaß die Stelle über das Verbot der gemischten Ehen im katholischen Schullehrerstande noch hinzufügte. Aber gerade dieses Zusatzes wegen scheint die königliche Cabinetsordre den Vorwurf auszusprechen, Herr Ritter habe, ohne Mittheilung an die königliche Regierung, neue Verordnungen erlassen. Allein diese neue Verordnung war durch die längst bestehenden, himmelschreienden Mißbräuche eine unabweisbare Nothwendigkeit.

Haben doch die Schullehrer ursprünglich und durch alle Zeiten in der katholischen Kirche unter der unmittelbaren Jurisdiction des Bischofs gestanden *)? Dann aber ist das Verbot der gemischten Ehen im Schullehrerstande so völlig kirchlicher Natur, daß es höchst unpassend ist, hier das preußische Landrecht zur Hintertreibung desselben in Anwendung bringen zu wollen. Außerdem aber macht die königliche Cabinets-Ordre auch noch den andern Grund geltend, der für sie gleich als Basis untergelegt wird, daß nämlich Hr. Ritter eine Anmaaßung begangen, weil er kein vom König anerkannter Bisthumsadministrator sey. Man hat sich auch selbst von protestantischer Seite gefragt: wo denn das königliche Anerkennungsrecht eines von

*) War ja doch in der Vergangenheit diese Unterordnung der Lehrer unter die kirchliche Autorität noch eine ganz andere als gegenwärtig. Ist es ja bekannt, daß die Schullehrer von Anbeginn in der katholischen Kirche zu den Ecclesiasten gehört haben. Sie standen mit den übrigen Kirchendienern auf gleicher Linie, so fern diese mit den Schullehrern in die vier kleineren Weihen eintraten. Sie sind folglich ursprünglich Mitglieder des niedern Clerus, der aus den Acolyten, Ostiariern, Exorcisten und Lectoren besteht. Von diesen vier Classen hat die griechische Kirche bloß die Lectoren in ihrem Clerus, aus denen sowohl in ihr als auch in der lateinischen Kirche die Schullehrer hervorgegangen sind.

einem Domcapitel gewählten Bisthumsadministrators sich herschreibe? Man hat sich ferner gefragt: ob denn darin nicht eine factische Anerkennung liege, wenn man erklärt: man wolle seiner Administration kein Hinderniß in den Weg legen, könne aber der gewählten Person die königliche Billigung nicht geben? Mögen Sie nun daraus entnehmen, wie das Erscheinen der Cabinets-Ordre, die selbst den einsichtigen Protestanten nicht ganz recht war, auf die katholische Bevölkerung Schlesiens gewirkt habe. Ein tiefer Schmerz durchzog und durchzieht noch die ganze Diöcese. Das aufgeblühte Vertrauen ist geknickt. Eine neue Furcht vor der längst gefühlten Intoleranz der königlichen Localbehörden ist wieder eingetreten. Der Glaube, daß es durch die milde und väterliche Gesinnung des erhabenen Monarchen besser werden und manchen Uebelständen werde abgeholfen werden, ist durch Zweifel verdüstert. Daß aber diese Besorgniß kein Wahnglaube sey, daß sie ihren guten historischen Grund habe, mögen Sie daraus entnehmen, daß gerade unter dem jetzigen Regime eine geheime Ordre des Justizministers an alle Pupillencollegien Schlesiens ergangen ist, welche vorschreibt, daß man auf das strengste darauf halten solle, alle Kinder aus gemischten Ehen, wo der Vater protestantisch sey, unter Anwendung des Gesetzes zur protestantischen Religion zu bringen, um dadurch dem Einfluß der katholischen Geistlichkeit entgegen zu wirken. Auch in dieser Sache müssen wir von dem rex male informatus an den rex bene informandus appeliren. Denn sollte wohl der König um diese Local-Ordre Mitwissenschaft haben? Und was geschieht nun in Folge dieser Ministerialverfügung? Man geht von der Zeit ihres Daseyns mit einer wahren Grausamkeit zu Werke. Wo katholische Wittwen aus gemischten Ehen mit Kindern sich befinden, wird polizeilich nachgespürt, was letztere für eine Schule besuchen. Findet sich, daß sie ihren Gang in die katholische Schule nehmen, so wird der Mutter angekündigt, daß sie ihre Kinder in die protestantische Schule zu schicken gesetzlich verpflichtet sey. Will die Mutter sich sträuben und die Kinder dem polizeilichen Befehl nicht unterwerfen, so wird sie zur Strafe eingesperrt und die Kinder durch die Polizei aus der Schule herausgenommen, und in die protestantische geführt *). Man konnte nun solch ein rücksichts-

*) Es scheint also, daß man für den umgekehrten Fall, wenn der Vater katholisch war, keineswegs in dieser geheimen Ordre die gleiche Vorsehung getroffen, und allerdings sind uns wohl Fälle bekannt, wo man nach diesem einseitigen Pricip verfahren, während wir uns nach entgegengesetzten vergebens umgesehen. Anm. d. Red.

loses Verfahren nach dem Satze: summum jus summa injuria immer noch ein rechtliches nennen. Aber man beschränkt sich nicht einmal auf diesen Satz, sondern man vergißt auch sogar auf das summum jus und läßt bloß die summa injuria schalten und walten. Dieses ist nämlich in mehreren constatirten Fällen geschehen, wo die katholische Kindererziehung von dem verstorbenen protestantischen Vater (in einem Falle) sogar schriftlich stipulirt war, in einem andern Falle aber durch zwei Zeugen erhärtet werden konnte. Aber alles dieses wird von den Localbehörden nicht beachtet und dadurch eine ungesetzliche Gewalt gegen die Mutter und Kinder aus gemischten Ehen geltend gemacht. Lassen Sie mich abbrechen in dem Referate eines Zustandes der katholischen Bevölkung Schlesiens, der, wie Sie sehen, ein sehr gedrückter ist, und an eine ecclesia pressa uns sehr lebhaft erinnert. Wir wollen daher auf Gott vertrauen, da hier nur eine höhere Hülfe erfleht werden kann.

XXII.

Die Allgemeine Zeitung und die Historisch-politischen Blätter.

In unserer Betrachtung über die deutsche Presse und G. Herwegh haben wir die Haltung der Allgemeinen Zeitung von Augsburg zum besonderen Gegenstande unserer Beurtheilung gemacht; in ihrer Nummer vom 30. Januar hat ihre Redaction eine Erwiederung auf unsere Bemerkungen ergehen lassen. Sie stellt sich darin als das beklagenswerthe Opfer einer ungerechten Kritik dar; an einzelne, aus der Gereiztheit des Augenblickes entsprungene Worte ihrer Tagscorrespondenten uns haltend, und aus herausgerissenen, zum Theil mißverstandenen Stellen ein Zerrbild schmiedend, hätten wir ihre Verdienste um die Vertheidigung conservativer Principien gegen den steigenden revolutionären und antichristlichen Wahnsinn verkannt, und statt ihr die Hand zu reichen, ihr

den Strick um den Hals und den Stock zwischen die Füße geworfen. In dem wehmuthvollen Tone für Undankbare großmüthig sich aufopfernder Seelengröße hüllt sie zum Schlusse sich in den Mantel verkannter Tugend und Unschuld, und findet ihre Beruhigung einzig in dem tröstlichen Gefühl, unbekümmert um den Undank der Welt, das Rechte und Wahre, das Große und Heilige nach Kräften gefördert zu haben, dabei Allen zu bedenken gebend, welch ein Unglück es für die Menschheit sey, wenn eine, die ganze Welt so großartig mit dem Ringe seiner Correspondenzen umfassendes Blatt, wie die Allgemeine Zeitung, ungerechten Anfeindungen erliegen und zu Grunde gehen sollte.

Dieser Erwiederung sey es uns erlaubt, einige Worte zu entgegnen, da wir Niemand über den Sinn und die Absicht unserer Beurtheilung, so wie über unser Verhältniß zur Allgemeinen Zeitung auch für die Zukunft in Zweifel lassen möchten. Wir werden ihr daher in ihrer oratio pro domo Schritt für Schritt folgen, und mit unsern Anforderungen, die wir für die Zukunft an sie richten, schließen.

Die Allgemeine von Augsburg nennt unsere freimüthige Beurtheilung einen „Tendenzproceß“. Wir kennen gar wohl den gehäßigen Nebenbegriff, womit die gerichtlichen Verhandlungen der französischen Presse, namentlich unter der Restauration, dieses Wort gebrandmarkt haben; die unschuldigen, verkannten Oppositionsjournale von damals, die sich für das Wohl der Regierung und die Ruhe des Landes in den Julitagen aufopferten, machten es ihrer Zeit zu einem stehenden Vorwurf gegen die Polizei, daß dieselbe, wenn sie kein wirkliches Vergehen zu articuliren wisse, die Tendenz wohlgesinnter Journale im Allgemeinen verdächtige und verläumde. Eben aber weil uns dieser Begriff gar wohl bekännt ist, so geben wir ihn hiermit der Augsburger Redaction zurück.

Unsere Betrachtung war keine Appellation an die Polizei oder die Staatsgewalt; wir haben unser Wort an ein

Forum gerichtet, vor dem die Waffen gleich sind, und dessen Competenz die Allgemeine auf jeder Columne proclamirt. Tag für Tag theilt sie uns ihr und ihrer Freunde Urtheil über Alles, was in der Welt vorgeht, mit; Tag für Tag müssen wir ihre Orakelsprüche über die Deutung der Zeitereignisse und die Lösung der Weltfragen hören, ist es da etwas so gar Vermessenes, wenn auch wir uns einmal beikommen lassen, zu fragen: welcher Geist spricht denn aus diesen Auguren, die in so zuversichtlicher Majestät auf den Prophetenstühlen von Augsburg sitzen? Ihr, die ihr unser Volk durch die Wüste dieser Zeit führen wollt: dürfen wir euch nicht fragen, woher und wohin? Ihr, die ihr stets dem freien Worte eure Zunge leiht: dürfen wir euch nicht fragen, welchen Trank ihr uns in dem täglich gefüllten Becher darreicht, ohne daß ihr uns sogleich in wenig unterdrückter übler Laune mit Tendenzprocessen zürnend anfahrt? In einer Zeit, die jeden Minister für sein Thun und Lassen verantwortlich macht, wollt Ihr etwa da allein des Privilegiums geheiligter, unantastbarer Souverainetät genießen?

Die Allg. Zeitung fährt in ihrem Unmuthe gegen uns fort: der Augenblick des Angriffs sey gut gewählt gewesen; jetzt, wo die Blätter der jungdeutschen Journalistik durch Regierungspolizei verboten seyen, ihr, die von ihnen immer mit der brutalsten Insolenz angefeindet worden, den Vorwurf allzugroßer Nachsicht zu machen. Der Augenblick sey gut gewählt gewesen, sagt sie in einem bittern Tone, wie man ihn von dem hinterlistigen Dolchstiche eines verhüllten Unbekannten braucht, der den Stahl gegen einen harmlosen Wanderer gerade in einem Augenblicke gezückt, wo er sich dessen am wenigsten versah, und wo er am wehrlosesten, gleichsam mit gebundenen Händen, dem Gegner gegenüber stand.

Dieser Vorwurf ist von einer Art, daß wir es unter unserer Würde halten könnten, ein Wort darüber zu verlieren; allein um jener Leser der Allg. Ztg. willen, denen unsere

Gesinnungen minder bekannt sind, wollen wir uns auch hierüber nicht rechtfertigen, sondern erklären.

Ja es war ein entscheidender Augenblick, in dem wir das Wort ergriffen, und eben weil er es war, darum geschah es. In das Unkraut, das man in üppiger Frechheit hatte fortwuchern lassen, war die Sichel hineingefahren; eine schlechte Presse, die sich selbst nicht hatte zu zügeln gewußt, und welche diejenigen, die sich die Vertreter der guten Presse nennen, ohne Widerstand zu leisten, ihr verderbliches Unwesen hatten treiben lassen, sie hatte die Peitsche der Züchtiger und die Zwangsweste empfinden müssen. Dieß war der Augenblick, in dem wir unsere Stimme erhoben. Es geschah aber nicht einseitig, um eine Reaction von Seiten der Polizeigewalt gegen diese Presse hervorzurufen. Unsere Mahnung war allerdings auch an die Censur gerichtet. Aber in welcher Weise? — auf daß, wie wir uns wörtlich ausdrückten, ihre maaßlosen Beschränkungen die deutsche Presse nicht wieder zu jener kriechenden, blödsinnigen, feilen Magd herabwürdigten, deren würdelose Lobhudeleien voll unendlicher Niedertracht den deutschen Namen mit Recht der Verachtung der Fremden preisgegeben. Dieß waren die Worte, die wir mit der Censur gewechselt, und wir wüßten nicht, daß die Allgemeine jemal entschiedenere gesprochen. Allein wir haben in jenem verhängnißvollen Augenblicke mit der gleichen Freimüthigkeit auch der Presse ihre Sünden vorgehalten und sie an ihre Pflicht erinnert; weil wir von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß ein Volk nur dann eine losgelassene, schlechte Presse vertragen kann, wenn die gute, statt ihr achselzuckend zuzusehen, oder mit ihr zu buhlen, sie in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit und Blöße zeigt, und ihr so, will sie sich nicht der allgemeinen Verachtung preisgegeben sehen, zum Correctiv dient. Wir waren dabei so entfernt davon, der Allgemeinen durch übermäßige Censurbeschränkung, wie sie uns vorwirft, den Strick um den Hals und den Stock zwischen die Füße zu werfen, daß unsere Absicht damals und heute vielmehr einzig

darauf hingeht, das Augsburger Blatt von einer anderen weit engherzigeren und einseitigeren Censur zu befreien, nämlich jener, welche die eigene Redaction gegen dasselbe ausübt, und die ihm, unserer Ueberzeugung nach, unendlich mehr schadet, als die der Regierung. Denn wenn die Allgemeine einen Strick um den Hals trägt, so hat sie ihn sich selbst umgeworfen, und von diesem wollen wir sie befreien und darum wählten wir jenen Augenblick. So viel über das Allgemeine, wir kommen nun zum Besonderen.

Die Beschwerde, womit wir unsere Beurtheilung eröffnet, sie rührte nicht von uns her, sie war nicht einmal einem Katholiken entlehnt; der Vorwurf kam von einem Protestanten und einem Conservativen, der der Allgemeinen so gut bekannt seyn wird, wie uns selbst. Sie lautete eben gegen jene einseitige Censur der Redaction: „die es Stimmen entgegengesetzten Sinnes auf die unerträglichste Weise erschwere, sich dort vernehmen zu lassen“. Wir können nur hinzufügen, daß wir diese bestimmt articulirte Beschwerde hier nicht zum erstenmal vernahmen; ja wir könnten auch Beispiele anführen, obschon wir selbst der Redaction niemal zu der Antwort Gelegenheit gegeben haben, uns, wie sie dieß bisweilen thut, als einen Bettler abzufertigen, der sie um das Almosen ihrer Gunst angefleht, aber von ihrer Schwelle gewiesen worden sey. Die Allgemeine findet es nun für gut, in ihrer Erwiederung diesen Vorwurf schweigend hinzunehmen, und wie uns scheint, thut sie wohl daran.

Unsere zweite, in klaren und verständlichen Worten abgefaßte Beschwerde lautete dahin, wie sie, gegenüber jener zarten Aufmerksamkeit und rücksichtsvollen Schonung, womit sie sich so unverdrossen für das Schicksal der radicalen und ultraliberalen Presse verwende, theilnahmlos die katholische der Willkühr und dem Despotism ihrer Unterdrücker preisgebe. Auch diese Anklage nimmt die Redaction in der Erwiederung schweigend hin, und auch hieran thut sie wohl: denn, so fragen wir sie noch einmal, wann hat sie jemal, wie

es doch die Pflicht einer wahren Allgemeinheit gewesen wäre, das Wort zu Gunsten katholischer Zeitschriften erhoben, während das einseitigste Censursystem sie in Preußen und Würtemberg verfolgte? Sie schwieg, wie sie jetzt zu diesem Vorwurf schweigt. Und ihr Schweigen befaßte nicht nur die Schriften, sondern auch die Personen; wurde irgend einem Hegelianer ein Haar gekrümmt, so fehlte es ihr nicht an klagenden Correspondenten, und ihre Censur ließ ihnen volle Freiheit; wurde aber ein Katholik seines Amtes entsetzt, wie z. B. Riffel in Gießen, so herrschte wieder in dem Blatt tödliches Schweigen. Oder will sie uns etwa das für ein Verdienst anrechnen, daß, wenn die Leipziger irgend einem katholischen Priester mit ihrem gehässigen fanatischen Lügengeiste die Ehre abgeschnitten hatte, ihre Spalten seiner Rechtfertigung verschließend, daß die Allgemeine von Augsburg dann, wie dieß jüngst geschah, die ihrigen, in den Annoncen, versteht sich gegen Inserationsgebühren, großmüthig öffnete? Ein Handel, der leider in der deutschen Presse nur zu oft vorkommt.

Wenn uns nun im Verfolge der Rechtfertigung von der Allgemeinen, aus dem jüngst verflossenen Halbjahr, als ein absichtliches Versehen sechs Artikel ihrer Beilagen zu Gemüth geführt werden, in denen sich conservative Principien vertreten finden: so haben wir nie und nirgend die Behauptung ausgesprochen, daß Stimmen dieser Art gänzlich ausgeschlossen seyen; über das Mißverhältniß haben wir geklagt, und wir klagen um so mehr darüber, eben weil wohlgesinnte Stimmen nicht ganz ausgeschlossen sind, und daher das Blatt den Schein der Allgemeinheit in den Augen der Leser annimmt und seine Wirkung um so verderblicher wird. Oder sollen wir etwa diesen conservativen Stimmen gegenüber, anfangend mit dem einstimmigen Jubel ihrer Correspondenten über die Julirevolution, und der Allgemeinen folgend durch die ganze Reihe der letzten Jahre hindurch, ihrer Redaction aus ihren Blättern eine radicale, antichristliche Anthologie zusammen=

stellen, zu der das junge Deutschland, mit seinen Prosaisten und Dichtern, und das junge Judäa, Heine und die ganze Nachkommenschaft des Judas Ischariot an der Spitze, seine reichlichen Beiträge geliefert? Die Redaction der Allgemeinen darf uns nur einen Wink geben, und ihrem Wunsche soll willfahrt werden.

Daß sie übrigens unendlich hoch über jener norddeutschen Misere stehe, das haben wir Seite 115 ausdrücklich anerkannt, und eben deßwegen hatten wir sie an ihre Pflicht und Würde gemahnt, die beide von ihr, statt einer zweideutigen Stellung, eine entschiedene Bekämpfung jenes heillosen Unwesens, das nur zum Ruin der Presse führen konnte und geführt hat, forderte. Allein sie erwiedert uns darauf: „Wir, unserer Seits, hatten nicht Lust noch Beruf, den Hofmeister der sächsisch-preußischen Blätter zu spielen"; .... „Man schwieg", so fährt sie fort, „auch die anderen preußischen Zeitungen schwiegen oder stimmten halblaut mit ein". Was war aber die Frucht dieses Schweigens?. Menzel, ebenfalls wie der obige Ankläger der Allgemeinen ein guter Protestant, hat diese Frage in dem Literaturblatt passend beantwortet, und unsere Lage treffend geschildert: „das Maaß, wornach man bisher die Nobilitäten einer Nation maß, ist uns unter der Hand abhanden gekommen, und es hat sich ein neues ziemlich allgemein geltend gemacht. Wer es heutzutage nicht dahin bringt, die Gesinnung eines Juden mit den äußeren Formen eines Franzosen zu vereinigen, darf nicht darauf rechnen, für einen großen Deutschen gerechnet zu werden. Denn einen eingewurzelten Haß gegen den Stifter der christlichen Religion zu beurkunden, ist erste Bedingung geistiger Größe geworden, und die Affectation, als ob man sich immer in einem französischen Salon befände, die zweite .... Das neue sogenannte Wissen hat ungehindert den alten Glauben erst verfälschen, zum Besten des Unglaubens anders auslegen, dann direct bezweifeln, angreifen, laut bestürmen und von allen Seiten verhöhnen dür-

sen, ohne daß sich ein kraftvoller und wirksamer Widerstand von der Kirche aus, welche jenen Glauben bewahrt, dagegen gewaffnet hätte. Unsere ehrwürdigen Kirchenväter müssen, wie weiland der römische Senat, aus Princip still sitzen und zuhalten, wenn sie von bösen Buben beim Barte gezupft werden. Jeder Knabe, der der Schule kaum entlaufen, darf gegen unsere Kirche, gegen unsern Glauben die frechsten Pasquille schleudern, und er erndtet dafür Ruhm und Beifall. Alle protestantischen Universitäten wimmeln sogar von Lehrern, die dem Christenthum Hohn sprechen, und sie müssen das große Wort führen, weil sonst die Forschung nicht frei seyn könnte. Selbst die offenkundigste Speculation auf den Mißbrauch dieses Rechtes, der gemeinste Gelderwerb durch irreligiöse Literatur wird respectirt als ein heiliges und unantastbares Palladium der protestantischen freien Forschung. Blicken wir auf England und Nordamerika. Nicht obgleich, sondern gerade weil in diesen Staaten bürgerliche und Preßfreiheit in vollstem Maaße besteht, ist dort die Bibel und das Sittengesetz über jeden Angriff erhaben ... Würde in England oder Amerika die Presse und die öffentliche Meinung schweigen, wenn die persönliche Freiheit durch richterliche Willkühr gefährdet wäre? Wahrlich Nein. Aber würde sie den schändlichen Leichtsinn der Ehescheidungen oder Gotteslästerungen eines Bruno Bauer in Schutz nehmen? Nein, sie würde das Ministerium in der Handhabung christlicher Zucht und Sitte kräftig unterstützen. Wie demüthigt uns diese Vergleichung ... Wie viele Jünglinge haben nicht in den letzten Jahren, durch das Beispiel aufgemuntert, die Laufbahn des Ruhmes damit begonnen, die schon vorhandenen starken Blasphemien durch immer stärkere und die stärksten zu überbieten. Kaum hat einer Gott öffentlich gelästert, so darf er sich nur auf den Eilwagen setzen, um eine Triumphreise durch Deutschland zu machen". So weit Menzel, und wir richten nun an alle unpartheiische Leser die Frage: stand die Allgemeine, wie es ihre Stellung

gefordert hätte, entschieden und offen unter den Vorkämpfern wider diesen Strom des Unheils? was hat sie im Großen und Ganzen dawider gethan mit ihren ungeheuren Mitteln, die ihr zu Gebote stehen? nehmen sich jene angeführten Artikel nicht wie rari nantes in gurgite vasto aus? Wohl sagt sie uns jetzt: in rascher Ueberstürzung sey auf religiösem Gebiet auf Strauß ein Feuerbach und Bruno Bauer, auf dem politisch-socialen Felde dem als blasirt und verbraucht erklärten Liberalismus die Proclamirung des Democratismus, die Vorbereitung auf den Communismus gefolgt, und nach Rousseau sey auf einen Lamennais und Fourrier als Lehrer des Heils gewiesen worden; allein, wenn sie selbst von der Pflicht, diesen steigenden Wahnsinn zu bekämpfen, wahrhaft durchdrungen war, wie sie gegen uns behauptet, wie konnte sie da die Haltung bei dem Herwegh'schen Scandal beobachten, die wir nachgewiesen haben; wie konnte sie dem Alles negirenden Dichter, dem Propheten einer neuen Religion, auf seiner Triumphreise sich zum Maulthiere hergeben, das ihm auf jedem Schritt und Tritt folgte; wie konnte sie namentlich eine so unbegreifliche Blöße geben, und einen Artikel, wie den *** von Zürich in ihrer Nummer 339 vom 5. Dezember aufzunehmen, und das zu einer Zeit, wo der politische Aberwitz des Dichters mit seiner blinden, gedankenlosen Zerstörung dem Unwissendsten völlig bekannt war, und keine Entschuldigung der Neuheit mehr statt hatte? Hätte die Rheinische Zeitung oder die Leipziger Allg. anders reden können, haben sie andere Mitarbeiter zu Correspondenten? Wenn die Augsburger uns daher vorwirft: daß wir, trotz unseres Scharfsinnes, plötzlich in der Ironie, womit sie Julius Mosens Knittelverse behandelt, entsetzlichen Ernst gesehen, und daraus gegen ihre Unschuld ein neues Verbrechen geschmiedet: so gestehen wir offen, daß wir in der That vergeblich allen unsern Scharfsinn aufboten, um zu errathen, ob das dem jung-deutschen Dichter gespendete Lob Scherz oder Ernst sey; auf wessen Seite aber die Schuld hievon liege, überlassen wir der freien Ent-

scheidung der Leser: denn das ist ja gerade die Hauptklage, die wir gegen sie erheben, daß ihre Stellung jener Parthei gegenüber so zweideutig und so rücksichtsvoll ist, daß man ihren Tadel nur gar zu leicht für ein Lob, und ihre Bekämpfung für eine Unterstützung ansieht.

Unser süddeutsches Blatt fühlte, wie wir gesehen, weder Lust noch Beruf, den Hofmeister der preußisch-sächsischen Journale jung-deutscher Farbe zu machen, „eine Stelle", sagt es, „die weit besser der preußischen Staatszeitung zugekommen wäre, der es nicht an den dazu nöthigen Talenten fehlte, sobald sie dieselben in Bewegung setzen wollte". Wir finden dieß Zuschieben der Last auf den Rücken eines Anderen, um uns eines gelinden Ausdrucks zu bedienen, ganz erstaunlich naiv. So — Ihr verlangt also für Jene Preßfreiheit, damit sie alle Lügen verbreiten, jede Ehre beflecken und beschimpfen, jedes Fundament der Gesellschaft unterwühlen und untergraben können, und dann schiebt ihr eine entschiedene und offene Bekämpfung dieser Mörder der Societät den Organen der Regierung zu, denen ihr ein eigenes Berichtigungs-Bureau anmuthet, dessen Berichtigungen aber wieder, eben weil sie offizielle sind, von der freien Presse aller Credit abgesprochen wird. — Und die preußische Staatszeitung, die sich um ganz andere Dinge zu kümmern hat, als die, welche sie zunächst angehen, was wird sie auf euere Zumuthung erwiedern? Sie wird sich schönstens dafür bedanken und euren Wechsel allenfalls auf den Berliner Polizeianzeiger indossiren, ihm den Kampf mit den Titanen zumuthend, als vollkommen mit allen Talenten und Mitteln ausgestattet. Der Polizeianzeiger hält sich dann an die Minister, die Minister recurriren wieder an den König, und der König, was thut er, was hat er gethan? er macht mit einem Censurstrich dem ganzen Spektakel ein Ende. Und er hat Recht, nicht etwa nach einem Rechtsprincip, denn Giehne hat gar wohl die rechtliche und logische Inconsequenz eines Verbotes censirter Zeitschriften dargethan; nein, er handelte so nach dem Recht

der Nothwehr; wer ihn aber in diese Noth versetzt, und wer der Presse diese Wunde geschlagen, dafür habt ihr für euern Theil euch selbst anzuklagen, die ihr euch Vertreter der guten Presse nennt und die schlechte gewähren laßt, sprechend: bin ich etwa zum Hüter meines Bruders bestellt? Habt ihr mit unerschütterlicher Seelenruhe jahrelang ein Blatt gelesen, dessen Virtuosität in dem Zusammentragen von vorsätzlichen Lügen oder zufälligen Irrthümern eure Correspondenten selbst für einzig in seiner Art erklären (siehe Allg. Ztg. Nro. 27 Beilage, Wiener Briefe), was sollen wir euch dann erwiedern, wenn ihr uns nun in tragischem Pathos anzeigt, die Feder sey euch aus der Hand gefallen, als ihr vernommen, eine Regierung habe diese Lügenquelle, die ihr ruhig mitten durch Deutschland sprudeln ließet, durch Polizeigewalt verstopft. Ist jemal einem dieser freisinnigen Correspondenten, die sich so warm für die Blätter des Pantheismus und radicalen Nihilismus ausgesprochen, die Feder über die Unterdrückung eines katholischen Journals aus der Hand gefallen, und nahm er sie dann wieder auf, um uns, wie hier, schöne Phrasen von dem freien Auskampfe der Ideen hören zu lassen? Was in Leipzig und Berlin geschah, fanden wir ganz natürlich im Laufe der Dinge, und die Lehre wäre durch dieß Unglück nicht zu theuer erkauft, wenn Ihr und die Eueren sie Euch für die Zukunft merken und die geschändete Ehre der deutschen Presse, wie es die Pflicht fordert, männlicher und ritterlicher wahren wolltet, damit sie nicht, statt ein Segen, dem Vaterlande ein Fluch und ein Verderben sey.

Das ist es, was wir auf die Einrede der Allgem. zu entgegnen hätten; bis hierhin indessen handelte es sich blos um jene allgemeinen, conservativen Principien, über deren Schirmung Katholiken und wohlgesinnte, an dem Positiven in Religion und Recht festhaltende Protestanten einig sind: allein es bleibt uns nun noch übrig, ein Wort an die Redaction über ihre Stellung zum katholischen Deutschland insbesondere zu richten.

Die Allg. Ztg. von Augsburg ist durch die Natur der Verhältnisse, wie jeder weiß, ein süddeutsches Blatt; sie hat durch ihre örtliche Lage bei weitem ihre meiste Verbreitung zunächst in Bayern, in Oesterreich und seinen italienischen Provinzen, dann nach Franken, nach der Schweiz, nach dem Rhein und Westphalen hin. Es sind also ganz vorzugsweise katholische Provinzen, an die sie ihre Stimme richtet, und wir glauben eher unter, als über der Wahrheit mit unserer Berechnung zu bleiben, wenn wir behaupten, daß von den 9000 Abonnenten, welche sie dermalen zählt, mehr als drei Viertel Katholiken sind. Dieß ist der eine Punkt, den wir in dieser Frage der Billigkeit aller unpartheiischen Leser zu bedenken geben.

Der andere betrifft das Blatt selbst. Die Allg. giebt sich im engeren Sinne des Wortes nicht für ein Tendenzblatt, weder im Politischen noch im Religiösen aus; sie macht vielmehr Anspruch auf eine wahre Allgemeinheit. Sie will alle Strahlen der geistigen Lebenssonne unserer Zeit zurückspiegeln; sie will allen Partheien zum Conversationssaale, gleichsam zur Universität dienen, wo sie ihre Fragen abhandeln und ihre Kämpfe mit geistigen Waffen durchstreiten können. Die Aufgabe der Redaction ist demnach zunächst, darauf zu sehen, daß wirklich eine vollzählige Vertretung statt finde, daß der Anstand gewahrt werde, und daß die Kämpfer sich keiner unehrlichen, vergifteten Waffen bedienen, und überhaupt in jenen Gränzen bleiben, die der Mensch, ohne seine Würde zu verletzen, nicht ungestraft übertreten darf. Freilich ist ihr immer auch so eine einflußreiche Thätigkeit bei der Ordnung des Materials offen gelassen; an ihr liegt es vorzüglich, dafür Sorge zu tragen, daß jede Parthei, jede Hauptrichtung der Zeit, in ihren Sommitäten vertreten, wirklich den innersten Kern ihrer Ansicht enthülle, und daß er in einer wahren, natürlichen, und keiner künstlichen, blendenden Beleuchtung den Augen der Leser sich darstelle.

Aus dieser Aufgabe, die sich das Blatt, wenn wir nicht irren, selbst gestellt und seinen Lesern zu erfüllen wiederholt

versprochen hat, folgt aber klar und unwiderlegbar: daß das katholische Deutschland kein minderes Recht auf Vertretung seiner Ansichten als das protestantische hat; es folgt dieß, wie wir gesehen, noch mehr aus dem Leserkreise des Journales selbst, der doch sicherlich ein Recht hat zu protestiren, daß man seine heiligste Ueberzeugung, und alles, was ihn am meisten interessirt, nicht entweder mit Stillschweigen übergehe oder darüber und über alle Hauptfragen der Zeit gewöhnlich nur solche berichten lasse, die diese Ueberzeugung nicht theilen, und sie daher offen oder verdeckt bekämpfen.

Allein es gibt gerade in den gegenwärtigen Zeitumständen noch andere Rücksichten, welche die gleichmäßige Vertretung des katholischen Deutschlandes in dem Augsburger Blatt zu einer unabweisbaren Forderung der Gerechtigkeit machen.

Es ist bekannt, welche gehässige Anfeindungen und Verunglimpfungen das katholische Deutschland sich unausgesetzt von den norddeutschen Blättern gefallen lassen muß, und wie man alles, was ihm heilig ist, auf die insolenteste Weise dort im Kothe herumschleift; denn da man, wie Menzel so freimüthig seinen Glaubensbrüdern vorgehalten, jenseits den eigenen Glauben täglich mit den frechsten Blasphemien verhöhnt, was müssen wir da für den unseren erwarten? Wir erinnern hieran nicht, als mutheten wir der Allgemeinen zu, daß sie den Katholiken zu einem gleichen Fanatismus ihre Spalten öffne, und sich zu einem Tummelplatze widerlicher und leidenschaftlicher gegenseitiger Invectiven hergebe. Wir verabscheuen die Waffen, deren man sich jenseits gebraucht, und es kann uns nicht im Entferntesten einfallen, von der Augsburger Allgemeinen zu verlangen, daß sie, obwohl vorzugsweise an das katholische Deutschland sich richtend, in gleichem Sinne auch eine katholische Zeitung sey, wie die Leipziger eine ausschließend feindselig-protestantische war, indem ihr Leserkreis, umgekehrt wie der unseres süddeutschen Blattes, sich seiner überwiegenden Majorität nach aus Protestanten bildete.

Allein was wir mit allem Fug und Recht von der Redaction einer wahrhaft Allgemeinen Zeitung verlangen können, ist: daß das katholische Deutschland, diesen steten Anfeindungen gegenüber, nicht zum ewigen Schweigen verdammt dastehe, sondern seine Sache in allen Gebieten des Factischen wie des Wissenschaftlichen vertreten könne, und die Allgemeine durch ihre Censur eine solche Vertretung nicht nur nicht erschwere, sondern, wie es die Unpartheilichkeit von ihr verlangt, dafür Sorge trage und sich mit dem gleichen Eifer um ausgezeichnete katholische Mitarbeiter und Correspondenten bewerbe, wie dieß bei protestantischen stattfindet. Ist diese

Forderung für das übrige katholische Deutschland in der Billigkeit begründet, so gilt dieß insbesondere für Oesterreich. Bekanntlich gehört die Allgemeine zu jenen wenigen begünstigten politischen Blättern, denen der Eintritt in die österreichischen Staaten gestattet ist. Sie genießt also in dieser Beziehung ein ausschließliches Privilegium; kann man nun, so fragen wir, von uns verlangen, daß wir es stillschweigend sollen geschehen lassen, wenn sie diese Censurbevorrechtung einer katholischen Regierung dazu benützt, um mit engherziger, einseitiger Partheilichkeit ihren Lesern das vorzuenthalten, was sie mit Recht fordern können, und ihnen täglich als sich von selbst verstehende Wahrheiten Ansichten mitzutheilen, die mit ihren religiösen Ueberzeugungen im Widerspruche stehen, und sie verdeckt oder offen bekämpfen.

Denn fragen wir, wie hat die Allgemeine Zeitung bisher dieser Pflicht einer gleichen Vertretung des katholischen Deutschlands entsprochen, so glauben wir ihr kein Unrecht zu thun, wenn wir die Beschwerde gegen sie erheben, daß die Stimmen, die sich in ihr als Berichterstatter und Beurtheiler vernehmen lassen, gerade im umgekehrten Verhältniß zu ihren Lesern stehen; sind die einen der überwiegenden Mehrheit nach Katholiken, so ist dagegen die Haltung des Blattes, seinem Grundtone nach, eine entschieden protestantische, und seine Mitarbeiter sind in der Regel von nichts weniger als einer katholischen Ueberzeugung durchdrungen. Auf diese Weise werden die großen Fragen der Zeit nicht nur gewöhnlich aus einem ganz einseitigen Gesichtspunkte besprochen, sondern das Journal leidet auch an sehr erheblichen Lücken, die gerade solche Dinge betreffen, für welche man begreiflicher Weise von jenem Standpunkte aus nur wenig Sympathie fühlt, oder die man, von confessionellen Vorurtheilen befangen, entweder der Beachtung nicht werth findet, oder mit ungünstigem Auge beurtheilt.

Damit man uns jedoch nicht den Vorwurf vager Allgemeinheit mache, so wollen wir von bestimmten Thatsachen zur Begründung unserer Beschwerde beispielsweise sprechen.

Es ist der Redaction der Allgemeinen so gut, wie uns selbst, bekannt, daß im Schooße der anglicanischen Kirche eine große Bewegung und eine entschiedene Annäherung zur katholischen Einheit statt findet. Setzen wir nun den umgekehrten Fall: wäre England katholisch und fänden solche Bewegungen zu Gunsten des Protestantismus statt, würden nicht die Correspondenten der Allgemeinen uns zur Genüge mit raisonnirenden Artikeln versehen, die diese protestantische Bewegung vom protestantischen Standpunkte aus betrachteten, und uns

die aufgestellten Lehrmeinungen ausführlich darstellten und erörterten. Und die Allgemeine hätte Recht, sie aufzunehmen; haben wir deßhalb aber so großes Unrecht, wenn wir bei dem umgekehrten Falle nun auch einmal eine katholische Darstellung jener Erscheinungen erwarten? Obschon wir gerne gestehen, daß England verhältnißmäßig noch dasjenige Land ist, in dessen Betracht das Blatt seiner gestellten Aufgabe, wenigstens theilweise, am nächsten kömmt.

Gehen wir nach Frankreich über. Auch hier ist es keinem unbefangenen Auge ein Geheimniß, daß sich vielfache Symptome einer religiösen Regeneration zeigen, und daß die eingerissene Kirche sich wieder mit Macht erhebt. Vor Allem zeigt sich dieß jedoch in dem immer gewaltiger wieder erwachenden religiösen Associationsgeiste. Von Jahr zu Jahr sehen wir zu den bestehenden Vereinen immer neue und neue hinzutreten und ihr Netz über ganz Frankreich ausbreiten. Man wende uns nicht ein, diese Vereine, die sich um den Altar sammelten, gehörten der Kirche an, und die Allgemeine sey kein theologisches Journal. Allerdings sind sie der Kirche und ihrem Geiste entsprungen, allein sie sind von der einflußreichsten Thätigkeit zur Umgestaltung des moralischen und selbst des materiellen Zustandes des Landes, und darum auch von Seiten der Politik aller Beachtung werth. Warum aber suchen wir über so bedeutungsvolle Erscheinungen Nachrichten in den Spalten der Allgemeinen vergeblich, da es ihr doch durchaus nicht an Pariser Correspondenten fehlt, und sie so viele Dinge von unendlich niederem Interesse bespricht? — Bekanntlich herrscht in Frankreich der Despotism der Universität, eine Erbschaft der Revolution und Napoleons, der alle freie geistige Bewegung erstickt und unterdrückt. Die Kirche hat hiegegen den Kampf begonnen; nicht um die Freiheit zu unterdrücken, sondern um an ihr Theil zu nehmen und in ihrem Inneren frei walten zu können, und ihren Gläubigen eine Erziehung zu geben, wie ihre Ueberzeugung es verlangt. Warum wird dieser Kampf von vornherein so einseitig als ein Werk priesterlichen Fanatismus dargestellt und ihm überhaupt so wenig Bedeutung geschenkt?

In der Schweiz ward das Recht der Katholiken auf das empörendste in so vielen Fällen gekränkt, und wohlgesinnte Protestanten haben den Unwillen der Katholiken über diese freche Verhöhnung eines jährlich erneuten Eides getheilt: ist es da eine unbillige Forderung, wenn wir von ihr eine entschiedenere Vertretung des verletzten Rechtes verlangen, als dieß bisher im Allgemeinen mit ihren Correspondenzen statt fand?

Eine Lebensfrage fast mehr noch für Deutschland, als für die katholische Kirche, ist das russische Verfolgungssystem und der religiöse Unionsplan des Kaisers, der die Griechen bereits der katholischen Kirche entrissen, und nun sein Werk, kein Recht achtend, gegen Polen, dieß Bollwerk Deutschlands, fortsetzt. Das Haupt der katholischen Kirche hat darüber vor allen Völkern eine offene Beschwerde erhoben. Warum ist in der Allg. hierüber noch keine einzige Beurtheilung erschienen, die das schreiende Unrecht hervorhöbe? warum hat sie sich blos referirend auf Auszüge aus fremden Blättern, z. B. dem Journal des Debats beschränkt? Sie wird uns vielleicht antworten, sie habe, die erste, die päpstliche Darlegung selbst mitgetheilt. Aber wir fragen sie, da sie zuerst in deren Besitz war, warum wartete sie mit der Mittheilung der gravirendsten Documente dieser fanatischen Verfolgung so lange, bis ihr katholische Journale, die die deutsche Ausgabe erst abwarten mußten, darin zuvorkamen; und warum mußte sie sich selbst da noch den Vorwurf gefallen lassen, daß sie das Hauptdocument, welches jenes Verfolgungssystem in sein wahres Licht stellt, das Handschreiben des Kaisers mit seinen lockenden Versprechungen zu Gunsten der verfolgten Kirche, immer noch ihren Lesern vorenthalten habe? Woher überhaupt diese so kümmerliche, mit kleinen Artikelchen und oft nur mit zweideutigen Ausdrücken sich begnügende Vertretung katholischer Rechte wider jene despotische Intoleranz? Oder sollte es etwa gegründet seyn, wie das Gerücht in öffentlichen Blättern zu verstehen gab, daß es nur eines Knallens der Knute bedarf, um unsere deutsche Presse zum schweigen zu bringen? Den Historisch-politischen Blättern ist der Eintritt in die österreichischen Staaten auch gestattet, und sie haben über die russische Frage eine Reihe von Erörterungen mitgetheilt, die der Redaction der Allg. die Beruhigung geben können, daß man in Deutschland noch nicht ganz so schwach und ehrvergessen ist, um auf den kleinsten Wink fremder Diplomatie ein schmachvolles Verbot auf jedes freimüthige Wort, das sich der Unterdrückten und Verfolgten annimmt, zu legen.

Gehen wir nun zu dem Literarischen über, so ist hier in den gegebenen Uebersichten die exclusive Partheilichkeit in der Haltung des Blattes noch unendlich augenfälliger. Wir erinnern blos Beispiels halber an die Betrachtungen über die deutschen Historiker. Wie wird da dem Versuch einer katholischen Geschichtschreibung begegnet? welche Anerkennung finden katholische Geschichtschreiber? welche Aufmerksamkeit wird überhaupt der katholischen Literatur und Wissenschaft geschenkt? Statt des seichten, unwissenschaftlichen Liberalism

des Hrn. von Rotteck rühmt man uns als Verfasser einer populären Geschichte für das deutsche Volk Schlosser. Was hätten wir aber mit diesem trockenen feindseligen Rationalism gewonnen? Wie viele Unterlassungssünden läßt sich die Redaction nicht in diesen Gebieten zu Schulden kommen, und findet einmal einer, der sich nicht ignoriren ließ, eine halbe Anerkennung, so muß er sich gewiß von irgend einem protestantischen Referenten bekritteln lassen, während man jenseits den Weihrauch nicht spart, und mit dem uneingeschränktesten Lobe nichts weniger als sparsam und kritisch zu Werke geht. Und endlich in den wissenschaftlichen Erörterungen, wie oft werden da nicht bisher gültige und heilig gehaltene Axiome als solche von vornherein behandelt, deren Unhaltbarkeit die neuere Wissenschaft unwiderleglich dargethan und über die gar keine Discussion mehr statt finde? Man erinnere sich der geologischen Briefe. Wie oft endlich müssen wir uns in dieser Beziehung nicht hämische Seitenhiebe gefallen lassen, denen keine Erwiederung gestattet würde? Allein unendlich nachtheiliger und dem Charakter des Journals widersprechender als dieser kleine Krieg verdeckter Malice, ist nur zu oft jenes Ignoriren, jenes gänzliche Schweigen über Erscheinungen und Personen, die einer anderen Richtung, als der eigenen, angehören.

Aus den vorangehenden Erörterungen und Klagen wird die Redaction, wir hoffen dieß von ihrer Einsicht, erkennen, daß es uns um nichts weniger zu thun ist, als das Blatt vexatorisch beschränkt und eingeengt zu sehen. Wir haben uns zu oft darüber ausgesprochen, daß wir von der Polizeigewalt kein Heil für die Lösung der Fragen unserer Zeit erwarten; unsere Absicht ist vielmehr, wie wir dieß im Eingange ausgesprochen, gerade die umgekehrte, nämlich das Journal geistig zu erweitern und dem Titel, den es auf der Stirne trägt, entsprechender zu machen.

Wir sind nicht so ungerecht zu verkennen, daß das Blatt unter seiner gegenwärtigen Redaction an Geist und Umfang gewonnen habe; dem, was es zur Förderung der materiellen Interessen unseres Vaterlandes gethan hat, gewähren wir bereitwilligst unsere Anerkennung, und wenn es in neuerer Zeit begonnen hat, den Fremden gegenüber, bei verschiedenen Gelegenheiten, die einem großen Volke geziemende Sprache zu führen, so wollen wir ihm unseren Dank nicht vorenthalten. Wie wir alle, so hat auch die Redaction der Allgemeinen, durch die Gewalt der Ereignisse und die Schule des Lebens belehrt, nicht zu verkennende Fortschritte gemacht, und es findet heute die Aufnahme manchen Artikels statt, der vor

zehn Jahren mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit wäre zurückgewiesen worden. Allein dieß Alles kann uns nicht verhindern, unsere Ueberzeugung auszusprechen, wie weit das Journal hinter unseren billigen und gerechten Forderungen zurückbleibe. Sind diese unsere Forderungen aber groß, so sind sie im Verhältnisse zu den Mitteln des Blattes, dessen Stolz es mit Recht ist, vielfachere Verbindungen und Correspondenzen, wie irgend ein anderes, zu besitzen.

In einer Zeit, wo die Presse von so unermeßlichem Einfluß auf das wirkliche Leben ist, wo das, was heute eine luftige Theorie war, Morgen eine entsetzliche Thatsache ist: da kann es der Redaction, die über so ungewöhnliche Kräfte gebietet, nicht entgehen, welche ungeheuere Verantwortlichkeit auf ihr lastet. Sie hat sich gegen uns der brutalen Feindseligkeit, womit sie von den Journalen des jung-deutschen Radicalism verfolgt werde, gerühmt: allein worin hatte dieser so ganz außerordentliche Grimm seinen eigentlichen Grund? Weil sie in euerem Blatte und seiner nur gar zu oft mehr als schwankenden Haltung einen rothen Faden zu erkennen glaubten, der ihnen Stoff von ihrem Stoff schien; daher richteten sie die Stimme an euch, als an treulose Verräther, um euch durch ihren Terrorism ganz auf ihre Seite zu ziehen, wie es ihnen mit der Leipziger zu ihrem Verderben wirklich gelungen. Ihnen gegenüber stehen wir; wir fordern von euch keine Einseitigkeit, keine Partheilichkeit; wir fordern, was in der Billigkeit und Gerechtigkeit gegründet ist: gleiches Maaß und Gewicht für Alle. Die Schwierigkeiten euerer Lage sind uns keineswegs unbekannt, und wir wissen gar wohl, welche große Aufopferung und Selbstverläugnung zu einer Aufgabe, wie die vorliegende, gefordert wird, und wie der Undank aller Partheien nur gar zu oft der Lohn der größten, das Leben aufreibenden Anstrengungen ist: wir wissen dieß Alles, und werden dessen gern in unserer Beurtheilung Rechnung halten, vorausgesetzt, daß wir dabei auf eueren guten Willen rechnen können; von diesem guten Willen aber fordern wir nichts, als die Beobachtung jenes einzigen Grundsatzes, mit dem G i e h n e seine Betrachtung über das Scandal von G. H e r w e g h schloß, indem er sagte: „W i r w o l l e n d a s R e c h t u n d w o l l e n e s e h r l i c h u n d w o l l e n e s f ü r J e d e r m a n n, u n d w e n n D a s n i c h t r e c h t i n d i e l i b e r a l e n u n d n i c h t r e c h t i n d i e m i n i s t e r i e l l e n S c h n u r r p f e i f e n p a s s e n w i l l, s o w i r d m a n u n s w e n i g s t e n s d i e G e r e c h t i g k e i t w i d e r f a h r e n l a s s e n m ü s s e n, d a ß e i n p o l i t i s c h e r C h a r a k t e r d a r i n l i e g t".

XXIII.

Beiträge zu einem Conversationslexikon für das katholische Deutschland.

I. Tilly.

Tilly (Johann Tserclaes*), Graf von) wurde im Februar 1559 auf einem Landgute seiner Familie in der Nähe von Lüttich geboren. Sein Vater, Kriegsrath in kaiserlichen Diensten, ließ ihn, den jüngsten seiner Söhne, den er zum geistlichen Stande bestimmt hatte, von den Jesuiten erziehen. Allein im Alter von vierzehn Jahren wählte der Jüngling statt des geistlichen Standes die kriegerische Laufbahn, und trat unter Herzog Alba in spanische Dienste. Die untern Grade durchlaufend nahm er an dem Kriege Theil, den König Philipp II. gegen die protestantische Revolution in den Niederlanden zu führen gezwungen war. Hier in der spanischen Schule, damals der besten in Europa, lernte Tilly das Waffenhandwerk aus dem Grunde, vor allem aber, durch eigene frühzeitige Gewöhnung das, was jener Zeit am meisten gebrach, militärische Ordnung und die Kunst, sich strengen, unweigerlichen Gehorsam zu schaffen. Als sich in den Niederlanden das Kriegsglück für die Neuerung entschieden hatte, folgte Tilly, als Obristlieutenant in den kaiserlichen Dienst übertretend, dem Herzog Philipp Emanuel v. Mercoeur, dessen Adjutant er wurde, nach Ungarn, wo Bocskais verrätherisches Bündniß mit den Türken die österreichischen Erblande und mit ihnen die kaiserliche Macht in ihrem Mittelpunkte bedrohte. Tilly ward hier (1602) von Kaiser Ru-

*) Wahrscheinlich ist dieser Name aus einer wallonischen Entstellung von Sieur Clas entstanden.

dolph zum Obersten ernannt, warb auf seine Kosten ein wallonisches Regiment zu Fuß, und half mit diesem durch besonnene Tapferkeit den Sieg bei Ofen erfechten, wo er verwundet ward. Der Wiener Friede mit den ungarischen Mißvergnügten und ein bald nachher mit den Türken geschlossener, zwanzigjähriger Waffenstillstand endigten im Jahre 1606 diesen Krieg. Tilly, der dadurch die Aussicht verloren hatte im Dienste der damaligen, unentschiedenen Politik des Hauses Oesterreich, für seine kirchliche und politische Ueberzeugung thätig seyn zu können, trat (1609) in den Dienst des Fürsten, an den sich die letzte Hoffnung der deutschen Katholiken knüpfte. Dieß war Herzog Maximilian von Bayern, der Stifter und das Haupt der gegen die Uebergriffe und Gewaltthaten der Gegner der alten Kirche am 10. Juli 1609 geschlossenen, katholischen Liga. Tilly ward von Maximilian an die Spitze des bayerischen Kriegsraths gestellt, und später zum Generallieutenant der ligistischen Truppen ernannt. In dieser neuen Stellung war es sein Verdienst, daß er den Sturm, welcher der katholischen Sache in Deutschland drohte, schon von ferne heraufziehen sah, und sein erstes Geschäft, das bayerische Kriegswesen auf einen Achtung gebietenden Fuß zu setzen. — Der Ausbruch erfolgte in den Erblanden Oesterreichs, wo sich seit Menschenaltern der Gährungsstoff auf eine Weise gehäuft hatte, die jede friedliche Lösung unmöglich machte. — Drei auf einander folgende Regierungen (Maximilian II. Rudolf II., und Matthias) hatten den Wahn genährt, durch theilweises Aufopfern der katholischen Sache, durch feige Schwäche und durch ein unwürdiges Schaukelsystem die Feinde der Kirche und des Kaisers versöhnen zu können. Allein gerade der gänzlichen Zerstörung der österreichischen Hausmacht, als eines nothwendigen Durchgangspunktes zur Unterjochung von Deutschland, bedurfte der Protestantismus. — Am 23. Mai 1618, als die Stände zu Prag die kaiserlichen Minister aus dem Fenster stürzten, warf die Revolution die letzte Hülle ab. Die böhmischen Rebellen erklärten Ferdinand II. des Thrones ver-

lustig, und die protestirenden Stände in den übrigen, österreichischen Erblanden traten unter sich und gegen ihren Herrn in eine große Conföderation. Zu derselben Zeit brach Bethlen Gabor die geheuchelte Freundschaft, fiel im Bunde mit den Türken in Ungarn ein, eroberte es, und schlug so die Brücke zwischen der protestantischen Revolution und dem Halbmonde. Da rief, von den Feinden der Kirche in seiner Hofburg zu Wien persönlich bedroht und beschimpft, Ferdinand II. seinen und der Kirche treuesten Freund, den Herzog Maximilian von Bayern zu Hülfe. Am 17. Juli 1620, nachdem es gelungen war, die deutsche, protestantische Union durch glückliche diplomatische Verhandlungen dahin zu bringen, daß sie ihre Glaubensgenossen in Böhmen und Oesterreich ihrem Schicksal überließ, rückte Maximilian an der Spitze des unter ihm von Tilly befehligten Heeres in Oberösterreich ein, führte fast ohne Gewalt die protestantischen Rebellen zu ihrer Pflicht zurück, vereinigte sich im Anfange des September mit den kaiserlichen Truppen, und rückte in das südliche Böhmen ein. Hier kam es nach langem fruchtlosen Herumziehen, Sonntags den 8. November 1620 (gerade als in der Kirche das Evangelium gesungen ward: Gebet des Kaisers was des Kaisers ist,) am weißen Berge bei Prag zu einer entscheidenden Schlacht, welche den Fortschritten des Protestantismus und der Revolution in den österreichischen Erblanden für die nächsten 150 Jahre ein Ziel setzte. Tilly trat durch diesen Sieg im 62sten Lebensjahre zuerst auf die Bühne der Weltgeschichte. Er hatte vor der Schlacht im Kriegsrathe, gegen die Meinung des unentschiedenen und zaudernden Bucquoi, auf den Angriff gedrungen, im Kampfe selbst durch einen rechtzeitigen und kühnen Marsch den Sieg rasch entscheiden helfen. Mußte er gleich den Ruhm dieses Sieges mit andern theilen, die neben ihm befehligt hatten, so war dafür Tilly von jetzt an die Seele des Krieges gegen die Feinde der Kirche und des Kaisers, — der von dieser Schlacht an bis zu Tillys Tode in drei Abschnitte zerfällt. Der erste derselben umfaßt den Krieg

gegen die Partheigänger des flüchtigen Winterkönigs im westlichen Deutschland. Graf Ernst von Mannsfeld, ein gesinnungsloser, unzuverlässiger Condottiere, der nach der Weise der Raubritter des sechszehnten Jahrhunderts, weniger um seiner Glaubensmeinungen, als um der Beute willen, dem böhmischen Gegenkönige zugezogen war, und schon in Böhmen — der Erste in diesem Kriege! — den Grundsatz geltend gemacht hatte: daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, war während der Schlacht am weißen Berge mit 12,000 Mann unthätig bei Pilsen stehen geblieben. Von dort zog er in die Oberpfalz, verstärkte sein Heer durch Werbung und führte es gegen den Neckar und Oberrhein (angeblich für den Churfürsten von der Pfalz), um den Krieg in die fetten Rheinlanden hinüber zu spielen. Gräuel, wie sie seit den Zeiten der Hunnen und Mongolen nicht erhört waren, bezeichneten, wo er durchzog, seinen Weg. Mit ihm vereinigte sich Markgraf Georg Friedrich von Baden, der in seinem Lande ein bedeutendes Heer geworben, für den Fall des mißlichen Ausgangs aber, der Reichsacht gewärtig, schon vor der Schilderhebung die Regierung seinem Sohne übergeben hatte. Diesen beiden schloß sich ein dritter, militairischer Abenteurer, Herzog Christian von Braunschweig an, derselbe, der den Handschuh der Gemahlin Friedrichs auf dem Hute führte, und aus geraubtem Kirchensilber Thaler schlagen ließ mit der Umschrift: Gottes Freund, der Pfaffen Feind. Trotz seiner Liederlichkeit und seines Freibeuterlebens hatte die protestantische Parthei ihm außer dem Bisthum Halberstadt so viele Pfründen übertragen, als irgend zu ihrer Verfügung standen. Mit den aus diesen Kirchengütern gezogenen Einkünften hatte er, dem Namen nach General in den Diensten des Churfürsten von der Pfalz, ein Herr geworben, mit diesem seit dem Herbste des Jahres 1621 Niedersachsen und Westphalen durchzogen, Kirchen und Stifter geplündert, und an wehrlosen katholischen Priestern, die in seine Hände fielen, unnennbare Grausamkeiten verübt. Diesen am Ober- und Mittelrhein hausenden Käm-

pen des Protestantismus folgte Tilly, nachdem er die hinterterlassene mannsfeldische Besatzung in Pilsen durch eine Geldspende zur Uebergabe des Platzes bewogen, im März 1622. Nachdem er den Mannsfeld bei Mingelheim geschlagen, vernichtete er den 22. Mai bei Wimpfen am Neckar das Heer des Markgrafen, der selbst nur mit genauer Noth der Gefangenschaft entrann. Den 6. Juni büßte Herzog Christian, als er bei Höchst über den Main setzen und seinen Verbündeten am Oberrhein zuziehen wollte, sein ganzes Geschütz und die Hälfte seiner Truppen ein. Die Eroberung von Heidelberg (17. September) und Mannheim (29. Okt. 1622) krönte Tilly's ruhmvolle Wirksamkeit, der die berühmte Bibliothek, die er zu Heidelberg vorgefunden, als Siegeszeichen dem Papste schenkte. Am Schluße des Feldzuges war die Pfalz, das Erbland des geächteten Friedrich, in den Händen der spanischen und ligistischen Truppen, und dieser irregeleitete Fürst, der verkleidet aus Holland herbeigekommen war, um den Verfechtern seiner Sache näher zu seyn, entließ jetzt, in der eiteln Hoffnung den Kaiser zu versöhnen, den Grafen Mannsfeld und den Herzog Christian feierlich seines Dienstes. Vergebens boten sich diese nun dem katholischen Kaiser und der Liga an. Von Tilly mit verdienter Verachtung abgewiesen, warfen sie sich nach Niedersachsen, und hiermit beginnt der zweite Abschnitt, in Tilly's militairischer Laufbahn, während des dreißigjährigen Krieges. — In dem fast ganz protestantischen niedersächsischen Kreise gewann die rebellische Opposition gegen das Reichsoberhaupt wiederum einen Heerd, in Christian IV. von Dänemark, der ihr mit 60,000 Mann zu Hülfe zog, ein auswärtiges Haupt. Tilly kämpfte hier, theils allein, theils neben Wallenstein, gegen die äußern und innern Reichsfeinde. Der entscheidende Wendepunkt in dieser Phase des Krieges war die Schlacht bei Lutter am Barenberge, wo Tilly den 27. August 1626 die Dänen aufs Haupt schlug, die Wallenstein dann weiter bis auf ihre Inseln verfolgte. Als der Kaiser auf den Rath beider Feld-

herrn am 22. Mai 1629 Frieden mit Dänemark schloß, war ganz Norddeutschland von kaiserlichen und ligistischen Truppen besetzt; der große deutsche Glaubenskrieg schien geendigt und Ferdinand II. machte den Versuch durch das Restitutionsedict die gestörten, kirchlichen Verhältnisse wieder rechtlich festzustellen. Allein die Vorsehung wollte nicht, daß die Kirche in Deutschland durch fürstliche Gewalt und weltliche Machtmittel triumphiren sollte. Deutschland, wo die Glaubenstrennung ihren Anfang genommen, war das harte Loos beschieden, den Selbstvernichtungsproceß des Protestantismus bis auf seine letzten Stadien zu durchleben. Damals benutzte ein schlauer, auswärtiger Eroberer die innere Zerrissenheit unsers Volkes, und faßte, die Ländergier unter der Maske des Eifers für die Neulehre verbergend, festen Fuß auf dem Boden des Reichs. Am 24. Juni 1630 landete Gustav Adolf an der pommerischen Küste, und mit diesem Zeitpunkte hebt ein neuer Abschnitt in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges an, der dritte und letzte in Tilly's Feldherrnleben. Der greise Führer hatte die Sendung vollendet, die ihm von der Vorsehung geworden war; dem Schwedenkönige gegenüber verließ ihn sein altes Schlachtenglück. Zu jener Zeit stand er, nach Wallensteins Entfernung vom Commando, allein an der Spitze der kaiserlichen und ligistischen Heere, welche durch die nachlassende Gefahr und die wachsende Sicherheit der katholischen Reichsfürsten, bei der großen Ausdehnung der von ihnen besetzten Länderstrecken, nicht im Stande waren, einem Feinde die Spitze zu bieten, welcher alle Eigenschaften eines der ersten Feldherrn seiner Zeit mit der unabhängigen Macht eines Königs in einer Person vereinigte. Bei der Unfähigkeit der kaiserlichen Befehlshaber in Pommern wurde es Gustav Adolph leicht, bis nach Frankfurt an der Oder vorzudringen, welches er am 3. April 1631 erstürmen und ausplündern ließ. Tilly suchte gegen diesen Andrang in dem reichen Magdeburg einen Stützpunkt zu finden, welches von jeher ein Heerd des Protestantismus, sich gegen die Vollzie-

hung des Restitutionsedicts aufgelehnt, und den vom Kaiser abgesetzten, protestantischen Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg zurückgerufen hatte. Seit dem Ende 1630 von Pappenheim eingeschlossen, hatte die eifrig lutherische Bürgerschaft Tilly's wiederholte Aufforderungen und Warnungen nicht geachtet, und jeden Augenblick auf schwedischen Entsatz gehofft. Da gelang es am Morgen des 20. Mai 1631 einem, von Pappenheim befehligten Heerhaufen durch einen glücklichen Handstreich den Wall der Festung zu übersteigen, und ein Thor zu öffnen. Nach einem mörderischen Gefecht in den Straßen unterlagen die Einwohner, welche aus den Fenstern auf die eindringenden Truppen geschossen hatten; die Stadt aber wurde durch eine Feuersbrunst zerstört, über deren Ursprung nur so viel feststeht, daß Tilly daran unschuldig ist, während übereinstimmende Berichte von katholischen Augenzeugen und protestantischen Zeitgenossen, es mehr als wahrscheinlich machen, daß der, auch für den Sieger unheilvolle Brand dem Fanatismus der Einwohner selbst zur Last fällt.

Hatte Gustav Adolf Magdeburg Preis gegeben, so zwang er dafür den Kurfürsten von Brandenburg zum Bündnisse. Auch Sachsen, bei welchem das confessionelle Interesse überwog, entschied sich, trotz der Aufforderungen Tilly's, zum Anschlusse an Schweden. So kam es vier Monate nach dem Falle von Magdeburg, durch Pappenheims Ungestüm und wider Tilly's Willen, bei Leipzig (17. Sept. 1631) zu einer entscheidenden Schlacht, der ersten, in der der sieggewohnte Feldherr auf's Haupt geschlagen ward. Schon hatte ihn ein schwedischer Rittmeister ereilt, als einer der Begleiter Tilly's den Verfolger niederschoß. Die Folgen dieses unglücklichen Tages waren unermeßlich. Das protestantische Deutschland fiel jubelnd dem fremden Sieger zu, das katholische sah sich fast wehrlos den Schweden Preis gegeben, der Kaiser gezwungen, dem zweideutigen und eigennützigen Wallenstein den höchsten Oberbefehl über alle seine Heere unter Bedingungen

zu übertragen, die sein Ansehen untergruben. Vergebens sehnte sich Tilly danach, noch einmal dem gefährlichsten Feinde, den die Kirche in diesem Kriege gehabt, in offener Feldschlacht zu begegnen. Er verstärkte sein Heer in Niederdeutschland wieder bis auf 20,000 Mann, überfiel damit gegen Ende des Februar 1632 die Schweden in Bamberg, eroberte es, und trieb sie bis Schweinfurt. Aber dieser Sieg blieb ohne Folgen, und Tilly's Wunsch unerfüllt. Denn, als Gustav Adolf sich nun mit seiner Hauptmacht gegen Tilly wendete, und dieser, um Bayern gegen feindlichen Einbruch zu schützen, bei dem Städtchen Rain am Lech eine stark verschanzte Stellung nahm, ward der treue Streiter für das alte Recht und den Glauben der Väter von dem höhern Kampfrichter dem irdischen Schlachtgewühle entrückt. Am 5. April zerschmetterte ihm eine feindliche Falkonetkugel das Knie, und am 20. starb er zu Ingolstadt, indem er sterbend den Kurfürsten, seinen Herrn, ermahnte, diese Festung und Regensburg zu halten, wenn gleich das Land, und selbst die Hauptstadt von den Feinden besetzt würde. Die Worte des Psalmisten: In te speravi, Domine, non confundar in aeternum! waren sein letztes Gebet; Regensburg! Regensburg! sein letzter Seufzer.

Nicht leicht ist ein großer historischer Charakter von spätern Geschichtschreibern unverschämter verläumdet worden, als Tilly. Der Fanatismus der Außerkirchlichen und die Gemächlichkeit romanschreibender Dilettanten, welche, ohne die Quellen eines Blickes zu würdigen, den nächsten Vordermann ausschreiben lieben, haben mit einander gewetteifert, den mildesten Feldherrn seiner Zeit als finstern Bluthund dem Fluche der Nachwelt Preis zu geben. Der Grund dieses Hasses liegt klar am Tage. Der Hauptzug in Tilly's Charakter ist ein tiefer, unerschütterlich fester, katholischer Glaube, um den sich treu und uneigennützig sein ganzes Leben dreht. — Im Gegensatze gegen die Sinnesart der Mehrzahl seiner deutschen Zeitgenossen, war er ein großartig kirchlicher Charakter,

im vollen Sinne des Wortes, der weder für Geld und Lohn, noch für die Ehre dieser Welt, sondern allein für den Glauben stritt, der ihn durchglühte. Die Tageszeiten des Breviers pflegte er wie ein Priester zu beten; reichte der Tag nicht aus, so nahm er die Nacht zu Hülfe. Nie unternahm er einen Angriff, ohne vorher sich vor Gott niedergeworfen und gebetet zu haben, daß sein Wille geschehe. Wenn es möglich ist — sagt Gualdo Priorato — unter den Waffen das Leben eines Ordensmannes zu führen, so hat er nichts unterlassen, diese Aufgabe zu lösen. Seine Soldaten, denen er in jeder Hinsicht ein Vater war, pflegten ihn deshalb den deutschen Josua zu nennen. Diesem inneren Leben entsprach die Strenge seiner Sitten; er ist nie trunken gewesen, hat nie ein Weib berührt, und vor der Niederlage bei Leipzig nie eine Schlacht verloren. Aber der Mann des Gebetes hielt unerbittlich die Zucht in seinem Heere aufrecht. Es wird berichtet, daß einst auf dem Zuge durch Oberösterreich nach Böhmen sechs wallonische Ausreißer unter dem Galgen dem Henker entsprangen, und von ihren Kameraden mit gewaffneter Hand in Schutz genommen wurden. Auf der Stelle griff Tilly, der eben gegenwärtig war, zehn der Aufrührer, und unter diesen zufällig vier Edelleute, aus dem Gliede heraus, und ließ sie, so wie sie gebeichtet hatten, im Laufe von anderthalb Stunden aufknüpfen. So streng er im Dienste war, und so sehr er die Irrlehre verabscheute, so mitleidig und barmherzig erwies er sich den Irrenden. Als nach der Schlacht am weißen Berge viele Haupträdelsführer des Aufruhrs, uneingedenk, daß sie nach den Gesetzen aller Zeiten und aller Völker den Hals verwirkt hatten, in unbegreiflicher Sicherheit in Prag blieben, war es Tilly, der dem Blutgerichte seine Opfer entziehen wollte, und der ihnen den Rath geben ließ, sich eiligst aus dem Staube zu machen. Er hatte heimlichen Befehl ertheilt, ihnen die Flucht zu erleichtern, und zu diesem Ende auch die Offiziere zurückgezogen, die jeden der Betheiligten bewachen sollten. Daß diese letztern, wahrscheinlich

aus Furcht vor der Einziehung ihrer Güter, den Wink unbenützt ließen und nun dem peinlichen Halsgerichte anheim fielen, war nicht seine Schuld. Auch in Nördlingen rühmte die erzprotestantische Bürgerschaft ihm nach, daß er, wie kein Anderer, die strengste Mannszucht gehalten, und ihr eine (durch aufrührerische Reden vieler ihrer Mitglieder vielleicht wohlverdiente) Züchtigung großmüthig geschenkt habe. (S. Weng. Die Schlacht bei Nördlingen. S. 28 u. ff.) Der Vorwurf, daß eben dieser Mann, im Widerspruche mit allen diesen Anzeichen einer milden Gesinnung, zu seinem eigenen größten Nachtheil, wie ein unsinniger Wüthrich Magdeburg zerstört habe, ist zuerst durch den protestantischen Geschichtschreiber Karl Adolf Menzel (Neuere Geschichte der Deutschen, Bd. 7, S. 295 u. ff.) bestritten, und durch die, in den historisch-politischen Blättern mitgetheilten Urkunden aus dem Münchener Reichsarchiv als ein völlig grundloses Mährchen dargethan. (S. den Aufsatz: der Brand von Magdeburg in den hist.-pol. Blättern, Bd. III, S. 43.) Die erste Quelle der bekannten Anekdote, daß Tilly den ligistischen Offizieren, die ihn um Einstellung der Plünderung gebeten, zur Antwort gegeben habe: man möge nach einer Stunde wieder anfragen, ist eine Art historischer Roman: le Soldat Suédois, und selbst dieser erzählt diesen Zug nur mit dem Beisatze: wenn es wahr ist. Harte (Geschichte Gustav Adolfs I. 499) hat jenen Bericht ohne den Beisatz nachgeschrieben; Schiller, dem es eingestandenermaaßen mehr um den dramatischen Effect als um die historische Wahrheit zu thun war, apretirte den pikanten Zug für seine, ursprünglich auf einen Damenkalender berechnete Geschichte des dreißigjährigen Krieges. So ist jenes Wort Gemeingut des heutigen, gebildeten deutschen Publikums geworden. Die Wahrheit ist, daß Katholiken und Protestanten unter Tilly's Zeitgenossen bezeugen: dieser sey beim Anblicke der gräulichen Verwüstung, welche auch ihm die gehofften, reichen Hülfsquellen für seine Truppen zerstörte,

in Thränen ausgebrochen. (S. die Beweisstellen bei Menzel a. a. O. S. 305.)

Nicht minder ehrwürdig wie seine Menschlichkeit war seine uneigennützige Großmuth. Er ist vielleicht der einzige unter den Feldherren des dreißigjährigen Krieges, von dem die Geschichte meldet, daß weder das Geld noch der Ehrgeiz über ihn Gewalt hatte. Kostbare Geschenke, die er erhielt (wie 1000 Rosenobel, die ihm die Stadt Hamburg verehrte, und eine reiche, mit Diamanten besetzte Kette, welche eine spanische Infantin ihm geschenkt hatte), legte er auf den Altar der Mutter Gottes von Altötting nieder. Auch bedurfte er, nachdem ihm durch den Tod seiner ältern Brüder ein mäßiges Vermögen zugefallen war, des Geldes nicht. Sechszig tausend Thaler, die er hinterließ, vermachte er den ältesten Offizieren der wallonischen Regimenter. Ferdinand II. wollte ihn in den Fürstenstand erheben, allein er vermochte den kaiserlichen Geheimschreiber durch ein Geschenk von 500 Thalern die kaiserliche Gnadenbezeugung durch verzögerte Ausfertigung des Patents zu hintertreiben. Dagegen nahm er Wolkersdorf in Oberösterreich, wo sein Neffe das heutige Tilly'sburg erbaute, vom Kaiser als Geschenk an. Seiner äußern Erscheinung nach wird er als ein kleiner, hagerer, aber kräftiger Mann geschildert; die Nase lang, die Stirn breit und hervorragend, die tiefliegenden Augen blau und feurig, das Kinn spitzig, mit starkem Knebelbart besetzt, die Haare kurz, in der Jugend röthlich, im reifern Mannesalter weiß. Das Gesicht hat nach gleichzeitigen Portraits den Ausdruck des Ernstes und der Strenge, aber das Auge verräth die Milde eines edeln Gemüths. Prachtliebe war ihm fremd; gewöhnlich ritt er einen Schimmel, und seine Tracht war die spanische der damaligen Zeit, ein Wamms von hellgrünem Atlas, mit aufgeschlitzten Ermeln, hohe Reiterstiefel, lederne Beinkleider und weißer Gürtel, worin zwei Pistolen steckten; von dem hochaufgekrämpten Hute wallte eine lange rothe Feder herab. Als einst ein junger, französischer Großer, der in

seinem Gefolge den Krieg lernen sollte, über diesen seltsamen Aufzug spöttelnd fragte: was das für eine Mode sey? — antwortete er trocken: c'est à ma mode. — In der Pfarrkirche zu Altötting ist sein Grab. Dort ruht, wie eine kurze Inschrift sagt, der Sieger in 36 Schlachten: qui post tot, ultimam expectat tubam.

XXIV.

Die Verolgenheit in Exeter-Hall und die Phantasmagorien in dem Raumer'schen historischen Taschenbuch.

Es hat in den letzten Wochen in England ein Zeitungsstreit sich ausgestritten, der allzu charakteristisch ist für den Geist dieser Zeit, und allzu instructiv auch für Deutschland, wo der gleiche Geist grassirt, als daß wir in diesen Blättern ohne Erwähnung an ihm vorübergehen sollten. Es hat sich nämlich um die ekstatischen Mädchen in Tirol, die Maria v. Mörl und die Lazari in Capriana gehandelt, von denen auch in England Kunde angelangt. Als im Frühjahre 1841 Lord Shrewsbury Italien verließ, besuchte er beide; betrachtete sich mit Unbefangenheit Alles, was er an ihnen und ihrer Umgebung erblickte, und bildete sich ein Urtheil darüber. In seiner Gesellschaft war ein Protestant, der viele Jahre in China gelebt, wo er in seiner Umgebung keine Gelegenheit gefunden, von der Wundersucht angesteckt zu werden. Auch er beobachtete, was ihm seine gesunden Sinne zeigten; und er war der Erste, der bei der Rückkehr nach England in den Zeitungen aussprach, was er gesehen. Lord Shrewsbury folgte, schrieb die Schrift, von welcher schon in diesen Blättern Bd. X, S. 693 die Rede war, und theilte in der ruhigsten und vernünftigsten Weise mit, was als Evidenz ihm

sich aufgedrungen. Bei der Abfassung der ersten Auflage kannte er von Allem, was sonst über den Gegenstand erschienen, nur die kleine deutsche Schrift, und was Görres in der Mystik davon berichtet. Später sah er sich auch nach andern Zeugnissen um, und da er sie mit seinen Erfahrungen übereinstimmend gefunden, unterstützte er in der zweiten Auflage, die bald im Jahre 1842 erfolgte, seinen eigenen Bericht durch diese einstimmigen Zeugenaussagen. Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck, bei der gegenwärtigen Stimmung der Geister, diese aufrichtige, gerade Aussage unbescholtener, gewichtiger Männer, deren Glaubwürdigkeit mit Ehren nicht bezweifelt werden konnte, im dortigen Lande hervorgebracht. Die anglicanische Kirche ist bekanntlich als Schisma von einem Tyrannen erster Größe gegründet worden; die Rathgeber seines Sohnes und eine tyrannische Tochter haben dieß Schisma dann weiter in eine Häresie umgebildet. Dieser Ursprung war nicht ehrenvoll, aber eine Revolution der ganzen Gesellschaft, bis in ihre tiefsten Fundamente hinab, wälzte sich darüber her, und bedeckte sie mit ihrem Schlamme. So nahm man, nachdem die Wasser verlaufen waren, die Sache als ein unveränderliches Factum; und baute, so gut es gehen wollte, die anglicanische Kirche auf. Die alte Kirche wurde nun geschlossen und der Schlüssel in's Meer geworfen; vor ihren Thoren wurden Trümmermassen aufgehäuft, und eine Dornenhecke für die unbehutsam Nahenden darum her angepflanzt. Dort nun feiern allnächtlich, bei erleuchteten Fenstern, der Papst und seine Clerisei die Mysterien der Finsterniß; denn dort war die nun geschlossene und bewachte Münzstätte des Priestertruges, des Wunderglaubens und arger Pfaffenlist angelegt; außen am Tage aber verbreiteten die 39 Artikel ihren Segen. Jetzt trat vor diese fröhliche Selbstgenüge das Wunderbare mit der Naivetät eines Kindes heran, und wollte sich nicht abweisen lassen. Begreiflich, daß die ganze Schaarwache, die der Huth über das verwünschte Terrain wahrnimmt, in Aufruhr kam. Exeter-Hall ist das

Hauptquartier der protestantischen Association in England, davon mußte die Abwehr ausgehen. Wäre sie in Ehren, Grund gegen Grund, Thatsache gegen Thatsache, gemacht worden, es wäre nichts dagegen einzuwenden. Aber dort ist das Arsenal der Lügentradition seit Jahrhunderten, die Waffe hatte seither gut vorgehalten, und man entschloß sich, auch in der vorliegenden Fährlichkeit von ihr Gebrauch zu machen. Dalton, ein sonst schon in der Führung dieser Waffenart hochberühmter Mann, Secretär dieser Gesellschaft, machte im Morning-Herald folgenden Aufsatz, unter der Aufschrift: „Lord Shrewsbury's wunderbare Jungfrauen entlarvt", bekannt.

„Alle ihre Leser, mein Herr Herausgeber, werden sich der Schrift des L. S. vom vorigen Jahre erinnern, welche einige höchst wundersame Thatsachen über zwei Mädchen erzählte, an denen Mirakel sichtbar seyn sollten. Sie wurden vorgestellt, als seyen durch eine übernatürliche Wirkung die Wundmale unseres Erlösers, und andere Zeichen göttlicher Gnade ihnen eingedrückt. Ich habe gestern den Brief eines Correspondenten von der größten Achtbarkeit, datirt von Chambery nahe bei Genf, unter dem 3. Nov. 1842 erhalten, wovon Folgendes der Auszug ist: „„Haben Sie wohl gehört, daß die heil. Frauen unsres Lord S. allesammt zu Schanden gemacht sind; und daß ihre Häuser, oder doch das Haus der Einen von ihnen, bis zum Grunde niedergerissen worden; zum Zeugniß der Verachtung, die der verdorbene Charakter ihrer Bewohnerinnen hervorgerufen? Ich kenne noch nicht die einzelnen Umstände, wenn sie Ihnen aber unbekannt geblieben, so werde ich mich nach einer authentischen Bestätigung umsehen"". Aufrichtig hoffe ich, das wird eine Lehre für den L. S. seyn, die ihn abhalten wird, künftig ersonnenen Mährchen und den Lügenwundern gewissenloser Priester sich hinzugeben. Eine Kirche, die zu so unehrenhaften Mitteln, zur Unterstützung ihrer Ansprüche, greifen kann, muß, wie ich glaube, ein jammervolles Machwerk aller soliden Fundamente entbehren, auf denen sie ruhen könnte;

und dabei die wahren Elemente kirchlicher Prosperität, Glauben an Gott, die Wahrheit und das Gewissen der Menschen gänzlich mißkennen. Ich habe die Ehre zu seyn Ihr gehorsamer Diener Eduard Dalton. Auf dem Amt der protestantischen Association Exeter-Hall II. den 21. Nov". So war die erste Masche zum Lügengewebe im Morning-Herald aufgeschlagen. Ein zweiter, der sich William Publicola unterzeichnet, nahm das Werk nun auf, wo dieser es gelassen, und setzte es in der Weekly-Dispatch, einer andern Zeitung in dem Fleetstreet emsig fort. Dort nämlich heißt es folgendermaaßen:

„Die Leser dieser Zeitung werden sich erinnern, daß wir unlängst einen Bericht über L. S. Leichtgläubigkeit, in Bezug auf die ekelhafte Schaustellung bei Chambery in der Nähe von Genf, gegeben. Dieser Edelmann machte einen Bericht über seinen Besuch bei einem Mädchen bekannt, daß die Wundmale Christi trug, und jeden Morgen von selbst aus ihnen blutete. Das junge Weib war als ungemein fromm geschildert, mit einer himmlischen Ruhe und Resignation auf ihrem Antlitz, und alle Blumen der Rhetorik des Edelmanns, und alle Künste der Darstellung waren zu Hülfe gerufen, um seinem Berichte Feierlichkeit und Effect mitzutheilen. Wohl es hat sich nun entdeckt, daß, wie wir damal es vorausgesagt, das ganze Ding ein Betrug und eine Lüge gewesen. Gewisse ehrsame Priester haben über eine gemeine Prostituirte (des Lords geduldige und resignirte Jungfrau) es vermocht, daß sie die Rolle eines Opfers über sich genommen. Einige Zeit hat der Betrug vorgehalten und große Summen ihnen eingetragen. Ein anderes Mädchen war gleichfalls in die Täuschung eingeweiht, da auch sie symbolische Zeichen gleicher Natur an sich hatte. Wie es scheint hat die Polizei die Elenden unter ihre Aufsicht genommen; eben in demselben Augenblicke, als die Nachbarn die Entdeckung des Betrugs vernommen, sammelten sie sich aber in Masse um das Haus, setzten es in Flammen und schleiften es bis zum Grunde. Die Entdeckung dieses schändlichen Betruges, die am Anfange dieses

Monats stattgefunden, hat auf die Spur der infamen Weise geführt, in der alle diese Bösewichter, männlich wie weiblich, mit einander gelebt. Alle diese Thatsachen waren jedoch nicht öffentlich ausgekommen, als unser Correspondent von Chambery uns die voranstehenden Einzelnheiten gemeldet. Zu seiner Zeit werden wir unseren Lesern das Nähere über die Sache mittheilen. Einstweilen können wir nicht umhin, unsere Freude über die Entdeckung eines der infamsten Streiche in den neueren Zeiten auszudrücken, und wir überlassen den L. S. den erfreulichen Betrachtungen über seinen Mißgriff, womit er mit seiner Autorität einem so offenbaren Betruge in der offensten und unumwundensten Weise beigetreten".

Es ist ein herzerquickend Schauspiel, dem emsigen Thun dieser Freimaurer zuzuschauen; die aus Nichts mit Nichts und durch Nichts ein Werk erbauen, weitschichtig und vielstöckig, wie das Grabmal des Porsenna. Zuerst kommt der Altmeister mit dem Senkblei und dem Richtscheit gegangen, und legt den ersten Lügenquader; denn der Quader in seiner massiven Fassung ist das Symbol der festen, in sich wohlgesicherten Wahrheit. In die Fundamente werden Münzen mit dem dato 3. und 12. November hineingesteckt; die protestantische Association, die Exeter-Hall unterschreibt den Verbalproceß, und der Hammerschlag schließt alsdann die Höhlung. Nun kommen die andern Gesellen im Schurzfell und mit der Maurerkelle herangetrippelt; geführt vom zweiten Lügenschmiede schließen sie einen Kreis um den gelegten Stein. Der Bruder Redner hält nun einen Straffermon an den edlen Lord, der mit diesem papistischen Schelmenstreiche sich bemengt. So eindringlich ist diese Rede und solcher Ueberzeugung voll, daß der gestrafte Betretene nicht weiß, ob er in Tirol geträumt, oder jetzt von Träumern sich umsponnen findet. Der Frère terrible tritt an seine Stelle, spricht seine Verwünschungen aus über die gemeinen prostituiten Weibsbilder, die sich den Pfaffen hingegeben, und jenes Sündenleben geführt. Weil sie, die sich für Vestalinen ausgegeben, den Eid gebrochen, sollen sie,

gleich ihnen, mit ihren Verführern im Baue vermauert werden, und das Werk über ihnen, zum Exempel für die Zukunft, sich erheben. Nun wird vom Altgesellen die zweite Lage von Quadern herübergewälzt, und die Lehrbursche gehen frisch ans Werk. Wollte man ihnen sagen: seyd ihr nicht ein nichtswürdiges Gesindel, daß ihr den Ruf dieser Leidensbilder also mit euern schamlosen Lügen zu beschmutzen wagt? seyd Ihr nicht eine Satansbrut, durch deren Rachen der Vater der Lüge diese reine Spiegel mit seinem Pesthauch zu trüben versucht? dann würden sie erwidern: pah! es sind ja Papistinnen, dummes Volk, an dem nichts zu verderben; und diese Pfaffen sind ja weltberühmt. Verstehe doch Spaß, du Eiferer! sie sollen ja nicht wirklich, sondern nur in effigie begraben werden; darum sind alle diese Quadern nur auf Pappe perspectivisch gemalt; selbst das Wasser und Brod zu ihnen gesperrt ist ein Werk des Pinsels, und auch die Reden waren perspectivisch componirt. Was kann das ihnen schaden, es dient aber zur Ausbreitung des Evangeliums; denn wir sind fromme, sittenreine, evangelische Männer, welche die Wahrheit über Alles hoch halten.

So war die Sache auspunctirt, und sie hätte sicher zum Ziel geführt, herrschte im Lande der Katholischen die alte, dicke, dumme Apathie noch glorreich. Die hätte um die Sache sich nicht im mindesten geschiert. Man hat Beispiele von solchen Frevelthaten, hätte sie geurtheilt; die Wahrheit wird sich schon von selber Luft machen. Mitleidig hätte man von der andern Seite dann die Sache verrauchen lassen, bis sie nach zwanzig, dreißig Jahren, wo kein Zeugenbeweis mehr möglich, sich wie zufällig wieder herausgefunden, und den Stoff zu einem Gegenstücke der Päpstin Johanna, des seinen Eltern fluchenden Convertiten und tausend ähnlicher Geschichten sich ausgebildet. Aber diese Schlafsucht hat auch in England ihre Blüthenzeit durchgelebt. Die Katholischen haben sich dort in dem True Tablet ein Organ gegründet, dessen Herausgeber Lucas, ein entschiedener, kräftiger und talentvoller Mann,

mit starkem Arm die Reste dieser bleiernen Gleichgültigkeit zusammenrüttelt. Das Blatt nahm sich der Sache an, es machte aufmerksam auf die Unwissenheit der Lügenschmiede in der Geographie, die Tirol mit Savoyen verwechselt, und in der Hast vergessen, daß die ganze Schweiz, zwischen dem Aufenthaltsorte der Ehrabschneider und der von ihnen Geschädigten, sich eingedrängt. Es machte aufmerksam, wie der größere Theil dieser Schweiz mit bitterem Hasse gegen alles Katholische erfüllt sey; wie aber alle ihre Blätter insgesammt, bis nahe an den November, nichts von der Sache berichteten. L. Shrewsbury machte bekannt, daß er mit unerschütterlichem Vertrauen beharre bei allem, was er gesehen; und wie seine Privatnachrichten, bis zum Anfange des Octobers reichend, ihn nur darin bestärkten. Hr. Eduard Dalton aber ließ dadurch sich in keiner Weise irren: ihm stand es zu, seine Angabe zu erhärten; statt dessen wundert er sich, daß der edle Lord ihr nicht beitrete, und schiebt ihm den Beweis für seine entgegengesetzten Resultate des Augenscheines zu. Denn, sagte er, es ist nicht glaublich, daß der Gott der Liebe, der auf Erden heilend und segnend gegangen, jetzt diese Liebe nun durch unerträgliche Leiden äußert, die Er über unschuldige Frauen verhängt. Die Katholischen bezeichneten diese Lehre, die gegen die Leidensgeschichte, wie gegen die ganze Kirchengeschichte gilt, mit Recht als eine manichäische. Da unterdessen auch da und dort katholische zweifelnde Urtheile, und darunter auch von Priestern alten Regimes laut wurden, machte das True Tablet sein Glaubensbekenntniß in diesen Sachen kund, das jeder Vernünftige unterschreiben müßte. Jene katholischen Geistliche, die Betrug zu wittern glaubten, machte es aufmerksam; daß sie alljährlich am 17. Sept. in ihrem Breviere zweier ganz ähnlicher Dinge im Gebete erwähnten: der Stigmatisation des Apostel Paulus und des heil. Franziscus von Assisi. Täglich gehe auf den Altären in der Transsubstantiation ein weit größeres Wunder vor, dem gegenüber alle andern nur unbedeutend seyen. Der Herausgeber setzte hinzu:

Jeder, wen er noch von den zahlreichen Augenzeugen in dieser Sache gesprochen, habe ihm betheuert: daß man nicht das leiseste Zeichen eines Betruges entdecken könne; er selber für seine Person glaube daher an die Wahrheit der Sache, aber nur mit menschlichem Glauben, der jedes spätere Zeugniß zu seiner Berichtigung zulasse. Jene Jungfrauen müßten daher als solche genommen werden, die in der Wahrheit seyen; eine Annahme, die die Möglichkeit nicht ausschließe, daß es vielleicht nach Jahren anders befunden werde. So glaubte er auch, Exeter-Hall sey die Höhle der Infamie, und das Standlager von Lügnern und falschen Zeugen; doch lasse er die Möglichkeit zu, daß M'Ghee und seine Gesellen sich vielleicht in der Folge als ehrliche Leute erweisen könnten.

Unterdessen war die Zeit verlaufen, die Bestätigung der Lüge und die authentische Darstellung der Umstände aber ausgeblieben. Die Sache hatte Aufsehen gemacht, und man erwartete mit Spannung den Ausschlag. Nachdem alle Fristen verlaufen, mußte endlich Etwas geschehen, und man erwartete nur eine Gelegenheit. Diese führte ein Eduard Forster aus dem Alfred-Club herbei, indem er im Morning-Herald einen Brief ohne Bedeutung einrückte, der nur L. S. Angaben wiederholte, und keine irgend neue Thatsache beifügte, aus der sich die Falschheit von Daltons Angaben irgend erweisen ließ. Am folgenden Tage kam nun dieser, und schrieb dem Herausgeber: „Mein Herr! in Ihrem letzten Blatte erschien ein Brief des Hrn. Eduard Forster vom Alfred-Club. Mein Correspondent in Chambery war ohne Zweifel übel unterrichtet von dem Gegenstand, über den er mir im vorigen Monate eine Mittheilung gemacht. Ich fühle mich nicht versucht, die Sorglosigkeit dieses Individuums zu vertreten; aber ich finde mich verbunden, die irrigen Angaben des Hrn. Forster darzulegen“. Nun läßt er sich aus über „priesterliche Gaukler“, „unschickliche Schaustellungen“, „Geldschneidereien“, „unglückliche Mädchen“ und dergleichen mehr. Das war nun die ganze Retractation einer schamlosen Lüge, und die ganze Ge-

nugthuung der Gelästerten. Den Grund dieser Lüge hatte man aufgeben müssen; aber Alles, was man daraus abgeleitet, hielt man mit eiserner Stirne aufrecht. Unterdessen hatten die Katholischen ihrerseits zur Quelle sich gewendet, und Hr. Joh. Bapt. Vagani aus dem Marien-Collegium in Oscott hatte, auf Veranlassung des Hochw. Bischofs Wiseman, um Auskunft an Hrn. Baron Jos. v. Giovanelli in Botzen unter dem 27. November geschrieben. Der Stand der Dinge in Kaltern, wenige Stunden vom Aufenthaltsorte des Befragten, lag zu Tage; über die Lazari im fernern Capriana beschloß er die Anfrage mit einem authentischen bona fide-Document zu beantworten; und bat daher den Hochwürdigsten Fürstbischof von Trient, die eigentliche rechtmäßige Autorität in dieser Sache, um die Ausstellung eines Solchen. Dieser unterzeichnete unter dem 11. December 1842 ein solches Aktenstück, worin er die ganze Angabe von Exeter-Hall als eine schändliche Falschheit und Lüge erklärte. Acht Jahre liege die Lazari schon zu Bette in mehr oder weniger schweren Leiden; alles nicht bloß mit christlicher Geduld und Resignation, sondern mit großer Freude ertragend. Die genaueste Beobachtung scharfsichtiger und unterrichteter Personen, geistliche sowohl als weltliche, darunter Leonard Clock, eines erfahrenen und einsichtigen Arztes, habe nicht einen Schatten des Verdachtes auf Betrug entdeckt; und vor wenigen Tagen noch habe ihr geistlicher Führer, der Hochw. Hr. Paolo Depaoli, ein frommer Priester, bestätigt: daß noch Alles in Bezug auf das Bluten, die öftern Convulsionen, ihre äußere Eindrücke, ihr Enthalten von aller Nahrung unverändert fortbestehe, und daß ebenso ihre tiefe Demuth, Geduld und Resignation unverändert sich erhalte. Dieß Document sandte Hr. v. Giovanelli nach Oscott, und fügte zuletzt als gute Lehre zu dem ganzen Fabelwerke in seinem Briefe vom 15. December folgende Stelle bei: „It will be an act of justice, and will conduce to the Glory of God, to confront falshood with the invicible force of truth. On the one hand God has in his infinite mercy

exalted, and glorified his holy Church from his very foundation to the present time, and especially in the days we live in, with so many and such brilliant victories, that our Church would suffer no loss, were it possibile to involve in some doubt one or other of these innumerable self evident facts. On the other hand, it is a clear and convincing proof of the weakness and malignity of Protestantism, and how on every occasion it resorts to a misrepresentation of facts and to lying fabrications; a dispassioned inquiry into which can produce no other final result to it, than a disgraceful and damning exposure".

Die Briefe wurden im Catholic Magazin bekannt gemacht, und gingen von da in die Zeitungen über. Ganz England hatte in die Lügenschmiede hineingesehen, und war Zeuge des Thuns der dort Geschäftigen gewesen; etwa wie man durch angebrachte Schieber Zeuge der Arbeiten des emsigen Bienenstockes wird. Im Angesichte von ganz England waren dießmal die Sünder ihrer Thaten überführt und ausgestäupt worden; aber man wird sehr irren, wenn man glaubt, sie seyen deswegen betreten und beschämt, sie werden nun zusammensitzen, um auf neuen Trug zu sinnen. Daß Aehnliches sich in Deutschland gar oft begeben, weiß Jeder, der die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte kennt; und eben in der gleichen Sache sind wir Zeuge gewesen, wie in engster Nähe Velleitäten zu Aehnlichem sich kundgegeben. Leute, die Jahr aus Jahr ein mit geschlossenen Augen gesessen, also daß man urtheilen mußte, sie hätten von der ganzen Sache nicht die mindeste Notiz genommen; rührten sich sogleich, schlugen die Augen freudig auf, und machten sich selber zu Boten der Gerüchte, die ihnen zu Ohren gekommen: Die Sache sey von den Aerzten als Betrug erfunden worden. Da indessen bei der Nähe des Schauplatzes die Gerüchte selber sich bald als Betrug auswiesen; schlossen sie sogleich wieder die Augen, und fielen in ihre alte apathische Stellung zurück, in der sie noch jetzt beharren.

In dem erzählten Falle hat der Lügengeist eine Art von Schöpfungsact ausgeübt. Er hat nämlich in erster Operation die Materie seiner Lügenwelt aus dem Nichts hervorgerufen, und in zweiter sie dann geformt und in allen ihren Gestaltungen sie ausgebildet. Es gibt aber noch eine zweite Weise, die nicht schöpferisch, sondern nur allein formal gestaltend sich verhält, und darin ihr plastisches Genie offenbart. Der Demiurg nimmt alsdann einen historisch gegebenen Stoff, den Er nun nach seiner Art knetet und bearbeitet und formt, bis er seinem Zwecke sich vollkommen gefügt. Der Art ist die Geschichte des Jesuiten Girard und der Catharina Cadière, wie ein gewisser Kurtzel im Raumerischen historischen Taschenbuche dieses Jahres sie dargestellt.

Wir wollen für die Unkundigen in diesen Blättern die Umstände dieses Handels in wenigen kurzen Worten auseinandersetzen. Im Jahre 1728 wurde Girard nach Toulon versetzt; der Ruf eines Prediger-Talentes, großer Frömmigkeit und unbescholtenen Lebenswandels war ihm vorangegangen. Um seinen Beichtstuhl sammelte sich also bald ein großer Andrang der weiblichen Welt; aus der er vorzüglich fünfzehn sich ausgewählt, um sie auf der Bahn des innern Lebens nach seiner Art zu führen. Unter ihnen war auch die achtzehnjährige Cadière, die bis dahin gleichfalls unbescholtener Sitte in aller Unschuld hingelebt. Sie wurde unter seiner Führung in strenger Ascese bald ekstatisch, und sah nun nach Verlauf eines Jahres eine in schwerer Sünde hinlebende Seele, und ihr wurde gesagt: diese könne nur gerettet werden, wenn sie selber eine Obsession auf Jahresfrist übernähme. Ihr Beichtvater beredete die Erschrockene zur Uebernahme, und sie wurde nun wirklich obsedirt. Vorher schon, wenn auch unvollkommen stigmatisirt, wechselten nun in ihr die Anwandlungen der Ekstase, und die Anfälle der Besessenheit unaufhörlich. Im Verlaufe dieses Wechsels bildete sich ein vertrautes Verhältniß zwischen beiden aus, das ein Jahr hindurch anhielt; nach dem Verlauf desselben kam ihr der Gedanke, sich ins Clarissen-Kloster zu Ollioules

zu begeben. Dort dauerte das Verhältniß fort, so viel es der Zwang der Clausur erlaubte. Es reut sie indessen ihres Entschlusses, sie läuft daher davon, und nun entsagt P. Girard ihrer weitern Führung. Sie wählt statt seiner einen Carmeliten. Dieser dringt in ihr Gewissen, und stellt bald ihr früheres Verhältniß als ein sündliches ihr dar; sie stimmt ein, und nennt in ihren Anfällen den vorigen Beichtvater als den Teufel, der sie besitze. Der Bischof setzt eine geistliche Commission zur näheren Untersuchung, von der die Sache an den weltlichen Richter gebracht, vom König aber an das Parlament von Aix verwiesen wurde. Das Urtheil sprach den Beklagten los und verurtheilte die Klägerin in die Kosten.

Diese Geschichte fällt in die Zeit, wo die erste Jugend Ludwig XV. und sein Minister Fleury herrschten, der Regent und Dubois aber kürzlich abgetreten. Die Sittenlosigkeit seines Hofes hatte ihre Ansteckung über das Reich verbreitet; und die Spitzbübereien des lawschen Handels in anderer Weise verdorben, was sich noch unversehrt erhalten. Man kann nun von zwei Voraussetzungen ausgehen: entweder der Jesuit griff ein in das Verderben der Zeit, und wollte sich in ihm ein Nest bereiten; oder er trat ihm entgegen, und wollte wenigstens diese Seelen in einen höhern Zustand hinüberflüchten. Für beides spricht eine Möglichkeit, je nachdem man die Verderbniß der menschlichen Natur, oder die conservative Wirksamkeit kirchlicher Abhülfe in der Schätzung voranstellt. In den Acten ermittelt sich keine Thatsache so rein und klar und unwidersprechlich, daß die Schuld des Beichtvaters erwiesen wäre; aber auch keine, die seine Unschuld eben so klar zu Tage stellte: begreiflich, weil alles nur zwischen ihnen beiden vorgegangen, und nun Bejahung und Verneinung sich wechselseitig aufheben. Es kann daher an sich nicht bescholten werden, Parthei dafür oder dagegen zu nehmen in der Sache; und der Orden hat sie für den Einen, und die Familie für die Andere wirklich genommen. Daß es hier von beiden Seiten nicht an Leidenschaft gefehlt, erklärt sich aus der Natur

der Sache; hundert und mehrere Jahre später, wenn man von ihr redet, will es sich geziemen, daß die Entscheidung mit Unpartheilichkeit erfolge, und sich auf durchaus ehrenhafte Gründe stütze.

Erklärt man sich für das Factum der Schuld in diesem Handel, dann treten drei mögliche Fälle ein: entweder der Beichtvater ist der Schuldige gewesen; oder die Schuld hat an das Beichtkind sich geheftet; oder beide haben gemeinsam sich in sie getheilt. Im ersten Falle ist ein Geistlicher, unter den Augen eines sittenreinen Ordens aufgewachsen, von seinen Obern durchschaut, eines guten Leumunds genießend, mit einemmale umgeschlagen, und zum verwerflichsten, strafbarsten Verführer geworden. Im andern Falle erscheint ein Mädchen von achtzehn Jahren, gleichfalls nach dem Zeugnisse ihrer Umgebung gut und religiös, eben so plötzlich als die abgefeimteste und boshafteste Creatur, die nicht blos verführt, sondern auch den Verführten geistig mordet. Beide Fälle, noch mehr wenn in der dritten Voraussetzung die Concurrenz Beider Lasterhaftigkeiten angenommen wird, empören das menschliche Gemüth; können aber nicht von vornherein als Unmöglichkeit abgewiesen werden, weil Parallelfälle unleugbar sich ereignet haben. Es kann daher gleichfalls an sich nicht getadelt werden, wenn jemand für einen oder den andern dieser drei Wechselfälle sich entscheidet, aber ein zwiefaches muß alsdann von ihm gefordert werden: erstens, daß er zuvor ernstlich versucht ob jenen Antinomien nicht durch irgend einen anderen Ausweg zu entrinnen; zweitens, daß er, wenn dieß mißlungen, seinen Ausspruch, da neue Thatsachen so spät wohl nimmer auszufinden, die schon vorhandenen ungezwungen und scharfsinnig also combinire, daß, wenn nicht die Evidenz, doch eine Probabilität für seine Ansicht hervorgeht. Das letzte ist er seiner eignen Ehre, das andere, der seines Nächsten und der Menschheit überhaupt schuldig; in welcher glücklicher Weise zu allen Zeiten Irrthum und Schwäche die verruchte Bosheit überwog.

Solcher Prüfung dringt nun eine nicht zu übergehende Combination sich auf. Jeder der beiden Theile bezeugt mit gleicher Sicherheit die eigene Unschuld und die Schuld des Gegners. Konnte nun nicht, muß man fragen, sowohl das Zeugniß auf Schuld wie Unschuld von beiden Seiten in persönlicher Ueberzeugung, und daher gleich aufrichtig seyn? Damit aber solche Widersprüche vereinbar seyen, mußte etwas zwischen beide in die Mitte treten, was ihre Ueberzeugung irrte und verwirrte; und es entsteht nun die andere Frage, ist es nicht das räthselhafe der Zustände gewesen, das jene Sinnverwirrung herbeigeführt? Und in der That bei genauerer Prüfung der gerichtlichen Acten und einiger Kenntniß dieser Zustände überzeugt man sich bald, daß hier der Schlüssel des ganzen Räthsels liegt. Die Cadiére war anfangs blos ekstatisch und es war Friede in ihr und um sie her; sie wurde dann aber obsedirt, und nun begann die Zwietracht in ihr und ihrem Kreise. Sie wurde nun wie der Mond in Phasen getheilt; abwechselnd im Vollicht der Ueberwelt erleuchtet, und in den Finsternissen der Unterwelt erdunkelnd; bald Diana, bald Hecate. Hatte sie die Anwandlung des mildern Schimmers, dann hatte ihr Seelenführer sie in diesen Zustand eingeführt; er war der Spender der Gnade, die auf sie herabgekommen, und er war selber von dem Licht umglänzt, das sie erfüllte. War sie aber in den Zustand der Verfinsterung eingetreten, dann artete auch alles der Stimmung sich an, die in ihr herrschte. Wie er zuvor ihr Engel gewesen, so wurde er jetzt der Teufel, der nach ihrer Aussage sie besaß, nachdem er zuerst die eigne Seele für den Predigerruhm hingegeben. Sie hatte nun Visionen des Sabbaths und aller seiner Gräuel; ihr Verführer hatte sie dort aufgeführt, und übte mit ihr alle die dort herkömmlichen Schändlichkeiten. Erwachte sie aus diesem Gegensatze in den natürlichen Zustand, dann blieben ihr die Erinnerungen, wie Träume eines Doppelschlafes; sie mochten sie beunruhigen, aber sie heben sich gegenseitig auf, und so blieb sie noch im Gleichgewichte. In diesem

Zustande wurde der Briefwechsel geführt; der noch vorhanden, gänzlich unverfänglich ist, und von jenen Besorgnissen nichts enthält. Sie hat später ausgesagt: Girard habe seine Briefe verfälscht; aber ihre Antworten, von ihren Bruder dem Dominicaner nach ihren Dictaten aufgeschrieben, bestätigen diese Anklage nicht; der Eine aber, im Raumer'schen Taschenbuche allein gedrukte, der sicher unverfälscht geblieben, ist zwar wie die Zeiten liefen, unbehutsam in mystischen Formen abgefaßt; aber doch weit weniger, als das hohe Lied der Deutung auf das Materielle hin raumgebend.

Die Dinge blieben in dieser Lage, bis die Führer wechselten. Der neue drang in das Verhältniß ein, das zum Vorigen bestanden; und hielt sich berechtigt, es für ein sehr Strafbares zu erklären. In der That konnte vor der ordentlichen Untersuchung ein dringender Verdacht nicht grundlos genannt werden. Für den Beschuldigten sprach ein tadelloses Leben und das Zeugniß seiner Ordensgenossen; aber auch auf Schuld deuteten manche Zeichen. Es scheint überhaupt ein Mann gewesen zu seyn, gutmüthig zwar, der aber das menschliche Herz zum größten Theile nur aus Büchern kannte; und dem jener geniale, instinctartige Blick, der in in seine verborgensten Falten dringt, gänzlich fehlte. Die mystischen Zustände scheint er gekannt zu haben, aber er wußte wohl eher auf sie vorzubereiten, als den Hervorgetretenen das rechte Maaß zu geben; auch hat er offenbar die ekstatischen Zustände in ihrem Werthe überschätzt. Die Obsession scheint er weniger gekannt zu haben, und keine Ahndung stieg, wie es scheint, in ihm auf über die Gefahr, die aus der Mischung beider Zustände hervorgeht, und daher die sorglichste Behutsamkeit fordert. Darum ist er in den argen Mißgriff gefallen, daß er das erste Gebot seines umsichtigen Ordensstifters in solchen Fällen: daß nie und unter keiner Bedingung ein geistlicher Führer seiner Gesellschaft sich mit einer Person anderen Geschlechts einschließen solle, übertreten. Er hat zwar nur sieben= oder achtmal eingestanden, aber die Zahl

entscheidet hier im Wesentlichen nichts. Er glaubte die Uebertretung der Ordensregel durch die Absicht, das Auskommen der Obsession zu hindern, gerechtfertigt zu haben; gedachte aber nicht, daß er jedem argen Verdachte seine Gewähr gegeben, und so war ihm dadurch der Ruf und die Ruhe seines Lebens verloren. Die Cadière ging ein auf dieses Urtheil, sie combinirte, was auf ihrer Nachtseite vorgegangen; diese wurde predominirend in ihr, und sie schrieb in diesem Zustande ihre Klagschrift. Aber die Entzweiung, die zuvor in ihren ungewöhnlichen Zuständen geherrscht, wurde nun auch in die natürlichen Lebensverhältnisse hinübergetragen. Die lichte Seite hatte aber auch ihre Zeit, und unter ihrer Herrschaft schrieb sie nun einen Widerruf, den sie dem Gericht vorlegte; und worin sie alle früheren Angaben als Täuschung, ihn aber für für einen heiligen Mann erklärte, der sie gut und zum Guten geführt. Man sieht es diesen Schriften an, wie sie in sich irre, schwankend und ungewiß geworden, und über keine Thatsache sich fest und sicher bestimmen kann. Die gleiche Ungewißheit theilt sich nun auch ihrer Umgebung mit, und die widersprechenden Maaßregeln, die der Bischof ergriffen, erklären sich allein durch sie. Dadurch wird es mehr als wahrscheinlich, daß hier eine trübende Täuschung wirklich zum Grunde gelegen; eine Wahrscheinlichkeit, die zuletzt durch den Beitritt des Parlamentes vollends sich bestärkt und rechtskräftig wird. Nach einer reiflichen Untersuchung, deren Originalacten zehn Folianten füllen sollen, fällte das Parlament am 10. Oct. 1731 das Urtheil: das den P. Girard von allen Anklagen und ihm angeschuldigten Verbrechen losspricht; demnach die Klage abweisend, ihn des Processes entledigt; nichts destoweniger aber ihn zusammt seinen Gegenpartheien, des eingeklagten gemeinschaftlichen Verbrechens wegen, an das geistliche Gericht verweist; die Cadière aber in die Unkosten verurtheilend, sie ihrer Mutter zur Obsorge zurückgibt, zugleich aber die Zerreißung der Streitschriften, die von ihrer Seite gedruckt worden, anbefiehlt; endlich ihre Brüder und den Prior der Carmeliten,

ihren zweiten Beichtvater, gleichfalls des Processes entledigt. Es war weise geurtheilt, das Gericht hat seine Incompetenz zum Urtheil über ein Verbrechen, das kein handgreifliches Resultat zurückgelassen, und weder durch Eingeständniß, noch durch Zeugenbeweis erhärtet werden konnte, als in eine andere Sphäre gehörend, anerkannt, und die Entscheidung der entsprechenden Behörde zugewiesen, und sohin alle Partheien außer den Proceß gesetzt.

So urtheilt die Billigkeit in diesem Falle. Indem sie zur Möglichkeit der Schuld, auch die der Unschuld zuläßt, wagt sie doch nicht, jetzt so spät, über das Verhältniß beider sich auszusprechen; da selbst die Richter, in genauer Kenntniß der Sache, und Angesichts aller noch lebenden Theilnehmer und aller Zeugen, diese Wagniß nicht auf sich genommen; aber sie leitet beide Elemente, um nicht ganze Stände, Classen und Ordnungen verurtheilen zu müssen, nicht allein von menschlicher Bosheit oder Tugendhaftigkeit ausschließlich, sondern andere Parallelfälle zur Deutung herbeiziehend, von den schwer abweisbaren Irrungen geheimnißvoller Zustände, die sie umstrickt gehalten, ab. So hat die Mystik von Görres, die im dritten Bande S. 684 u. ff. die Sache ausführlich behandelt, den Fall genommen. Der neue Paraphrast aber kennt diese Darstellung nicht, oder hat sie ignorirt; nicht einmal auf das, was Capéfigue in neuester Zeit darüber beigebracht, nimmt er die mindeste Rücksicht. Dafür schämt und scheut er sich nicht, Wolf's elende Geschichte der Jesuiten zu citiren, und glaubt ihr sogar, mit einem handfesten Köhlerglauben, die bösartigen Fabeln von den Briefen des Ordensgeneral Ricci an das Collegium in Ruremond aufs Wort. Demnach ist ihm noch immer der Charakter dieses Ordens: daß er, abstrahirend von Allem, was recht, göttlich oder menschlich ist, um zu Macht, Herrschaft und Ansehen zu gelangen, ungescheut Religion und Kirche zertritt (S. 444). „Er hat nie Verbrechen und Laster gescheut, und P. Girard, der ihm angehörte, hat nur in seinem Geist und seiner Moral gehandelt; so wie der Orden wiederum auch, weil er ihn vertreten, seine Schande und Strafe auf sich gezogen". (S. 141.) Von ihm

selbst wird sogleich von vornherein das Urtheil gefällt: „ein Gauner, ein Räuber, kurz jeder Bösewicht sey gegen ihn und seine fromme Genossenschaft nur ein Lamm; denn wenigstens verläugne ein solcher, einem schuldlosen Weibe gegenüber, niemal sein natürliches Gefühl“. (S. 481). „Um seine Leidenschaften zu befriedigen, und seine geistlichen Zwecke zu erreichen, ging er mit psychologischer Kunst auf die ganze Störung des Seelenlebens seiner Beichttöchter los, Schritt vor Schritt sie zum Quietismus führend. War dann die geistige und sittliche Energie gebrochen, so rief er bei den Einzelenen durch die Kraft des thierischen Magnetismus, in dessen Praxis er unfehlbar eingeweiht war, nervöse Zufälle, Verstimmungen und Krämpfe hervor“. (S. 418). Nun wird zwar die unfehlbare Praxis im ganzen Verlaufe des Processes durch keine Thatsache nur irgend wahrscheinlich gemacht; aber was schadet das, der Proceß vor dem Parlamente wird nur in umgekehrter Richtung wieder revidirt, und dabei mit dem Urtheil auf Verdammniß angefangen. Um diesen Magnetismus ist es eine eigne Sache; die Pruderie der Engländer hat ihn niemal an sich kommen lassen; die Universität Göttingen hat, auch darin loyal, keinen statuirt, und die Majorität im gelehrten Deutschland ist ihr beigetreten. Kann aber die Sache nützen, dann wird sogleich mit voller Gläubigkeit zu ihr gegriffen. Unterdessen sind die Kenntnisse des neuen Revisionsrichters in diesem Gebiete nur dürftig, die Erklärung daher erklärt nicht das Mindeste. Obgleich das „Raubthier“, der Jesuit, sich müht, „durch längst erprobte an sich unschuldige Manipulationen“ sein Opfer zu bearbeiten, so kömmt er „doch nur langsam zum Ziele; und er muß das Seelenleben des Mädchens nur immer tiefer stören, und ihre ruhigen Zustände des Schlafwachens, durch seine magnetischen Einwirkungen, in krampfhafte Zufälle und außerordentliche Convulsionen verwandeln“ (S. 429). „Der kalte und erbarmungslose Bösewicht muß sie besessen machen; ob er aber dabei mehr die Bildung einer Heiligen, oder die Befriedigung seiner Lüste im Auge hatte, ist nicht zu entscheiden“ (S. 431).

Unterdessen kommen Dinge vor, wie das Ereigniß mit der Hostie, bei denen der Magnetism keinen Bescheid weiß: „denn auf welche Weise der Bösewicht die Gaukelei und den Paroxismus veranlaßt hatte, ist nicht zu ermitteln“ (S. 455). Obgleich die Cadière selber sagt: Wie sie von Jugend auf an Starrkrämpfen an Händen und Füßen gelitten, so habe sie auch oft eine Wunde an der Seite und eine an den Füßen gehabt, die sie dann später für Male gehalten; so reichen doch alle magnetischen Gaukeleien des Jesuiten nicht hin, ihr die Seitenwunde zu geben. Er mußte ihr S. 437. drei Finger unter dem Herzen in die linke Seite eine Wunde ritzen, die inzwischen, wie es scheint zu tief hinabgerathen. Denn der Paraphrast scheint zu glauben, daß sie auf den Hüften aufgesessen, wenn er erzählt; er habe mit besonderer Inbrunst die Wunde auf der Hüfte geküßt. Zwischendurch wurde doch auch die Sache in gewöhnlicher Weise betrieben, „und der Beichtstuhl“ (der, wie jeder weiß, mit aller Bequemlichkeit dazu eingerichtet ist) „wurde der Schauplatz von Küssen und Liebeständeleien in der abendlichen Dämmerung“; wahrscheinlich im Angesichte der ganzen Gemeinde, deren Aufmerksamkeit durch die Abendmesse beschäftigt war. Der Verfasser wird dabei zwar „als ein Mann von vorgerücktem Alter, aber immer noch von stattlichem Aeußern“ geschildert; während die Zeitgenossen, die ihn doch kennen mußten, von ihm berichten: er sey häßlich gewesen und dazu an einem Ohre taub.

So findet der Arme in den Netzen dieses Vogelstellers sich gefangen, und er kann nimmer dem Verderben entgehen. Damit aber die Sentenz vollkommen juristisch sich begründe, muß noch weggeräumt werden, was im Gerichtsverfahren etwa als mit ihr unverträglich sich herausstellt. Alle Zeugen, Männer und Frauen, und Alle, die daran in dieser Richtung Theil genommen, werden schlechtweg infamirt. Es ist nur zart zu nennen, daß die fünfzehn Mädchen ohne weiters, als dem Harem des Pfaffen angehörig, bezeichnet werden, die Guijol aber als seine Kupplerin aufgeführt wird. Die Non-

nen von Ollioules, von deren Aussagen er doch selber sagt, daß sie dem P. Girard am meisten geschadet, werden darum nicht geschont. Von ihrer Oberin wird S. 456 gesagt: sie hätte den Zustand des Mädchens klug beurtheilt, aber sicherlich ihren Grund gehabt, das Schauspiel, wenn nicht zu unterstützen, doch zu dulden; von den geistlichen Vorgesetzten des Klosters aber: sie wären wohl Jansenisten gewesen. Der P. Sabatier, der sich seines Ordensgenossen angenommen, ist ein verruchter Fälscher; das geistliche Gericht und sein Promotor gingen ein auf diese Fälschung; die Commission von drei Räthen aber suchte dem Jesuiten durch unrechtliche Mittel aus der Schlinge zu verhelfen. Die Cadière und die Zeugen werden eingeschüchtert und die letztern corrumpirt, und von den Jesuiten bestochen, der Ersten aber wird ihr Widerruf abgedrungen. Auf Zureden des Parlamentsprocurators widerruft sie zwar abermal; umsonst spricht Chaudon meisterlich zu ihren Gunsten, aber die wahrhaft jesuitische Vertheidigung Thomares überbietet ihn, und das Parlament publizirt sein Urtheil. „Dieses Urtheil sieht aber einer Unterdrückung des Rechtes ähnlicher, als einer Entscheidung nach dem Rechte“. (S. 480.) „Denn die Jesuiten hatten ihr Ansehen, ihre Schätze daran gesetzt, um den Arm der Justiz zu lähmen“. (415.) Eine Verläumdung, überaus plausibel in dieser Zeit, wo schon Voltaire's Gestirn über dem Horizonte leuchtete; wo die Rechtskundigen, an deren Spitze die Parlamente standen, dem Clerus vollkommen die Waage hielten, und Fleury alle Mühe hatte, das wiederholte Eindringen dieser Parlamente in geistliche Gerechtsame abzuwehren; und wo kurz zuvor im Cabinete des Regenten von der Aufhebung und Austreibung der Jesuiten schon die Rede gewesen, die beantragte aber als noch zu unzeitig einstweilen vertagt worden war.

Nicht um eine der beiden gegenseitig sich anklagenden Persönlichkeiten, oder gar beide mit einander, im Falle der Unschuld noch tiefer anzuschwärzen, oder in dem der Schuld weiß zu brennen, — Beide haben in Gut und Bös von einem höheren Richter längst schon das Urtheil erlangt, — nein, um an einem schlagen-

den Beispiel: the spirit of the time, its form and pressure zu demonstriren, haben wir in diesem Schmutze gerührt. In einer so unverantwortlich leichtsinnigen, leichtfertigen und stümperhaften Weise verfährt dieser Geist in den wichtigsten Angelegenheiten; und so sehr ist jede Wahrhaftigkeit, Treue und Ehrenhaftigkeit ihm verkommen, daß er kaum ein Arg an seinem Treiben hat, und nur ein ferner Nachhall des Gewissens etwa sich leise, leise regend frägt: „ob er auch mit einigem Rechte die außerordentlichen Thatsachen so zusammenstellen gekonnt", sich aber sogleich durch die Abweisung seiner Einsprache wieder beschwichtigen läßt. Und nachdem er so Treffliches geleistet, erhebt er sich in unerträglicher Hoffart über frühere Zeiten, die noch klar zwischen Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge, Treue und Untreue, und Ehre und Infamie zu unterscheiden gewußt. Da die ernste, gründliche Geschichte in neuerer Zeit ihn mit allen seinen Prätentionen, vorgefaßten Urtheilen und seichten Anschauungen abgewiesen, hat er sich sofort ins Gebiet der Poesie geflüchtet. Dort kann er die Charaktere modeln nach seinem Begehr, dort die Thatsachen nach seinem Bedarfe umgestalten, oder neue dazu erfinden; dort kann er die Accente, den Schatten und Licht vertheilen nach seinem Wohlgefallen. In den Lesern vermischt sich dann Fabel und Geschichte, und jene, in Prosa aufgelöst, wird nun bald in der Meinung der Zeitgenossen ins Gebiet der andern hineingeschmuggelt. Der Brunnen dieser absichtlichen Poesie entquillt in den Sümpfen an Fuße des Helikon, und seine Wässer verrathen sich leicht durch den Geruch nach faulen Eiern, der von ihrem schwefelhaftigen Wasserstoffe herrührt. Der Verfasser jenes Artikels im Raumer'schen Taschenbuche hat getrunken aus diesem Brunnen, und der einwohnende Geist ist über ihn gekommen, und er hat in ihm zu weissagen angefangen. Er hat die Quelle darauf Hrn. v. Raumer angerühmt, und dieser hat befunden, daß sie dem historischen Boden entspringe. Er hat ihre Wellen sofort in Krüge verfüllt, sie verstöpselt, und verpicht, und sie

mit seinem Petschaft versiegelt in alle Welt hinaus versendet. Der beigelegte Gebrauchszettel bezeugt die Heilsamkeit des Wassers in allen Hämorrhoidalbeschwerden und den Congestionen, die in ihrem Gefolge zu gehen pflegen. Solche Kranke bilden nun sich ein: „die leidenschaftliche Aufklärung und der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts in Natur und Religion sey lächerlich, abgeschmackt und verwerflich. Sie verspüren wohl auch täglich ein Gelüst nach Pfaffen, Mönchen und Jesuiten, nach Ohrenbeichte, Kirchenzucht und geistlicher Disciplin. Ja in ihren Aufwallungen tragen sie sich schon mit gleichen Geschichten, und ähnlichen Betrügereien, wie sie sich hier enhüllten". Das Alles löset nun und corrigirt der Gesundbrunnen in gelindester Weise. Man sieht deutlich: auch hier sind es Daltons unglückliche, eingeäscherte Kreuzschwestern in Tirol, auf die mit jenen Mysterien und Betrügereien mit dem Finger hingewiesen wird. Alles das ist die Folge der Geistesbewegung, die die Sitten der europäischen Gesellschaft auf's gründlichste zu bessern sich vorgenommen. Wie der politische Unverstand der Deutschen alle Bänder, die ihre Stämme zu einem Ganzen verbunden, gelöst, und dieß Ganze nun verwesend auseinander gefallen; so hat er in kirchlicher auf gleiche Weise verfahrend, auch die von dort herauswirkende Einheit in eine Zweiheit getheilt, und das eine Glied derselben wieder trümmerhaft in eine Vielheit auseinandergerissen. Da hegt dasselbe Land nun zwei Völker in sich, die, außer der gemeinsamen Sprache, sich sonst beinahe gänzlich entfremdet worden. Das eine nennt sich das bevorzugte, hochbegünstigte, klügere; und meinend, es sey überall zum herrschen berufen, sieht es auf das andere, als das zurückgebliebene, von der Natur verwahrloste, in der Bildung verspätete, und daher der Vormundschaft des Nachgebornen bedürftige, mit spöttischem Mitleiden herab. Es gilt: den Bedauernswerthen aus der Umstrickung einer arglistigen, fanatischen, trüglichen, tückischen Pfaffheit zu befreien; und da sind alle Mittel, die zu Enthüllung der Bosheit führen, ge-

recht. Das hat in wahrhaft naiver Weise, wenn wir dem Urtheile rheinischer Beschauer glauben wollen, in dem Bilde Lessings sich ausgewiesen. Wenn wir Naivetät gesagt, so sprechen wir damit aus: wie wir des Glaubens sind, es sey dem Künstler also bewußtlos gekommen; denn solche Dinge werden in frühester Jugend dem Menschen mit dem Einmaleins eingelernt, daß sie sich nie vergessen und überall ungerufen zugegen sind. Das Städel'sche Institut, eine protestantische Anstalt, wollte etwa ein Gegenstück zu dem Oberbeck'schen Bilde aufstellen, und Niemand hat das Recht, ihm dieß zu verwehren. Aber es hat sich in der Wahl vergriffen; und wenn nun das Eine schildert, wie die Kirche die Kunst gehegt; so ist in dem Andern plastisch ausgedrückt, wie diese Kunst, von einer gewissen Seite her, ihr den Dank abstattet. Es ist also nun ein redend Bild, etwa wie der Kaiser Joseph auf dem Römer, von den Freimaurern gestiftet; oder der Stein auf dem Schlachtfeld von Lützen, von dem Gustav Adolf-Verein umwuchert. Bild und Gegenbild drücken auch hier wieder das oben angedeutete Verhältniß der Confessionen aus, und zwar in einer Stadt, die sich die Bundesbehörde eines Reiches, in dem noch immer die Majorität dem alten Glauben treu geblieben, zu ihrem Sitze ausgewählt. Dort auch sahen wir mit eigenen Augen den Feierzug am Fronleichnamstage, dem Jubelfeste der Kirche, sich durch eine enge Kluft, zwischen den Mauern des Domes und schmutzigen Metzgerhütten durchdrängen. Der Gesandte des Kaisers, des ehemaligen Schirmvogts der Kirche, so wie die übrigen katholischen Gesandten, mußten gleichfalls die Defiléen passiren. Ländlich! sittlich! man weiß nur nicht, was man mehr bewundern soll, den Starkmuth der Bietenden, oder die Demuth der Acceptirenden.

Wenn eine Fistel den kranken Organism durchwächst, dann muß eine kundige Hand zuvor alle ihre Gänge sondiren, und eine feste dann alle ihre Ramificationen öffnen und zu Tage legen, damit die Natur heilkräftig einschreiten möge. Jedes andere sentimentale Verfahren verkleistert nur

das Uebel und gibt ihm Raum im Finstern fortzuschleichen, führt sohin zu Unheil und Verderben.

XXV.

Die Umwandlung der Großherzoglich-Badischen katholischen Kirchen-Section in einen Ober-Kirchenrath.

(Eine Stimme aus Baden.)

Endlich ist der glückliche, lang ersehnte Tag erschienen, der Heil der katholischen Kirche in Baden und Erlösung bringen sollte.

Er hat uns ein Regierungsblatt gebracht, das mit dem alten Jahre die katholische Kirchensection traurigen Andenkens klanglos beerdigt und begraben hat, und über ihrem Grabe also redend sich vernehmen läßt:

„Wir finden uns bewogen, über die Stellung und den Geschäftskreis der beiden Kirchen-Ministerial-Sectionen zu verordnen, wie folgt:

§. 1. Die beiden Kirchen-Ministerial-Sectionen treten in die Reihe der Central-Mittelbehörden, untergeordnet unter das Ministerium des Innern, unter der Benennung: **Evangelischer Ober-Kirchenrath, Katholischer Ober-Kirchenrath***). Die Collegialglieder derselben erhalten den Titel: Ober-Kirchenräthe und Assessoren.

§. 2. Beide Behörden verbleiben, so weit sie die Rechte des

---

*) Obgleich nach der religiösen Ansicht des Regierungsblattes der Katholicismus und der Protestantismus, respective der katholische und evangelische Ober-Kirchenrath sich blos wie Arten einer höherstehenden Gattung verhalten, folglich sich beide beigeordnet und nicht einander untergeordnet sind, so ist doch nach altem Herkommen in offiziellen Kundmachungen das Protestantische stets dem Katholischen vorangestellt. Es kann gegen diese Rangordnung um so weniger etwas eingewendet werden, weil in Baden der Protestantismus ein Drittheil, dagegen der Katholicismus nur zwei Drittheil von dem Ganzen bildet über welchem das Ministerium in excelsis thront.

Staats gegenüber der evangelischen und katholischen Kirche zu wahren haben, in dem ganzen Umfange ihrer bisherigen Geschäftscompetenz.

§. 3. Dieselbe erstatten ihre Berichte an Unser Ministerium des Innern schriftlich, communiziren mit den Kreisregierungen und andern Central-Mittelbehörden, und erlassen ihre Verfügungen an die ihnen untergeordneten Bezirksstellen, namentlich die Bezirksämter, Decanate und Schulvisitatoren unmittelbar.

§. 4. Dem Ministerium des Innern bleibt überlassen, die Directoren der Ober-Kirchenräthe und nebst solchen die Respicienten in geeigneten Fällen zum mündlichen Vortrag, oder zur Theilnahme an der Berathung in die Ministerial-Sitzungen einzuladen.

§. 5. Der evangelische Ober-Kirchenrath hat, außer den in §. 2. gedachten Obliegenheiten, die innere Regierung Unserer evangelischen Kirche nach Maaßgabe der evangelischen Kirchenverfassung selbständig zu verwalten.

Hinsichtlich derjenigen auf die innere Kirchenregierung bezüglichen Angelegenheiten, welche Unsere höchste Entschließung oder Genehmigung bedürfen, bestimmen Wir noch insbesondere, daß solche Uns durch den Chef des Ministeriums des Innern, wenn er evangelischer Confession ist, andernfalls durch ein von Uns benannt werdendes Mitglied des Staatsministeriums evangelischer Confession unmittelbar vorgetragen werden sollen.

Der Ministerial-Chef, oder derjenige, den Wir statt seiner berufen, führt auch in dem evangelischen Ober-Kirchenrath bei Berathung solcher Angelegenheiten den Vorsitz.

Von den beschlossenen Vorträgen ist dem Ministerium des Innern zur Wahrung der Rechte des Staates jeweils Nachricht zu geben.

§. 6. Diejenigen Collegial-Mitglieder des evangelischen und katholischen Ober-Kirchenraths, welchen Wir dermalen schon einen höhern Rang und Titel verliehen haben, behalten solchen für ihre Person.

Unser Ministerium des Innern ist mit der Verkündigung dieses Unseres höchsten Willens beauftragt.

Gegeben zu Carlsruhe, in Unserem Staatsministerium, den 25. Januar 1843".

Hat in Frankreich ein König das Irdische gesegnet, so ertönet in des Landes Metropole der Ruf: „Le roi est mort, vive le roi". Also rufen auch wir jetzt: die Section ist todt, es lebe der Ober-Kirchenrath! und wenden uns dann wieder zu dem gewöhnlichen Lauf der Dinge hin.

Wir haben also Gottlob! einen Kirchenrath!

Als die katholische Kirche neulich in den „katholischen Zuständen Badens“ der Welt ihr Leid geklagt und um Hülfe bat von Oben, da trat ein Staatsrath zu ihr heran, Nebenius mit Namen, mit einer Trostschrift in der Hand, in der geschrieben stand: Sieh! dein Klagen und dein Jammerruf ist eitel Nichts und ohne Grund. Was dir auch etwa fehlen mag, das wirst du sicherlich erhalten; es fehlt dir aber Nichts, gar Nichts, als „ein tüchtiger, rechtsgelehrter Canonist und der katholischen Kirchen-Section ein weiteres geistliches Mitglied“. (Siehe dessen Schrift pag. 156.) Siehe! nun haben des Trösters Worte sich erfüllt, mehr, weit mehr hat die katholische Kirche in Baden erhalten, als ihr fehlte; ihr fehlte blos „ein tüchtiger, rechtsgelehrter Canonist und ein weiteres geistliches Mitglied für die katholische Kirchensection“. Statt dieser Kleinigkeit erhielt sie nun einen Ober-Kirchenrath. Zwar ist dieser hohe Rath trotz des „Ober“, das er an seiner Stirne führt, um eine ganze Stufe niedriger gestellt, als jene Section, die früher mit der Kirche nach Gutbefinden umgesprungen, und es könnte scheinen, als ob es mit der neuen Ordnung der Dinge nur auf eine neue, um ein ganzes Glied erweiterte Unterordnung der katholischen Kirche unter das Regiment des Staates abgesehen sey. Allein das ist ein grundlos Fürchten, es betrifft ja diese Unterordnung nur den Rath der Kirche, nicht die Kirche selbst. Die Kirche ohne Rath bleibt frei und ungeirrt auch fürderhin, und steht selbständig dem Staate gegenüber; nur der Rath der Kirche ist dem Regiment des Staates unterthan, wie dieses ja von jeher war in unserm Lande; ohne daß deßhalb viel gehadert worden wäre. Nur eines will uns noch bedenklich scheinen und wandelt uns wie Alpdruck an.

Es setzt der Ober-Kirchenrath, wenn dem Satz sein Gegensatz entsprechen soll, einen Unter-Kirchenrath, als seinen andern Pol voraus. Wer wird nun aber diese Rolle übernehmen?

Wie bei uns die Sachen seit Jahren stehen und laufen, ist die Antwort leicht und ohne Schwierigkeit. Dem Ober-Kirchenrath im Unterland wird, als Unter-Kirchenrath im Oberland der Erzbischof und seine Curia sich gehorsamst unterstellen; über beiden wird in Herrlichkeit das Plenum thronen, und über allen wird als letztes Glied der Kette der Staatsrath das Ganze fest in sich zusammenhalten. Also wird die ganze Kirchenordnung in rechter Weise sich runden und sich schließen; und von Zwist und Hader zwischen Staat und Kirche wird in Zukunft, zur Freude aller Gutgesinnten, nicht ferner mehr die Rede seyn in Ba-

den. Es ist daher bei diesem Organismus und seiner Harmonie ein völlig grundlos Fürchten, wenn bei dem badischen Kirchenrath per idearum societatem Einige an den Kirchenrath, und sein fatales Wirken in einem Nachbarlande sich erinnert fühlen, und von der Angst sich quälen lassen, es möchte wohl der Kirchenrath im Unterlande dem Kirchenrath im Oberland allzuviel in seine Karten sprechen, und zuletzt das ganze Kirchspiel weit mehr vom Geist von Unten, als vom Geist von Oben sich regieren lassen. Dem sey nun wie ihm wolle; wir unserer Seits fürchten Nichts, gar Nichts. Man tröstet uns ja mit der Hoffnung, bald Dr. Vogel als Mitglied der hochwürdigen Curia zu begrüßen? Wie könnte da die Rede seyn von Uebergriffen des Staats in die Rechte und den Glauben unserer Kirche.

XXVI.

Die Philosophie und die Philosophen Italiens in der Vergangenheit und Gegenwart.

(Der Redaction mitgetheilt von einem Italiener.)

Erster Artikel.

Vorzeit, Mittelalter und die jüngsten Jahrhunderte bis Vico.

Vorwort — Umschwung des Geistes in Italien seit dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts — Ehrenvolle Erinnerungen der Vorzeit — Ansprüche Italiens an Pythagoras als den Gründer der italienischen Philosophie, sein Princip der Einheit, dieß Princip in dem römischen Recht — Zeiten des Verfalles, neue Bemühungen zur Sammlung und Wiederherstellung: Alcinous, Plutarch, Boetius und Cassiodor — Die longobardische Zerstörungszeit, Karl der Große, neues Aufblühen der italienischen Philosophie durch Anselm von Canterbury, ihre Fortschritte unter St. Bonaventura und Egidio Colonna, ihre Spitze in Thomas von Aquin — Dante — Kampf gegen die Schultyrannei, Francesco Patrizzis Verdienste, die Philosophie des Tommaso Campanella — Neue Richtung der Philosophie in Leonardo da Vinci, Galileo, sein Empirism, die Experimentalphysik und die inductive Methode, Aufweckung des Naturstudiums — Uebertreibungen

und Verirrungen der Schüler Galileos, der krasse Empirism, Herrschaft Lockes und Condillacs, Italien von 1780 bis 1814 — Reaction.

Vorwort des Uebersetzers.

Indem wir hiemit ein früheres Versprechen lösen und den folgenden Ueberblick der philosophischen Literatur Italiens mittheilen, haben wir nur noch einige Worte zur Vermeidung von Mißverständnissen vorauszuschicken. Die folgende Darstellung und Beurtheilung des einen oder des andern Werkes und seiner Principien mag vielleicht Verschiedenes enthalten, was mit den bei uns geltenden Ansichten nicht zusammenstimmt; wir stellen andererseits auch keineswegs in Abrede, daß wir selbst nicht immer alle Meinungen des Verfassers theilen; wir haben uns jedoch keineswegs für befugt gehalten, ihm vorzuschreiben, alle unsere Meinungen zu theilen, noch auch für berechtigt, ihn an der freien Aussprechung der seinigen, für die er, und nicht wir einzustehen haben, zu hindern. Um jedoch nicht ungerecht zu seyn, dürfen wir Folgendes nicht vergessen. Deutschland hat Phasen der Philosophie durchgemacht, die Italien im Allgemeinen, und vielleicht nicht zu seinem Schaden, fremd geblieben sind. Manche Lehren, die dort vielleicht im ersten Aufkeimen begriffen, haben sich bei uns schon durch ihre Durchführung bis zum Aeußersten, durch eigene Consequenz, gerichtet, und man erkennt ihnen nur einen Werth als Uebergangspunkte zu, die zur Vorbereitung dienen, und deren Wahrheit und Anwendung nur eine sehr bedingte ist. Andere Ansichten über Philosophie und Geschichte, die man bei uns auf dem literarischen Trödelmarkte leichten Kaufes haben kann, weil sie bereits ein triviales Gemeingut geworden sind, können in Italien, das eine ganz andere wissenschaftliche Bahn durchlaufen hat, nur als der Preis eigener Forschung von dem Einzelnen errungen werden, an den darum von seinen Landsleuten ein ganz anderer Maaßstab angelegt wird. Daß übrigens auch die Vaterlandsliebe dem Urtheile, welches der Verfasser über die Verdienste sei-

ner Landsleute fällt, nicht fremd geblieben ist, dieß beweist jedenfalls, daß die philosophischen Studien die Wärme seines Herzens noch nicht erkältet haben; wie es vielleicht nur allzu oft bei der kalten, leichenblassen Unpartheilichkeit von manchen unserer Gelehrten der Fall ist. Indem die Uebersetzung hierin willfährig dem italienischen Originale gefolgt ist, sind unsere Leser in den Stand gesetzt, am besten zu sehen, wie man in Italien selbst die Entwickelung der philosophischen Studien beurtheilt; was man bereits errungen zu haben glaubt, und nach welchem Ziele die Richtung der Geister im Allgemeinen hinstrebt. Wie sehr übrigens auch das Urtheil über das Verdienst der einzelnen Philosopheme und Werke abweichen mag; so wird sich doch unserer Ansicht nach Eines als unbezweifelt dem aufmerksamen Leser der folgenden Blätter herausstellen: daß nämlich ein neuer Umschwung des Geistes auch in diesem Gebiete in Italien nicht zu verkennen ist; daß in der neuerwachten Liebe zu philosophischen Studien sich ein Fortschreiten zum Besseren, ein Ringen nach tieferer Begründung alter Wahrheiten offenbart, und die Zeit eines leeren Formamalisms und eines oberflächlichen encyclopädistischen Philosophisms vorüber ist. Wenn daher unsere kaltblütigen Kritiker in den sandigen Flachlanden die folgenden Blätter ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig halten, und sich dadurch bestimmen lassen, mit etwas mehr eigener Bescheidenheit und etwas weniger Geringschätzung von Italien zu sprechen; so würde die Wahrheit gewiß dagegen nichts einzuwenden haben, und die wahre Philosophie Einiges gewinnen. Somit lassen wir den Verfasser lelbst reden.

Die gegenwärtige Bewegung in dem italienischen Philosophiren, die sich unbezweifelt als eine kräftige und der menschlichen Würde entsprechende erweist, verdankt ihren Ursprung und ihre wachsende Stärke dem geistigen Umschwunge unseres Zeitalters; denn hiedurch wurden wir wieder auf die großartigen und tiefen Anschauungen solcher Denker aufmerksam gemacht, die früher wenig unter uns bekannt waren. So

keimte eine heiße Liebe zur Wissenschaft auf, die ihre Gränzen erweiterte, und derselben eine sichere und edlere Richtung gab im Vergleich mit dem Zustand, worin sie sich beim Ablaufe des vorigen Jahrhunderts und in den ersten fünfzehn Jahren des gegenwärtigen befand.

Was jedoch mehr als alles Andere dazu diente, die italienischen Geister dieses Jahrhunderts aufzuwecken und anzuregen: das waren die ehrenvollen Erinnerungen an unsere Väter, und die in jüngster Zeit zur unbestreitbaren Gewißheit gewordene geschichtliche Wahrheit, daß wir eine uralte Schule der Philosophie, ja vielleicht die erste von Europa besessen; ich meine nämlich die pythagoräische, eine Schule, die sich durch ihre erhabene Weisheit, rücksichtlich der großen Fragen der Philosophie, auszeichnet, und daher auch den nachfolgenden Zeitaltern ein kostbares Erbe übermacht hat, worin die italienischen Geister einen Schutz gegen den herabwürdigenden Materialism fanden, und von den Lehren des Sceptizismus ferne gehalten wurden, die ihnen von außen kamen. Diese für unser Vaterland so ehrenvolle Wahrheit wurde erst jüngst durch einen unserer wohlverdienten Schriftsteller in dem philosophischen Gebiet, den Prof. Baldassare Poli, in seinem: *Saggio Storico*, in den *Supplementi al Manuale della Storia della Filosofia di Guglielmo Tennemann* in das genügendste Licht gestellt. Ich werde mich daher in dieser Beziehung auf die flüchtigsten Andeutungen beschränken, die ich nicht nur nützlich, sondern unerläßlich erachte, um den Zustand der Philosophie in unserer Halbinsel, sey es auch nur im Ueberblicke, zu kennen.

Die Idee der Einheit, als Symbol des in sich Seyenden, war die herrschende in der Lehre der Pythagoräer, das heißt, der Gründer der italienischen Schule; sie war der Mittelpunkt ihrer philosophischen Systeme. Die Zahlen, deren sie sich bedienten, und worüber so vielfach die Rede war, dürfen wohlbetrachtet nur als Zeichen gelten, um das Absolute unter nothwendigen und allgemeinen Formen zu versinnbildlichen. Daher sehen wir schon bei diesen alten Philosophen die Idee eines schöpferischen und ordnenden Gottes, und den Begriff von der Thätigkeit der menschlichen Seele und der Harmonie der Welt vorwiegen, und diesem müssen wir noch das große Princip der Gleichheit der Menschen, als Fundament der Gerechtigkeit, beifügen, so wie den Begriff von der Tugend als einer Einheit, die aus der Harmonie der Handlungen des Menschen mit dem Moralgesetze abgeleitet ist, und in der Verähnlichung der Seele mit Gott besteht.

Diese tiefen Anschauungen der ersten Philosophen der italienischen

Schule wurden in schärferen Formen dargestellt, und erhabener und klarer aufgefaßt von Xenophanes und Parmenides, um die Platonischen Lehren zu veredeln; indem es gewiß ist, daß das Princip von der Einheit und der Gottheit das herrschende Princip in den Werken Platos bildete, der an dem Verkehr mit den Pythagoräern großen Gefallen fand; auch selbst Aristoteles nahm Theil daran, in so fern nach der Meinung Einiger sein System dem seines Meisters nicht entgegengesetzt ist. Es dürfte daher ausgemacht seyn, daß die berühmtesten Schulen von Athen sich mit der unseren berühren, und daß von ihr der griechischen Weisheit eine lebendige Bewegung mitgetheilt worden sey, und dieß ist ein theueres Erbgut unserer Väter, das andererseits seinen heilsamen Einfluß auf die Begründung der Wissenschaft des Rechtes äußerte. Denn wenn man die römischen Gesetze wohl ins Auge faßt, so ist ein Zusammenhang mit den Ideen des Parmenides kaum zu verkennen; indem es auch hier das Eine vorzugsweise und etwas Unsterbliches ist, was sich nicht erwerben läßt, noch auch anders verloren geht, als freiwillig oder mit der eigenen Zustimmung; also daß man in den alten Gesetzen der Digesten, die beinahe alle in eben so vielen Verfügungen für einzelne Fälle bestehen, nichts desto weniger implicite ein durchgehendes Princip wahrnimmt, so wie eine allen Einzelnheiten zu Grunde liegende Idee der Wissenschaft, die die wesentlichen Eigenthümlichkeiten dessen, was Rechtens ist, als eines Absoluten bestimmt, wie dieß gerade in der pythagoräischen Philosophie der Fall gewesen.

Mögen diese erhabenen Anschauungen und Wahrheiten sich auch später geschwächt und verfinstert haben, vorzüglich in den vier ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, indem sie sich in eine geheimnißvolle Phraseologie verhüllten und in mythologische Sinnbilder, die den Sinn der alten Pythagoräer entstellten: so erhielten sich doch immer noch schätzenswerthe Ueberreste davon in der platonischen Philosophie, die größtentheils von Alcinous und Plutarch gesammelt und geläutert wurden, so wie insbesondere durch die Ansichten Plotins, der für die Nachfolgenden den Weg zu wichtigen Untersuchungen bahnte. Daher sehen wir im Zeitalter des Boetius und des Cassiodorus nicht unbedeutende Bestrebungen zu einer wahren Wiederherstellung. Sie waren es nämlich, die unter anderen Namen die Theorien des Parmenides von dem Einen, und die Ideen Plotins wieder hervorsuchten und zu Ansehen brachten. Allein es folgten jene unheilvollen Zeiten, wo unter longobardischer Herrschaft, im

Gewähle der Kämpfe, die Wissenschaften und die gelehrten Forschungen des Friedens verstummten, und erst im Zeitalter Karls des Großen, wenn auch anfänglich noch schwach, wieder aufgenommen wurden. Von nun an jedoch sich fortentwickelnd trat die Zeit ein, wo das gute italische Saatkorn durch die Bemühung des heiligen Anselm von Canterbury wieder kräftig aufsproßte, namentlich durch das, was er im Gebiete der Metaphysik leistete; allein zu höherer Blüthe noch erhob sich das philosophische Studium unter dem heiligen Bonaventura und Egidio Colonna, bis es endlich seine Krone mit den herrlichsten Früchten trug, gepflegt von dem tiefsinnigen Geiste des heiligen Thomas von Aquin. Auch unser Dante schöpfte mit Liebe aus dem Brunnen dieser Weisheit, er, der es sehr wohl verstand, in die Tiefe der Dinge einzudringen, und erhabene Bilder und Ideen daraus zu entlehnen, die so viel dazu beitrugen, den Gehalt seiner Dichtung, und namentlich seines Paradieses, zu steigern.

Es mag seyn, daß die Lehren der großen italienischen Geister in Bezug auf die Methode, wie sie damals abgehandelt wurden, weniger schön und bedeutend erscheinen. Eine intricate und nicht selten an guten Resultaten unfruchtbare Dialectik beherrschte damals viele der Denker und zwar auf lange Zeit hin. Andererseits aber ist nicht zu läugnen, daß jene Tyrannei der Schulen in unserem Italien heftig bestritten wurde, so zwar, daß Einige durch die mächtige Wirkung ihrer Lehren und ihres Beispiels das Erbe unserer Väter von dieser Unterdrückung befreiten. Hiefür sind wir insbesondere dem Franzesco Patrizzi zu Dank verpflichtet, der direct die Autorität des Aristoteles, und zugleich auch die Rohheit und Unwissenheit einer blos sinnlichen Philosophie angriff. Er vertheidigte die Einfachheit der menschlichen Seele im absoluten Sinne, setzte die Philosophie in das Studium der Weisheit, und die Weisheit in die Erkenntniß des Universalen, und zeigte, wie der menschliche Geist, aufsteigend von den sinnlichen Gegenständen, sich bis zur ersten Ursache erhebt, von der alle Dinge abhangen. Mehr aber noch begegnen wir in Tommaso Campanella einer Philosophie, die einen bedeutenden Einfluß auf die Weise äußerte, wie das siebzehnte Jahrhundert die Philosopyie verstand. Ein Philosoph von einem kräftigen, für die Wahrheit erglühten Geiste, den er mit den umfassendsten Kenntnissen bereichert hatte, bildete er aus dem Princip des Empfindens und Erkennens ein System theoretischer und praktischer Philosophie; in der Metaphysik erkannte er die Wissenschaft der ersten Gründe und der Endzwecke der Dinge, die Fundamentaldoc-

trine aller Wissenschaften, die sie alle beherrscht, diejenige nämlich, die den Menschen zur Kenntniß der Endzwecke und der Ursachen erhebt. Und hiezu gelangte er, indem er den Sceptikern eine Realität entgegen setzte, die schwer zu bestreiten war; denn er wollte erforschen, ob die peripatetischen Lehren in der Weise wahr seyen, wie sie von jenen Weisen verstanden wurden, die das Buch der Natur mit gebührender Unabhängigkeit studirten und seine Aussprüche sammelten.

Wenn nun diese Philosophen die Lehren der **Peripatetiker**, die von der **Scholastik** verhüllt waren, wieder hervorzogen und der Dunkelheit entrissen; so trugen Andere zu dem gleichen heilsamen Zwecke mehr indirecter Weise bei, indem sie eine Methode des Philosophirens lehrten, die ganz und gar derjenigen entgegengesetzt war, woran die Vorfechter der Dialectik mit verzweifelter Zähigkeit festhielten. Auf dieser ruhmreichen Kampfbahn erschienen in erster Reihe **Leonardo da Vinci** und **Galileo**, wovon der Eine fünfzig Jahre vor **Baco** das Ausgehen vom Besondern zum Allgemeinen, und der Andere durch eine siegreiche Logik die Pfleger der Wissenschaften auf die Methode der Erfahrung hinwies, so daß er mit Recht in Italien als der wahre Vater der inductiven Methode gelten kann, ohne darum den Werth der deductiven zu schmälern; denn dem Sinne nach dürfte auch diese zugestanden werden. Durch seine Lehre und sein Beispiel befreite er die Geister von einer Schul-Autorität, die sich ohnmächtig zur Weiterförderung der wissenschaftlichen Disciplinen erweisen; er regte mächtig das Studium jener Natur an, die immer lebt und in ihren Schöpfungen sich als Wahrsagerin und Unwandelbare in allen ihren Wesen vor unsere Augen hinstellt. Wie die Pythagoräer, so erklärte auch er, daß die Philosophie dem großen Buche des Universums eingeschrieben sey. Und diese Lehren, die ihrem Vertreter gewiß zu hohem Ruhme gereichen, **so lange sie nicht mit Mißachtung des Höheren, Unsichtbaren, Göttlichen und des Geistes einseitig blos dem Aeußeren, Sichtbaren, Sinnlichen, als einzigem Gegenstand der Erfahrung sich zuwenden**, sie wurden von **Galileo** in **Italien** gelehrt und ausgeübt, ehe **Descartes** und **Baco** in die gleiche Bahn eingetreten. Daher erklärte **Baco's** Landsmann, **David Hume**, selbst: daß zur Zeit, als **Baco** in **England** von Ferne den Weg, der zur Wahrheit führt, zeigte, in Italien Einer gewesen, der ihn schon betreten und ein gutes Stück darauf zurückgelegt. Und in der That, **Galileo** ließ sich von scheinbaren Hypothesen nicht verführen, sondern, indem er von Erfahrung zu Erfahrung fort-

schritt und daraus mit seinem Scharfsinne folgerichtige Schlüsse zog, wußte er die Geheimnisse der Natur auszuforschen und jene Gesetze zu entdecken, die ihre wunderbare Kunst offenbarten. So wurde er in der That der Gründer der Dynamik, der Schöpfer der Experimentalphysik, und derjenige, der Newton darauf brachte, seine große Hypothese von dem Planetensysteme zu gründen; denn Newton hielt sich dabei an die Bewegungen des irdischen Gravitationssystemes, wie es der italienische Naturforscher schon festgestellt hatte, und erweiterte seine Gränzen, indem er eine herrliche Anwendung davon machte. Wenn daher Galileo sich auch nicht mit der Philosophie im engeren, oder richtiger, im weiteren Sinne des Wortes befaßte; so ist doch nicht zu läugnen, daß er sie übte, indem er, die neue Bahn einschlagend, die Logik zu einer Naturlogik machte und ihr die Aufgabe nahe legte, die neu entdeckten Gesetze der Natur mit den Gesetzen des Geistes zu vereinbaren und so den Gesammtgesichtskreis zu erweitern.

Indessen auch bei diesen Bestrebungen blieb, wie es meist bei den Menschen zu geschehen pflegt, die einseitige Uebertreibung nicht aus. Es währte nämlich in der That nicht lange, und seine Nachfolger überschritten so sehr jene Marken und Vorschriften, die ihr großes Muster noch beobachtet, daß sie sich einem krassen Empirism hingaben. Einige Italiener, die mit den Systemen Lokes und Condillacs vertraut geworden, wurden ihre unbedingten Nachahmer, und es kam nun dahin, daß die Lehre Condillacs, wonach jede menschliche Fähigkeit sich auf die sinnliche Empfindung zurückführen lassen sollte, in Italien herrschte, und auf den öffentlichen Lehrstühlen als der Inbegriff alles philosophischen Wissens verkündet wurde, indem sich der ganze Kreis dieser Wissenschaft auf eine bloße Analyse der Ideen beschränken sollte. Dieser Stand der Dinge, dem nur die im Leben des Volkes wurzelnde Religion noch einiges Gegengewicht hielt, begann mit dem Jahre 1780, bildete sich bald noch mehr aus, und behauptete bis zum Jahre 1814 eine gewisse Oberherrschaft. In diesem Zeitraume lehrten Einige nicht nur den Sensualism von Condillac, sondern auch jene Lehren von dem Genuße und dem Nutzen, wie Helvetius und der Baron Holbach sie im Sinne einer allgemeinen socialen Umwälzung aufgestellt hatten.

Zum Glück aber brachte Italien noch immer männliche Geister hervor, wie Palmieri, Carli, Galetti, Draghetti, die sich den Vertretern einer zügellosen Sinnlichkeit widersetzten, und bemüht waren, den Grund zu einer von der französischen sehr verschiedenen

Psychologie zu legen. Ueberdieß vertrug sich durch eine glückliche Inconsequenz, deren Grund wohl in dem unbewußt herrschenden religiösen Geiste liegt, das empirische Verfahren immer ganz wohl mit dem Spiritualism, ja sogar bei jenen, die den falschen Grundsätzen auf das unbedingteste huldigten. Und wenn auch ein Lehrling des Physiologismus so weit ging, daß er die Wirkung aller Seelenkräfte von der sinnlichen Empfindung ableitete, und zwar von dem Reize der Nerven: so wurde doch eine solche Verirrung nie in ein System gebracht, und diese Erscheinung blieb andererseits so eingeschränkt und bedeutungslos, und trat so wenig in Werken und öffentlichen Verhandlungen hervor, daß sie kaum eine Erwähnung in der Geschichte der italienischen Philosophie verdient.

Was dagegen unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nehmen muß ist das große Verdienst, welches sich die drei ausgezeichneten Denker: Vico, Stellini, und Genovesi um das Vaterland erwarben.

Die Lehren von Vico bilden ein System rationaler und empirischer Philosophie, gegründet auf die Vernunft und die Geschichte; und wie verschiedenartig die Werke Vicos auch seyn mögen, so werden sie doch innerlich durch ein logisches und historisches Band verbunden, wodurch sie sich leicht auf eine bestimmte Einheit zurückführen lassen, nämlich auf ein vollständiges System, das sowohl den Einzelnen wie die Nationen umfaßt, und daher eine wahre Philosophie der Menschheit bildet. Die Philosophie des Einzelnen oder der individuellen Vernunft besteht in der Logik, Metaphysik, der Psychologie und der Moral, und sie findet sich in seiner Rede über die Art und Weise der Studien (Orazione sulla Ragione o maniera degli studii) ferner in der ältesten Wissenschaft der Italiener, in dem Buche von dem einzigen Princip und Endzwecke des allgemeinen Rechtes und in dem Werke von den Axiomen der neuern Wissenschaft auseinander gesetzt. Daher hat Vicos Philosophie sowohl das Individuum als auch das menschliche Geschlecht, oder die gemeinschaftliche Natur der Nationen zum Gegenstande, und die Philosophie der Menschheit ist ihm nichts anders, als die Anwendung der Philosophie des Individuums. Jene große Einheit steht unter einer die menschlichen Angelegenheiten lenkenden Vorsehung, und so ist sein System ein kühnes, vielumfassendes, das nicht anders als originell und von großer Bedeutung, ganz insbesondere für unsere Tage, erscheinen kann. Denn geschieht es nicht gerade jetzt, daß sich ein so lebendiges, vorwiegendes

Bestreben nach einer Philosophie der Geschichte, nach einer Geschichte der Menschheit, nach dem Studium der Philosophie im Allgemeinen nun kund gibt?

Indem nun im weiteren Fortschritt Giacopo Stellini an die von Vico enthüllten Wahrheiten anknüpfte, bildete er die Sittengeschichte des Individuum's mit der Moral der Nationen. Er wußte mit einem klaren Urtheil in die Existenzweise des Menschen in den ersten Zeiten einzudringen; er wieß die erste Entfaltung der menschlichen Kräfte, so wie den Ursprung und den Fortschritt der Leidenschaften und der dem einzelnen Vermögen entsprechenden Meinungen nach; die Sitten, die daraus entsprangen, die Ursachen ihres größeren oder geringeren Alters und ihrer Dauerhaftigkeit zeigte er, und führte den Beweis: wie selbst in jenem Zustand, worin die körperliche Stärke, von einer leidenschaftlichen Seele bewegt, vorherrschte, sich doch ein gewisser Begriff des Billigen, Guten und Ziemlichen entwickelte, der ihm als Princip der Gerechtigkeit und der Erkenntniß des Erhabenen und Schändlichen gilt. Wenn daher dem Stellini reichliches Lob dafür gebührt, daß er nicht ohne Glück die Spuren der neuen Philosophie Vicos zu verfolgen wußte; so hat er sich doch noch ein ungleich größeres Recht auf unsere Anerkennung dadurch erworben, daß er die Principien der Tugend nicht von den vielgestaltigen Systemen und Meinungen der Philosophen, sondern vielmehr von der Natur der Dinge ableitete, die sich von selbst unserer Betrachtung darbietet, und die selbst unwandelbar ihre Aussprüche Jedem ertheilt, der an sie seine Fragen mit einem Gemüthe richtet, das wohl darauf vorbereitet ist, ihre göttlichen Antworten zu vernehmen. Daher kömmt es, daß das Moralgesetz fest und unfehlbar ist, weil es sich auf das Gewissen gründet und auf die unwandelbare Natur der Dinge. Ueberdieß darf nicht außer Acht gelassen werden, daß dieser Philosoph seiner Moralwissenschaft eine systematische Einheit zu geben wußte, indem sich nämlich bei ihm Alles um das Gleichgewicht dreht, was zwischen allen menschlichen Vermögen bestehen muß, damit die Aeußerung des einen durch die Thätigkeit der übrigen sich nicht gestört finde. Da nun zu Erreichung einer solchen Absicht es einer ununterbrochen thätigen Seelenstärke bedarf, so wird eben hierin die Tugend bestehen, jedoch nicht ohne Aufblick zu Gott, um bei ihm einen wirksamen Grund ihrer Befolgung zu finden; indem es eine unbestreitbare Wahrheit ist, daß ein der göttlichen Sanction entbehrendes Moralgesetz, wie Stellini sagt, einem dürren Acker gleichen würde, den weder der Thau noch die Licht-

strahlen des Himmels erquicken. Endlich wird es Stellini immer zur Ehre gereichen, daß er mit einer edeln Unabhängigkeit schrieb; da er den gemessenen Befehl hatte, die Moral auf die abgenutzte scholastische Weise zu behandeln. Wir dürfen die Ethik Stellinis ein Originalwerk italienischer Philosophie nennen, indem es vor ihm bei uns nur Nachbildungen der Peripatetischen Ethik gab.

Nicht weniger verdient um unser Italien hat sich der Abate Genovesi durch ein gediegenes und würdiges Philosophiren gemacht. Auch er bietet uns ein vollendetes System der Philosophie dar, wie er es in seiner Metaphysik, seiner logischen Kritik (Logico-Critica) und seiner Dikäosine oder Philosophie des Rechten und Ziemlichen ausgebildet hat. Wir dürfen dabei jedoch nicht vergessen, daß die Zeiten, worin er mit seinen großen, beifällig aufgenommenen Werken auftrat, für die italienische Philosophie noch schwierig waren; indem sie in ihrem Materialism alles Lichtes beraubt war, das sie von der Schule Galileos empfangen hatte. Dieß muß ihm daher zu nicht geringem Verdienst angerechnet werden, daß er sich unter so ungünstigen Umständen rühmlich hervorthat unter Vicos Schülern, und sich zu einer Lehre erhob, die man mit Recht eine empirisch-rationelle nennen kann. Er vertheidigte die Wirklichkeit der Universalien; seine Absicht ist es, daß man aus den scholastischen Quisquilien und Schlacken die tiefsinnigen Lehren ausscheide, die unter einem rauhen, anmuthlosen Style sich in der Philosophie jener genialen Denker verbergen, die im Mittelalter blühten. Nachdem er ferner die Probleme der Ontologie abgehandelt, nachdem er insbesondere das auseinander gesetzt, was auf das Grundvermögen des menschlichen Geistes Bezug hat, und die Nothwendigkeit der Theosophie als der reinen Wissenschaft behauptet, schließt er mit dem heiligen Thomas, daß wir auf dem Wege der Vernunft zum Worte hinansteigen. In seiner logischen Kritik (Logico-Critica) beabsichtigt er zu zeigen, wie die Vernunft und das Urtheil erzogen und gebildet werden müssen, um zum Studium der Weisheit vorschreiten zu können. Genovesis Logik hat keineswegs sich als Endziel die Kunst des Disputirens gesteckt, sondern vielmehr die Kunst aller Wissenschaften oder die Weise, wie die Wahrheit zu erforschen sey. In Bezug auf die Ethik will er die Moral von den wesentlichen Verhältnissen der Dinge abgeleitet wissen, von der Kenntniß der menschlichen Natur; indem er der Moral die Pflicht beilegt, den Menschen zu leiten, da seine Natur wohl unwandelbar, aber nicht unveränderlich sey. Hierauf schreitet er zur Erforschung des Naturgesetzes und bestimmt seine Eigenthümlichkeit, in-

dem er es ein göttliches, ein unwandelbares und natürlich verpflichtendes nennt, das darum für alle Menschen auch dasselbe sey. Hierauf begründet er seine Philosophie von dem, was recht und ehrbar sey (giusto e onesto), handelt von dem Grundgehalte des Gemeinsinnes des menschlichen Geschlechtes, und führt zuletzt dahin, uns die beständige und unbeugsame Richtschnur des Naturgesetzes in die Hand geben zu können. Wir glauben uns daher zu dem Schlußurtheil berechtigt, daß die Werke Genovesis nicht wenig zur Förderung wahrer philosophischer Studien beitrugen.

Ich habe mich bestimmen lassen, von Vico's Philosophie sowohl direct als auch indirect bei Gelegenheit von Stellini zu handeln, indem nämlich die Leistungen des Letztern wenigstens großentheils seine Schöpfungen sind, und Vico's Weise zu philosophiren ganz vorzugsweise enge mit dem gegenwärtigen Zustande der Philosophie in Italien verflochten ist. Als augenfälliges Zeugniß hiefür können die Werke gelten, die einer der Größten der Unseren in unseren Tagen verfaßt hat, jener Denker, der einen so weiten Weg italienischen Wissens durchlaufen hat; nicht minder bezeugt es auch die neu erwachte Liebe zu den Speculationen der höchsten Metaphysik und den großartigen, erhabenen Anschauungen einer Philosophie der Geschichte, eine Liebe, die in der Gegenwart so Viele in immer größerer Ausdehnung ergriffen.

Auf diese Weise verknüpft sich der allgemeine Ueberblick, den ich mit möglichster Kürze von der Weisheit der Italiener gegeben, auf das innigste mit den Fortschritten, welche die italienische Philosophie im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts machte, wie dieß die Werke Rosminis, Polis, Mamianis, Tommaseo's und Anderer bezeugen.

Ich werde daher mit gleicher Kürze den Gang der philosophischen Bewegung unseres Jahrhunderts, und zwar nach seinen ersten fünfzehn Jahren, schildern. Denn seit dem Jahre 1825 haben wir die tröstliche Beruhigung einer Umgestaltung zum Besseren. Dieß zeigt sich offenbar in dem Aufgeben jenes Empirism, der die Geister in den engen Gränzen eines kleinlichen Wissens eingefangen hielt, es zeigt sich insbesondere in der Liebe zu einer edelen, großartigen Philosophie, die die Seelenkräfte zur Würde der menschlichen Natur erheben und sich würdig erweisen soll, der ehrenvollen Erinnerungen, die unsere Väter uns hinterlassen haben: nell' amore ad una filosofia generosa, vasta, atta a ritrarre la potenza e la nobiltà dell' umana natura, degna delle onorate memorie che lasciarono i nostri padri.

XXVII.

Das Verhältniß der russischen Kirche zu Konstantinopel und ihre Unterjochung durch die Autokratie der Zare.

(Fortsetzung.)

Das Mongolenjoch ist für die Begründung des absoluten Zaarthumes, die Vernichtung der kirchlichen Freiheit und die Ausbildung des russischen Charakters von so großen, nachhaltigen Folgen gewesen, daß wir noch einmal darauf zurückkommen müssen.

Das Verhältniß, in dem Rußland seinen mongolischen Herren gegenüber trat, war gleich Anfangs so ungünstig, wie es nur immer seyn konnte. Der Gründer der Mongolenmacht, Temudschin, der von seinem eigenen unermeßlichen Reiche sagte, daß sein Durchmesser nach allen Seiten hin die Reise eines Jahres fordere, und der sich darum auch Tschengis-Chan, d. h. den gewaltigen Häuptling nannte, er, der die Pfeile der einzelnen Stämme seines Volkes mit eisernem Bande in einen Bündel zusammengeschnürt, hinterließ auf seinem Sterbebett seinen Söhnen und Nachfolgern als den Kern seiner politischen Weisheit, als das Unterpfand der Bewahrung und der künftigen Vergrößerung ihrer Macht, eine Lehre, die er nach orientalischer Weise in ein Bild einkleidete, indem er sprach: Es waren zwei Schlangen, eine von ihnen hatte Einen Kopf nnd viele Schweife; die andere dagegen war vielköpfig und hatte nur Einen Schweif. Da aber geschah es, daß plötzlich eine grimmige, lebentödtende Kälte sie überraschte; beide suchten eine Zuflucht in den Ritzen und

Löchern. Allein jeder Kopf der Vielköpfigen wollte in ein anderes Loch, und ehe die Köpfe sich vereinigen konnten, hatte die Kälte sie schon getödtet. Die andere dagegen mit dem Einen Kopf rettete sich sogleich in das schirmende Obdach und zog die vielen Schweife leicht hinter sich nach. Dieß Wort des sterbenden Chans war ein treues Bild des von seinen vielen eigensüchtigen, ehrgeizigen Fürsten getheilten und zerrissenen Rußlands, als die große länderverwüstende mongolische Schlange darauf losstürzte, die es daher auch als leichte Beute verschlang.

Die Nachfolger des Tschengis behielten seine Lehre gar wohl im Sinne; ihre Politik ließ es sich angelegen seyn, den russischen Bruderzwist zu nähren, indem sie keines Fürsten Macht dauerend befestigten, sondern jede neue Bestätigung von ihrer Gnade und ihrer Willkühr abhängig machten und als Preis der Demüthigung zuerkannten. So hielten sie mit russischen brudermörderischen Waffen Rußland unter ihrem ent-entwürdigenden Joche, und seine Großfürsten waren ihre Obersteuereinnehmer, die für sie das Land auspreßten, und die Behauptung ihrer Würde gegen die Ränke und die wetteifernde Niedertracht ihrer eigenen Verwandten und Landsleute durch Geschenke an ihre Frauen und Günstlinge erkaufen mußten.

Was aber noch ganz insbesondere dazu beitrug, die mongolische Knechtschaft für den russischen Charakter zur wahren Schule jeder Niedertracht und Ehrlosigkeit zu machen, das war, daß die Mongolen selbst, jene unumschränkten Herren, eine ganz gemeine, jeden geistigen, jeden Seelenadels entblößte Raçe waren, die darum ein stolzes Wohlgefallen an der Selbsterniedrigung im Staube kriechender Knechte fanden und sie dafür mit Ehren und Würden belohnten. So, als der Mongolenfürst Hulagu erobernd in Persien eingefallen war, wo Rokneddin die Seldschucken Rum's beherrschte: da zürnte er, weil dessen Bruder sich nicht tief genug in den Staub gebeugt. Ihn auszusöhnen ließ der Beherrscher Rum's, mongolischer Sinnesart kundig, sein eigenes

Bild auf die Sohlen der Pantoffeln des siegreichen Eroberers sticken, und überreichte sie dem Gewaltigen mit der Bitte, daß er den Kopf seines Sclaven, indem er darauf trete, adeln möge. Die Herrschaft über das Land von Cäsarea bis Armenien und von Aksera bis zur Meeresküste, die er unter die Brüder theilte, war der Ehrenpreis dieser Niederträchtigkeit; und dieß waren die Herrscher, die Zuchtmeister, in deren Händen mehr denn zwei Jahrhunderte das Schicksal Rußlands lag, und zu deren Füßen, Gnaden flehend, seine Fürsten knieten; die dann heimgekehrt, mit unversöhnlichem Hasse einander zerfleischten, ihr eigenes Land und Volk allen Gräueln fremden Joches und äußeren und inneren Krieges preisgebend.

Die Kraft des mongolischen Regimentes bildete der unbedingte, blinde Gehorsam der Stammgenossen; dem Chan wurden jährlich die Mädchen seines Volkes zur Wahl vorgeführt, er nahm sich so viele ihm gelüstete zu Gemahlinnen, und auf wessen Frau sein Auge mit Wohlgefallen ruhte, die verließ ihren Mann und folgte ihm. Hatte der mächtigste Feldherr, der mit Königreichen belehnt war, sich vergangen, und den Zorn des Groß-Chans sich zugezogen: so sandte dieser nur einen einzigen Boten, der an dem unbedingt Gehorchenden die Strafe vollziehen mußte; betraf sie nicht das Leben, so empfing er, trotz seiner Würde, Prügel, von drei bis zu sieben und siebzig, und selbst die Prinzen des herrschenden Hauses schützte ihr Adel vor dieser entehrenden Strafe nicht; die Knute, als Symbol der Herrschaft, und ihr alltäglicher Gebrauch möchte daher auch wohl ein Erbstück der Mongolenzeit seyn, um das wir die Unterthanen dieses Regimentes in keiner Weise zu beneiden haben.

Was jedoch mehr als alles Andere den Mangel jeglichen Adels in der mongolischen Natur beurkundet, das ist, daß es ihrer Sinnesweise gänzlich an der Unterscheidung des Reinen und des Unreinen fehlte, die so tief in die religiösen Anschauungen des Alterthums eingriff und die eine so große

Bedeutung in dem mosaischen Gesetze einnimmt. Den Mongolen dagegen war Alles rein; sie kannten keinen Schmutz, keinen Unrath; ja sie respectirten ihn so sehr, daß es ihnen in dem Gesetzbuche des Tschengis-Khan ausdrücklich verboten war, sich zu waschen; denn dieß wäre eine Verunreinigung, eine Verletzung des Schmutzes gewesen; fürchteten sie ja von einem Bade, daß es den Blitzstrahl des zürnenden Himmels herabrufe. War ihnen so Alles rein, so galt ihnen jedoch die Sonne und das Feuer heiliger und reiner als Anderes; die einzige Reinigung, die sie daher zuließen, war das Durchgehen zwischen zwei angezündeten Feuern. Einer solchen Lehre mußte die Schweinerei als eine Tugend gelten und daher war ihnen auch geboten, die Kleider so lange ungewaschen am Leibe zu tragen, bis sie ihnen faulend in Lappen herunterfielen. Den gleichen Grundsatz wandten sie auch auf ihre Speisen an. Sie aßen, sagt ein neuerer Geschichtforscher, Mäuse, Hunde, Katzen und sogar gebratenes Menschenfleisch. Das Fett leckten sie von den Fingern und schmierten damit ihre Stiefel, nur die Vornehmen wischten dieselben an einem Tuche ab. Sie wuschen sich weder vor Tisch die Hände, noch nach Tisch die Schüsseln; und spülten sie die Töpfe aus, so ward das Spülwasser wieder als Suppe zugegossen. Sie fraßen Ungeziefer, und indem das Weib dem Manne, oder der Freund dem Freunde das Ungeziefer abklaubte und fraß, riefen sie dabey aus: Könnte ich so meines Freundes Feinde fressen *). Daß sich mit diesem Cultus

*) Wir haben diese Züge, wie manche der folgenden, vorzüglich dem Werke „Hammers Geschichte der Goldenen Horde in Kiptschak, das ist: der Mongolen in Rußland, Pesth 1840", entlehnt. Der Verfasser ist als Bewerber der russischen Preisaufgabe bekanntlich zum Lohn für allen Fleiß und alle Gelehrsamkeit, womit er dieß mühsame Werk historischer Forschung zu Tage gefördert, von zwei russifizirten deutschen Gelehrten mit einer brutalen Insolenz mißhandelt worden, die ihr großes Unrecht im Ganzen hinter ihr kleines Recht in Bezug auf Uebereilungen im Einzelnen versteckte; eine Weise, die allerdings gar wohl einer mongolischen, aber nichts weniger als einer Petersburger Aka-

der Schweinerei eine prunkende Ostentation vollkommen verträgt, ja daß sie auch heute noch das Bild eines wahrhaft barbarischen Charakters vollendet, versteht sich von selbst. Und so finden wir denn auch bei diesen unfläthigen Ländereroberern und Weltbeherrschern Alles von Gold und reich mit Juwelen und blendenden Diamanten besetzt; statt der Majestät sprachen sie von dem goldenen Antlitz des Herrschers; er saß auf vergoldetem Thronbette; er vernahm die Bittgesuche in seinem goldenen Sinne, und ließ seine Befehle, mit dem goldenen Siegel versehen, in das goldene Register seines Reichsarchives eintragen, und die Horde selbst hieß ja von dem Zelte, dessen Pfähle mit Goldblech beschlagen waren, die Goldene.

Dieser niederen Gemüthsart entsprach auch vollkommen, als treuer Ausdruck, ihre unedle, gemeine, häßliche Körperbildung. Mit Recht sagt daher ein türkischer Geschichtschreiber (Munedschimbaschi) von ihnen: „Diese Tataren sind harten Herzens und niedriger Natur, die meisten folgen keiner anderen Secte, als ihrer festen Unwissenheit". Ein arabischer Dichter singt ebenso von ihnen und ihren Verwüstungszügen:

Sie zogen über eb'ne Länder hin,
Heuschrecken gleich, die über Stoppeln zieh'n,
Dem Wasser gleich, das grünen Bart abschert,
Wie Sichel, die durch gelbe Saaten fährt *).

Es war der Geist der einsamen Wildniß, der Geist der Wüste und Verwüstung, der flüchtig umherschweifende, ruhelose, heißhungerige Geist jener gränzenlosen, unbebauten Steppen Mittelasiens, auf der niedrigsten, thierischen, sinnlichen Stufe, der in diesen Horden lebte. Ein heimathloses Reiter- und Bogenschü-

---

demie zur Ehre gereichen dürfte. Und warum? damit die dortige Ostentation, mit ihrer den Müßigang liebenden Unwissenheit, den Preis deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit sich aneignen könne.

*) Aus Hadschi Chalfa's chronolog. Tafeln bei Hammer S. 76.

tzenvolk hatten sie, flüchtig wie der Sand der Wüste, Jahrhunderte im Quellenlande des Amur, südlich vom Baikalsee, an den Ufern des Onon und Kerulan geweidet und gejagt: da war die Leidenschaft nach einer anderen Jagd in ihrer Seele, wie ein glühendes Feuer, erwacht, und wie Nimrod waren sie gewaltige Jäger der Völker vor dem Herren und Vollstrecker seiner Strafgerichte geworden. Zwanzig Nächte hindurch hatte, wie Wassaf berichtet, Tschengis-Chan eine Stimme gehört:

Die Welt ist dein, geh, nimm sie ein!

Er, der gewaltige Heerführer, hatte diese Stimme in der Brust jedes Einzelnen unter den streitlustigen Horden seines Volkes wiederklingen machen; er hatte in ihren wilden, harten Seelen den heißen Durst nach Herrschaft, nach Schätzen, nach sinnlichen Wollüsten angefacht; die Welteroberung hatte er ihnen als Preis gezeigt, Kampf und Schlacht aber als den Weg; und darum hatte er in ihnen den Grimm und die Blutdurst geweckt, daß sie sich wie Bluthunde auf die Beute losstürzten. So, als er das moslemische Bochara eingenommen hatte, ritt er in die Moschee, von dem Pferde stieg er auf die Kanzel und von dort rief er den Seinen in diesem blutlechzenden Geiste eines reißenden Thieres der Wildniß zu: „Das Feld ist gemäht, gebt euren Pferden zu fressen"; die Pferde fraßen im Heiligthum aus geweihten Gefäßen; die Priester dienten unter dem Geheul mongolischer Lieder als Stallknechte; den Siegern selbst fielen die Einwohner der blühenden Stadt als Beute zu, und sie begannen ein Morden und Schänden, ein Rauben und Wüsten, in Grausamkeit und Wollust sich berauschend, wie es der Mensch dann thut, wenn die Bestie in ihm die Kette bricht und ungezügelt rast.

Die Mongolen, sonst ein stumpfsinniges Volk, zeigten sich für die also angefachten Leidenschaften nur allzu empfänglich, und einzig von dem Gedanken einer blutigen Welteroberung ergriffen und besessen, und von den verheißenen Schätzen

und Lüsten träumend, fügten sie sich willig und mit blindem Gehorsam Jenen ihres Volkes, in denen ihr Instinct Heerführer zu erkennen glaubte, die von dem ewigen Verhängniß dazu bestimmt seyen, sie zu dem ersehnten Ziele der Welteroberung zu führen; so einten sich die Horden und die Stämme des vielgetheilten Volkes, so gewann die mongolische Wüstenschlange mit ihren unzähligen Schweifen ihr einziges, sie Alle einigende Haupt, und so begannen sie jene große länderverwüstende Völkerjagd nach den vier Himmelsgegenden. Die Städte Asiens gingen in Rauch auf, seine Flüße rötheten sich von Blut, und von China, von Indien, von Persien, von den Ufern des Nils, über Vorderasien und alle unteren Donauländer bis unweit Wien, über Polen, Schlesien, Mähren, Ungarn und Dalmatien ergoßen sich die mongolisch-türkischen Renner und Brenner und wurden die Felder von dem eisernen Roßehuf der wilden Reiter zerstampft, und die Völker wie Thiere unter den Händen der blutdurstigen Treibjäger geschlachtet, oder in die Sclaverei geschleppt.

In der Jasa, ihrem Gesetze, war ihnen geboten, den Krieg ohne Schonung zu führen; denn die Frucht der Schonung, sprach der Gründer ihrer Macht zu ihnen, ist Reue. Sie gaben ihren Feinden keine Gelegenheit, im ritterlichen Kampfe persönliche Tapferkeit zu erproben und zu üben; sie kämpften nicht Mann gegen Mann, nicht Stirn gegen Sirne; Pfeil und Bogen war ihre Stärke, und wie Heuschrecken überströmten sie die Länder; fliehend durchpfeilten sie den folgenden Feind; die leichte Reiterei schwärmte ihren Heeren voraus, sie sengte nicht, sie brannte nicht, noch plünderte und mordete sie, nein, mit kalter Grausamkeit verwundeten und verkrüppelten sie nur, um den Schrecken vor den Nachfolgenden zu mehren.

Als ihr Gesetzgeber (Tschengis) zu den Fürsten und dem Heere gesprochen: Sie sollen mit zu Gott gewendetem Herzen beten, bis daß sie mit Hülfe des ewigen Gottes die vier Weltgegenden unterjochen, da hatte er hinzugefügt: „der Mann sey unter dem Volke

wie ein Kalb, ruhig und schweigsam, falle aber in der Schlacht wie ein hungriger Geier auf die Heerde; stäts geübt im Bogenschießen und Rossetummeln, in jedem Mangel abgehärtet, seyd hungrigen Löwen gleich, nie aber fetten Hunden, vom Ueberfluß verweichlicht; die strengste Zucht, der blindeste Gehorsam sey euch heilig; denn wer die Zucht wahrt, beherrscht die Welt; zur Abtreibung der Feinde und Erhöhung der Freunde seyd Eines Herzens und Einer Zunge, um die Güter der Welt zu genießen.

Man sieht, es ist immer der Hunger, der Durst, die Gier, die Genußsucht, die angefacht wird; Alles nimmt einen thierischen Charakter an, und so muß denn auch das Ideal eines mongolischen Helden mit den Eigenschaften von zehn Thieren geschmückt seyn: „er soll haben“, sagt Mesir B. Seijar, „die Tapferkeit des Hahns, die Milde des Huhns, das Herz des Löwen, den Anfall des Schweins, die Geduld des Hundes, die Behutsamkeit des Kranichs, die List des Fuchses, die Vorsicht des Raben, die Raubsucht des Wolfes und die Ruhe der Katze.“ Selbst das mongolische Epos hat diesen bestialischen Charakter beibehalten und ihn nur noch mit recht barbarischer Geschmacklosigkeit durch seine Uebertreibungen ins Bärenhafte, Maaßlose, Polyphemische gesteigert; so sangen die Sieger eines großen Theiles der Welt bei ihren Prunkmahlen, unter Saitenklang und Trommelschlag, von den Großthaten des Ahnen des Tschengis, und vor Allen priesen sie seinen Großoheim, Kubilai-Chan, die Blüthe mongolischen Heldenthums: denn seine Stimme, so rühmten ihre barbarischen Lieder, drang über sieben Hügel durch die Wüste und hallte von den Bergen wieder; seine Nägel glichen den Klauen des Bären; den stärksten Mann riß er mit seinen Händen entzwei; glühende Kohlen, die ihm Nachts auf den Leib fielen, weckten ihn nicht aus dem Schlaf, er hielt die Brandmahle für Mückenstiche, kratzte sich und schlief wieder ein; täglich aß er ein Schaf und trank einen Schlauch Stutenmilch-Branntwein, ohne daß der Rausch seiner Meister geworden

wäre. Kampfgenossen, denen solche Ideale vorschwebten, sandte Tschengis nach allen vier Himmelsgegenden zur Welteroberung aus. Erschien er mit seinen Rennern und Brennern vor einer Stadt, dann lautete seine Aufforderung in drohender Kürze: „Wenn ihr euch nicht unterwerft, wer weiß was geschehen wird! Gott allein weiß es"! Wurde die Stadt erstürmt, so fielen Alle unter der Schärfe des Schwertes und das Kind im Mutterleibe fand keine Schonung. Als seine Wüster sich über Chorasan stürzten, da erging an alle Städte seine Drohung mit den Worten: „Befehlshaber, Große und Gemeine: wisset, daß mir Gott die Herrschaft der Erde gegeben, vom Orient bis zum Occident. Wer sich unterwirft, wird verschont bleiben. Wehe denen, die widerstehen! Sie werden erwürgt werden mit ihren Weibern und Kindern und Schützlingen". So lautete die Aufforderung, und da Treulosigkeit, die sich an kein Wort bindet, mit einer grausamen, unedlen Natur sich gar wohl verträgt, so konnte man ihnen, wenn sie von einer Stadt abzogen, die Worte der Wehklage nachrufen, die der zornige Schmerz einem arabischen Dichter über sie erpreßt:

„Sie kamen, gruben, brannten, schlugen, raubten, gingen",

und was sie zurückließen, waren Leichen und Trümmer. Dabei nannten sich diese Mordbrenner die Stellvertreter Gottes auf Erden; als solchen erklärte sich Tschengis und nicht minder Kujuk, der dessen zum Zeugniß in sein Siegel schrieb: Ein Gott im Himmel und Kujuk-Chan auf Erden; die Stärke Gottes und das Siegel des Beherrschers aller Menschen! Damit jedoch der Genuß der Weltgüter für ihre unersättliche, wolfshungrige Seele nicht mit diesem Leben ende, darum wurde ihnen bei der Leichenfeier, sammt ihren Pferden, zum Geleite noch jenseits eine Schaar blühender Mädchen, mit allen ihren Juwelen und ihrem Geschmeide geschmückt, ins Grab mitgegeben; ja bei dem Todenfeste Mengku

Khan's am Altai sollen über zwanzigtausend Menschen geschlachtet worden seyn *).

So war es also, im vollsten Sinne des Wortes, der sturmgewaltige Geist der Barbarei, der Fanatismus genußsüchtiger Zerstörung, der in diesem Volke aus dem Innern Asiens gegen die Abendländer, gegen Christenthum, Bildung und Freiheit verheerend und vernichtend losbrach. Wie aber hatte ihn Rußland empfangen? Mit jener Zügellosigkeit, die kein Völkerrecht achtet, hatten die Russen die Gesandten der Mongolen bei ihrem ersten Erscheinen ermordet; dann machte ein kleiner Sieg sie übermüthig; Fürst Mstislaw von Halisch, dessen eifersüchtige Mißgunst fürchtete den Sieg mit seinen Verwandten, den übrigen Fürsten seines Volkes, zu theilen, begann die Schlacht an der Kalka, ohne ihnen davon Kunde zu geben: so wurden die Zwieträchtigen alle geschlagen; zur Vollendung des Unglücks und der Schmach verrieth der russische Woiwode, der den mongolischen Vortrab führte, die Fürsten seines eigenen Volkes, deren Tapferkeit freien Abzug sich schon erstritten; er überlieferte Mstislaw Romanowitsch von Kiew, nebst seinen beiden Schwägern, den Mongolen; diese aber, ihrem blutdürstigen Charakter treu, hieben die Russen nieder, die Fürsten aber erstickten sie unter Brettern, die ihnen dann zur Tafel dienten, auf der sie über den blutigen fürstlichen Leichen ihr schreckliches Siegesmahl hielten.

Dieß war der Beginn des großen mongolischen Trauerspiels, der für die kommenden Jahrhunderte leider nur allzu vorbedeutungsvoll war: Neid, Eifersucht, Zwietracht, fruchtlose Tapferkeit, Treubruch, Verrath auf der einen Seite; auf der andern im Blut sich berauschende Wildheit und eine brutale Tyrannei, ohne allen Adel, ohne einen Funken einer höheren Gesinnung, das sind die Bilder, welche die Geschichte

*) Rubruquis L. I. Ch. LIV. p. 47 bei Bergeron: Voyages en Russie dans les XII, XIII, XIV et XV siècles.

Rußlands während des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, seit Batu das Land in zwei Feldzügen der Horde unterworfen, nur gar zu oft darbietet. Das unglückliche russische Volk selbst aber gleicht während dieser Zeit einer zerfleischten, aus hundert Wunden blutenden Leiche, über der, wie nach dem Tage an der Kalka, bald die fremden Unterjocher, bald seine eigenen Fürsten, bald beide gemeinsam um die Wette ihr grausames Festmahl halten. Armes Volk, das bestimmt zu seyn scheint, als ewiges Opfer der eigensüchtigen Leidenschaften seiner Führer zu bluten!

Fragen wir nun, welches war das Geschick der russischen Kirche in den Jahrhunderten fremder Knechtschaft: so müssen wir die Zeiten wohl unterscheiden. Verheerend und vernichtend durch Feuer und Schwert, durch Schänden und Rauben und Wegschleppen in die Knechtschaft, erschienen die Sieger nur in den ersten Jahren der Eroberung selbst; als aber die Städte des Landes in Trümmern lagen, als die Kraft der Streitbaren gebrochen war, und das Volk, vom Schrecken erstarrt, an jedem Widerstande und seinem Geschicke verzweifelnd, in dumpfem Schweigen, die Waffen auf die Schutthaufen fallen ließ und die Hände den Fesseln der Knechtschaft darbot: da war das ganze Augenmerk der mongolischen Politik darauf gerichtet, aus den Arbeitskräften dieses Volkes durch ihre Steuereinnehmer so viel als möglich zu erpressen; denn an Jagd und Müssiggang gewöhnt, führten sie selbst, mit ihren Kibitken von Weide zu Weide ziehend, ihr halbwildes Nomadenleben in den Steppen der Wolga fort, von dem Tribute unterjochter Völker sich nährend. Daß diese daher in unkriegerischer Dienstbarkeit für sie arbeiteten, heischte ihr Vortheil, und so lag es ihnen nahe, als ein Element des Friedens und der Ordnung, und insbesondere als ein Gegengewicht gegen die Macht der Fürsten und den Kriegsmuth eines unruhigen Adels, die russische Kirche zu begünstigen und in ihren besonderen Schutz zu nehmen.

Sie selbst in der ersten Zeit Anhänger eines rohen, po=

lytheistischen Naturdienstes, der die Sonne und die Elemente göttlich verehrte, fanden in ihrem Glauben keinen Anstoß, nicht auch den Gott der Christen, wie jeden anderen Gott ihres polytheistischen Himmels, und seine Tempel und Priester, wie andere Tempel und Priester, die im Besitze mancher magischen Kraft durch Opfer und Gebet seyen, aller Ehrerbietung und Heilighaltung werth zu halten. Schon Batu schenkte 1239, als er das südliche Rußland verwüstete, dem gefangenen Bischof Porphyr von Tschernigow das Leben. Und in diesem Geiste erklärten sie, wie bei jeder anderen Religion, die Juden allein ausgenommen, die Priester und Mönche, die Kirchen und Klöster Rußlands nicht nur steuerfrei, sondern sie ertheilten ihnen auch Privilegien und Freiheiten, um welche sie manche Unterthanen christlicher Fürsten, insbesondere aber die Katholiken, die dermalen dem russischen Scepter des orthodoxen Zaren unterworfen sind, mit Recht beneiden dürften. Ihr oberster Grundsatz dabei war, sich in das Innere des Heiligthums nicht zu mischen, und in Allem, was die Religion betraf, die Autonomie der ihnen unterworfenen Kirchen nicht anzutasten. Ja Chan Berke erlaubte sogar 1261 dem Metropoliten Cyrill, in seinem eigenen Fürstensitz zu Sarai, an den Ufern der Achtuba, dem Mittelpunkte der goldenen Horde im Kiptschak, eine Eparchie zu errichten, und so setzte der Metropolit Cyrill den Mitrophan zum ersten Bischof im Lager der Horde ein.

Es ist wahr, als sie später zum Islam übertraten, der ihrer Eroberungslust und ihrer sinnlichen Genußsucht mit seiner Sanction so willfährig entgegenkam, da bemächtigte sich auch ihrer sein Geist verfolgungssüchtigen Fanatism's; allein als die Russen das Schwert der Proselytenmacher mit dem Schwert abtrieben: da kühlte sich ihr Bekehrungseifer alsbald ab, und die alte Politik der Duldung und des Schutzes machte sich wieder geltend. Nichts ist in dieser Beziehung so bezeichnend als der Jerligh (Ferman, Kabinetsordre), den der Metropolit Peter 1313, nach dem Tode Tochta-Chans, von

Usbek für die griechische Kirche auszuwirken wußte, als er sogleich auf die Todesnachricht in die Horde nach Sarai eilte, um früher als die deutschen Gesandten und der katholische Bischof Mathias bei dem jungen Herrscher anzulangen, und von seiner Gunst Bestätigung und Schutz für die früher ertheilten Rechte und Freiheiten seiner Kirche zu erhalten. In dieser Handveste des großen mongolischen Eroberers, gerichtet an Alle, „die durch des unsterblichen Gottes Macht in Unserer Gewalt stehen, und in denen Unser Wort herrscht“, heißt es unter Anderem wörtlich: „Der Metropolit Peter allein, oder dem er es überträgt, spreche zu Recht, und entscheide über die ihm unterworfene Geistlichkeit in allen Sachen, was es auch sey, selbst über Straßenraub u. s. w. Alles soll unter der Gerichtsbarkeit des Metropoliten stehen und ihm gehorchen, und zwar alle Cleriker kraft ihrer alten Satzungen und den Befehlen der früheren Chane, unserer Vorgänger in der Horde: Niemand aber soll sich mischen in die kirchlichen Angelegenheiten des Metropoliten, denn alles das ist Gottes; wer dieß aber dennoch thun, und diesen unseren Jerligh und unseren Befehl übertreten sollte, ihn treffe Gottes Zorn und der soll des Todes sterben. Der Metropolit aber soll den rechten Weg wandeln, sich nicht betrüben, mit aufrichtigem Herzen und frommen Glauben seine sämmtlichen Kirchen-Angelegenheiten besorgen, richten und verwalten, entweder selbst oder durch andere, denen er dieses aufträgt. Aber weder Uns, noch unseren Kindern, noch allen unseren Fürsten unseres Reiches, unserer Lager und Länder sey es erlaubt, Eingriffe in irgend etwas der Art zu machen, also in nichts, was zur Kirche und zum Metropoliten gehört, es seyen: Städte, Gaue, Aecker u. s. w. Der Metropolit, oder Derjenige, den er damit beauftragt, soll die Oberaufsicht haben über alle zur Klerisei gehörenden Personen, über ihre alten Satzungen seit ihrem Ursprunge an, und Niemand soll hier verbessern, verkürzen und

kränken dürfen. Der Metropolit soll aber ein ruhiges und stilles Leben führen, ohne allen Schmerz, damit er mit frommem Herzen und ohne Kummer zu Gott für Uns und Unsere Kinder und Unser Volk beten könne. . Was aber Gott gehört, wollen wir ihm erhalten und was ihm geschenkt ist, wollen wir ihm nicht entziehen; wer aber Gott das Seinige raubt, den treffe Gottes Zorn und der sterbe des Todes zum Schrecken der Anderen. Kommen aber unsere Steuereinnehmer, Zöllner und Schreiber nach Rußland, so sollen sie unserm Befehl gemäß handeln: alle Haupt- und Metropolitankirchen sollen ungestört in ihrem Zustand ruhig erhalten bleiben; Niemand soll die Diener derselben, es seyen Archimandriten, Igumen, Popen oder sonst Kleriker, nur in etwas beleidigen dürfen und alles Eigenthum derselben soll unangetastet bleiben. Von jedem Tribut, Steuer, Zoll u. s. w. soll die ganze russische Geistlichkeit frei seyn; denn sie betet für Uns zu Gott und diese Männer verschaffen Unserem Heere Stärke und helfen Uns durch ihr Gebet. . . . Wir befehlen, daß wer etwas der Geistlichkeit abnehme, er sey Gesandte, Kurier oder zur chänischen Familie gehörig, Kind oder Gemahlin, kurz wer er immer auch sey, derselbe solle das Dreifache zahlen. . . Wer aber es wagt, den russischen Glauben zu tadeln, die russischen Kirchen, Klöster und Kapellen zu verunglimpfen, der soll auf keine Weise sich entschuldigen können und des Todes sterben. . . Die Popen, Diaconen und zur Kirche gehörenden Leute, die wir in unseren ersten Gnadenbriefen befreit haben, sollen aber für Uns zu Gott mit aufrichtigem Gemüthe und frommem Herzen beten, wer aber nur heuchlerisch für Uns sein Gebet verrichtet, dem soll es zur schweren Sünde angerechnet werden. . . . Wer aber an dem, was zur Kirche und zum Metropoliten gehört, sich vergreift, den treffe Gottes Zorn, gegen ihn wollen wir unsere ganze Strafgewalt auslassen, Nichts soll ihm zur Entschuldi-

gung dienen können, und er sterbe des schmählichsten Todes*)". Man sieht, nicht nur die Katholiken Rußlands und Polens, sondern auch die Söhne der russischen Kirche selbst dürften sich in ihrer Armuth und Dienstbarkeit glücklich schätzen, wenn der Zar auch ihnen einen solchen, ihre Freiheit und ihr Eigenthum schützenden mongolischen Jarligh verleihen wollte, statt mit beiden nach den Grundsätzen des unumschränkten Polizeistaates zu verfahren.

Indessen wie es noch heut zu Tage in Rußland mit garantirten Rechten gehalten wird, wo Gregor XVI. über ihre Verletzung seine klagende Stimme erhoben, so mußte sich gewiß auch damals die russische Kirche unter dem Mongolenjoch manche Verletzung ihrer Freiheiten durch die Willkühr und Brutalität der Beamten und die Raubsucht der Soldateska gefallen lassen. Einigen Schutz fand sie jedoch in den Gewissensbissen ihrer eigenen Bedränger, die eine geheime Scheu vor der strafenden Macht des Christengottes hegten, was sich unter dem Chan Tschanibek, dem Nachfolger Usbeks, 1341, auf eine seltsame Weise kund gab.

Der Metropolit Theognost erschien auch jetzt sogleich vor dem neuen Herrscher um Bestätigung der Freibriefe in der Horde zu Sarai; die Russen selbst hatten ihn nach ihrer damaligen kriechenden Verläumdungssucht beim Chan verschwärzt, daß er von seiner steuerfreien Geistlichkeit einen Tribut einfordere, den er für sich selbst behalte, so daß er Gold und Silber und andere Reichthümer besitze. Tschanibek, nach diesen Schätzen lüstern gemacht, gebot ihm daher mit drohenden Worten: entweder selbst für die ganze russische Geistlichkeit fortan einen jährlichen Tribut zu zahlen, oder zuzugeben, daß ihm die Tataren von allen Geistlichen selbst erhöben. Theognost aber berief sich unerschrocken auf die früheren Freibriefe der Chane und drohte ihnen mit den darin wider die Verletzer ausge-

*) Geschichte der russischen Kirche von Ph. Strahl, Halle 1830. Erster Theil S. 292 u. ff.

sprochenen Schwüre und Verfluchungen; die Tataren stellten diese nicht im Geringsten in Abrede; sie verlangten zu seinem Erstaunen, daß er sie selbst davon entbinden und ihnen freie Gewalt wieder geben solle. Allein ermuthigt hiedurch drohte er den im Gewissen Beunruhigten mit Gottes strafendem Zorn, er ließ sich durch keine Qualen zur Lossprechung bewegen, und so wandte er, mit einem Geschenk von 500 Rubel an den Chan, seine Gemahlin und die Großen der Horde, zum Triumphe der Seinen, eine jährliche Besteuerung von seiner Kirche ab *).

Auf solche Weise in ihrer Freiheit und ihren Gütern geschützt, breitete die Kirche sich unter den Mongolen in einer kaum glaublichen Weise aus. Bei dem grauenvollen Zustand, in dem das Land durch die Erpressungen der Eroberer und die ewigen Fehden seiner eigenen Fürsten sich befand, war die Schaar deren unzählbar, die der Welt überdrüßig, ihr Hab und Gut der Kirche übergaben und eine Zuflucht hinter den heiligen Mauern suchten. Ihr Heil nur in einer unbedingten Unterwerfung unter die Sieger erblickend, und mit energielosem Stumpfsinn jeden Widerstand aufgebend, mußte ohnehin dem Müssiggange Vieler das Mönchsleben mit seiner gesicherten Ruhe zusagen. So erhoben sich in jener Zeit überall Kirchen, Klöster und Einsiedeleien; unermeßliche Landstriche mit hunderttausenden von leibeigenen Bauern kamen in den Besitz der Kirche; die Söhne und Töchter der edelsten Familien legten das Mönchskleid an. Man berechnet, daß mehr als 150 Klöster dem mongolischen Zeitraume ihre Gründung verdanken, und manche von ihnen konnten mit ihrer Einwohnerzahl mit ganzen Städten wetteifern.

Die Tataren sahen dieser geistlichen Richtung ruhig zu; sie konnten hoffen, daß sich das Volk so mehr und mehr der Waffen entwöhne, daß es sich mit einer zahmen, friedfertigen

*) Strahl Gesch. der russ. Kirche I. S. 324.

Knechtschaft vertraut mache, und daß, während die Mönche fasteten und für sie beteten, die Hordensteuer von dem Großfürsten, ihrem obersten Zöllner, immer ergiebiger für sie eingetrieben werde. So hatte denn die russische Kirche von ihrer Seite nicht das mindeste Hinderniß für ihre äußere Ausbreitung, noch auch die geringste Störung ihrer Freiheit durch Einmischung in die innere Disciplin, Lehre und Hierarchie zu befahren: diese Gefahr drohte ihr vielmehr von Seiten ihrer eigenen Großfürsten, deren Politik, das Unglück der Zeiten wohl benützend und kein Mittel verschmähend, es auch glücklich dahin brachte, daß Rußland, nach hundertjährigen innern Kämpfen und Wirren, die Befreiung von dem Tatarenjoche und seine Einigung zu einem Kaiserthume mit dem Opfer seiner kirchlichen und bürgerlichen Freiheit erkaufte, indem über der gestürzten mongolischen Oberherrlichkeit sich die unumschränkte Autokratie der moskowitschen Zare erhob, vor deren Allmacht kein Recht und keine Freiheit gilt. Wie diese Unumschränktheit, bald durch Gewalt, bald durch geräuschloses Umsichgreifen und Uebergreifen sich entwickelte, ein lehrreiches, warnendes Schauspiel, das sollen die folgenden Blätter zeigen.

Da die Tataren, fern im Kiptschack, in den astrachanischen und saratowischen Steppen herumziehend, und nur um ihren Tribut bekümmert, sich in die innere Verwaltung Rußlands nicht mischten, so war die Stellung der russischen Kirche zur weltlichen Gewalt der Fürsten ganz dieselbe geblieben, wie vor dem Joche. Dadurch aber, daß die Mongolen die Verleihung der großfürstlichen Würde, wie die Bestätigung jedes fürstlichen Erbtheiles, gänzlich von ihrer Willkühr und Gunst abhängig machten, und somit neben dem streitigen Erbfolgerecht der Eifersucht Thor und Thüre öffneten, dadurch war die fürstliche Gewalt selbst hundertfach zersplittert und ihr Besitz wechselte durch immer neue Theilungen und Einigungen mit jedem Tage. Das unglückliche Rußland glich dem Sande der Steppen seiner Unterjocher, den der Wind unter

den Hufen ihrer Rosse heute zusammenwirbelt und Morgen weit auseinanderjagt.

Allein in dieser unendlichen Zersplitterung bildeten sich doch bald zwei Hauptmassen, von zwei fürstlichen Häusern repräsentirt, deren Charakter sich wesentlich von einander unterschied, und die wie nach einem Gesetze der Kristallisation alle untergeordneten Glieder, im Laufe der Zeiten, instinktmäßig, mit immer steigender Gewalt, an sich zogen und sich einverleibten, bis zuletzt die eine auch die andere verschlang, und noch auf den heutigen Tag, mit ungestilltem Hunger, in immer weiteren und weiteren Kreisen, stets neue Völker und Länder sich erspäht, und als Beute ihrer Eroberungssucht an sich reißt.

Noch immer herrschten über das gesammte Rußland die zahllosen Zweige der Nachkommen des heiligen Wladimir aus Ruriks Stamme; allein es theilte sich unter den Mongolen in das östliche und das westliche.

Ueber das östliche hatte Batu zur Eintreibung der Hordensteuer als Großfürsten Jaroslaw Wsewolodowitsch erklärt, im südwestlichen gebot über Galitsch Daniel Romanowitsch. Haltung und Geschick beider Ländergebiete war gleich anfangs sehr verschieden, und trat in fortschreitender Entwickelung in immer schärferen Gegensatz.

Der Beherrscher des östlichen Rußlands, dessen Nachfolgern einst das Zarthum aller Reussen zufallen sollte, bewieß sich als der würdeloseste, demüthigste Diener der Horde, zu der er wiederholt reiste, um durch seine Schmeicheleien die Gunst der Chane zu gewinnen. Sein Sohn versuchte vergeblich das Joch abzuschütteln; Rußland wurde dafür von den Tataren aufs Neue verheert, er selbst mußte nach Schweden fliehen, und so nahm sein Bruder Alexander wieder die demüthige, kriechende Politik seines Vaters an. Seine und seines Bruders Kinder und Enkel, schon mit der Knechtschaft und sclavischem Sinne völlig vertraut, dachten daher nicht mehr an die Freiheit des Vaterlandes; das ganze

Sinnen und Trachten jedes Einzelnen stand nur darauf, die großfürstliche Würde an sich zu reißen. In ewigem Hader riefen sie selbst, durch Schmeicheleien und Geschenke, durch wechselseitige Verläumdungen und Ränke, die mordenden und brennenden Mongolen in ihr Erbland, das östliche Rußland, ihre Streitigkeiten zu entscheiden und die geschändete Fürstenwürde ihnen zu ertheilen. So füllten sie ein halbes Jahrhundert ihr Vaterland mit steten Bruder- und Bürgerkriegen, mit Verheerungen und Empörungen, so zwar, daß die russischen Geschichtschreiber selbst, obwohl ihre Jahrbücher überreich an Zeiten schmachvollen Jammers und schaudervollen Elendes sind, doch die Jahre von dem Tode des Wasili Jaroslawitsch bis zu Iwan Kalita (1276 — 1328) die finsterste und grauenvollste Zeit ihrer ganzen Geschichte nennen. „Dem Volke blieb nichts übrig, als zu dulden und für die verblendeten Fürsten sein Blut zu vergießen“ *). Ihr Haß und ihre Ehrvergessenheit ging aber so weit, daß sie, ihrer Blutsverwandtschaft nicht achtend, in der Horde selbst auf einander wie Tieger losstürzten, und sich vor den Augen ihrer ungläubigen Unterjocher meuchlerisch durchstießen. Dieß geschah, als Dimitri, Fürst von Twer, an Georg dem Fürsten von Moskau 1319, beim ersten Zusammentreffen, blutige Rache dafür nahm, daß jener bei dem Streit um die großfürstliche Würde, durch treulose Verläumdung von Usbek die Ermordung seines Vaters, des Michael Jaroslawitsch, erschlichen hatte; der unglückliche Sohn mußte diese eigenmächtige Rache seiner Seits wieder auf Befehl Usbeks mit dem Tode büßen. So schlang sich ein Blutring in den anderen zur furchtbaren Kette des Volkes.

Da der Patriarchenstuhl von Konstantinopel in den Händen der Lateiner war, da Rußland selbst von innen und außen verwüstet ward, so ist es nicht zu verwundern,

*) So der ultrarussisch gesinnte Ustrialöw in seiner Geschichte Rußlands S. 137.

daß wir von 1240 bis 1249 nicht einmal einen Metropoliten aufgezeichnet finden; jetzt endlich wählten die Brüder Daniel und Wassilko, Herren von Kiew, und die mächtigsten Fürsten in Südrußland Cyrill II. zum Metropoliten von Kiew und Rußland. Er empfing die Weihe in Nicäa, fand aber seine Kirche in keinem bessern Zustand als das Reich. Auch hier waren durch Hader, Unwissenheit, Zuchtlosigkeit, schlechte Sitten, die größten Unordnungen eingerissen, und ihnen zu steuern hielt Cyrill 1274 eine Synode zu Wladimir an der Kljäsma; eine ganz außerordentliche Erscheinung in der russischen Kirche, die in ihrer Stummheit und Erstarrung nicht leicht auch nur das Bedürfniß nach einer Fortentwicklung durch lebendiges Berühren und durch Ideenaustausch ihrer einzelnen Glieder in berathenden Zusammenkünften fühlte. Die hier erlassene Kirchenordnung spricht sich zuerst über den Verfall der Disciplin und Lehre aus, fährt dann, das Elend der Zeit schildernd, also fort: „Was war die Frucht, daß wir uns von den wahren Vorschriften des Christenthums entfernten? Hat uns nicht Gott über die Erde verstreut? sind uns nicht unsere Städte genommen? fielen nicht unsere mächtigsten Fürsten unter dem scharfen Schwerte? Wurden unsere Kinder nicht in Gefangenschaft fortgeführt? Unsere Kirchen zerstört? Und wir selbst, erliegen wir nicht täglich unter dem Joche gottvergessener und ruchloser Feinde? Alles das trifft uns, weil wir die heiligen Vorschriften nicht beobachten“. Allein alle Klagen, alle Mahnungen, alle Verordnungen halfen nichts; es folgte die schreckliche Zeit des Dimitri Alexandrowitsch (1276 bis 1294), in der das Unglück des östlichen Rußlands seine Höhe erreichte: Städte, Dörfer gingen in Flammen auf, Klöster und Kirchen wurden geplündert und mit allen Schätzen in Asche verwandelt; die Fürsten fuhren fort einander zu morden; die Tataren wüsteten; weite Landstriche wurden in menschenleere Wüsten ver-

wandelt; die unglücklichen Bewohner flohen in Wald und Wildniß, und kamen darin vor Hunger und Kälte um, oder wurden von den Tataren in die Knechtschaft geschleppt; überdieß wurde das Land im Westen von den Schweden, den Schwertbrüdern und den Litthauern vielfach bedrängt; geistige Nacht und Barbarei breitete sich über das östliche Reich der Großfürsten aus, und am Ende des ersten Jahrhunderts mongolischer Herrschaft waren seine Kräfte völlig „erstarrt, das Volk ward mit seiner Knechtschaft vertraut, schweigend versank es in Rohheit, und betrachtete, in abergläubischem Schrecken, seine Unterdrückung wie ein von der Vorsehung bestimmtes Geschick. Die Fürsten brüsteten sich mit der Gnade des Chans; machten der Horde Geschenke, und kümmerten sich nur darum, daß derselbe ihre Throne keinem Mitbewerber oder seinen Baskaken (Zöllnern) verlieh*). Erst als Iwan Danielowitsch**) zum

*) Ustrialow Geschichte Rußlands I. S. 140 und 160.

**) Ein Bruder jenes hingerichteten Dimitri, Namens Alexander Michailowitsch, erhielt nämlich von Usbek die großfürstliche Würde; allein er fiel in Ungnade, da er die Mongolen aufrieb, welche der Vetter des Khan Schewkal nach Twer geführt, um das Volk zum Islam zu bekehren. Die Tweritaner und ihren Fürsten zu strafen, erhielt Daniel Romanowitsch, ein Bruder jenes in der Horde von Dimitri ermordeten Fürsten Georg's von Moskau, 50,000 Mann von Usbek. Er verheerte damit Twer, verjagte seinen Verwandten, den Fürsten Alexander, zuerst nach Pskow und dann nach Litthauen, und gewann so zum Lohn, durch die Gnade des Khans, die großfürstliche Würde. Dieß ist die Weise, wie diese Ehre an die Moskowiter, an das Haus des Iwan Kalita kam, in dem sie für immer verbleiben sollte (Ustrialow S. 146). Wenn Rußland keine großen Tragödiendichter hervorgebracht hat, wie Griechenland, so fehlt es seiner Geschichte sicherlich nicht an tragischen Bildern, wohl aber nur zu häufig an Adel und höheren Ideen.

Lohne für einen wenig ehrenvollen Dienst, den er gegen seine Blut= und Glaubensgenossen im Dienste der Unterjocher und des Islams vollzogen, die großfürstliche Würde empfangen, erst da nahmen die Dinge in dem östlichen Rußland eine andere Wendung, indem mit ihm und seinen Nachkommen jene schlaue und kein Mittel der Gewalt, der List und der Erniedrigung scheuende Politik beginnt, welche, im Laufe der Jahrhunderte, stets einem Ziele zugewendet, die Würde in Einem Hause erblich machte, und sich das gesammte Rußland zu unbedingtem Gehorsam unterwarf.

Andere waren die Geschicke des südwestlichen Rußlands. Hier herrschte beim Einbruch der Mongolen, wie wir oben bemerkt, Daniel Romanowitsch; nach Ungarn fliehend hatte er den ersten Sturm sich austoben lassen; dann aber zurückgekehrt, war er der Restaurator seines Landes geworden. Obschon es auch ihm nicht an heuchlerischer Schlauheit fehlte, wie er in den Verhandlungen mit Papst Innocenz IV. über die Vereinigung der beiden Kirchen bewieß, so erniedrigte er doch seine Würde vor den Tataren nicht durch solche kriechende Schmeicheleien und knechtische Demüthigungen, wie seine Verwandten, die Fürsten des Westens; mit dem Schwerte in der Hand ihnen gegenübertretend und seiner sich gebrauchend wußte er dafür ihre Achtung zu gewinnen. So bildete er aus Galizien, Wolhynien, Podolien, einem Theile von Grodno, der Woiwodschaft Lublin und der Moldau ein mächtiges Reich. Als er daher in der Horde erschien, empfing ihn der erfreute Batu eher als einen Verbündeten, denn als einen Unterjochten, und erkannte ihn gegen Entrichtung eines Tributes als Haupt des südwestlichen Rußlands an. Und Daniel und seine Nachfolger, die sich Könige von Kleinrußland nannten und als solche über ihre Theilfürsten, von dem östlichen Reiche unabhängig, geboten, bewiesen auch im Verfolge nicht jenen ehrlosen knechtischen Sinn; sie riefen nicht selbstmörderisch die Mongolen; ja sie zeigten vielmehr eine in der russischen Geschichte seltene Eintracht; obschon auch hier das streitige Erb-

folgerecht und die stets erneuten Erbtheilungen häufige Veranlassung zu inneren Zwisten darboten. Es wehte überhaupt hier ein freierer Geist, der sich von Konstantinopel und dem mongolischen Orient entfernte, und nach Rom, nach Europa hinüberneigte, und in den Königen von Polen, von Ungarn und Böhmen seine Kampfgenossen suchte. Die Beherrscher von Kleinrußland befaßten den besseren und größeren Theil des alten Rußlands: die Städte alten heiligen Glanzes, die Wiege seines Christenthums; oft standen sie im Kampfe den Tartaren gegenüber und warfen ihr Joch mehr als ein Jahrhundert früher (1328) ab, als das östliche Rußland. Ihr Reich vereinigte sich mit dem kriegerischen, freiheitmuthigen Litthauen und mit dem aristokratischen Polen; es umfaßte die edleren, geistigeren, ritterlicheren Elemente des Slavenstammes; öffnete sich europäischer Geistesbildung und zeigte sich einer freieren Entwicklung empfänglich. Menschlichem Ermessen wäre daher, wenn einmal die Slavenstämme Ein Reich bilden sollten, ihm die Hegemonie zu wünschen gewesen; allein der Rathschluß der Vorsehung wollte es anders; der Stern Kiew's, der Stern Altrußlands und Polens sollte vor der wohlberechneten Politik der Moskowiter erbleichen, asiatisches Herrscherthum und der schismatische Geist byzantinischen Kirchenthums sollten in engem Bunde den Preis über die Geschicke Rußlands davon tragen.

(Fortsetzung folgt.)

XXVIII.

Zeitfragen.

Der Puseyismus in England. Der deutsche Indifferentismus. Herrn von Raumer's Rede über Friedrich II.

Es ist ohne Zweifel die interessanteste und erfreulichste Erscheinung der neuern Zeit, daß gleichzeitig und plötzlich in den meisten europäischen Ländern die Verhandlungen über die religiösen und kirchlichen Interessen wieder in den Vordergrund getreten sind. Mag der Sinn dafür in den meisten Fällen auch erst durch eine ungerechte, antichristliche Verfolgung geweckt werden seyn; jedenfalls ist so viel gewiß, daß, bewußt oder unbewußt, durch ganz Europa eine, zur katholischen Einheit zurückstrebende Bewegung geht, und daß die sich hierauf beziehenden Fragen aller Orten mit einem Eifer und einem Ernste verhandelt werden, deren noch vor zwölf Jahren selbst der scharfsinnigste Beobachter die europäische Menschheit schwerlich fähig gehalten hätte. Natürlich ist dieser christliche Wiederbelebungsproceß in dem einen Lande mehr, in dem anderen weniger vorgeschritten, und in jedem hat er sich nach der besondern Weise und Eigenthümlichkeit des Volkscharakters gestaltet. Diese Rücksicht auf Abkunft, Stammesverschiedenheit, Geschichte und locale Verhältnisse bedingt auch unser Urtheil über den Puseyismus, jene barocke Erscheinung, die obwohl in Deutschland meistens völlig mißverstanden und überschätzt, dennoch eben so viel Interesse an sich selbst verdient, als wegen der Vergleichung mit unsern Zuständen, zu denen sie vielfache und nahe liegende Veranlassung bietet.

Der Puseyismus ist in jeder Beziehung eine, so durch und durch englische Erscheinung, daß er nur in seiner englischen Umgebung begriffen, nur in dem Lande der Whims erklärlich gefunden werden kann. Er wäre schlechthin unverständlich, wenn nicht von vorn herein die Thatsache feststünde, daß dort, im Volke wie in der Gelehrtenwelt, neben Stoffen von ganz anderer Art, ein Element von eigentlich kirchlicher Gesinnung, ein Bedürfniß nach kirchlicher Gemeinsamkeit, sowohl den Verwüstungen des alten, als denen des neuern, skeptischen Protestantismus widerstanden, und sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Diese „Kirchlichkeit" in einem Lande, wo die Freigeisterei ihren Ursprung genommen, auch nur zu verstehen, fällt dem, durch alle Windungen des philosophischen Nihilismus getriebenen, an Isolirung jeder Art gewöhnten, modernen Deutschen in der Regel ziemlich schwer. In England dagegen tritt dieser ehrenwerthe Zug des Nationalcharakters, der sich auf weltlichem Gebiete als Corporationsgeist geltend macht, in guten wie in schlimmen Symptomen, und selbst in den lächerlichsten und schrecklichsten Bildungen des Sectengeistes hervor. Der Engländer ist des voltaire'schen oder jungdeutschen, alles Heilige vernichtenden Spottes, und jener kahlen, sich selbst genügenden Abgeschlossenheit unfähig. Er bedarf einer Form der Gottesverehrung, und zu dieser will er sich mit seinen Gleichgesinnten und Geistesverwandten zusammenthun; er spricht von der Religion, wie von einer wichtigen Angelegenheit seines Lebens, er prüft, er wählt, er streitet, aber trotz alles Werthes, den die materiellen Interessen für ihn haben mögen, steht es in seinem Geiste fest, daß irgend ein Tribut der Verehrung dem höchsten Wesen gebracht werden müsse. Aber für dessen Formen und nähere Bedingungen erkennt er kein anderes Gesetz, als seine eigene Ueberzeugung an. Daher die zahllose Menge von Secten; daher aber auch, wenn sich der englische Volkscharakter nicht von Grund aus ändert, die Unmöglichkeit, daß der moderne deutsche, atheistische Pantheismus jenseits des Meeres jemals ein

irgend namhaftes Publikum finden könne. Neben diesem englischen Nationalbedürfnisse eines worship muß außerdem bei der Construirung des Puseyismus noch ein anderer, nicht minder durchgreifender Charakterzug in Anschlag gebracht werden, jener merkwürdige, aus Aufrichtigkeit, Beschränktheit und sophistisch scharfem Verstande gewobene Eigensinn, der eine einmal gefaßte Meinung, selbst bis zu ihren letzten, dürrsten, langweiligsten Consequenzen ausfasern will, ehe er sie wegwirft; jener Eigensinn, der, was links und rechts am Wege liegt, keines Blickes würdigend, den einmal genommenen Cours bis zur klaren Absurdität verfolgt haben muß, ehe er in eine vernünftige Bahn umlenkt.

Diese beiden, eben geschilderten nationalen Gemüths- und Geisteseigenthümlichkeiten haben nun, den heutigen Zustand der englischen Staatskirche vorausgesetzt, jenes merkwürdige Phänomen erzeugt, welches nach dessen Stifter von seinen Gegnern Puseyismus, von den Anhängern selbst aber die „katholische Richtung in der anglicanischen Kirche" genannt wird. — Auch diese Erscheinung kann nicht richtig gewürdigt werden, ohne die Statistik der Partheien in jener Kirche in Anschlag zu bringen. Bekanntlich lassen sich in dieser drei Hauptrichtungen unterscheiden. Die sogenannte evangelische oder niedrige Kirche gleicht, in ihrer unruhigen Zerflossenheit und verhimmelnden Unbegränztheit, dem deutsch-pietistischen Christianismus vagus, obgleich die, mit Vorliebe von diesen „Heiligen" festgehaltene, unsittliche Theorie: daß der Glaube ohne Werke selig mache, nach der andern Seite hin die Brücke in alle Scheußlichkeiten des Pseudomysticismus schlägt. Eine zweite Abtheilung des, durch das Gesetz geschaffenen, staatskirchlichen Instituts ist die hohe Kirche*), erzeugt in der Umarmung eines gottvergessenen Absolutismus

*) Es ist ein großer, aber in Deutschland sehr gewöhnlicher Irrthum: die hohe Kirche als schlechthin gleichbedeutend mit der anglicanischen zu nehmen.

mit der protestantischen Recht- und Strenggläubigkeit des 17ten Jahrhunderts. Heinrich VIII. und die „jungfräuliche Königin“ haben ihr die Verfassung gegeben, und ihrer Wirksamkeit nach außen und innen den Stempel ihres Geistes aufgedrückt, — dessen kürzester Ausdruck Hobbes und Spinoza's politische Systeme sind. Hiernach sind, wie natürlich, König und Parlament die alleinige und oberste Quelle aller Kirchengewalt. Verwahrungen und Einsprüche der Geistlichkeit gegen diese sind Auflehnung und Hochverrath, Dunstan und Thomas Becket strafbare Agitatoren. Daß die Kirche erst durch die Unterjochung, die sie zur Zeit der Glaubensspaltung erlitten, in das rechte Verhältniß zum Staate gerückt sey, diese Voraussetzung ist innerhalb dieses Systems der Schlußstein und Anfangspunkt des gesammten Kirchenrechts; der Zweck des ganzen Religionsmechanismus aber kein anderer, als, um des gemeinen Nutzens willen, der öffentlichen Moral eine respectable Grundlage zu leihen. — Was bedarf es der weitern Schilderung! Diejenige Glaubensform, mit welcher dieses Staatswesen sich am innigsten befreunden konnte, ist der practische Atheismus, und in der That hat das Unkraut der Heuchelei und bewußten Lüge nicht leicht einen Boden gefunden, auf dem es üppiger wuchern und in gigantischern Dimensionen emporschießen konnte. Es darf nicht vergessen werden, daß diese sehr loyale Spielart des Protestantismus mit ihren 39 Artikeln und ihren Pfründen von zwölftausend Pfund Sterling es war, welche unter der Hand und in aller Stille den modernen Unglauben bis zur entschiedenen Christusläugnung durchbilden half. In dieser Schule haben bekanntlich Voltaire und die Männer der Encyklopädie das Gift kochen gelernt, womit sie späterhin, nachdem sie es durch die Retorte ihres Witzes getrieben, ganz Europa angesteckt haben.

Bei der oben geschilderten, nationalen Eigenthümlichkeit des Engländers hat es natürlich nicht ausbleiben können, daß sich gegen diesen atheistisch-despotisch-heuchlerischen Geist der hohen Kirche nicht bloß von Seiten der sich immer zahlreicher

loslösenden Dissentergemeinden, sondern auch innerhalb der Kirche selbst die lebhafteste Opposition bilden mußte. Es hat nämlich in dieser, schon von den Tagen ihrer Stiftung her, eine dritte, katholisirende Parthei gegeben, die sich weder mit den Wolkenschlössern des pseudochristlichen Indifferentismus der sogenannten Evangelischen, noch mit dem offiziellen Staatsglauben der Hochkirchlichen, noch mit den willkührlichen und abentheuerlichen Meinungen der Dissenters befreunden konnte, sondern an der altkatholischen Idee fest hielt, daß Gott selbst eine regierende Gewalt in der Kirche eingesetzt, und daß diese, zugleich mit dem Dogma, in ununterbrochener Reihenfolge durch die Weihe sich weiter überliefert habe bis auf den heutigen Tag. Durchdrungen von diesen Grundideen der katholischen Kirchenverfassung suchte man sich sogar über das traurige Factum zu täuschen, daß die Tradition der Weihe für die anglicanische Kirche unterbrochen ist, und daß der Bau der letztern mithin völlig außerhalb des christlichen Verbandes steht. — Nachdem diese katholisirende Parthei durch alle Wechselfälle, welche die englische Kirche trafen, bis auf die neuern Zeiten ihr Leben gefristet hatte *), nahm sie in unsern Tagen, in Folge des Zusammentreffens einer Menge von Umständen, einen, von Niemand vorher berechneten, oder für möglich gehaltenen Aufschwung. Man muß zu den Gründen des letztern zuvörderst die, mit der Emancipation der Katholiken beginnende, jetzt durch das ganze Volk gehende, rückläufige Bewegung zur Kirche rechnen, eine Bewegung, von der sich durch unsichtbaren, magischen Einfluß selbst viele ihrer Gegner ergriffen fühlen. Dazu kam der immer lebhafter werdende Kampf zwischen der Staatskirche und den Dissenters. Wußten diese nicht minder gewandt, und keineswegs minder berechtigt wie ihre Gegner, mit der heiligen Schrift umzugehen, so konnten sich diese begreiflicherweise nicht anders als

*) Beiträge zur Geschichte derselben finden sich in den hist. polit. Blättern Bd. VIII, S. 688 und Bd. IX, S. 65.

durch Berufung auf die Tradition retten, eine Wendung des Streites, die, nach der katholischen Seite hin, weiter führte, als man gewollt und beabsichtigt hatte. Das Meiste wirkten jedoch, — welcher Sterbliche hätte es vorhersehen können! — die von Seiten der Staatsgewalt über die anglicanische Kirche verhängten, mehr weltlichen und finanziellen, als geistlichen Reformen, vornämlich die Aufhebung der, als überflüßig erkannten, sieben irländischen Bisthümer. Diese Schritte, die der anglicanische Clerus Verfolgung nannte, öffneten vielen seiner Glieder die Augen über sein wahres Verhältniß zum Staate; mit Schrecken erkannten sie in ihrer vermeintlichen Kirche ein willenloses Werkzeug in den Händen einer ungläubigen, politischen Gewalt, lediglich geduldet um äußerer, weltlicher Zwecke willen. Da wiederholte sich, was sich unzählige Male in der Geschichte ereignet hat. Angreifer und Vertheidiger tauschten die Waffen. Die eifrigsten Verfechter des anglicanischen Kirchenthums, die heftigsten Gegner der katholischen Einheit wurden, ohne daß sie es merkten, und ohne daß sie sich selbst klare Rechenschaft über ihren Entwicklungsproceß hätten geben können, allmählig auf katholisches Gebiet gedrängt. So gestaltete und verjüngte sich die Parthei, an deren Spitze bald die Zierden der anglicanischen Kirche, die glänzendsten Talente der Universität Oxford (Pusey, Palmer, Newman u. A. m.) traten. — Ausgezeichnete, gelehrte Arbeiten gründeten und befestigten ihren Ruf; bald waren sie ihren protestantischen Gegnern an tüchtigem Wissen, wie an populärer Beredsamkeit weit überlegen. So begann mit dem Februar 1833 die Publication eine Reihe von Tractaten, die (wie ähnliche Flugschriften der Pietisten), für das größere Publikum bestimmt, Gegenstände der Glaubenslehre, der Kirchenverfassung und der religiösen Controverse in einer allgemein verständlichen und ansprechenden Form zur Sprache brachten. Mit dem neunzigsten Hefte, — auf dessen merkwürdigen Inhalt wir weiter unten zurückkommen werden, schließen (im Jänner 1841) diese Tractate, nachdem der Bi-

schof von Oxford die Bemerkung gemacht hatte, daß deren Fortsetzung dem Frieden in der anglicanischen Kirche gefährlich werden könne. Allein die Vorsicht kam zu spät, denn heute ist bereits das Schicksal dieses Staatsinstituts in den Händen jener Schule, die von Pusey den Namen trägt, und deren Gegner nur noch darüber streiten, ob dieselbe die Hälfte, oder zwei Drittheile der staatskirchlichen Geistlichkeit umfasse.

Fragen wir nach diesen geschichtlichen Notizen über Ursprung und Entwickelung des Puseyismus, nach dessen obersten, leitenden Grundsätzen und Unterscheidungslehren *), so muß zu den letztern zuvörderst eine gerechnet werden, die allerdings geeignet ist, uns Achtung vor dem natürlichen Verstande und dem sittlichen Gefühle der Pusey'schen Schule einzuflößen. Sie schämt sich des protestantischen Ursprungs der anglicanischen Kirche, möchte diesen um jeden Preis ungeschehen machen, lehnt, voll Unwillen und Entrüstung, jedwede Gemeinschaft mit den Reformatoren des 16ten Jahrhunderts ab, und möchte sich auf das bestimmteste von dem Protestantismus sondern, der, wie einer ihrer Tractate sehr richtig bemerkt, ein blos negativer, genau genommen gar keinen Glauben, sondern bloßen Widerspruch voraussetzender Ausdruck sey. — „Die englische Kirche“, sagt ein puseyitischer Schriftsteller, „verdankt ihren Ursprung weder der Wollust Heinrich's VIII., noch dem Skepticismus seines Ministers Cromwell, sondern es ist jener Theil der Kirche Jesu Christi, welcher in England gegründet wurde, sey es unter der Autorität des römischen Patriarchats, sey es vermöge einer noch ältern, unabhängigen Verfassung“. Palmer (Professor am Magdelenen-Collegium zu Oxford) scheut bei dieser Lossagung von dem Werke Luther's und Calvin's selbst die grellsten Bezeichnungen nicht, und ruft mit jener unnachahmlichen, lie-

*) Eine lichtvolle Abhandlung über die Bedeutung des Puseyismus findet sich in den Annali delle Scienze religiosi compilati da Monsign. Ant. De Luca. Vol. XV. Fascicolo 45. p. 60.

benswürdigen Naivetät ächt brittischen Freimuths, seinen tiefgefühlten Abscheu vor jenem unseligen Abfall vom Glauben der Väter laut in die Welt hinaus. „Fluch dem Protestantismus", sagt er in seinem Briefe an Golightly, „in allen seinen Formen, Secten und Benennungen, und vornämlich jenem der Lutheraner und Calvinisten, der evangelischen und amerikanischen Dissidenten. Und über alle, die dahin trachten werden, daß eine Gemeinschaft bestehe zwischen unsrer anglicanischen Kirche und Jenen, rufe ich Anathema aus. Und wenn jemals die anglicanische Kirche bekennen würde, daß sie eine Form des Protestantismus sey, dann würde ich auch sie verwerfen, und Anathema rufen über die anglicanische Kirche Und also gleich würde ich mich von ihr trennend, wie von einer menschlichen Secte, den Protestanten die Mühe ersparen mich auszustoßen".

Aber so ehrenwerth auch die Gesinnung seyn möge, welche dem negativen Theile dieser Erklärungen zum Grunde liegt, so befremdend und unerklärlich ist andrerseits die Bemühung: die anglicanische Kirche von der allgemeinen Verwerfung des Protestantismus auszunehmen. Zuvörderst verdient das merkwürdige Spiel der göttlichen Fügung in den menschlichen Dingen beherzigt zu werden, daß nach dreihundertjährigem Kampfe, die letzten Gegner Rom's, die auf wissenschaftlichem Gebiete in England des Namens werth sind, daß die letzten Kämpen für die anglicanische Separatkirche, nachdem sie Schritt vor Schritt dem überlegenen Gegner, dem sie weichen mußten, den Boden streitig gemacht, nunmehr ihr letztes Heil in einem Anathem gegen den Protestantismus suchen müßen, durch welches sie sich mit der Geschichte, mit der täglichen Erfahrung, mit dem Bewußtseyn ihrer anglicanischen Glaubensgenossen, ja mit dem Sprachgebrauche von ganz Europa in Widerspruch stellen. Die volle Lächerlichkeit desselben begreift sich, wenn man bedenkt: daß die Könige von England seit 1688 vor ihrer Krönung den Eid leisten: die protestantisch-reformirte Religion aufrecht zu erhal-

ten, — und daß auf diesem Eide die Succession des Hauses Hannover und somit dieselbe Verfassung von Kirche und Staat beruht, für deren Aufrechthaltung Pusey's Schule schwärmt. Und um die Verwirrung auf den Gipfel zu steigern, muß es gerade in demselben Augenblicke, wo jene dem Protestantismus ihr Anathem entgegen schleudert, der indifferentisch-pietistischen Fraction der „evangelischen Saints“ gelingen, jenes barocke Bündniß zu schließen zwischen der anglicanischen Staatskirche, die keine Zukunft mehr hat, und der zerflossensten und haltungslosesten Form des Protestantismus auf dem Continent, dem preußisch „evangelischen“ Unitarismus, dem gleichmäßig Dogma und Vergangenheit abhanden gekommen ist! An dem Rückschlage, den dieser Unionsversuch auf England üben muß, wird es der Welt klar werden, welche Mission die romantische Stiftung zu Jerusalem in der Weltgeschichte hatte. —

Wie klar und unzweideutig aber auch die Stellung ist, welche Pusey's Schule zum Protestantismus des 16ten Jahrhunderts genommen hat, und mit wie großer Verachtung sie diese besondere Form des Irrthums auch von sich abweisen möge, dennoch sind deren eigne Begriffe, wo sie die Hauptsache betreffen, in einem schwer zu beschreibenden Grade wunderlich durcheinander gemengt und verworren. Denn wo es sich um den rechten Glauben zum ewigen Heile handelt, ist die Verwerfung dieses oder jenes Irrthums mit nichten genügend, sondern die unbedingte Unterwerfung unter die, von Gott gesetzte Autorität unerläßlich. Gerade dieser Gehorsam des Glaubens ist es aber, in welchem es der Pusey'schen Parthei, auf ihrem jetzigen Standpunkte der Entwickelung, so an wahrer Demuth und Selbstverläugnung, wie an kräftiger, innerer Erhebung fehlt. Sie würdigt den Protestantismus nach Verdienst und Gebühr, möchte aber, um nur nicht eigenes Partheiunrecht gestehen zu müssen, neben der einen, wahren, großen und allgemeinen Kirche, die der Sohn Gottes gestiftet, ihr winziges, abgefallenes und zerfallenes, national-englisches Afterkirchenthum als gleichberechtigte Ar-

che des Heiles retten. Und um dieses unmöglichen Zweckes willen setzt sie einen Apparat von Sophismen in Bewegung, die, statt einer Widerlegung, nur noch unser aufrichtiges Mitleid in Anspruch nehmen, wenn wir sehen, wie sauer jene Männer es sich werden lassen, dicht vor der Pforte der Kirche der Wahrheit und dem Heile zu entfliehen.

Nachdem nämlich Pusey und seine Schüler die Nichtigkeit und Verwerflichkeit des Protestantismus im vollsten Maaße dargethan, erklären sie in denselben Schriften, es sey nicht nöthig zur katholischen Kirche zurückzukehren, da die anglicanische Gemeinschaft alles das, wonach so Viele sich sehnen, sowohl im Dogma als in den Gebräuchen besitze, und in dieser Hinsicht vollkommen auf dem Standpunkte der ersten Christenheit stehe. Sie ihrerseits suchen daher eine Mittelstraße zwischen Rom und den „Reformatoren", und ihr gesammtes Streben läßt sich am kürzesten in der Weise characterisiren, daß sie die anglicanische Kirche vom häretischen auf den schismatischen Standpunkt zu erheben suchen. Zu diesem Ende läugnen sie zwar den Primat des heiligen Stuhles, wollen ihm aber einen Vorrang oder Ehrenprimat belassen, und erkennen den Nachfolger Petri als lateinischen Patriarchen an. Es klingt wie ein unzeitiger Scherz, ist aber ein vollkommen wahres, die Abnormität mancher englischen Geisteszustände characterisirendes Factum, daß Palmer, ohne die Lächerlichkeit seines Beginnens zu ahnen, bereits via facti zu einem, seiner Meinung nach höchst wirksamen Mittel gegriffen hat, den von ihm projectirten, rechtmäßigen Zustand der Kirche in's Werk zu richten. Er hat als Beilage zu seinem Compendium der Kirchengeschichte eine Landkarte stechen lassen, auf welcher dem Papste sein ihm gebührender Patriarchensprengel, der sich hier auf Italien und die benachbarten Inseln beschränkt, angewiesen, England aber daneben als unabhängige, kirchliche Macht angeführt wird. Im Sinne eben dieser fixen Vorstellung behauptet derselbe Schriftsteller, daß die mit Rom vereinigten

katholischen Engländer Schismatiker seyen und Newman (ein andrer unter den Korpphäen derselben Richtung) versichert in seinem Schreiben an den Bischof von Oxford, daß Rom nicht zu reformiren, sondern blos zu zerstören sey, und daß eben in dieser Zerstörung seine Reformation bestehen werde. Daher auch der menschenfreundliche Wunsch des Dr. Pusey, des Erfinders dieser ganzen Anschauungsweise: daß doch die römischen Theologen, das was katholisch in ihrer Kirche ist, festhaltend und das römische aufgebend, sich ihnen nähern möchten, wogegen sie (die anglicanischen testes veritatis) nur das Katholische festzuhalten, und sich dem römischen in keiner Weise zu nähern hätten. Um ihnen diesen Schritt zu erleichtern, hat unter andern die Puseyische Schule (s. den Tractat Nro. 75) sich auch des römischen Breviers bemächtigt, dieses ins Englische übersetzt, und es nach ihrer Weise „verbessert". — Die Fürbitte für die Verstorbenen ist in ein „Andenken" verwandelt, und das commune confessoris Pontificis wird bei dem von der Pusey'schen Schule creirten Feste eines unter Wilhelm III. abgesetzten, anglicanischen Bischofs gebraucht.

Aus diesem Allem zieht dann Newman die Folgerung: daß der Schatz des Breviers keineswegs der römischen Kirche allein, sondern eben sowohl der anglicanischen gehöre. Jene habe ihn zwar bewahrt, diese ihn aber von den Entstellungen gereinigt, wohin dann insbesondere die Ausmerzung der Anrufung der allerseligsten Jungfrau und der Heiligen gerechnet wird. Nach diesen seltsamen Versuchen der Annäherung, und den noch seltsamern Winkelzügen, wodurch die neue Schule einer solchen wieder zu entschlüpfen sucht, liegt die Frage nahe: worin denn die dogmatischen Verschiedenheiten zwischen dem Puseyismus und der römisch-katholischen Lehre bestehen, und um welcher Hindernisse willen sich der erstere nicht aufrichtig und vollständig dem Oberhaupte der Christenheit unterwerfe? Newman beantwortete dieselbe in einer Weise, die zwar unser Erstaunen, aber nicht unsre Achtung vermeh-

ren kann. Er räth mit großer List den Anglicanern, die etwa von Katholiken in solcher Art angegangen würden, die Fundamentalfragen über die Autorität des Papstes, über die Regel des Glaubens, über die wahrhafte Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Sacramente u. s. w. zu umgehen, und das, was er „praktische Beschwerden über Mißbräuche" nennt, voranzustellen. Zu diesen rechnet er: die Verweigerung des Laienkelches; die Nothwendigkeit einer Intention von Seiten dessen, der ein Sacrament spendet; die Nothwendigkeit der Beichte; das von der römischen Kirche gegen die Ketzer ausgesprochene Anathem; das Fegfeuer; die Verehrung der Bilder; die Anrufung der Heiligen und (zum Beweise wie genau der Puseyismus unsere Ceremonien kennt!) als Beispiel derselben: den Segen, den der Papst am Ostersonntage der Stadt und dem Erdkreise ertheilt. Neben diesen kindischen, zum Theil auf den lächerlichsten Mißverständnissen beruhenden Einwendungen, die für jeden, der verstehen will, in tausend und aber tausend Schriften sattsam beseitigt sind, findet sich dann freilich die Anerkennung: daß die Bestimmungen des Conciliums von Trident über die Verehrung der Bilder und die Anrufung der Heiligen eine ganz vernünftige Auslegung zulassen. Allein diesen dogmatischen Entscheidungen der Kirche gegenüber beruft sich der Puseyismus auf angebliche, factische Mißbräuche, auf abergläubische Gewohnheiten, auf heidnische Irrthümer des Volkes in katholischen Ländern. — Jeder Unbefangene wird zugeben, daß die Befangenheit der englischen Reisenden welche die cunna romana für antiken, von Romulus gepflanzten Spargel kaufte, nicht eben ein klassischer Zeuge für diese „Thatsachen" sey, und daß diese, wären sie auch bewiesen, die Folgerungen schwerlich rechtfertigen würden, welche der Puseyismus daraus zu ziehen sucht.

Ohne Zweifel lebte in den Anhängern dieser Richtung zu viel loyaler Sinn und englische Ehrlichkeit, als daß sie auf dem eben bezeichneten Standpunkte stehen bleiben konn-

ten, der sich in mancher Hinsicht dem pietistischen Indifferentismus in Deutschland näherte. Die Puseyiten haben sich daher zu einer vollständigen Darlegung ihrer dogmatischen Ansichten und des Verhältnisses derselben zur römisch-katholischen Lehre herbeigelassen, und diese Auseinandersetzung, welche das so vielfach berufene neunzigste Heft der Tractaten brachte, ist ohne Zweifel nicht nur das merkwürdigste Product des Puseyismus, sondern eine der beachtenswerthesten Erscheinungen unserer wunderlichen Zeit überhaupt. Die Puseyistische Schule sucht hier, ihrem oben bezeichneten Grundgedanken getreu, den Beweis der Rechtgläubigkeit der anglicanischen Kirche zu führen, und liefert zu diesem Ende, — es ist unglaublich, aber ein wirkliches Factum! eine ausgleichende Concordanz zwischen den 39 Artikeln, welche die Königin Elisabeth im Jahre 1562 der anglicanischen Kirche vorschrieb, und den Entscheidungen des Conciliums von Trident. — Es soll die Identität beider dargethan werden, und dieß zwar, wie Newman sagt, durch das einfache Mittel, daß als Princip der Auslegung der 39 Artikel, nicht etwa der Glaube ihrer Verfasser, sondern der Glaube der katholischen Kirche zum Grunde gelegt, und in diesem Sinne interpretirt wird. Derjenige nämlich, der in Wahrheit die 39 Artikel dictirt habe, sey niemand anders, als der heil. Geist, der bekanntlich in der katholischen Kirche lebe, und deßhalb unmöglich in England anders als in Rom lehren könne, woraus, wie jeder Vernünftige ohne weiteres einsieht, die nothwendige, innere Uebereinstimmung der anglicanischen Artikel mit dem römisch-katholischen Dogma von selbst folgt! Höchstens geben die puseyistischen Autoren zu, daß die 39 Artikel in einem „antikatholischen Zeitalter" verfaßt seyen, und daß die Redactoren derselben sich Mühe gegeben, einen gewissen Schein des Protestantismus um sich zu verbreiten, „obgleich sie nichts festgesetzt hätten, was Jene ausschließen könnte, die einen größern Respect vor der ursprünglichen Autorität haben". — Daher wird auch z. B. dem Art. 19, der den anglicanischen Glaubenssatz ausspricht: „daß

die römische Kirche in Glaubenspunkten geirrt habe“, die Auslegung gegeben: „es sey hier nicht gesagt, daß sie in solchen Glaubensartikeln irrte, die das ewige Heil in Gefahr setzen“. — In ähnlicher Weise wird der Art. 25 umgangen, der in sehr bestimmten Ausdrücken die heiligen Sacramente der Firmung, Priesterweihe, letzten Oelung und Ehe verwirft. — Newman meint: selbige könnten doch „in gewissem Sinne“ Sacramente genannt werden, nur seyen sie von der Kirche (!) eingesetzt. Pusey vindicirt ihnen wenigstens den Charakter der Sacramentalien, und rechnet dahin ebenfalls die Predigt, das Glaubensbekenntniß, das Gebet, die heil. Schrift, das Martyrium, und ganz besonders das Fasten: — wogegen bekanntlich das Concilium von Trident in Ausdrücken, die keiner andern Auslegung fähig sind, Jeden mit dem Anathem bedroht, der da sagt, daß die Sacramente des neuen Bundes nicht sämmtlich von Christo eingesetzt sind, oder nicht wahre und eigentliche Sacramente, oder daß deren mehr oder weniger als sieben seyen. — Der Art. 11 enthält den berüchtigten Satz: daß wir durch den Glauben allein gerechtfertigt werden. — Newman meint dazu: „diese Behauptung schließe keineswegs aus, daß die guten Werke ebenfalls rechtfertigen. Freilich würde es eine contradictio in terminis seyn, wenn man sagte, daß die Werke in derselben Weise rechtfertigen, wie der Glaube; aber der Glaube allein rechtfertigt in einem Sinne, und die guten Werke in einem andern, und weiter wird hier nichts behauptet“. In ähnlicher Weise beseitigt Newman den „scheinbaren“ Widerspruch zwischen dem Art. 31, der die Meßopfer für gotteslästerliche Fabeln und verderblichen Betrug erklärt, und dem 3ten Canon der 22sten Sitzung des Conciliums von Trient, welcher Jedweden mit dem Anathem belegt, der da sagt: das Opfer der Messe soll nicht für Lebendige und Todte, für Sünden, Strafen, Genugthuungen und andere Nöthen dargebracht werden. — Newman macht nämlich diese Entdeckung: daß der anglicanische Artikel in der Mehrheit von Messen spreche, und folglich

nicht das heilige Opfer der Messe, sondern bloß gewisse Privatmessen gemeint habe, die aus bloßer Gewinnsucht, ohne Beziehung auf das Opfer am Kreuze, gelesen wurden; ein Fall, der weder im 16ten Jahrhundert, noch sonst zu irgend einer andern Zeit vorgekommen, noch überhaupt, der Natur der Sache nach, denkbar ist. Daß nach dieser Methode der Auslegung die Uebereinstimmung der augsburgischen Confession mit dem Talmud, und die Concordanz der Beschlüsse des Conciliums von Trident mit den heiligen Büchern der Hindus nicht minder außer Zweifel gesetzt werden könnte, wie die Identität der anglicanischen und der katholischen Lehre, wird jeder Unpartheiische zugeben. Es fragt sich hier nur: ob die Erfinder dieses Unsinns selbst daran geglaubt haben? Und diese Frage, die wir mit Bestimmtheit verneinen würden, wenn es ein Franzose oder Italiener wäre, der jene Behauptungen aufgestellt hätte, diese Frage muß, da hier von urächten Engländern die Rede ist, ohne allen Anstand bejaht werden. — John Bull ist einer so argen Schalkheit und Ironie nicht fähig, wohl aber einer, bis auf den Gipfel der Verkehrtheit getriebenen, sich selbst überschlagenden Consequenz. — Ja noch mehr! wir messen der Versicherung Pusey's vollständigen Glauben bei: daß der einzige Zweck ihrer Tractate kein anderer gewesen sey, als ihren ehrbaren Mitanglicanern recht tüchtige und ausgiebige Argumente gegen die bösen „Romanisten“ an die Hand zu geben! Daher ist auch die Verwunderung dieser Schriftsteller ganz unverstellt und ehrlich: daß ihre anglicanischen Glaubensgenossen, um derentwillen sie sich allein so viel Mühe gegeben, in Folge eben dieser Bemühungen, und noch dazu auf den Grund ihrer vortrefflichen Argumente, haufenweise katholisch werden. Was so häufig in der Weltgeschichte geschehen, hat sich auch hier wiederholt: Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat es gut gemacht! Pusey und seine vertrautesten Schüler, von denen die Bewegung ausgegangen, haben nichts weniger als eine Unterwerfung unter die wahre Kirche beabsichtigt; sie,

ihres Orts, werden sich auch, menschlichem Ansehen nach, niemals mit der Wahrheit aussöhnen. Allein die Strömung, die sie hervorriefen, treibt geradewegs zur Kirche hin. Denn die geistigen, wie die physischen Bewegungen lenkt ein Gesetz, welches höher steht und mächtiger ist, als die Laune oder der krankhafte Eigensinn einzelner Menschen, die selbst nur Hebel sind in der höhern Hand. Auch Pusey und seine Schule sind nichts als Werkzeuge, die eine längst im Geiste des englischen Volkes liegende Crisis hevorrufen und durchführen sollten. Haben sie diesen Zweck erfüllt, so wird die Bewegung, ohne alle Rücksicht auf die individuellen Marotten einzelner Gelehrten, ihren Gang gehen.

Wie barock und wunderlich uns aber auch die anglicanische Herzenshärtigkeit aus der Haltung der Pusey'schen Schule entgegen treten möge, dennoch können wir ihr unsere Achtung nicht versagen, wenn wir sie mit der, in Deutschland immer mehr ihr Haupt erhebenden, indifferentistischen Plattheit und Unredlichkeit vergleichen, gleichviel, ob diese sich in der Region einer gewissen pietistischen Quasichristlichkeit zu halten suche, oder einen deistisch-rationalistischen Standpunkt nehme, oder endlich den Indifferentismus speculativ zum vollendeten Pantheismus durchgebildet habe. — Aus der Verkehrtheit der Anglicaner blickt immer noch eine gewisse Kraft, ein religiöser Ernst, eine Achtung vor der Wahrheit, mit einem Worte: ein Sinn hervor, der sich nicht scheut, dem Gegner Rede zu stehen, und sich auf die Sache einzulassen. Leider zeigt sich in Deutschland, auf allen jenen drei Stufen des Indifferentismus, das gerade Gegentheil dieser löblichen Eigenschaft. Entweder herrscht die Neigung vor: dem unbequemen Widersacher durch Polizei und Censur Stillschweigen aufzuerlegen, oder es wird das, zur höchsten Vollendung ausgebildete Secretirsystem mit einer Unbefangenheit gehandhabt, von welcher England und Frankreich keine Ahnung haben, oder endlich: die Indifferenz legt sich in der Polemik, zu der sie sich herbeiläßt, mit einer Plattheit, einer Oberflächlichkeit,

einem stupiden Hohne gegen allen Ernst und alle Tiefe der Gesinnung zu Tage, die dem Rufe der Deutschen, als eines sinnigen, denkenden, gemüthvollen Volkes auf die Dauer schwerlich förderlich seyn werden. — Ein trauriges und unser Nationalgefühl tief beschämendes Beispiel dieser geistigen Versumpfung ist die, von dem bekannten Touristen Friedrich v. Raumer in der Berliner Akademie kürzlich gehaltene Schutzrede für Voltaire und Friedrich II. In der That wären wir, wie manche norddeutsche Behörden immer noch zu glauben scheinen, Gegner von Preußen, so würden wir triumphiren durch eine so notorische Armseligkeit die Universität, deren einstweiliges Haupt sie ist, in ein bedenkliches Licht gestellt, die literarische Ehre der Akademie aber durch ein Uebermaaß von Plattheit, das der Leipziger allgemeinen Zeitung würdig wäre, noch ärger compromittirt zu sehen. Derselbe Mann der vor einigen Jahren in seinen Briefen über England das tiefsinnige Argument gegen das Christenthum geltend machte: daß, wenn Gott in Christo Mensch geworden, während der Zeit ja Niemand da gewesen wäre, die Welt und die Menschen auf den übrigen Sternen zu regieren, eben dieser Denker entrüstet sich jetzt über den Vorwurf, daß Friedrich II. nicht den rechten Glauben gehabt. „Welcher ist den aber“ fragt er verwundert, „der rechte Glaube, den er haben sollte? welches Jahrhunderts, welches Volkes, welches Bekenntnißes? So lange sich nicht einmal die Mitglieder einer theologischen Facultät hierüber verständigen und einigen können, haben auch die Laien einen Anspruch auf christliche Liebe und nachsichtige Beurtheilung“. Was nun weiter folgt, ist eine nicht von Herrn v. R. erfundene, sondern aus dem Reichthume der Wortführer des Christianismus vagus entlehnte Phrase, deren sich bekanntlich vor nicht gar langer Zeit, wie unsern Lesern noch erinnerlich seyn wird, ein eben so vornehmer als witziger Vertreter jener Richtung uns gegenüber zu bedienen beliebte. „Mögen manche Geistliche das Wesen des Christenthums nicht in Dem sehen, worüber alle

Partheien übereinstimmen, sondern in dem, was sie trennt und worüber sie hadern, ein König, der sich diesen Standpunkt aneignet, wäre gewiß in der Irre". — Mögen unsre damaligen Gegner sich jetzt ihrerseits in aller Ruhe und Sammlung die Frage beantworten: was sie mit Herrn v. Raumer gemein zu haben sich bewußt sind, oder auch nur gemein zu haben wünschen? und daraus die nahe liegende Folgerung ziehen: wohin die Theorie führe, daß die christliche Wahrheit aus der Uebereinstimmung der Partheien zu schöpfen sey.

Uebrigens läugnen wir nicht, daß auch in der Rede des Herrn v. Raumer jene große Wahrheit liegt, die alle Ereignisse unserer Zeit mit Donnerstimme predigen: daß die weltliche Gewalt, da sie sich einmal auf die Seite der Wahrheit nicht stellen kann oder will, wenigstens Gott das Urtheil zwischen der Wahrheit und ihren Gegnern anheim stelle. Allein ob der stumpfsinnige Rationalismus, den Herr v. Raumer vertritt, der katholischen Kirche gegenüber diese Lehre befolge, oder auch nur deren Befolgung fordere, das lehrt jede Nummer der Leipziger allgemeinen Zeitung.

XXIX.

Blicke in die Zustände Venedigs zu Anfang des 17ten Jahrhunderts.

II.

Der Friede zwischen Rom und Venedig war nun hergestellt, und — äußerlich betrachtet — kehrte Alles wieder in den ordnungsmäßigen Zustand zurück. Hat man indessen nur das Verhältniß zwischen dem Papste und den antikirchlich-gesinnten Machthabern der Republik im Auge, so war freilich nicht viel gewonnen; denn die Gesinnungen Dieser blieben auch nachher die nämlichen. Allein das Oberhaupt der Kirche mußte vor Allem darauf sehen, daß die gutgesinnte Mehrzahl der Einwohner mit Gewissensruhe der Segnungen unserer heiligen Religion theilhaftig werden konnte, und dieß ward durch die geschlossene Uebereinkunft erreicht. Jene kleinere Anzahl von Männern aber, welche, an der Spitze der Geschäfte stehend, ihren Haß gegen die Kirche mit der Maske des Staatswohles zu bedecken suchten, wurde am besten dem Urtheilsspruche ihres eigenen Bewußtseyns überlassen, um so mehr, als sie wenigstens äußerlich von der Gemeinschaft der Gläubigen sich nicht absonderten.

In einer eigenthümlichen Stellung befanden sich die Geistlichen, welche während des Streites öffentlich Parthei für die Republik gegen den päpstlichen Stuhl genommen hatten. Der neue Nuntius versuchte Anfangs, einige Einschreitungen gegen dieselben in Gang zu bringen, stieß aber auf unbesiegbaren Widerstand, besonders da der französische

Botschafter sie offen in seinen Schutz nahm *). „Es wäre zu schimpflich für diesen Senat“, sagt De Fresne in einem Schreiben an Alincourt vom 14. Julius 1607, „Diejenigen Preis zu geben, welche den bestimmten Austrag gehabt haben, für die Republik zu schreiben, und welche betheuern, daß sie ihre Schriften jeder unpartheiischen Critik unterwerfen wollen; Seine Heiligkeit wird daher meines Bedünkens sehr wohl thun, die Sache beruhen zu lassen, und sich damit zu begnügen, daß von jetzt an über die beigelegten Streitpunkte nichts mehr geschrieben werde“. Auch die Vorstellungen, welche der Papst deßhalb in Paris machen ließ, blieben ohne Erfolg.

Sarpi hatte durch die Gewandtheit, mit der er — scheinbar stets auf dem Gebiete der rechtgläubigen Theologie sich bewegend — die antikirchlichen Tendenzen seiner Freunde unterstützte, sich dem Senate unentbehrlich zu machen gewußt **). Die Schritte, welche gegen ihn geschahen, dienten nur, einerseits seine Wichtigkeit, so wie seine Eitelkeit, anderseits aber seinen leidenschaftlichen Haß gegen Rom zu vergrößern.

Ueber die Zustände, welche jetzt in Venedig eintraten, finden wir höchst merkwürdige Nachrichten in einer Sammlung, die ebenfalls bis jetzt von den Historikern nur wenig benützt worden ist. Es ist dieß die Correspondenz des Philipp Du-

*) De Fresne blieb noch bis zum September 1607 in Venedig; er ward dann durch Champigny, einen gutgesinnten Katholiken, ersetzt.

**) „Questo huomo possede tutto questo Senato, et è di grandissimo valore et prudenza“. Schreiben De Fresne's an den Erzbischof von Urbino, vom 16. Junius 1607. — In einer mit Lobsprüchen angefüllten Biographie Sarpis wird erzählt, er habe versichert, falls er das Unglück haben sollte, dem Papste in die Hände zu fallen, werde er durch den Selbstmord einer öffentlichen Hinrichtung zuvorzukommen wissen. Fürwahr eine dem Priester wohlanstehende Aeußerung!

plessis-Mornay*), welcher, gleich ausgezeichnet als Krieger, Staatsmann und Theolog, die einflußreichste Person unter den französischen Protestanten, besonders in Bezug auf ihre Lehre, war, und deßhalb auch von mehreren Schriftstellern der hugenotische Papst genannt worden ist. Wenn wir die zahlreichen Bände der vorliegenden Sammlung durchgehen, so müssen wir erstaunen, welche Thätigkeit dieser eifrige Widersacher der römischen Kirche während eines halben Jahrhunderts entwickelte. In vielen Beziehungen finden wir hier den wahren Mittelpunkt, von dem aus die Fäden nach England, Holland, Deutschland, der Schweiz und selbst nach Italien gezogen waren, und wo so viele revolutionäre Maaßregeln, durch die der Calvinismus in die Weltgeschicke eingriff, ihren Ursprung nahmen. — Nach der schon erwähnten Conferenz von Fontainebleau hatte sich Mornay in sein Gouvernement nach Saumur zurückgezogen; hier war stets eine große Zahl seiner Anhänger um ihn versammelt; hieher kamen die jungen Edelleute aus den Niederlanden, aus England und aus den protestantischen Staaten Deutschlands, um ihre Erziehung zu vollenden, und mit dem Haß gegen das Papstthum zugleich politisch-revolutionäre Grundsätze einzusaugen.

---

*) Mémoires et Correspondance de *Duplessis-Mornay*. Paris 1825. 12 vol. in 8. — Gegenwärtiger Aufsatz war bereits geschrieben, als wir Kenntniß von der Abhandlung Mohnikes (in den „historischen und literarischen Abhandlungen der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg“ I. Bd. 1830) erhielten, welche den gleichen Gegenstand bespricht. Indessen war Mohniken die von uns benützte Hauptquelle — die so eben angeführten Mémoires de *Mornay* — unbekannt geblieben, und er mußte sich im Allgemeinen mit den wenigen von Eggers und Lebret herausgegebenen Briefen begnügen. Dagegen läßt er zwei ihm von dem Bischof Münter mitgetheilte Actenstücke abdrucken, welche dieser von einem Nachkommen Diodatis erhielt, und welche in der Mornay'schen Sammlung nicht vorkommen. Sie enthalten jedoch nichts wesentlich Neues.

Es war vorauszusehen, daß die Ereignisse in Venedig die Aufmerksamkeit aller Feinde der Kirche in hohem Grade auf sich ziehen würden. Welche Hoffnungen der Calvinismus daran knüpfte, ersehen wir am besten aus den Papieren Mornays, der über alles, was daselbst vorging, die genauesten Nachrichten erhielt. Daher schwanden auch diese Hoffnungen keineswegs nach der Herstellung des Friedens; Mornay wußte ja, wie die Mehrzahl der venetianischen Großen fortwährend in dieser Beziehung gesinnt war. „Gott gebe seinen Segen dazu"! schrieb er den 7. Juni 1607, und empfahl dabei vor allem die Bewahrung des Geheimnisses *).

Einen bequemen Anknüpfungspunkt zwischen dem Calvinismus in Frankreich und der Schweiz und den antikirchlichen Bestrebungen Venedigs bildete der englische Botschafter an letzterem Orte, Heinrich Wotton, nebst seinem Caplan William Bedell, später Bischof von Kilmare **). Nächstdem tritt uns als ein besonders thätiges Mitglied dieser calvinistischen Affiliation der Prediger Johann Diodati zu Genf entgegen, aus einer der lucchesischen Familien stammend, welche der Religionsneuerung wegen in die Schweiz ausgewandert waren ***). Er unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit

*) „Ce que M. de Loumeau vous escrit de Venise, est vray; je le sçais *per minutissima*. Dieu y veuille espandre sa benediction! mais surtout le silence est necessaire". Mém. de *Mornay*.

**) The life of William Bedell (Lond. 1685. 8.) von Gilbert Burnet, dem Geschichtschreiber der englischen Reformation.

***) Diodati suchte namentlich durch Verbreitung italienischer Bibeln den Calvinismus zu fördern. -- Bei dieser Gelegenheit müssen wir bemerken, daß wir uns im vorigen Artikel durch Schelhorn verleiten ließen, die Bibel von Bruccioli die erste gedruckte italienische Bibelübersetzung zu nennen. Wir ersehen aber jetzt aus Tiraboschi, daß schon eine frühere — also katholische — von Malerbi — Venetiis 1471 — existirt.

dem Caplan Bedell, durch den er im Frühjahre 1608 — also ein Jahr nach Beilegung der im vorigen Artikel besprochenen Irrungen — die aufmunterndsten Nachrichten erhielt. „Ecclesiae Venetae reformationem brevi speramus", schreibt der anglicanische Geistliche an Diodati, und ladet diesen ein, bald möglichst selbst nach Venedig zu kommen. Er fügt bei, daß auch der Botschafter, so wie der Pater Paul (Sarpi), „welcher seiner Leute gewiß ist", diese Reise wünschen, und allen nöthigen Schutz gewähren werden.

In dem Briefe, in welchem Diodati dieß alles Mornay mittheilt, meldet er ihm zugleich, daß er zu der vorgeschlagenen Reise entschlossen sey, und bittet, daß Mornay ihm einen Reisegefährten zuordnen möge, welcher der italienischen Sprache nicht ganz unkundig, aber besonders in der heiligen Schrift wohl bewandert sey. „Es sind schon länger als zwei Jahre" *), fährt er fort, „daß die Sache zur Sprache kam; ich hatte den Venetianern einen Geistlichen aus Graubündten, der mein Oheim ist, einen sehr geschickten und beredten Mann, zugedacht; aber seine Gemeinde ließ ihn nicht ziehen. Seitdem ist man nicht müßig gewesen; während der Streit mit dem Papste dauerte, hoffte ich, daß der Pater Paul hinreichend seyn würde, diese Anfänge zu pflegen und zu befördern; aber nach geschlossenem Vergleiche hielt derselbe für vortheilhafter, daß er sich die Macht bewahrte, auf der Kanzel durch seine sehr orthodoxen Predigten" (versteht sich im calvinistischen Sinne) „zu wirken, und unterdessen durch einen Andern, ohne den Anschein der Collusion, den Grund zum Bessern legen ließe" **).

---

*) Dieß ist ein sehr merkwürdiges Geständniß; es bestätigt, daß schon vor Ausbruch der Irrungen mit dem Papste Sarpi und seine Anhänger einen entschieden antikirchlichen Weg eingeschlagen hatten.

**) Mém. de *Mornay*, X, 82. — Dieser Brief wird hier unrichtigerweise in das Jahr 1605 gesetzt; er gehört in das Jahr 1608.

Mornay bestimmte einen jungen Edelmann, David de Liques, der in seinem Hause erzogen worden war (und später sein Biograph wurde), zu Diodatis Begleiter, und entwarf für ihn eine ausführliche Instruction. Er wies ihn darin hauptsächlich an einen französischen Arzt, Namens Asselineau, einen eifrigen Hugenotten, der sich schon längere Zeit in Venedig aufhielt, und, wie es scheint, auch Hausarzt des englischen Botschafters war. Im Falle, daß Diodati es vorziehen würde, de Liques allein reisen zu lassen, und später zu folgen, sollte dieser durch Asselineau suchen, mit Sarpi bekannt zu werden, an welchen er Briefe von Mornay hatte, so wie an den Botschafter Wotton. Uebrigens ist diese Instruction besonders darum merkwürdig, weil sie tiefere Blicke in die politischen Plane der calvinistischen Parthei gestattet. Die Hoffnungen derselben waren damals hauptsächlich auf den König von England gerichtet, namentlich auf ein engeres Bündniß desselben mit der Republik Venedig, welchem sich die protestantischen Cantone der Schweiz, die niederländischen Staaten, so wie auch die neugläubigen Stände Deutschlands anschließen sollten. „Der englische König“ — wird darin gesagt, — „kann niemals auf Frieden mit dem Papste rechnen, welcher immer seine Reiche beunruhigen und seiner Person nachstellen wird. Das Sicherste ist daher, diesen Carthaginenser zu Hause aufzusuchen, und ihm dort zu schaffen zu machen, was am leichtesten in Verbindung mit der Republik Venedig geschehen kann.“ Wir führen die Stelle an, als ein Beispiel der leidenschaftlichen Sprache, welche dieser Parthei zur Gewohnheit geworden war.

Diodati, der sich als das auserwählte Rüstzeug des Herrn „zur Erweiterung seines Reiches und zur Zerstörung Baby-

---

Ueberhaupt ist auf die Ordnung der ganzen Sammlung, so wie auf die Correctheit des Druckes nicht die nöthige Sorgfalt verwandt, und namentlich sind die lateinischen Briefe mit sinnlosen Fehlern angefüllt.

kons" ansah, erhielt vor seinem Aufbruch durch einen durchreisenden Secretär des englischen Botschafters Nachrichten aus Venedig, welche seinen Eifer noch mehr entflammten. „Alles ist bereit", erzählte ihm dieser, „man braucht nur das Feuer an die Mine zu legen. Schon jetzt scheint Venedig eine neue Welt zu seyn; nichts ist tröstlicher, als in den vornehmen Häusern die frommen Gespräche zu hören, die dort gehalten werden, besonders von P. Paul, von P. Fulgentio und von Bedell. Die öffentlichen Predigten sind von der Art, daß man meint, in Genf zu seyn; dabei sind sie so besucht, daß man lange vorher hingehen muß, um Platz zu finden. Die Inquisition wird durch den beigeordneten Senator im Zaum gehalten, ohne dessen Beistimmung sie nichts beschließen kann, und dieser wird immer unter den heftigsten Widersachern des Papstes gewählt. Die Wuth gegen den Papst und den römischen Hof ist größer als jemals; auf den Kanzeln wird gegen die Jesuiten geschmäht, ihre Lehre widerlegt und beschimpft; man haßt sie tödlich. Mehrere Edelleute versehen sich mit Hofmeistern unserer Religion, um ihre Kinder zu unterrichten. Drei Viertheile des Adels sind der Wahrheit geneigt" u. s. w.

Die Reise fand im Herbste 1608 statt. Wir haben die Berichte vor uns liegen, welche die beiden Emissäre darüber an Mornay erstatteten. — Was sie gesehen und gehört, entsprach indessen keineswegs den großen Erwartungen, welche man gehegt hatte; der Ton ist daher ziemlich herabgestimmt. „Die Hauptsache" — schreibt Diodati den 24. October — „ist noch nicht so sehr zur Reife gelangt, als wir erwartet hatten; aber die Hoffnungen sind groß; . . . ich glaube nicht, daß diese leidenschaftlichen und aufgeregten Geister jemals wieder dem Aberglauben und der Dienstbarkeit sollen zugänglich werden". In einem ausführlicheren Berichte meldet er: „Was wir hier gefunden haben, das sind vortreffliche Vorbereitungen, ausgedehnter vielleicht, als sie in Frankreich und England im Beginne waren, — große und allgemeine Frei-

heit zu lesen, zu reden, zu widersprechen, zu verurtheilen, zu verspotten; . . . eine Unzahl von Büchern, welche mit Begier gelesen werden". Aber den Hauptzweck seiner Reise betreffend, nämlich die Bildung einer protestantischen Gemeinde, die Annahme eines besondern Glaubensbekenntnisses nebst Liturgie u. s. w., wozu man Hoffnung gemacht, erkannte Diodati bald die Unausführbarkeit seiner Plane; er konnte nicht einmal Zutritt in den Häusern der ihm als protestantisch-gesinnt bezeichneten Patricier erlangen. Es blieb also vor der Hand bei den Hoffnungen. „P. Paul*) und P. Fulgentio" — fährt der Bericht fort — „wirken im Gespräche, durch Conferenzen, im Beichtstuhle und durch andere Mittel, um die gute Sache zu fördern; aber man sollte diesen eingeschläferten und unwissenden Seelen die Vollkommenheit und Schönheit des Evangeliums in seiner eigenthümlichen Form zeigen, was sie freilich noch nicht thun; und ich weiß nicht, ob sie es jemals thun können; denn die Möncherei ist in denen, die nie hinausgekommen sind, zu sehr eingewurzelt".

Sarpi führte in seinen Gesprächen mit Diodati die Ursachen an, warum er nicht rascher vorangehen könne: Erstlich habe ihm Gott nicht die Anlage gegeben, mit hinreißen-

*) Charakteristisch ist folgende Aeußerung, welche Sarpi in einem Briefe an Gillot (einen mit ihm ziemlich gleichgesinnten Canonicus in Paris, der unter anderm die Satyre Ménippée herausgab) vom 3. December 1608 macht: „Quod superstitionem aeque ac impietatem averteris laudo. Ego superstitionem magis odi. Impius sibi nocet, impietatem propagare non curat (?), neque si maxime velit, id potest (?): monstrum est in humano ingenio, pauci tam pravi sunt, ut impietatem induere valeant. At superstitio contagiosa est, et ea infectus omnem operam insumit, ut similes sibi cunctos efficiat", (Opere di F. P. *Sarpi*, VI, 4.) Auch in unsern Tagen haben wir dergleichen gehört. Man sieht, daß die Sprache der Feinde der Kirche zu allen Zeiten dieselbe ist. Was nicht in ihren Kram paßt, nennen sie Aberglaube und Fanatismus.

dem Eifer zu handeln, sondern mit Besonnenheit und Ueberredungskraft. Zweitens erfordere das italienische Naturell, mit seiner Behutsamkeit und Vorsicht, ein langsames, Schritt für Schritt gesichertes Vorgehen. Drittens mache ihm seine jetzige Stellung als Rathgeber der Republik die größte Rückhaltung zur Pflicht. — „Ich habe aber" — erzählt Diodati weiter — „den tieferen Grund seiner eigenthümlichen Gesinnung entdeckt; er glaubt nämlich überhaupt nicht, daß ein bestimmtes Bekenntniß nothwendig sey; Gott sehe auf das Herz, meint er, und auf die gute Neigung; man müsse Alles von der Zeit erwarten; die Erlösung von der Gefangenschaft werde nicht ausbleiben" u. s. w. *).

In diesen Worten liegt, wie uns scheint, was die kirchlichen Grundsätze Sarpis betrifft, die wahre Lösung des Räthsels. Sarpi war ein Feind der Kirche; aber er war weder Lutheraner noch Calvinist, nach dem Begriffe, wie er damals mit diesen Benennungen verbunden wurde; — er war Protestant mehr im heutigen Sinne des Wortes, er näherte sich dem Rationalismus.

Wenn der jüngere Reisegefährte — de Liques — auch kein so scharfer Beobachter war, so enthält sein Bericht doch auch manche denkwürdige Einzelheit. „Der Pater Paolo versicherte mich, wiewohl mit großer Zurückhaltung, daß er unter dem Volke auf mehr als zwölf- bis fünfzehntausend Personen zählen könne, welche bei der ersten Gelegenheit sich gemeinschaftlich von der römischen Kirche gänzlich zurückziehen würden; es seyen dieß Leute, in denen vom Vater auf den Sohn sich die wahre Kenntniß Gottes vererbt habe, und zwar entweder aus Graubündten stammend, oder Reste der alten Walden-

*) Diese merkwürdige Andeutung findet sich nur in dem an Mornay erstatteten geheimen Berichte; in der von Mohnike mitgetheilten weitläufigeren Relation, welche, wie es scheint, auf einen größeren Kreis berechnet war, steht sie nicht.

ser, welche diesen Saamen in Italien gelassen. Was den Adel betrifft, so gesteht der Pater, daß mehrere der Vornehmsten die wahre Kenntniß haben, theils durch ihn von den Irrthümern des Papstthums überzeugt, theils durch eigene Forschung auf diesen Weg geführt. . . . Darunter ist der Doge, ein Duodo, ein Micheli, ein Barbarigo, ein Contarini, ein Cornaro u. s. w. Wiewohl ihre Zahl ziemlich groß ist, sehen sie doch nicht gern, daß man sie nennt, bis sich einmal eine Gelegenheit ergeben wird, sich zu declariren" u. s. w. — Man sieht, daß Fra Paolo sich gegen die beiden Hugenotten ziemlich unumwunden aussprach, und daß letztere wenigstens die Ueberzeugung gewinnen mußten, er sey dem Papstthum eben so feindlich gesinnt, wie sie selbst.

Ueber die Stimmung der Machthaber der Republik berichtet de Liques Folgendes: „Das ganze Collegium verharrt in seinem hartnäckigen Widerstand gegen den Papst, die Mehrzahl wohl aus Staatsrücksicht, aber ein guter Theil auch durch Regung des Gewissens" (nämlich als heimliche Protestanten). „Es ist jetzt schon eingeführt, daß, so oft dergleichen Dinge vorkommen, man ganz laut ruft: Fuora Papalini! man bezeichnet mit diesem Namen alle Jene, welche Pfründen, oder nahe Verwandte geistlichen Standes haben, oder nach jenen streben; sonach ist die dem römischen Hof ergebene Parthei immer die schwächere . . . Die Excommunication ist gänzlich in Mißachtung, und macht keinen Eindruck auf die Gewissen; ein Beweis hiefür ist, daß der Pater Paolo, obgleich er noch immer excommunicirt bleibt, auf ausdrücklichen Befehl des Senates fortfährt, Messe zu lesen, und man seiner Messe eben so gut beiwohnt, wie jeder andern". — Der hugenottische Berichterstatter hat dabei freilich nur die höhern Stände im Auge; denn wie das Volk gesinnt war, haben wir aus den Relationen des französischen Botschafters gesehen.

Wahrhaft empörend aber ist folgende Thatsache, welche der junge Franzose mit großer Zufriedenheit erzählt: Eine

beträchtliche Anzahl Geistlicher, welche ihren Beichtkindern den Gehorsam gegen den heiligen Stuhl zur Pflicht machten, wurde heimlicher Weise hingerichtet*). — Sie starben als Märtyrer für ihren Glauben, wenn auch die Kirchengeschichte ihre Namen nicht kennt.

Die Sendung dieser beiden eifrigen Hugenotten blieb indessen doch nicht ohne Resultat, wenn auch mehr in politischer als in kirchlicher Beziehung. Diodati war nämlich mit Fra Paolo und dem englischen Botschafter Wotton übereingekommen, daß man suchen sollte, einen oder mehrere der protestantischen Fürsten Deutschlands zur Aufstellung ständiger politischer Agenten in Venedig zu bewegen, in deren Gefolge sich dann auch calvinistische Prediger befinden würden. Duplessis Mornay ging mit Eifer auf diese Idee ein; de Liques ward nach Paris abgefertigt, um mit dem Gesandten Carl Paul, welchen der kurpfälzische Hof daselbst unterhielt, das Nähere zu verabreden **). Die Union war gerade damals in der Periode ihrer Ausbildung und größeren Ausbreitung; Kurpfalz stand an der Spitze dieser in calvinistischem Geiste wirkenden Verbindung. Der Fürst Christian von Anhalt, welcher der eigentliche Lenker derselben war, kam um diese Zeit selbst nach Saumur, weil seine Söhne und Neffen daselbst unter Mornays Aufsicht einige Jahre zubringen sollten.

---

*) „Ces gens en toutes leurs confessions, avant que donner absolution, ils ont tousjours voulleu obliger les personnes qu'en cas de nouvelle dissention et de guerre ouverte, elles se monstreroient entierement obeissantes au pape, aulx depens de leur republique; ce qu'entendu on s'en est saisi et mis en lieu où depuis ne s'en est oui nouvelles; tellement que depuis l'accord ils ont plus faict mourir de prebstres et aultres ecclesiastiques, qu'ils n'avoient faict en cent ans auparavant". Mém. de *Mornay*, X, 142.

**) Instruction baillée à M. de Liques, s'en allant à Paris, le 2 avril 1609. Mém. de *Mornay*, X, 309.

Auf dem Unionstage zu Hall (Mai 1609) wurde beschlossen, den ansbachischen Rath J. B. Lenk, vor der Hand als geheimen Agenten, nach Venedig zu schicken, und Verbindungen mit dieser Republik anzuknüpfen. Man behielt sich vor, ihn öffentlich auftreten zu lassen, wann es Zeit seyn würde. — „Ich denke, Herr Lenkius wird jetzt bei euch eingetroffen seyn; „schreibt Mornay den 7. August 1609 an Asselineau; „er ist nicht allein vom Kurfürsten von der Pfalz abgesendet, sondern hat Vollmacht von der ganzen Union, welche die Fürsten und Städte jüngst zu Hall aufgerichtet haben. Durch die gute Vermittelung des Paters (Sarpi), hoffe ich, wird Herr Lenkius offene Ohren und Herzen finden; es ist dieser Anfang von großer Wichtigkeit".

Die von Lenk aus Venedig erstatteten Berichte bringen zwar nichts Neues von Belang, bestätigen aber vollkommen die bereits mitgetheilten Nachrichten. Er hatte gleich Anfangs mehrere Conferenzen mit Sarpi, welcher gegen ihn die augsburgische Confession „gar sehr lobete", und beisetzte: „ego veram et sanctam theologicam simplicitatem in illa reperio"; auch erfreute er ihn durch die Aeußerung, daß „Martin Luther ein hocherleuchteter trefflicher Mann gewesen, doch habe derselbe alles auf einmal nicht sehen können". — „Was unsere Religion betrifft", sagt Lenk in einem späteren Berichte, „so ist dieselbe hier in einem ziemlichen Ansehen. Einige halten dafür, daß vom gemeinen Volke gegen fünfzehntausend und von den Edelleuten gegen dreihundert derselben zugethan seyen. Auf dem festen Lande ist man noch etwas weiter zurück; doch soll in Vicenza fast der dritte Theil der Einwohner auf gutem Wege seyn. Zur Zeit ist es noch zu keinem öffentlichen oder privaten Exercitium der evangelischen Religion gekommen. Es scheint, als wären die Venetianer mehr außer Babylon als in der wahren Kirche; als wären sie mehr Feinde des Papstes, als einer andern Religion zugethan; als wären sie geneigter, dem Papste allen möglichen Verdruß zu machen, als den Rechtgläubigen

Vorschub zu leisten. Meiner unterthänigsten Meinung nach rührt dieß daher, weil sie den Mißbrauch und Gestank der päpstlichen, aber nicht den Trost und süßen Geruch der evangelischen Religion empfunden haben". — „Materia adest apud multos, sed forma deficit", hatte Sarpi öfters wiederholt *).

Uebrigens versichert Lenk, „aus etlichen Unterredungen klärlich entnommen zu haben", daß Paolo sowohl als Fulgentio „der reformirten Religion zugethan, ob sie gleich die Schriften unserer Theologen nicht sonderlich gelesen haben". Hinsichtlich der Mittel zur Einführung des Protestantismus in Venedig äußerte sich Sarpi ungescheut dahin, er und seine Freunde seyen der Meinung, „daß man es ohne Krieg schwerlich zu einer wirklichen Einführung bringen werde; sie wünschten daher, daß wenigstens Frankreich etwas wider Mailand oder sonsten unternehmen möchte; denn auf einen solchen Fall würden doch wenigstens Hugenotten, evangelische Schweizer und Deutsche, und mit diesen auch Prediger nach Italien kommen". Auch in mehreren Briefen Sarpis findet sich dieser christliche Wunsch ausgesprochen: „Giebt es Krieg in Italien, so geht alles gut für die Religion, deßhalb fürchtet sich Rom so sehr davor; die Inquisition wird aufhören, und das Evangelium wird seinen Lauf haben" **).

Diese Kriegshoffnungen erhielten durch den um dieselbe Zeit zwischen Spanien und den insurgirten Niederländern geschlossenen Waffenstillstand neue Nahrung. Man erwartete, daß Spanien seine jetzt verwendbar gewordenen Streitkräfte in Italien und hauptsächlich gegen Venedig gebrauchen würde. Sarpi und Mornay fanden daher höchst nothwendig, nähere Verbindungen zwischen dieser Republik und den durch den

---

*) Vgl. die Briefe Sarpis an Duplessis-Mornay. Mém. de *Mornay*, X, 386, 390, 443, 456, 545 etc.

**) Vie abrégée de Fra Paolo vor Courrayers Uebersetzung seiner Geschichte des tridentinischen Conciliums p. LXVI.

Waffenstillstand nunmehr in die Reihe europäischer Staaten eintretenden Niederlanden einzuleiten. Ein jüngerer Bruder des David de Liques hielt sich damals zu Leiden auf; er ward von Mornay angewiesen, dem Prinzen Moritz von Oranien ein Memoire zu überreichen, in welchem die Gründe auseinandergesetzt waren, welche die Abfertigung eines niederländischen Gesandten nach Venedig wünschenswerth machten *). „Diese Republik", wird darin gesagt, „sieht für künftiges Jahr einen Krieg vor; denn sie ist entschlossen, dem Papste in nichts nachzugeben; dieser aber reizt den König von Spanien wider sie auf". Dabei wird der Prinz aufmerksam gemacht, daß einer seiner Verwandten bei solcher Gelegenheit leicht eine bedeutende Stelle in venetianischen Kriegsdiensten erlangen könnte. (Wie dieß in der Folge auch geschah.) Zugleich schrieb Mornay an Sarpi, daß jetzt Gelegenheit vorhanden sey, durch die den Niederländern entbehrlich gewordenen Schiffe und Seeleute die venetianische Marine zum bevorstehenden Kriege auf formidablen Fuß zu setzen.

Der Prinz von Oranien kam den Eröffnungen Mornays mit großer Bereitwilligkeit entgegen. Ein Herr van der Mylen, Eidam Olden-Barevelds, zugleich Rath und Vertrauter des Prinzen, ward als niederländischer Botschafter nach Venedig bestimmt, und Mornay gebeten, ihm die nöthigen Anweisungen und Adressen zu geben. Dieser wies ihn an Asselineau, an P. Fulgentio, an Wotton u. s. w., vor allem aber an Sarpi, als den hauptsächlichen Leiter der ganzen Angelegenheit **).

---

*) Mémoire pour estre communiqué à monseigneur le prince Maurice, envoyé à M. de Liques le jeune en Hollande. Mém. de *Mornay*, X, 347.

**) „Pour addresse, je ne la vous puis donner meuilleure qu'au venerable padre Paulo, directeur des meuilleurs affaires; et pour vous donner tout acces vers lui, à M. Asselineau, medecin françois, personnage de singuliere pieté et prudence, auquel il se confie. Je n'obmets rien aux miennes pour vous faire ouvrir le coeur de ce personnage, auquel,

„Es bleibt eurer Klugheit überlassen“, schrieb Mornay an den letzteren, „diese beginnende Freundschaft zum Nutzen der Kirche wie der Republik anzuwenden; dir, ehrwürdiger Vater, wird dieß nicht schwer fallen; zufrieden, einen solchen Botschafter erhalten zu haben, wirst du dich mit Sicherheit ihm ganz anvertrauen können, und dich eben so sehr von seiner Frömmigkeit, Besonnenheit und Gelehrsamkeit, als von den vortrefflichen Gesinnungen des Prinzen Moritz selbst überzeugen“.

Ungeachtet der Gegenvorstellungen des Nuntius und des spanischen Botschafters ward van der Mylen von der venetianischen Regierung gleich den Gesandten der gekrönten Häupter empfangen *). Es war dieß ein Ereigniß von großer politischer Wichtigkeit. Ein Volk, das mit dem alten Glauben zugleich den Gehorsam gegen seinen rechtmäßigen Herrscher abgeworfen, sah seine Selbstständigkeit von einer der ältesten Republiken Europas anerkannt. Selbst Heinrich IV., der freilich von den getroffenen geheimen Verabredungen nichts wußte, hatte an dem Erfolg gezweifelt, und dem Botschafter die Fortsetzung der Reise mißrathen. Sarpi aber triumphirte, daß er diese Kränkung den Höfen von Rom und Madrid bereitet.

---

avec le zele de Dieu, vous trouverés une grande prudence conjoincte; mais il fault l'exciter à ce que l'ung enfin emporte l'autre. Vous avés aussi le padre Fulgentio qui n'est que feu, prescheur admirable . . . M. Wothon, ambassadeur du roy de la Grande Bretaigne, a heureusement travaillé en cest affaire, duquel la communication vous sera aussi profitable. Je vous envoye en tout cas ung petit chiffre“. Schreiben Mornays an van der Mylen, 3. October 1609. *Ibid.* 393.

*) „Legatio flandrica felicissime successit; excepta est ut regiae solent; inter Venetos et Batavos concordia inita. Veneti per proprium legatum officium rependent; labor tuus non fuit inanis“ etc. Brief Sarpis an Mornay, 8. December 1609. *Ibid.* 457.

Wir sehen hierin einen neuen Beweis, welchen überwiegenden Einfluß sich dieser ränkevolle Mönch auch auf die politischen Angelegenheiten der Republik zu verschaffen wußte. Mit dem Dogen und den mächtigsten Senatoren stand er fortwährend auf dem vertrautesten Fuße; aber eben deßhalb mußte er sich mit großer Vorsicht benehmen; denn es gab auch eine Parthei, welche noch fest und aufrichtig am alten Glauben hing, aber von jenen unter dem Vorwande des Staatswohles in Unterdrückung gehalten ward.

Offener zeigte Sarpis Gefährte, der Pater Fulgentio, seine protestantischen Gesinnungen. In den Frühjahren 1608 und 1609 hielt er Fastenpredigten, welche auch dem Kurzsichtigsten die Augen darüber öffnen mußten. „Der Pater Fulgentio“ — sagt Asselineau in einem Briefe vom 16. März 1609 — „säumt nicht, in den Gewissen jede Art von Aberglauben auszurotten, um das reine Samenkorn des Wortes Gottes darein zu pflanzen. Seit vierzehn Tagen hat er unter einem wunderbaren Zulauf von Volk und Adel seine Predigten begonnen, und man weiß nicht, was man mehr anstaunen muß, die Kühnheit seines heiligen Eifers, oder die Reinheit und Tiefe seiner Lehre, indem er seinen Zuhörern die Nothwendigkeit einprägt, die heilige Schrift zu lesen, und ihren Glauben einzig auf Jesus Christus zu setzen, als alleinigen Mittler und alleiniges Haupt der Kirche, damit die göttliche Gnade gebührend gepriesen, und unser eigenes Verdienst gänzlich vernichtet werde. Der Nuntius, mit seinen Anhängern, hat kein Mittel verabsäumt, ihn zu verdächtigen und seine Zuhörer abwendig zu machen; aber das Licht des Evangeliums allein hat alle diese Wolken, so dicht sie sich auch zusammenzogen, wieder zerstreut, und jene Bemühungen vereitelt . . . Meines Erachtens ist es kein geringer Fortschritt, daß diese Freiheit so öffentlich besteht; und wenn sie nicht unterbrochen wird, soll diese Fastenzeit nicht ohne großen Nutzen vorübergehen. E s s c h e i n t, a l s h a b e G o t t f ü r I t a l i e n e i n e n z w e i t e n M e l a n c h t h o n u n d L u t h e r e r-

weckt; so sehr zeichnet sich der eine durch Klugheit in allen seinen Handlungen, der andere durch brennenden Eifer aus. Werden diese beiden gehörig unterstützt, so können wir noch in unsern Tagen Wunder sehen“ *).

Gleichen Jubel über diese Fastenpredigten stimmte der englische Botschafter an **).

Eben um diese Zeit aber geschah von einigen der angesehensten Geistlichen ein Schritt, welcher die gutgesinnten Bürger der Republik auf die sonderbare Lage aufmerksam machen mußte, in der sie sich in kirchlicher Hinsicht befanden. Pietro Antonio Ribetta, Generalvicar des Patriarchen von Venedig, und Marco Antonio Capello, Minorit, welche beide zu der Zahl der sieben Theologen gehörten, die den Trattato del Interdetto unterzeichnet hatten, flüchteten heimlich nach Rom, und schworen zu den Füßen des heiligen Vaters ihre Irrthümer ab.

Bald darauf erfolgte noch ein anderes den antikirchlich gesinnten Machthabern höchst ungelegnes Ereigniß. Ein Brief Diodatis an dem Pastor Durand zu Paris, worin ausführlich von den Hoffnungen die Rede war, welche die Leiter des Calvinismus in Bezug auf Venedig hegten, kam in die Hände des Königs Heinrich IV. Es stand darin, daß Fra Paolo und Fra Fulgentio auf das Eifrigste für den Protestantismus arbeiteten, daß mehrere der Vornehmsten, darunter der Doge selbst ***), der Neuerung zugethan wären, daß man

---

*) Mém. de *Mornay*, X, 292.

**) „P. Fulgentio servita concionatur quotidie excepto die sabbati: conciones sunt omnino orthodoxae: sensus acres et validi, facundia potens, animus intrepidus, quo solo praestat patri Paulo“. Schreiben Wottons an Mornay, 17. März 1609. *Ibid.* 294.

***) Ein Mönch nannte ihn einst öffentlich einen „can renegado“. Mém. de *Mornay*, XI.

aber, um sich zu erklären, eine günstige Conjunctur erwartete" u. s. w. *).

Villeroi und der Beichtvater Cotton veranlaßten, daß dieser Brief nicht nur dem Nuntius Ubaldini mitgetheilt wurde, sondern daß auch der Botschafter Champigny die Weisung erhielt, die venetianische Regierung vor den calvinistischen Umtrieben zu warnen. Nachdem sich Champigny mit einigen katholisch gesinnten Senatoren benommen hatte, und mit ihnen übereingekommen war, die Erwähnung des Dogen in der mitzutheilenden Abschrift des Briefes auszulassen, machte er die anbefohlene Eröffnung im versammelten Collegium, wie es gebräuchlich war, und ermahnte dasselbe, den Häresieen nicht Thor nnd Thüre aufzuschließen. Als er den Brief vorlas, erblaßte einer der Senatoren; ein anderer wollte das Ganze für eine Erfindung erklären. Allein der Eindruck war auf jeden Fall sehr bedeutend, und einige gute Katholiken bekamen sogar den Muth, sich in ernster Weise über Fra Paolo und Fra Fulgentio zu äußern **). Es ward be-

---

*) Wenn man den Briefwechsel Mornays mit Sarpi selbst, so wie mit Asselineau, Lenk u. s. w. entdeckt hätte, wie derselbe jetzt vor uns liegt, würde man freilich noch klarer gesehen haben; aber „grâces a Dieu, jusques ici rien n'a esté surpris qui me touche", schrieb Mornay den 16. Jannar 1610 an Asselineau.

**) Der P. Daniel, in seiner Geschichte Frankreichs, VI, 826, erzählt die ganze Sache ausführlich nach Briefen des Nuntius Ubaldini, die ihm mitgetheilt worden waren. Er fügt die treffende Bemerkung bei: „Les liaisons avec les novateurs supposent d'ordinaire de deux choses l'une, ou que l'on est de leur religion, ou qu'on n'en a point du tout". — Voltaire — Essai sur les moeurs, ch. 174, — und nach ihm Daru — Histoire de Venise, VI, 38, — haben die Glaubwürdigkeit der ganzen Erzählung bestritten; ersterer meint sogar, Heinrich IV. sey einer solchen „bassesse" (?) nicht fähig gewesen. Allein die Sache findet in der Correspondenz Mornay's ihre volle Bestätigung. Wir erfahren daraus auch die Namen

schlossen, die Inquisition zu größerer Wachsamkeit zu ermahnen, was freilich, so lange das Personal nicht verändert wurde, zu nichts führte.

Als aber bald darauf Heinrich IV. auch persönlich dem Botschafter Foscarini sehr eindringliche Vorstellungen *) machte, hielt man zu Venedig für nothwendig, sich etwas katholischer zu erzeigen, und dem Pater Fulgentio ward die Kanzel verboten; worüber unter den Eingeweihten großer Jammer ausbrach. „Ihr werdet wissen", schreibt Mornay an Diodati den 22. Januar 1610, „daß unserm Fulgentio für diese Fastenzeit der Mund geschlossen ist; er ist darüber höchst erzürnt, aber dieses zurükgehaltene Feuer wird seiner Zeit um so heftiger ausbrechen".

Die ganze Parthei war entrüstet über dieses Benehmen Heinrichs IV., das mit den Hoffnungen, die sie von ihm gehegt, so wenig übereinstimmte. „Es ist nicht zu sagen", schrieb Asselineau an Mornay, „wie sehr das Ansehen des Königs bei unsern Vornehmen gesunken ist" **). — Bald aber änderte sich die Lage der Dinge. Man hörte von den großen Rü-

---

des Schreibers und des Empfängers des Briefes, welche Daniel nicht angegeben hatte.

*) Er bezeichnete Fulgentio als „prescheur d'hérésies et de seditions". — Daß Foscarini in seinen Berichten großes Gewicht auf diese Vorstellungen des Königs legte, konnten ihm Sarpi und Consorten niemals vergeben. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß das tragische Ende, welches Foscarini zwölf Jahre später nahm, durch diese feindliche Stimmung beschleunigt wurde. Auf den bloßen Verdacht hin, mit dem spanischen Botschafter verkehrt zu haben, ward er erdrosselt. Man hatte ihn des Nachts in der Straße gesehen, in welcher jener wohnte. Nach seinem Tode ergab sich seine völlige Schuldlosigkeit in dieser Beziehung; ein Liebesabentheuer hatte ihn in die Straße geführt.

**) Auch Sarpi schrieb an Mornay: „Rex Franciae vel *meretrici* favet, vel occultos animos gerit, et nobis ignotos".

stungen in Frankreich, welche nur gegen das Haus Oesterreich gerichtet seyn konnten. Der Jülcher Erbfolgestreit machte einen baldigen Ausbruch des Krieges höchst wahrscheinlich. Jetzt trat also der Zeitpunkt ein, welchen Sarpi und Mornay schon so lange herbeigewünscht hatten. Die Verbindung zwischen Heinrich IV. und den deutschen protestantischen Fürsten ward immer inniger; der Fürst Christian von Anhalt war häufig in Paris anwesend; Lenk, welcher bald darauf öffentlich als Gesandter in Venedig auftrat, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit ihm. Auf Lenks Andringen stellte der Fürst dem Könige vor, daß er die früheren unpolitischen Schritte gegen Fra Paolo und Fra Fulgentio wieder gut machen müsse; denn sie und ihre Anhänger seyen die natürlichen Verbündeten seiner Politik. Des französischen Beistandes gewiß, ward die antikirchliche Parthei in der Inselstadt wieder kühner in ihren Hoffnungen. Unter dem Vorwand, daß der Papst auf das Innigste mit Oesterreich und Spanien verbunden sey, wurden auf den Antrag des französischen Botschafters die „Papalini“ von allen politischen Berathungen ausgeschlossen. „Cette republique ne se fera guères tires les oreilles, lorsqu'elle verra beau jeu“, schrieb Asselineau voll Freude an Mornay; ja seine Erwartungen gingen so weit, daß er im Geiste schon „cette grande bête“ (so nannten die Calvinisten den römischen Stuhl) proche de sa fin en Italie“ sah *). — Nicht ganz so sanguinisch waren die

*) Brief Asselineaus an Mornay, vom 15. März 1610. Mém. de *Mornay*, XI, 4. — Auch Mornay selbst spricht in einem Briefe an Lenk die sichere Hoffnung aus, daß der ausbrechende Krieg „ad excidium illud Babel“ führen werde. *Ibid.* 11. — Wenige Wochen vor Heinrichs IV. Tode schrieb Sarpi an Leschassier: Nulli dubium, quin, sicut Ecclesia verbo formata est, ita verbo rite reformetur: attamen sicuti magni morbi per contrarios curantur, *sic in bello spes;* nam extremorum morborum extrema remedia. Hoc mihi crede e propinquo res videnti. *Non aliunde nostra salus provenire potest*“. Opere di F. Paolo *Sarpi*, VI, 79.

Aussichten Sarpis; er kannte die Gewohnheiten der Republik und die Schwäche seiner eigenen Parthei zu gut, um zu glauben, daß man blindlings in jene Plane allgemeiner Umwälzung eingehen werde *).

Alle diese Hoffnungen wurden durch den Tod Heinrichs IV. vereitelt. „Von ihm allein hatte die Christenheit ihre Befreiung (vom römischen Joch) zu erwarten", klagt Sarpi. Zugleich ist er keinen Augenblick unschlüssig, wem die That zuzuschreiben sey; er benützt diese Gelegenheit, um mit wahrer Wuth über die „Jesuiten und Römer" herzufallen. Die Briefe, die er in dieser Zeit an Leschassier schrieb, einen Pariser Advocaten, der seinen Haß gegen die Kirche unter der Maske des Gallicanismus barg — zeigen die ganze Leidenschaftlichkeit des ehrgeizigen Apostaten. Weil Mariana, ein Mitglied des Ordens, den Tyrannen-Mord unter gewissen Voraussetzungen gut geheißen, ist es ihm eine ausgemachte Sache, daß die Jesuiten den Mord Heinrichs IV. zu vertreten haben. Davon sagt er freilich nichts, daß die Obern der Gesellschaft selbst das Buch Marianas mißbilligten, und daß in jenen Zeiten mit dem Worte T y r a n n ausdrücklich das Gegentheil eines c h r i s t l i c h e n F ü r s t e n bezeichnet wurde, wie denn auch die Ausdrücke t y r a n n i s c h, t ü r k i s c h und u n c h r i s t l i c h häufig ganz gleichbedeutend gebraucht wurden. Das Geschrei, welches bei dieser Gelegenheit Hugenotten sowohl als Gallicaner gegen den Orden **) erhoben, fand in Frankreich weder bei der Masse des Volks noch bei der Re-

*) Venetia nihil agere solet, ut futuris prospiciat; sua regit in diem . . . In foedus quo res Italiae commutentur Venetia nunquam conveniet. Pacem amat; ut servetur omnem operam impendet; *sed aperto jam bello poterit in societatem invitari*, in quam consensuram puto" etc. So schreibt Sarpi den 22. April 1610 an Mornay. Mém. de *Mornay*, XI, 15.

**) S. unter andern die mit äußerster Heftigkeit geschriebene „Remonstrance à messieurs de la cour sur l'assassinat du roy" in den Mém. de *Mornay*, XI, 77.

gierung Anklang. Der beste Beweis dafür ist wohl der, daß das Herz des ermordeten Königs, seinem ausgesprochenen Willen gemäß, den Jesuiten übergeben, und in ihrem Collegium zu La Fleche beigesetzt wurde.

(Schluß folgt.)

XXX.

Literatur.

Die Frage von der Kniebeugung der Protestanten von der religiösen und staatsrechtlichen Seite erwogen. — Sendschreiben an einen Landtags-Abgeordneten. I. II. — München 1843. Verlag der J. Palm'schen Hofbuchhandlung.

Kaum hat wohl je eine Frage so sehr das allgemeine Interesse des Publikums auf sich gezogen, als eben jene, welche die oben genannte Schrift zu ihrem Inhalte gewählt hat. Wer zu der Zeit, wo sie den Gegenstand einer eben so langen als lebhaften Debatte unserer zweiten Kammer gebildet hat, selbst in unserer Hauptstadt anwesend war, konnte sich von der Allgemeinheit dieser Theilnahme am besten dadurch überzeugen, wenn er die zum Erdrücken gefüllten Tribünen unseres Ständehauses in eben dieser Sitzung etwas musterte, und sowohl auf die bunte Mischung der Zuhörer, zu denen jeder Stand, jedes Geschlecht, jede Meinung ihre Vertreter gesendet zu haben schien, als auf das in den Zügen der Einzelnen so verschieden und oft ganz possirlich sich äußernde Interesse ein aufmerksames Auge richtete. Doch diese im Großen und öffentlich durchgeführte Scene war nur gleichsam das Vor- und Musterspiel, von dem, als einem Prototypon, sich jeder den Stoff und die gehörige Haltung für seine nun bald selbst zu spielende Rolle abgesehen und herausgenommen hatte; denn alsbald ertönten, wie im Echo, alle Gesellschaften, die Salons der Noblesse, wie die bestimmten Kreise der Caffee-, Wein- oder Bierhäuser von demselben Gegenstande, und formten und modellirten so lange daran, bis der Stoff die ihrer

Individualität behagende Gestalt angenommen hatte. Während also da von allen Seiten viel gelärmt, und nicht leidenschaftslos disputirt wurde, saß ein ruhiger und scharfsinniger Dialectiker ganz still zwischen seinen vier Mauern, und behandelte nach hinreichender Sammlung der nothwendigsten Documente, denselben Stoff — aber auf eine von jenen frühern gar verschiedene Art. Alles Heterogene sichtend, das Sichverwandte fügend, und beides wieder den festen Normen, welche Religion und Staatsrecht darreichen, unterordnend, so gestaltete der leidenschaftsfreie Gelehrte dieses Büchlein, das jetzt nach den tobenden Stürmen wie ein anmuthiges Inselchen aus dem Meere auftauchte, und auf welches nun die irren Schiffer von allen Seiten her mächtig zusteuern, als dem Anhaltspunkte — und ruhige Ueberlegung gönnenden Landungsplatze.

Er betrachtet das Ganze von einem doppelten Gesichtspunkte aus, in wie fern nämlich in der protestantischen Lehre und der gegenwärtigen Stellung dieser Religionsgenossenschaft ein Grund liege, die Kniebeugung beim katholischen Gottesdienste für eine mit den religiösen Pflichten eines Protestanten unvereinbare Handlung zu erklären, dann aber was insbesondere über die Kniebeugung beim bayrischen Heere, und die darüber entstandne Erörterung in der Kammer der Abgeordneten zu sagen sey. — Sehr an der Zeit sind die im ersten Sendschreiben vorangeschickten Erinnerungen an die Verhandlungen der Kammer vom Jahre 1831, über die gemischten Ehen, wo nach dem Ausdrucke des Verfassers die „protestantischen Geistlichen der Kammer sprachen, als ob sie zum erstenmal in ihrem Leben gehört hätten, daß es solche Dinge: wie priesterliches Gewissen, Verpflichtung gegen die Kirche in der Welt gebe". Unter mehreren andern Beispielen hebe ich nur das dort angeführte Votum des Decan Thomasius heraus, welches der Verfasser in folgender Weise zusammenfaßt:

„Der Decan Thomasius hielt den katholischen Geistlichen erst eine Vorlesung darüber, was in Ehesachen italienische und was deutsche Theorie sey, oder nach seinem Dafürhalten seyn sollte, verwies es dann den bayerischen Bischöfen nachdrücklich, daß sie eine päpstliche Entscheidung ohne Weiteres angenommen hätten, versicherte, Gewissensbedenklichkeiten seyen übel angebracht, und bürgerliche Zwangsmittel müßten unbedenklich hier angewandt werden, und trug darauf an, daß die katholischen Geistlichen im Falle fortgesetzter Weigerung suspendirt, abgesetzt, und vor Gericht gestellt werden sollten. Der Consistorialrath Kapp ließ sie das Gewicht seines Unwillens fühlen, daß sie, wie er

sich ausdrückte, das Privelegium, „„„einer ausschließend besitzenden Wahrheit““ ansprächen, wollte erst prüfen, von welcher Beschaffenheit das Gewissen sey, an welches die Geistlichen appellirten, bezeigte sich übrigens mit der Temporaliensperre noch nicht einmal zufrieden, und in der Besorgniß, daß nicht alle Pfarrer sich gleich durch Hunger würden beugen lassen, meinte er, es müßten noch eigene „„„scharfe Maßregeln““ ergriffen werden. Mit exemplarischer Geduld nahmen damals die Katholiken in der Kammer, die wirklichen nämlich — die nominellen machten natürlich mit den Protestanten gemeinschaftliche Sache — allen den Hohn und die Schmähungen hin, welche über ihre Kirche, über das Haupt derselben, über ihre Bischöfe, die einer der protestantischen Abgeordneten sogar des Meineids zu beschuldigen kein Bedenken trug, ausgegossen wurden, und es wollte selbst indifferente Zuhörer bedünken, als hätten sie sich doch gar zu buchstäblich an den evangelischen Rath gehalten, welcher dem Geschlagenen geduldig auch die andere Wange hinzuhalten empfiehlt, und dabei des Gebotes vom öffentlichen Bekenntnisse des Glaubens ganz vergessen“.

Dann geht der Verfasser auf den Zusammenhang über, welchen die den Protestanten so anstößige Verfügung mit jener andern hat, vermöge welcher die Soldaten ohne Waffen (mit Ausnahme des Seitengewehrs) und mit abgenommener Kopfbedeckung jetzt in die Kirche eintreten. Nach einer statistischen Aufführung der Protestanten in Bayern beginnt der Hauptinhalt des ersten Sendschreibens mit dem Beweise der Unmöglichkeit, sich von protestantischer Seite auf etwas Feststehendes, Normales zu berufen; er zeigt, wie eine Heraufbeschwörung der Concordienformel nach den äußerst passend angeführten Ausdrücken der Generalsynode von Kaiserslautern vom Jahre 1825 selbst, den Grundstein, der zwischen Reformirten und Lutheranern zu Stande gekommenen Union umstürzen müsse, wie auffallend der gegen die Kniebeugung gemachte Einspruch von Lutheranern ausginge, welche trotz der bekanntlich größern Dissonanz der Lutherischen und Zwinglischen Abendmahllehre als jener der Lutherischen und Katholischen, doch soweit nachgegeben haben, daß die Lutherischen Pfarrer auch da, wo die Union nicht abgeschlossen wurde, den Bekennern der Zwinglischen Lehre nicht nur die Theilnahme an ihrem Abendmahle gestatten, sondern sich auch über die als Ausdruck des Glaubens angenommene Unterlassung der Kniebeugung beim Abendmahle hinaussetzen. — Eine treffende Reflexion ist hier nicht zu übergehen, wo nämlich der Verfasser mit wehmüthiger Stimmung auf den eigentlichen Grund jenes Widerwillens gegen die Kniebeugung hinweiset, daß nämlich bei

der „Zusammenschrumpfung“ des protestantischen Lehrinhaltes, bei der gänzlichen Aufopferung alles Charakteristischen gegen vagen Rationalismus, Pantheismus, Skepticismus u. s. w. natürlich die Kluft zwischen Protestantischen und Katholischen immer noch weiter klaffen, und der Haß der Erstern gegen Alles, was an die überreiche Fülle und Realität des Andern erinnert, sich potenziren müsse. — Die gestellte Frage, wie die Protestanten bei der nun wieder bewiesenen Zartheit ihres Gewissens dennoch zum Bau einer katholischen Kirche, deren Hauptbestimmung ja eben die Ueberhüllung der in ihr sich immer wiederholenden Geheimnißfeier, und der in ihr permanent gewordenen Eucharistie ist, wie Protestanten zum Dombau von Köln beitragen können, ohne jenen strengeren Grundsätzen und frühern Theologen zu entsagen, die noch von Brodanbetung und Götzendienst sprechen. Diese Frage möchte die Theologen und Prediger, welche die Sündhaftigkeit der Kniebeugung so sehr urgiren, wohl etwas in Verlegenheit setzen. — Der zweite Sendbrief beginnt mit der Verwunderung über den allgemein bemerkten Mangel entscheidender Argumente auf Seite der protestantischen Redner und Abgeordneten, und der auf der andern Seite so kühn hervortretenden Forderung der gänzlichen Abschaffung der fraglichen königlichen Verfügung.

Hier läßt der Verfasser den Vorkämpfer der protestantischen Seite der Kammer selbst sprechen:

„„Ein Gesichtspunkt — sagt Professor Harleß — scheint mir außer Acht geblieben zu seyn, welcher, wenn er für uns Protestanten bestehen kann, wie er denn wirklich besteht, gar wohl klar machen kann, warum wir Protestanten auf das äußere Zeichen der Kniebeugung im fraglichen Falle ein ganz anderes Gewicht legen müssen, als die Katholiken, und welcher zugleich die Ansicht und Ueberzeugung rechtfertiget, kraft deren uns auch schon der Befehl der äußeren Kniebeugung unter den bezeichneten Umständen als Beeinträchtigung unsrer Glaubens- und Gewissensfreiheit erscheinen muß. — — Es gibt positive und negative äußere Zeichen des confessionellen Glaubens. Das positive äußere Zeichen unseres Glaubens besteht darin, nur beim Empfange des Abendmahls, als vor dem im Empfange gegenwärtigen Herrn, zu knieen. Das negative äußere Zeichen unseres Glaubensbekenntnisses besteht darin, daß wir die Kniebeugung außerdem unterlassen, weil außerdem, nach unserm Glauben, unter keinerlei sichtbarem Zeichen der Herr gegenwärtig ist. Weil nun so das Kniebeugen in



dem einen Falle, und das Unterlassen des Kniebeugens unter andern Umständen, das positive wie negative äußere Zeichen unseres confessionellen Glaubens ist, so war auch dieses zugleich das einzige Motiv, warum die Frage auf den religiösen Boden gezogen werden mußte"".

Der Verfasser entgegnet hierauf dem Argumentator der theologischen Facultät Erlangen:

„Nun aber ist es erstens unwahr, daß die Protestanten nur beim Empfange des Abendmahls, als vor dem im Empfange gegenwärtigen Herrn knieen. Es ist zweitens unwahr, daß das Kniebeugen bei den Protestanten allgemein als Zeichen oder Bekenntniß des Glaubens an die Gegenwart des Herrn betrachtet werde; und es ist drittens unwahr, daß die Unterlassung des Kniebeugens bei den Protestanten als das negative äußere Zeichen ihres Glaubens hinsichtlich der Abwesenheit des Herrn gelte".

Für diese gerügte dreifache Unwahrheit oder Unrichtigkeit folgt der thatsächliche Nachweis.

Eine genaue Vergleichung der früher seit 1803 üblichen Salutationsform mit der nun eingeführten bringt den Verfasser auf die so richtige Unterscheidung zwischen äußerlichen Handlungen, die von einer ausschließend religiösen Bedeutung sind, oder eine gewisse Weihe oder etwas Sacramentalisches an sich tragen, und andern, welche diese bestimmte, allgemein giltige Bedeutung nicht haben. Allerdings kann eine auch an sich indifferente Handlung durch die Umstände zu einer bedeutungsvollen werden, und mithin könnte das an und für sich indifferente Kniebeugen eine Gewissensbeschwerung zur Folge haben, wäre es nicht offenkundig, daß durch dasselbe mehr als eine äußerliche Salutation zu fordern, nicht von weitem im Sinne der Regierung liegen konnte. Der Protestant ist also in der katholischen Kirche nicht als Glaubender, sondern als Soldat, der, dem Commandowort Folge leistend, eine Salutation verrichtet, aus welcher für seine innerlichen Gesinnungen nicht das Geringste entnommen werden kann; mithin konnte die Regierung es ebenso natürlich als billig finden, von zwei Salutationsformen jene wählen zu müssen, „welche zugleich für die große Mehrheit der Nation und des Heeres die entsprechendere ist".

Nach der gründlichen Widerlegung der Argumente des Professors und Abgeordneten von Harleß, daß nämlich bei den Protestanten das Kniebeugen und dessen Unterlassen keineswegs als ein positives oder negatives Zeichen ihres Glaubens an die Gegenwart des Herrn anzusehen sey, kommt er dann zum Schlusse, daß die königliche Regierung dieses



neue Reglement weder von einem einseitig katholischen Standpunkte ausgegeben, noch etwas anderes, als eine den Gliedern der protestantischen Confession gleichgültige Salutationsformel vorgeschrieben habe.

Der Verfasser schließt sich endlich unbedingt dem Wunsche an, daß in dem bestehenden Reglement eine Milderung eintreten möge, da, wie er sich ausdrückt, auch die schlagendsten Beweise über früh eingesogene Vorstellungen, und — bei gemeinen Leuten vorzüglich — über die Worte des Religionslehrers selten etwas vermögen. Der Verfasser macht den etwas boshaften Vorschlag, den protestantisch-theologischen Facultäten Deutschlands die Frage vorzulegen, ob die beim Abendmahl gebräuchliche Kniebeugung stets als eine dem im Brode gegenwärtigen Herrn geleistete Adoration gegolten habe? — Wer sich practisch von den Folgen dieses neuen Reglements überzeugt hat, wer selbst gesehen hat, oder sich von glaubwürdigen Zeugen erzählen lassen, wie die gezwungen knieenden Protestanten auf die ärgerlichste Weise zu erkennen geben wollen, wie eben ihre innere Ueberzeugung von der äußeren Handlung absteche, wie sie dadurch die sie umgebenden Katholiken stören und von der Andacht abzuhalten suchen, muß sich dem Wunsche des Verfassers gänzlich anschließen, daß nämlich bei jenen Gelegenheiten, wo dieß füglich geschehen könne, den Protestanten das Zuhausebleiben gestattet werden möge; um so mehr, da in jenen Städten, in denen die große Masse des protestantischen Militärs sich befindet, zur Kniebeugung wenig Anlaß gegeben wird. Wir schließen die Beurtheilung dieser Brochüre mit dem aufrichtigsten Danke gegen den Verfasser, und zwar im Namen aller gutdenkenden Katholiken und aller rechtlichgesinnten Bayern, indem er den Einen ihren Glauben, den Andern ihre Regierung gegen fremde Ausbrüche auf die treffendste Weise geschützt hat.

XXXI.

Der Schäfer von Niederempt in Rheinpreußen und seine Gebetsheilungen.

(Aus einer Zuschrift an die Redaction.)

Indem wir den folgenden Bericht eines Augenzeugen, wie wir ihn von glaubwürdiger, achtbarer Hand empfangen haben, unseren Lesern mittheilen, ist es durchaus nicht unsere Absicht, dem Urtheile über die darin enthaltenen Thatsachen durch ein entscheidendes Urtheil vorzugreifen; hiezu dürften überhaupt ausführlichere Mittheilungen erforderlich seyn.

Allein Eines wissen wir, daß Gott die Kraft seiner Gnade verleihen kann, wem er will, und daß sie sich gerade da gewöhnlich am liebsten zeigt, wo man sie am wenigsten erwartet, und wo der Stolz und die Weisheit der Menschen sie am unliebsten sucht.

Daß die Behörde, und namentlich die weltliche, in diesem Falle nicht, wie es früher nur gar zu oft geschah, mit roher, Alles unterdrückender Bajonettenintelligenz und Polizeigewalt eingeschritten ist, von dem Vordersatze ausgehend, daß überall, wo etwas Uebernatürliches sich zu ereignen scheint, entweder Betrug oder Selbsttäuschung obwalte: dieß halten wir löblich und dankenswerth; indem wir darin einen Fortschritt in der Behandlung religiöser und Gewissensfragen erkennen.

Allein dieß ist nur eine Seite. Die Heilungen des Schäfers von Niederempt sind eine öffentliche Angelegenheit des Landes geworden. Während die Einen an die Zeiten des finstersten Aberglaubens und des leichtgläubigen Fanatismus erinnernd darüber spotten oder den vielfach angefeindeten Mann

gar zum Gegenstand ihrer Fastnachtslustbarkeiten und Spöttereien machen, geben die Anderen, in der Hoffnung Erlösung von den eingewurzeltsten Leiden und schrecklichsten Krankheiten zu finden, ihren letzten Heller daran, um mit ihm zu beten; in dem Zustande der äußersten Entblößung, unter den entsetzlichsten Schmerzen, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, lassen sie sich Tagreisen weit herbeifahren, oder sie schleppen sich selbst mit ihren Krücken mühselig und armselig herbei, um eine übernatürliche Hülfe bei ihm zu finden. Manche von ihnen erklären sich nach der Verrichtung der Andacht wirklich geheilt, sie danken Gott und preisen den Schäfer als das Werkzeug ihrer wunderbaren Erlösung, und bewegen so neue Schaaren zu dem heilkräftigen Manne hinzuwallfahrten.

Unter diesen Umständen scheint uns die Sache von allzugroßer Bedeutung, als sie blos ungehindert und unbeachtet gehen zu lassen. Entweder ist die Sache eine Täuschung, oder es sind wirklich ungewöhnliche Heilungen durch eine Naturgabe von unten, oder wunderbare durch eine Gabe von oben erfolgt, und das Gebet des Schäfers hat eine besondere Kraft, oder nicht; in beiden Fällen scheint es uns wünschenswerth, daß von der geistlichen Behörde, mit Zuziehung der weltlichen, und namentlich erfahrener Aerzte, die Thatsachen untersucht werden, damit, im Falle der Bestätigung, Gott die Ehre und den leidenden Kranken ein so hoffnungsreicher Trost nicht entzogen werde; erweisen sich aber die gerühmten Wunderheilungen als übertrieben oder ganz natürlich, oder bietet das Leben des Schäfers selbst schwache Seiten dar, damit dann das Volk davon in Kenntniß gesetzt, nicht an eine trügerische Hoffnung sein Letztes setze, und vergeblich eine schmerzliche Reise unternehme, um schlimmer und trostloser, als es gekommen, heimzukehren; vor allem aber, damit der Religion selbst das daraus entspringende Scandal zuletzt nicht zur Last gelegt werde.

München 8. März 1843.

Die Redaction der histor.-polit. Blätter.

Vielleicht interessirt es Sie, wenn ich Ihnen Einiges über den Schäfer von Niederempt sage, da Sie ohne Zweifel viel Widersprechendes über ihn und seine Wunderheilungen werden gehört haben. Ich will Ihnen aber nicht mehr sagen, als ich verbürgen kann.

Vor Kurzem erhielt ich eine Einladung nach Neurath. Der Schäfer bringt die vier ersten Tage jeder Woche in Neurath zu, wo der Pfarrer, ein frommer unterrichteter Mann ihn Mittags mit Gewalt aus dem Hause, in welchen man ihm ein Zimmer gemiethet hat, holen lassen muß, damit er wenigstens alle vierundzwanzig Stunden Speise nehmen könne. Dieser treffliche, allgemein verehrte Geistliche hat mir einige eclatante Heilungen des Schäfers erzählt, die er mit Augen gesehen; ich habe auch Geheilte gesprochen und von andern sehr glaubwürdigen Menschen so auffallende Dinge der Art erzählen hören, daß man vernünftiger Weise gar nicht mehr zweifeln kann, daß Gott diesem schlichten, auf den ersten Anblick sogar roh erscheinenden Manne die Gabe der Gebetsheilung im hohen Grade ertheilt habe. Es gehen hier in Cöln vieljährige Krüppel jetzt gerade und gesund herum zum Aerger mancher Aerzte, die Verläumdungen der niedrigsten Art über diesen Mann, der freilich nicht in ihrem materiellen Interesse wirkt, ausstreuen. Die Zeitung soll nur Artikel gegen ihn aufnehmen, und sämmtliche Zeugnisse von Geheilten aus der Nähe und Ferne zurückweisen. Die elendesten Caricaturen werden feil geboten, in denen auch keine Spur von Witz ist (auch im Bonner Maskenzuge mußte er erscheinen), und allerlei Schriftchen werden gegen den harmlosen Mann verbreitet, der meiner Ueberzeugung nach, wahrlich dieß furchtbar gequälte Leben nicht auf sich genommen haben würde, wenn er nicht einen Beruf dazu in sich gefühlt hätte.

Der Schäfer Heinrich Mohr ist 1798 geboren, eine sehr kräftige Mannsgestalt, der man aber auch wohl den dreijährigen Dienst bei der preußischen Garde ansieht. Der Ausdruck seines Gesichts schien mir ein Gemisch von innerer Freudigkeit und überstandenen Leiden zu seyn. Seine Unterhaltung war ganz munter; er scherzte, sprach viel mit mir über Berlin und „gute Leute, die er dort gekannt habe“, nichts von Bedeutung.

Es war ihm gesagt worden, daß Einige der Anwesenden seine Hülfe wünschten, und er fragte mich nun um meine Leiden. Ich sagte ihm, daß ich nicht gekommen sey, um von ihnen befreit zu werden, und er erwiederte ganz naiv: Gott wolle, daß die Welt ganz gesund werde, da Er zugleich drei Männern die Gabe der Heilungen gegeben; in der

..er heil. Odilia oder Apollonia rc., je nachdem das ..i Allen schloß er mit der Ermahnung, diese Gebete nicht ..verrichten bei der Arbeit, oder im Bette rc., sondern auf .. verschlossener Kammer; sie sollten diese Aufgabe auch ..Kirche beten, denn „da hätte man doch genug zu beten". . Alle zum Glauben und zu einem tugendhaften Leben er= ..agte einigemal: „Liederlichen kann nicht geholfen werden". ..te bekamen auch eine achtzehntägige, manche eine sechsund= ..r Andacht.

..ehresten Heilungen sind nicht plötzlicher Art, sondern erfol= ..end der Zeit der Gebetsaufgabe, und nach und nach; doch sind ..Fälle vorhanden, wo die Heilung plötzlich erfolgt ist, wie z. B. .. Mädchen, das im höchsten Grade an der Fallsucht litt und ..iederholte Anfälle bekam, wie auch im Augenblick, wo sie im ..es Pfarrers L., nebst andern Unglücklichen, dem Schäfer vor= ..ward. Sie hat sich auf der Erde herumgewälzt und fürchterlich ..t, worauf er eine Kranke mitten in der Behandlung hat stehen .. die Epileptische bei der Hand ergreifend und augenblicklich hei= wie der Hr. P. L. und andere gewissenhafte Augenzeugen uns ..gten.

Während wir dort waren, kam ein verabschiedeter Gensdarm aus .. Orte dieses Mädchens (ich erinnere mich nur noch, daß sie aus der ..gend von Trier war) und brachte mit sichtlicher Freude die Nach= ..cht, daß jenes Mädchen seitdem völlig gesund sey; die Heilung war ..or einigen Wochen geschehen; dieser Mann selbst aber war von seinem schweren Augenübel nicht genesen, und kam nun zum zweiten Mal. Der Schäfer ermunterte ihn zum Vertrauen, und versicherte, er werde genesen.

Uebrigens genesen bei weitem nicht alle, doch immer genug, um täglich neue Züge von Hilfesuchenden herbei zu locken, die sich allen Leiden der harten Jahreszeit aussetzen, um Befreiung von ihren Uebeln zu erlangen. Mir vergegenwärtigte der Anblick dieses Stroms von menschlichem Elend die Zeit, wo der Heiland als Mensch heilend und helfend umherzog, und ich konnte viele Tage lang des Jammers, der flehenden Blicke, des stillen, geduldigen Wartens Vieler nicht vergessen. Es war ein unbeschreiblich rührender Anblick, der zum tiefsten Ernst aufforderte.

..m Grade in Verwunderung setzte, ist der Um=

Pfarrers bis zum Ende des langen Dorfes reichte, hinaustrat, an der Thür aber schon von einem Haufen Krüppel ergriffen ward, bevor er bis zum nächsten Karren kam. Ich hatte ihm vorher einmal die Menge gezeigt, und gefragt, wie er doch fertig werden wolle. Er hatte mir mit dem Ausdruck der größten Heiterkeit geantwortet, „das geht die Nacht so durch; auch in der vorigen habe ich nur zwei Stunden geschlafen“. Es waren damals sehr kalte Nächte, und ich bedauerte die armen, zum Theil sehr wenig bekleideten Kranken und Krüppel mehr als den Schäfer, dessen überaus kräftiges Aussehen bei dieser Lebensweise nur als ein Wunder zu betrachten ist.

Herzzerreißend war mir der Anblick dieses Haufens von Elend jeder Art. Lahme, Blinde, Bucklichte, Krebskranke mit schon ganz zerfressenen Gesichtern, Kinder voller Knochenfraß-Wunden ꝛc., und dabei waren die mehrsten so arm! Man mußte Gott um Stärke bitten, den Anblick zu ertragen; Allen zu helfen, oder vielmehr ihre Noth zu lindern, war unmöglich. Viele waren weit her, hatten auch schon die Nacht hindurch unter freiem Himmel gelegen. Auf einem Karren sah ich eine Frau liegen, die wie sterbend aussah, und der Gensdarm sagte mir, daß sie schon zwei Nächte so liege, und bat, man möge doch den Schäfer zuerst zu ihr führen. Bei unserer Ankunft hatten wir die Zahl 64 an einem der Karren gefunden, der noch nicht einmal der letzte in der Reihe war, und auf den mehrsten waren mehr als ein Kranker.

Der Schäfer nimmt in der Regel die Hülfesuchenden der Reihe nach vor, wie er sie findet; ich habe nicht bemerkt, daß er zwischen Vornehmen und Geringen einen Unterschied mache. Er fragt um das Uebel, bezeichnet sich mit dem heil. Kreuzzeichen und betet leise, berührt von Zeit zu Zeit die kranke Stelle, bezeichnet sich dann wieder mit dem heil. Zeichen und betet wieder. Wenn der Patient nicht von selbst betet, so legt er ihm leise die Hände zusammen. Bei Einigen betet er lange und berührt sie sehr wiederholt, bei Andern wird er schneller fertig. Er gibt ihnen eben auch nicht viel Gebet auf. Die Mehresten bekamen eine neuntägige Andacht, die in neun Vaterunsern und Ave Maria bestand, mit dem Zwischensatz: „die schmerzhafte Muttergottes bitte für uns“! nach welchem Ausruf dann das Ave wie gewöhnlich geschlossen wird: heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns ꝛc.; dann ward Einigen noch das Ehre sey dem Vater ꝛc. und das Glaubensbekenntniß aufgegeben, und den Mehrsten drei Vaterunser und Ave zur Ehre des heil. Willibrodus, oder Gott-

hardus ꝛc., der heil. Odilia oder Apollonia ꝛc., je nachdem das Uebel war. Bei Allen schloß er mit der Ermahnung, diese Gebete nicht nachlässig zu verrichten bei der Arbeit, oder im Bette ꝛc., sondern auf den Knieen in verschlossener Kammer; sie sollten diese Aufgabe auch nicht in der Kirche beten, denn „da hätte man doch genug zu beten". Auch wurden Alle zum Glauben und zu einem tugendhaften Leben ermahnt. Er sagte einigemal: „Liederlichen kann nicht geholfen werden". Manche Leute bekamen auch eine achtzehntägige, manche eine sechsunddreißigtägige Andacht.

Die mehresten Heilungen sind nicht plötzlicher Art, sondern erfolgen während der Zeit der Gebetsaufgabe, und nach und nach; doch sind auch die Fälle vorhanden, wo die Heilung plötzlich erfolgt ist, wie z. B. bei einem Mädchen, das im höchsten Grade an der Fallsucht litt und täglich wiederholte Anfälle bekam, wie auch im Augenblick, wo sie im Hause des Pfarrers L., nebst andern Unglücklichen, dem Schäfer vorgestellt ward. Sie hat sich auf der Erde herumgewälzt und fürchterlich gestöhnt, worauf er eine Kranke mitten in der Behandlung hat stehen lassen, die Epileptische bei der Hand ergreifend und augenblicklich heilend, wie der Hr. P. L. und andere gewissenhafte Augenzeugen uns bezeugten.

Während wir dort waren, kam ein verabschiedeter Gensdarm aus dem Orte dieses Mädchens (ich erinnere mich nur noch, daß sie aus der Gegend von Trier war) und brachte mit sichtlicher Freude die Nachricht, daß jenes Mädchen seitdem völlig gesund sey; die Heilung war vor einigen Wochen geschehen; dieser Mann selbst aber war von seinem schweren Augenübel nicht genesen, und kam nun zum zweiten Mal. Der Schäfer ermunterte ihn zum Vertrauen, und versicherte, er werde genesen.

Uebrigens genesen bei weitem nicht alle, doch immer genug, um täglich neue Züge von Hilfesuchenden herbei zu locken, die sich allen Leiden der harten Jahreszeit aussetzen, um Befreiung von ihren Uebeln zu erlangen. Mir vergegenwärtigte der Anblick dieses Stroms von menschlichem Elend die Zeit, wo der Heiland als Mensch heilend und helfend umherzog, und ich konnte viele Tage lang des Jammers, der flehenden Blicke, des stillen, geduldigen Wartens Vieler nicht vergessen. Es war ein unbeschreiblich rührender Anblick, der zum tiefsten Ernst auffordert.

Was mich im hohem Grade in Verwunderung setzte, ist der Um-

stand, daß die kleinen Kinder nicht weinten, wenn der Schäfer in ihre Wunden hineingriff, was öfters auf die krasseste Weise geschah. Bei Erwachsenen sah ich einigemal den Ausdruck der Furcht oder des Schmerzes, wenn der Sitz ihres Uebels berührt ward.

Zu den Heilungen, welche hier das größte Aufsehen gemacht haben, gehört die einer Wittwe Zilles, welche seit Jahren an einem ungeheuern Milzauswuchs krank und in so hohem Grade lahm war, daß sie sich nur auf zwei Krücken durch das Haus schleppen konnte. Diese hat auf dem Rückwege vom Schäfer schon ihre Krücken nicht mehr gebraucht, ist während der Novene vollkommen genesen, und jetzt, nach ihrer Aussage ganz gesund; ich habe sie selbst gesprochen.

Die erste Heilung des Schäfers geschah im vorigen Sommer an einem seiner Mitknechte, der eine Wunde am Schienbein, wo ihn ein Pferd geschlagen, hatte, die allen ärztlichen Mitteln trotzte. Auf den Rath des Schäfers unterließ er endlich die Anwendung aller äußern Mittel, und erlangte auf das Gebet des Schäfers völlige Heilung; ich habe auch diesen Menschen gesprochen.

Eben dieß Verbieten äußerer Mittel aber, die von Aerzten verordnet wurden, zieht in diesem Augenblick dem Schäfer eine gerichtliche Vorladung zu. Er soll einem Patienten eine Fontanelle verboten, und dieser soll davon großen Schaden genommen haben; so lautet die Anklage der Aerzte. Gräfin F........g und andere Damen ihres Ranges, die die Hülfe des Schäfers gesucht haben, stehen mit auf der Liste der Vorzuladenden, wie ich durch den Rechtsgelehrten weiß, der sie verhören soll.

Der Hr. Coadjutor benimmt sich ganz vorsichtig, wie billig. P. L. hatte gleich zu Anfang um Verhaltungsregeln gebeten, und nach längerer Zeit die Antwort erhalten: er werde wohl wissen, daß die Kirche den Ausspruch gethan, daß geistliche Autoritäten dergleichen weder fördern noch hindern sollten. Der P. L. kam aber bald darauf selbst her, um speciellere Vorschriften zu empfangen, und erzählte dem Hrn. Coadjutor die merkwürdigsten Heilungen, die unter seinen Augen vorgefallen. So oft er aber das Wort „Wunder" brauchte, berichtigte Hr. v. Geissel dasselbe und sagte: Sagen sie H e i l u n g e n. Seitdem führt der Schäfer noch den Namen Knecht des Pfarrers L., erhält auch das Mittagsessen an den vier Tagen, die er wöchentlich in Neurath zubringt, aber im Hause des Pfarrers werden ihm keine Kranken vorgestellt.

Daß sehr viele Heilungen erfolgt sind, kann unmöglich geläugnet

werden, und es freut mich gewiß, daß so vielen hoffnungslos Elenden geholfen wird; mehr noch aber freut es mich, daß gerade in dieser Gegend sich die Muttergottes so hülfreich erzeigte, wo viele Priester sie so gern in den Winkel schieben möchten und Ihr den gebührenden Titel: Mutter Gottes — nicht mehr gönnen wollen, sie nur noch „Mutter des Herrn“ nennend. Es ist auch auf dem Lande an mehreren Orten gegen den Schäfer gepredigt worden, doch wurden einige seiner heftigsten Gegner durch den Augenschein zum Schweigen gebracht.

Wenn man den einfachen Mann so sieht und reden hört, der verheirathet und dessen jüngstes Kind noch kein Jahr alt ist, der sich bei Tisch benimmt, wie jeder andere Mensch, und der ganz heiter von den gewöhnlichsten Dingen reden kann, so ist man leicht in Versuchung, zu fragen: was hat denn die liebe Mutter Gottes bewogen, gerade Diesem so gnädig zu seyn, und ihm über die Krankheiten aller Art (kürzlich ist auch ein wahnsinniger Holländer genesen von ihm gegangen) Gewalt zu geben? Es sollen auch schon Geistliche gefragt haben: warum Gott nicht lieber sie erwählt, die ihm doch Opfer gebracht hätten. Uebrigens hat dieser schlichte Mann auch so große Gnaden nicht umsonst empfangen, wie ich von Leuten, die ihn von seiner Kindheit kennen, gehört habe. Er ist immer sehr fromm, sehr wahrhaft, sehr sittlich gewesen, hat drei Jahre lang in Berlin untadelhaft gelebt, und sich bei seinem bisherigen Brodherrn, einem reichen Landmann, dem er als Schäfer diente, das beste Zeugniß erworben. Wenn seine Mitknechte am warmen Ofen saßen, hat er oft im Schnee vor einer Feld-Kapelle gekniet, ja ganze Nächte zugebracht, während er sein Lager an irgend einen Bettler, der etwa gegen Abend das einsame Gehöft erreichte, abgetreten. Auch ist er durch seine Schwiegerältern, die vermögender waren als er, hart geprüft, und seine Frau gegen ihn oft aufgeregt worden, wo er sich aber immer friedlich ausweichend benommen haben soll. Die Frau hat zu einem Bekannten gesagt: sie möchte oft vor ihm niederknieen und es ihm abbitten, was er ihretwegen gelitten habe. Ich war nicht in Niederempt, wo seine Frau mit ihren vier Kindern wohnt, und kenne diese nicht. Sie soll einem Herrn von Erscheinungen erzählt haben, die ihr Mann am Charfreitag und später einmal gehabt hätte; durch eine meiner Begleiterinnen darüber befragt, antwortete er ablehnend, aber nicht verneinend darauf. Daß der Schäfer Geld annimmt ist wahr, ich sah es selbst; aber er fordert nie, und das Erhaltene theilt er in drei Theile, einen der Kirche, einen den Armen und einen seiner Familie gebend. Gekleidet ist er warm, und derb in der Tracht

[illegible]

XXXII.

Das Verhältniß der russischen Kirche zu Constantinopel und ihre Unterjochung durch die Autokratie der Zare.

Fortsetzung.

Die unumschränkte Autokratie, welche die Zare an der Newa jenseitigen Tages nicht nur über Gut und Blut und persönliche Freiheit, sondern auch, durch die ihnen unterthänige russische Kirche, über die Gewissen ihrer Unterthanen ausüben, verdankt ihre Entstehung der Zeit des Mongolenjoches; nicht Nowgorod, nicht Kiew, nicht Wladimir, die berühmten Städte des alten, slawisch-germanischen Rußlands, die Nachkommen Ruriks, Wladimirs des Heiligen und Jaroslaws des Großen, nicht sie: Moskau, die nachgeborene Tochter mongolischer Botmäßigkeit, ist die Mutter gewesen, welche die Autokratie geboren; die späteren Jahrhunderte haben nur das damals Begründete zur consequenteren Durchführung und allseitigen Anwendung gebracht, und St. Petersburg trat blos als die frei schaltende Universalerbin in die Geschichte ein; die mongolische Knechtschaft war die Vor-

*) Sollte diese uns mitgetheilte Darstellung das Eine oder das Andere enthalten, was einer unrichtigen oder ungenauen Auffassung entsprungen wäre, so erklärt die Redaction dieser Blätter sich hiemit zur Aufnahme jeder Berichtigung besser Unterrichteter gern bereit, wie es sich von selbst versteht: die Sache selbst aber erschien ihr, als eine, die sich bereits in Aller Mund befindet, zu bedeutsam, um sie mit Stillschweigen zu übergehen.

Die Redaction.

schule, und die Alleinherrschaft der Preis der Befreiung: dieß sind so unzweifelhafte, allen Blättern der russischen Geschichte jener Zeiten eingeschriebene Thatsachen, daß selbst die beliebtesten russischen Geschichtschreiber der neuern Zeit, Karamsin und Ustrialow, nicht das mindeste Hehl daraus machen. Was Peter der Große und Katharina gegen den Adel und gegen die Geistlichkeit thaten, war daher im Grunde keine Neuerung; sie machten nur vor der Welt offenkund, was der That nach längst bestand: daß nämlich in Rußland in Allem und für Alle der unumschränkte Wille eines Einzigen die Stelle des Rechtes vertrete, und als höchstes Gesetz gelte.

Der Entwicklungsgang selbst war, wenn auch eben nicht erfreulich und dem Volke und seinen Machthabern zur Ehre gereichend, doch jedenfalls ein sehr natürlicher, wie er in der menschlichen Schwäche und Selbstsucht begründet ist.

Im Beginne des vierzehnten Jahrhunderts waren die Erbländer des heiligen Wladimir dem Elende jeder Art erlegen; von der Habsucht der Mongolen ausgesogen, mit Füßen getreten von ihrer Tyrannei, und zerrissen von der Selbstsucht seiner eigenen Fürsten war Rußland, und namentlich das östliche, mit ermatteten Kräften dem Untergange nahe; das Volk schien eine Beute selbstmörderischer Barbarei, das Land eine Wüste reißender Thiere werden zu sollen; das Unglück hatte in diesen schrecklichen Zeiten, deren verderbliche Folgen Rußland noch nicht verwunden, seine schaudervollste Tiefe erreicht.

Allein was von dem Leiblichen und dem Einzelnen, das gilt auch von dem Moralischen und von ganzen Nationen; in der Natur des Lebens selbst liegt etwas Heilkräftiges, das dem Uebel der Krankheit, hat sie ihren äußersten Grad erreicht, entgegenwirkt; fühlt ein lebendiger Organism die zerstörende Kraft des Giftes, so verlangt der ihm einwohnende Instinkt der Selbsterhaltung nach dem Gegengifte, und schlürft es mit Begierde hinab, daß es sogleich Blut und Lebensmark durchdringt. Dieß geschah damals in dem östlichen Rußland.

Besten mit großherzigem Sinne Alles hinopferten, was vom Uebermaaß war und zur Anarchie geführt hatte, daß sie zu gleicher Zeit ihrer eigenen Würde eingedenk, mit ruhiger Festigkeit und mit männlichem, unverdrossenen Muthe jene Rechte und Freiheiten festhielten oder errangen, die zu einer ungehinderten, heilsamen Wirksamkeit in ihrem Kreise unentbehrlich waren; von Jenen dagegen, denen, als Stellvertretern der Einheit und der Eintracht, die also von den untergeordneten Gliedern geopferte Freiheit zur Mehrung ihrer großfürstlichen Obergewalt zufiel, heischte das Wohl des Vaterlandes, daß sie sich durch Selbstbeherrschung mit dem Nothwendigen begnügten, daß sie nicht mit steigender, immer unersättlicherer Herrschgier und Habsucht Alles an sich rissen, sondern bei der Mehrung ihrer Obergewalt auch nicht vergäßen, die Rechte und Freiheiten der Gehorchenden wider die Gewaltthaten und Gelüste unumschränkter Willkühr sicher zu stellen.

Dieß war bei jener Wiedergeburt Rußlands die Aufgabe; allein es hat sie zu seinem und zu Europas Unglück nicht gelöst; seine Fürsten, wie seine Völker bewießen nicht jenen wahren politischen Geist, der Befehlen und Gehorchen ins Gleichgewicht setzt; schon damal beurkundeten sie, daß ihnen zu einer Universalmonarchie, von der sie heute träumen, durchaus das Genie fehlt; denn nicht die unumschränkte Autokratie und der blinde, sclavische Gehorsam, sondern die Selbstbeherrschung, die die Freiheit ehrt und den Gehorsam unter das Gesetz heiligt, indem sie sich selbst davor beugt, ist der Herrschaft über Andere werth und dazu tüchtig.

Allein in Rußland fielen die Loose ungleich; es war die Theilung des Löwen; der Anarchie der Vielherrschaft folgte die Despotie der Alleinherrschaft; dem Einen fiel alle Gewalt, den Uebrigen aller Gehorsam zu. Da sehen wir denn nach der einen Seite hin ein gänzliches Verschwinden jeden Dammes der unumschränkten Obmacht; die kümmerlichen Reste kirchlicher Freiheit und Unabhängigkeit verschwinden; die-

Unantastbarkeit des Kirchengutes und sein freies Eigenthumsrecht verschwindet; im Kerker verschwindet die Heiligkeit der Metropoliten; das schwache Band der kirchlichen Abhängigkeit Rußlands und seiner Oberhirten und Großfürsten von Konstantinopel und das Weihungsrecht des Patriarchen verschwinden nicht minder. Im Politischen derselbe Gang, wie im Kirchlichen: auch hier verschwinden die Volks- und Fürstenversammlungen; es verschwinden die Theilfürsten und ihre Fürstenthümer; die Würde und der Einfluß der Bojaren verschwindet; die von den Städten selbstgewählten sogenannten Tausendmänner verschwinden gleichfalls; und eben so verschwinden endlich auch die so vielfach verbrieften und beschworenen Freiheiten von Nowgorod und Pskow; ihr Loos theilt die Oberherrlichkeit der mongolischen Chane, und als einzige Erbin von Allem erscheint die Autokratie der moskowitischen Zare. Rußland gewann durch diese militairische Einigung nach außen allerdings an Stärke; allein es sollte nur zu bald erfahren, daß es in der That nur ein Aeußerstes mit dem Anderen vertauscht hatte, als nämlich Iwan IV., nach dem Urtheile der Russen selbst, ein grausames, wollüstiges Scheusal, wie die Geschichte zum Glücke nur wenige kennt, kraft der Würde eines unumschränkten Autokraten, den kein Damm, kein Gegengewicht in Schranken hielt, einer losgelassenen Bestie gleich raste, und die Schlachtopfer seiner Tyrannei zu Tausenden fielen.

Diese bitteren Früchte der Autokratie konnten kaum ausbleiben, und sind nichts weniger als überraschend, wenn man einen Rückblick auf die Weise ihrer Begründung und Ausbildung wirft, die nach oben, wie nach unten, einer Selbstentwürdigung entsprang, wie sie das Mongolenjoch erzeugte. Daß wir hiemit nicht zuviel gesagt haben, dafür können wir das Zeugniß der russischen Geschichtschreiber selbst anrufen. Karamsin sagt: „den Chanen verdankt Moskau seine Größe; die früheren Fürsten nahmen Länder durch das Schwert, Moskaus Herrscher (die

die Begründer der Alleinherrschaft) durch Bücklinge in der Horde"*). Je unansehnlicher und machtloser aber ursprünglich dieß ihr Erbgut war, um so tiefer mußten sie sich vor der Oberherrlichkeit der Unterjocher bücken, um ihr Haupt über das der übrigen Fürsten zu erheben, und ihren Fuß auf ihren Nacken zu setzen. Nur indem sie dem Ehrgeize der Unterjocher durch wetteifernde Demüthigungen schmeichelten und ihre Habsucht vor Anderen befriedigten, trugen sie den Preis davon. Denn es war eben die Gewalt, welche sie als oberste Eintreiber der Hordensteuer erhielten, die sie zur Begründung ihrer Alleinherrschaft so wohl zu benutzen wußten. Das mongolische Recht oder die mongolische Tyrannei erlaubte Knute und Tortur gegen säumige Schuldner, und zahlten sie dennoch nicht, so fielen sie in Knechtschaft oder wurden mit dem Tode bestraft. So brachte dieß Steuergeschäft den Fürsten von Moskau den doppelten Vortheil: einmal steigerte es ihre Gewalt und stellte mongolische Truppen zur Execution unter ihren Befehl, dann bereicherten sie mit den unterschlagenen Geldern ihren eigenen Schatz. Durch ihre übermäßigen Erpressungen gaben sie selbst Gelegenheit zu Empörungen, die sie dann wieder mit der ihnen verliehenen Macht niederschlugen, um sich der Besitzungen der Unterdrückten zu bemächtigen, zur Vergrößerung ihres Erbgutes. So forderte Iwan Kalita, dem die russische Geschichte den Ehrentitel eines Vereinigers der russischen Lande ertheilte, nicht die übliche, sondern die doppelte Steuer von den Nowgorodern, und diese antworteten den moskowitischen Gesandten: „was seit Erschaffung der Welt nicht gewesen, das soll auch jetzt nicht seyn. Der Fürst hat bei seinem Gelöbniß, unsere Grundgesetze zu beobachten, das heilige Kreuz geküßt, er ist demnach verpflichtet, seinen Eid zu halten"**). Allein da der Großfürst sich in der Gunst des Chans gesichert sah, so dachte er

*) Karamsin's Geschichte des russischen Reichs, deutsche Uebersetzung. Riga 1823. Band V. S. 304 u. 305.

**) Karamsin Gesch. des russ. Reichs Band IV. S. 199.

wenig an seinen Eid, und bedrohte die freiheitliebenden Bürger mit dem Ausbruche seines vollen Zorns. Die Gelder, die auf diese Weise in ihren eigenen Schatz floßen, wandten die Großfürsten von Moskau dann wieder dazu an, um ihr Hausgut durch angekaufte Dörfer, Städte und Ländergebiete zu mehren. Auch hierin ging Kalita seinen Nachfolgern voran, die indessen bald, statt des friedlichen Ankaufes, die Fürstenthümer mit Gewalt an sich rissen, was anfänglich, bei beschränkter Macht, nur in einzelnen Fällen und mit Behutsamkeit geschehen konnte.

Während sie aber so, bald laut, bald geräuschlos, immer weiter und weiter um sich griffen, trugen sie jedoch äußerlich die heuchlerische Maske, als geschehe Alles aus glühendem Diensteifer zum Besten der Chane der Horde, und es war ein vorzügliches Mittel dieser hinterlistigen Politik kriechender Knechtschaft, daß sie ihre eigenen Verwandten, die Theilfürsten, bei den Chanen als gefährliche Aufwiegler und Verschwörer verläumdeten, die die Macht der Unterjocher zu untergraben und zu stürzen bemüht seyen; hatten sie auf diese Weise die Verläumdeten den Feinden ihres Volkes und ihres Glaubens überliefert und ins Verderben gestürzt, dann galt es, ihr Erbgut an sich zu reißen. Iwan Kalita, der überhaupt als das Vorbild dieser Politik gelten kann, verschmähte auch dieses Mittel nicht; er setzte das tragische Geschick der Häuser von Moskau und Twer fort, indem er der blutigen Kette ehrlosen Verraths einen neuen Ring beifügte. Er selbst nämlich eilte 1339 zu Usbek in die Horde, den Fürsten von Twer ganz zu stürzen; dort stellte er ihm seine beiden ältesten Söhne als künftige ergebene Diener vor, und nachdem er sich durch Schmeicheleien und Geschenke der Gunst des Despoten versichert hatte, da begann er den Fürsten von Twer, Alexander Michailowitsch, der eben erst nach seiner verwüsteten, in Trümmern liegenden Stadt heimgekehrt war, als einen Erzfeind der Mongolen zu schildern, der undankbar Usbeks leichtgläubige Güte hintergehe,

und bemüht sey, ganz Rußland gegen ihn aufzuwiegeln. Usbek schenkte diesen Einflüsterungen Glauben, mit hinterlistigen Versprechungen und Freundschaftsversicherungen lockte der Mongole den unglücklichen russischen Fürsten in die Horde; dort aber kam ihm schon sein Sohn mit der Nachricht vom Zorne des Chans weinend entgegen. Der Wille des Herrn geschehe, erwiederte Alexander; seine Geschenke, die er Usbek und dem ganzen Hofe darbrachte, wurden mit düsterem Schweigen angenommen; einen Monat brachte er unter Gebet in Erwartung des Entscheides zu; vergebens nahmen seiner sich die Gemahlin des Chans und einige der tatarischen Großen an; die Ankunft der Söhne Iwan Kalitas entschied; Usbek sprach den Tod über ihn aus. Doch noch hoffte der Unglückliche; er erwartete Nachrichten von der Gemahlin des Chans, bestieg sein Pferd und eilte zu seinen Beschützern; allein da er das Unvermeidliche erfuhr, kehrte er um, genoß mit seinem Sohne das heilige Abendmahl, umarmte seine treuen Diener und ging muthig seinen Mördern entgegen; ihm und seinem jungen Begleiter Feodor schlugen sie den Kopf herunter, und zerlegten die todten Körper, Glied für Glied; Iwan Kalita aber, der Vereiniger der russischen Lande, war alsobald darauf bedacht, die Beute seines blutigen Verrathes an sich zu reißen; er bemächtigte sich Twers, und die Söhne des Hingerichteten mußten die große Kathedralglocke ihrer Stadt zum Zeichen ihrer Unterwerfung unter die großfürstliche Autokratie nach Moskau hinüberführen, und Moskau, das niemal die Glocke der Volksversammlung in den Zeiten des freieren slavisch-germanischen Rußlands vernommen, schmückte sich mit dem Raube seiner älteren Schwester. Iwan Kalita aber hatte einen Schritt weiter zur Alleinherrschaft gethan, dem Ziele, das er vom ersten Augenblick seiner Regierung an sich vorgesteckt, und das seine Nachfolger nur selten aus den Augen verloren.

Man sieht, diese Politik hatte nicht vergeblich ihre Schule unter den Mongolen gemacht, und wenn wir neben dieser schlei-

chenden Hinterlist der Machthaber nicht selten auch die plötzlich losbrechende Wuth eines Tiegers wahrnehmen: so darf man ihr unbedingt das Lob zuerkennen, daß ihr von den früher gerühmten zehn Thiereigenschaften eines mongolischen Helden mehr als eine zukömmt, denn wer könnte ihr mit Grund „die Geduld eines Hundes, die Behutsamkeit eines Kranichs, die List eines Fuchses, die Vorsicht eines Raben, die Raubsucht eines Wolfes, die Ruhe einer Katze und das Losstürmen eines Ebers“ streitig machen. Bei dem Vorherrschen jener Hinterlist, verbunden mit unersättlicher Raubsucht und einem allgemein verbreiteten Knechtsinn, verschwand nothwendig auch der Geist einer hochherzigen kriegerischen Tapferkeit; die Fürsten machten, ehe sie in die Horde reisten, ihr Testament, und ein Sprichwort jener mörderischen Zeit sagte: nahe dem Herren, nahe dem Tod; allein wahrer ritterlicher Heldengeist geht in den Gräueln und der Niedertracht dieser Zeiten unter; und auch hiefür können wir als Zeugniß die Worte des berühmtesten der neueren russischen Geschichtschreiber anrufen: Blut, sagt er, floß auch zu den Zeiten des chanischen Joches, aber selten in Schlachten; wir sehen viele Ermordungen, aber weit weniger kriegerische Thaten. Dieser sich selbst entwürdigende Sinn der Fürsten mußte sich steigern in dem Maaße, als auch der Verfall jener alten eisernen Zucht, die die mongolischen Horden einst zusammengehalten, unter ihnen selbst einriß; als statt des früheren wilden Kriegsgeistes ihnen nur noch schwelgerische Habsucht und wollüstige Goldgier blieb und sie entzweite; als Tschingiskaniden und Timuriden sich in Blut badeten; als Vatermörder und Brudermörder einander in rascher Folge durch Verrath oder Gewalt vom Throne hinab in das Schwert stürzten; damals, als zwei oder drei oder noch mehrere mongolische Häuptlinge gegeneinander rasend sich in der Horde die Herrschaft streitig machten: da konnte man die Fürsten von Moskau, welche sich, obwohl nur über das östliche Rußland gebietend, schon Großfürsten von ganz Rußland nannten, mit ihren Geschenken in dem Lager der Un=

gläubigen zittern sehen, weil sie nicht wußten, wem von den verächtlichen Scheusalen und Wütherichen sie ihre demüthigen Huldigungen, ihren Tribut und ihre Geschenke darbringen sollten. Dieß geschah z. B. 1361, als der junge Großfürst Dimitri Konstantinowitsch von Ssusdal nach der Horde reiste. Dort war unlängst Berdibek-Chan als Opfer seiner schändlichen Ausschweifungen gestorben; sein Anverwandter, Kulpa, war ihm gefolgt, aber nach fünf Monaten mit seinen Söhnen von Nawrus, einem Nachkommen des Tschingis ermordet worden; gegen ihn war wieder Chidyr, ein jenseits des Uralflußes nomadisirender Mongolenhäuptling zur Wolga gekommen, hatte die Großen für sich gewonnen, und dann ihn und die Wittwe Tschanibeks Taidula erschlagen; sein Glück hatte aber nur kurz gewährt, von seinem eigenen Sohne, Temir Chosha, hatte er den Tod empfangen; doch auch dieser Vatermörder hatte nur sechs Tage geherrscht, der furchtbare Temnik Mamai hatte am siebenten die Horde gegen ihn aufgewiegelt, ihn erschlagen und Awdul zum Chane ernannt; als nun der Großfürst mit andern russischen Fürsten in der Horde erschien, da hatten sich noch vier andere Chane und Häuptlinge erhoben, die sich um das Erbe Tschingischans im Kiptschak stritten und einander ermordeten; die Erschrockenen eilten den blutigen Schauplatz zu verlassen, um daheim abzuwarten, wer als Rußlands Oberherr am Ende des Mordens übrig bleiben würde, wer ihre Huldigung und ihren Tribut empfangen sollte; sie selbst schätzten sich glücklich, daß sie, wenn auch in der Horde und auf dem Heimwege ausgeplündert, doch mit dem Leben davon kamen; denn das östliche Rußland warf nicht eher das Joch der Mongolen ab, als bis ihnen der faulende Purpur von selbst in Fetzen von dem siechen, durch Ausschweifungen erschöpften Leibe fiel. Dieß waren die Oberherren, und dieß die sklavisch gehorchenden Fürsten! wie aber war es mit dem Volk und der Kirche beschaffen? Karamsin sagt (Bd. 4, S. 211): Moskaus Fürsten erhoben sich unter dem demüthigen Namen: „Diener des Chans", zu mächtigen Herrschern; wir werden im Verfolge dieser Betrachtungen sehen, daß das Verhältniß, in dem Volk und Kirche zu ihnen trat, vollkommen dem entsprach, in welchem sie selbst zu ihren mongolischen Autokraten in der goldenen Horde standen: denn unbedingte Unterthänigkeit nach oben fordert in der Regel unbegränzte Herrschergewalt nach unten.

(Fortsetzung folgt.)

XXXIII.

Blicke in die Zustände Venedigs zu Anfang des 17ten Jahrhunderts.

II.

(Schluß.)

Die veränderte Richtung, welche die französische Politik unter der Regentschaft der Maria von Medici einschlug, äußerte ihre Wirkung auch auf das Benehmen der heimlichen Protestanten zu Venedig, welche sich dadurch zu verdoppelter Vorsicht und Zurückhaltung bestimmt sahen. Deßhalb klagt auch Mornay — in einem Briefe an van der Mylen vom 3. Junius 1610 — daß dieser Schlag den Sieg der guten Sache neuerdings blosstelle, indem die „Papalini" wieder das Haupt erheben würden. In einem Briefe an Sarpi aber (vom 25. Junius) schreibt er den Meuchelmord nicht nur den Jesuiten, sondern geradezu dem Papste selber zu. „Mit wahrem Schmerz" — antwortete Fra Paolo — „sehe ich den Eifer der wahren Religion in unsern Leuten erkalten, was ein Beweis ist, daß entweder derselbe nicht von Gott gekommen, oder daß wir der Gnade, die in uns begann wirksam zu werden, wieder verlustig gegangen". Mornay säumte nicht, den Muth des Apostaten aufzurichten, und ihn zu dem „mit solchem Feuer unternommenen heiligen Werke" neuerdings anzuspornen. „Ein außerordentliches Talent ist dir von Gott verliehen worden", schrieb er ihm, „du wirst seiner Zeit sammt den Zinsen davon Rechenschaft geben müssen . . . Der Herr hat

zu dir gesagt: „Vas ego te elegi in lucem multorum“ *). So geht der Brief in lauter Bibelstellen fort, die den damaligen Calvinisten eben so geläufig waren, als den schottischen Puritanern. Sarpi wußte aber zu gut, daß er durch voreilige Schritte seinen Absichten mehr schaden als nützen würde **).

Eine bedeutende Stütze verlor er bald darauf an dem englischen Botschafter ***), welcher in sein Vaterland zurückkehrte. Mit diesem und seinem Caplan Bedell ging auch einer der Theologen der Republik, Marco Antonio de Dominis, Erzbischof von Spalatro in Dalmatien — vermuthlich, weil es ihm zu schwer fiel, noch länger die Maske des Katholicismus zu tragen — nach London, und erklärte dort öffentlich seine Apostasie. Ohne Zweifel war dieser Schritt mit Fra Paolo verabredet; denn beide blieben in genauer Verbindung, wie wir später sehen werden. Vielleicht wäre Sarpi

---

*) „Mes dernieres à padre Paulo ont esté fort vives, et plustost pour le percer que pour le piquer. Je loue la prudence; mais il faut que le zèle surabonde; de la façon qu'il procede, il mourra premier que de voir la fin de son ouvrage“. Mornay an Turretini, am 6. März 1611. Mém. de *Mornay*, XI, 169.

**) Wir können nicht umhin, hier folgende Stelle aus einem Briefe Sarpis an Leschassier, vom 8. Junius 1610, anzuführen: „Nulli pio viro a Politicis est abstinendum, quoniam hostes rerum publicarum et libertatis religionis colore nobis funesta praecepta obtrudunt; ita iisdem obviam ire cogimur“. Opere di F. P. *Sarpi*, VI, 84.

***) Schon früher hatte er Mornay gebeten, dafür zu sorgen, daß Wotton einen eifrigen Protestanten als Nachfolger erhalte: „Religionis reformatae aliquo zelante indigeremus: tu si quid poteris valde profuerit . . . Si Rex Franciae mutaturus legatum suum destinaret aliquem affectu ad religionem reformatam propensum, nil melius non facesset Rex“. Mém. de *Mornay*, X, 329.

selbst nicht ungeneigt gewesen, das Gleiche zu thun *); allein eingeweiht in alle Geheimnisse der Republik, wie er es war, konnte er keinen Augenblick darüber ungewiß seyn, daß er das Gebiet derselben niemals lebendig verlassen würde.

Die Forschritte, welche um diese Zeit die Plane der Calvinisten in Deutschland machten, führten Sarpi sowohl als Mornay auf den Gedanken, von dieser Seite her den Religionsneuerungen Eingang in Venedig zu verschaffen. König Mathias hatte sich bereits von den Protestanten in Ober- und Niederösterreich völlige Religionsfreiheit abtrotzen lassen; auch in politischer Beziehung hatten sie sich von seiner Herrschaft so ziemlich unabhängig gemacht **). In Mähren, Schlesien, Böhmen war der Gehorsam nicht viel größer. Nur Erzherzog Ferdinand, der in Inneröfterreich regierte, hielt daselbst das alte Kirchenthum, nachdem er es wiederhergestellt, mit vieler Standhaftigkeit aufrecht, und behauptete auf diese Weise seine angestammten Herrscherrechte. Deßhalb meinten Sarpi ***) und Mornay, wenn es gelänge, hier dem Protestantismus die Oberhand zu verschaffen, so würde — da besonders die zur Grafschaft Görz gehörigen Landstriche mit dem venetianischen Gebiete vielfach untermischt waren — auch auf diesem letzteren die Ausbreitung der neuen Lehre leicht geschehen können. Ein polnischer Abentheurer, Namens Rey, der ein Jahr zu Saumur zugebracht, und sich als äußerst eifrigen Calvinisten erprobt hatte, ward von Mornay zuerst nach Venedig gesandt, um dort sich von der Beschaffenheit der Dinge an Ort und

*) Wenigstens sagt Morhof in seinem Polyhistor (Edit. quarta, I, 221): „Spargebatur de ipso fama, quod abitum ad Reformatos meditaretur, quae non omnino de nihilo est" etc.

**) Vgl. des trefflichen Stülz Geschichte des Klosters Wilhering, Linz, 1840.

***) „Si Stiria libertatem religionis adipisceretur, vulnus esset meritrici gravissimum. Sarpi an Mornay den 8. December 1609. Mém. de *Mornay*, X, 450.

Stelle zu unterrichten, und von Sarpi, wie auch von Asse- lineau die nöthigen Instructionen zu empfangen; von da sollte er sich nach Oesterreich begeben, um mit den Häuptern der neugläubigen Stände daselbst die Mittel und Wege zur Pro- testantisirung und Revolutionirung Inneröfterreichs zu bespre- chen. Aus den Adressen, die ihm Mornay mitgab, lernen wir die ganze Affiliation der calvinistisch-revolutionären Um- triebe kennen. Von Venedig, wo die beiden „guten Patres“ — Paolo und Fulgentio — versicherten, daß sie sich für die gemeinsame Sache gern opfern wollten, wenn sie nur des Er- folgs gewiß wären *), kam Rey zuerst nach Amberg zu dem Fürsten Christian von Anhalt, kurpfälzischem Statthalter da- selbst, welcher beiläufig dieselbe Rolle in Deutschland, wie Mornay in Frankreich, spielte; — von hier zu Erasmus von Tschernembl, Anführer der ober- und niederösterreichischen Protestanten, dann zu Carl Zierotin, dem einflußreichsten un- ter den protestantischen Ständen Mährens. Von beiden letz- tern erfuhr er jedoch, Erzherzog Ferdinand habe in Inner- österreich seine Maaßregeln so gut getroffen, daß zur Voll- führung der entworfenen Plane durchaus keine Aussicht sey. Ungefähr um dieselbe Zeit erhielt Mornay aus Venedig die Kunde von falschen Wechseln, welche sein Schützling und Emissär verfertigt habe, und so nahm die ganze Expedition ein ziemlich schmähliches Ende. Man erkennt aber, von wel- chen Folgen für die allgemeine Sache des Katholicismus schon

*) Bei dieser Gelegenheit macht Asselineau folgendes merkwürdige Geständniß: „En deux diverses années l'Evangile a esté pre- sché en ce pays aussi purement qu'il ait esté en aulcung aultre pour ung commencement; mais au lieu d'esclaircir les plus ignorans, il les a entreteneus d'avantage en leur ignorauce, ne se pouvant imaginer aultre que l'ordinaire, *et la plus grande part des plus clairvoyans abandonnant tout à fait les superstitions, se sont laissés glisser en pur atheisme*, reussissant par ce moyen tout le contraire de ce qu'on se promettoit“.

damals die Standhaftigkeit des österreichischen Prinzen war, dessen späteres Wirken auf dem Kaiserthron eine so gewichtige Stelle in der Weltgeschichte einnimmt.

Das letzte Schreiben Sarpis, das wir in vorliegender Sammlung finden, ist vom 16. August 1611. Er ergießt sich darin in Klagen über den schlechten Fortgang des Protestantismus zu Venedig. „Ihr schreitet mit Gottes Gnade immer vorwärts; wir aber gehen zurück; die Gemüther erkalten; die guten Gelegenheiten werden versäumt, so daß wir weder zu säen, noch das bereits Gesäete zu pflegen vermögen. Als die H.... *) in ihrer Unmacht uns insultirte, da war große Freiheit zu reden und zu lehren: jetzt aber schmeichelt sie und schläfert uns ein. Oefters haben wir versucht, sie zu reizen; aber durch die vergangenen Gefahren vorsichtig gemacht, hat sie unsere Bestrebungen vereitelt, indem sie ihren Zorn verbarg und zu schmeicheln fortfuhr". Wer verkennt hier die Sprache des wüthenden Häresiarchen? — Auch in diesem Briefe wiederholt Sarpi, daß er einzig und allein vom Kriege Heil erwarte. „So lange ihr Deutsche und Franzosen nur auf den äußersten Endpunkten handelt, werden euere Bestrebungen vergeblich seyn. Gegen das Herz selbst müßt ihr euere Streiche richten: in Italien ist der Lebensquell des Papstes und der Jesuiten".

Mit dem Jahre 1612 scheinen die directen Verbindungen Mornays mit den Venetianern aufzuhören. Auch Asselineau, welchen wir als ein äußerst thätiges Mittelglied der geschilderten Umtriebe kennen, scheint damals Venedig auf einige Zeit verlassen zu haben. Ob später wieder ein unmittelbarer Briefwechsel zwischen Sarpi und Mornay angeknüpft wurde, vermögen wir nicht zu sagen, da die vorliegende gedruckte Sammlung der Correspondenzen des hugenottischen

*) Die calvinistische Sprechweise ist dem Servitenmönch so geläufig geworden, daß er den päpstlichen Stuhl nie anders bezeichnet, als mit den Worten: meretrix, bestia, Babylonica etc.

Häuptlings leider nur bis zum Jahre 1614 reicht, und mithin uns von hier an der Faden entgeht, an welchem wir die revolutionären Bewegungen der calvinistischen Parthei bis in ihre geheimsten Ursprünge verfolgen konnten. Doch geben einige andere Quellen uns noch immer Stoff und Mittel genug, den leitenden Ursachen der äußeren Erscheinungen auf die Spur zu kommen.

Wir haben oben Sarpis eigenes Geständniß gehört, daß er und seine Genossen keine Gelegenheit versäumten, den Papst zu reitzen und zu beleidigen. Die Verletzungen der geistlichen Immunität, die eigenmächtigen Verfügungen über kirchliches Gut waren demnach fortwährend an der Tagesordnung. Der Nuntius war Unannehmlichkeiten jeder Art, ja beinahe Demüthigungen ausgesetzt. Ein Edelmann aus einer der angesehensten Familien, Angelo Badoero, der in den Verdacht heimlichen Einverständnisses mit jenem kam, ward augenblicklich zum Tode verurtheilt, und konnte nur durch schleunige Flucht einer schimpflichen Hinrichtung entgehen.

Im Jahre 1615 brach der friaulische Krieg gegen Oesterreich aus. Der französische Botschafter erzählt in seinen Berichten *), daß die jüngeren Senatoren mit großem Ungestüm und Tumult den Beginn des Krieges durchsetzten, während die älteren mit Thränen im Auge davon abriethen. Ueber den Antheil, welchen Sarpi hieran hatte, fehlen uns die Nachrichten; wenn man sich aber erinnert, wie er öfters gestanden, alle seine Hoffnungen auf den Krieg zu setzen, so kann man wohl annehmen, daß er auch die Hand mit im Spiele hatte.

Der Erzherzog fand Hülfe bei der Krone Spanien. Venedig erweckte dagegen dieser Krone einen Feind in dem Herzoge von Savoyen, und gab diesem reichliche Subsidien **).

---

*) S. *Daru*, VI, 60. (Brüßler Aufl.)

**) Der Herzog von Savoyen erzählte selbst im Mai 1619 dem Fürsten von Anhalt: „que les Venitiens luy eussent donné a ces

Mit England, Holland und den deutschen Protestanten wurden die Verbindungen inniger. Ein — wie wir gesehen haben — schon früher von Mornay eingeleiteter Plan kam jetzt zur Ausführung; die Republik nahm den Grafen Johann Ernst von Nassau mit viertausend niederländischen — also protestantischen — Soldaten in ihre Dienste. Welche Förderung für Sarpis geheime Absichten!

Der Madrider Friede — eigentlich zu Paris abgeschlossen den 6. September 1617 — endigte diesen Krieg. Die beiden Botschafter, welche die Republik zu Paris hatte, waren lange nicht zur Unterzeichnung zu bewegen gewesen; die französischen Minister hatten zuletzt zu Drohungen schreiten müssen. In Venedig ratificirte man zwar den Vertrag; aber man zog die Botschafter zur Verantwortung; es wäre ihnen der Proceß gemacht worden, wenn nicht der König von Frankreich erklärt hätte, er sehe darin eine Beleidigung für seine Person. Die ganze Sache wird uns ziemlich klar, wenn wir den mächtigen Einfluß Sarpis und seiner Meinungsgenossen in Anschlag bringen.

Ungeachtet des Friedensschlußes behielt die Republik die niederländischen Truppen in ihrem Dienste. Auch dauerten die Feindseligkeiten zwischen der neapolitanischen und venetianischen Seemacht fort. In Neapel führte der Herzog von Ossuna als Vicekönig die Regierung; er hatte wiederholt von Madrid den Befehl erhalten, den Bestimmungen des Friedensvertrages nachzukommen: allein im Widerspruche hiemit setzte er seine Rüstungen in vergrößertem Maaße fort. Hatte er wirklich, wie er einmal behauptete, geheime Weisungen seines Hofes, welche ihn dazu berechtigten? oder hatte er damals schon jenen hochverrätherischen Plan gefaßt, sich vom Mutterlande unabhängig zu machen? Wir können nicht läugnen, die größere Wahrscheinlichkeit spricht für das Letztere.

---

dernieres guerres 2 millions et 200/m ducatons". Archiv der Unirten Protestierenden, Append. 385.

Es mag allerdings richtig seyn, daß Ossuna die ersten geheimen Eröffnungen in Betreff dieser Absichten dem venetianischen Geschäftsträger nicht vor dem Mai 1619 machen ließ*). Allein dieß schließt nicht aus, daß schon früher Verabredungen mit einzelnen Personen, besonders der antipäpstlich und antispanisch gesinnten Parthei, Statt gefunden haben können. Wir haben in dem Vorhergehenden gesehen, wie Sarpi**) sich in einen sehr einflußreichen Verkehr mit den Hugenotten, mit den Niederländern, mit dem englischen Botschafter, mit den deutschen Protestanten u. s. w. eingelas=

---

*) Ranke, über die Verschwörung gegen Venedig. Berlin, 1831. — Wie uns dünkt, kann man diesem Buche denselben Mangel vorwerfen, welchen Ranke an Sarpis Geschichte der venetianischen Händel mit Paul V. tadelt, nämlich die Spaltungen im Innern der Republik nicht berücksichtigt zu haben. (Die römischen Päpste, III, 281.)

**) Wie sehr Sarpi seine amtliche Stellung mißbrauchte, um seine antikirchlichen Absichten zu fördern, sieht man aus der obenerwähnten Relation Diodatis, worin er selbst sagte: „qu'il etoit Conseiller d'Etat de la Republique qui luy fioit ses plus grandes et importantes affaires et les lui communiquoit pour en avoir advis, *dont il avoit de tres grands moyens de sapper l'authorité du Pape*, preparer les coeurs, ployer les deliberations au bon parti, parer aux dangers qui se pourroyent présenter, être adverti à tems de toutes choses et accidens necessaires, et en somme servir infiniment à la Politique et à l'ecclesiastique; tous lesquels moyens de servir luy seroient retranchés s'il se declaroit plus ouvertement, ce qui emporteroit quant à soi hors de doute assurée privation de cet état et très grande defiance, surtout le Senat n'etant tout egalement porté au desir de la vérité, ainsi le plus grand nombre n'ayant autre differend avec le Pape que pour sa tyrannie au temporel". Der Schluß dieser Stelle ist zugleich ein Beweis der „Wahrhaftigkeit" derjenigen, welche — wie z. B. Ranke in seinen Päpsten — uns noch heutzutage glauben machen wollen, Sarpi habe nur gegen das weltliche Uebergewicht der Päpste angekämpft.

sen. Ist es so unwahrscheinlich, daß er auch jetzt von dem Plane Ossunas lange vorher Kenntniß hatte, ehe die Republik officiell davon Notiz nahm? — Dürfen wir aber solches annehmen, so werden wir auf ganz neue Combinationen in Bezug auf die berühmte Verschwörung vom Jahr 1618 geführt.

Kann nicht der Corsarencapitän Jaques Pierre, welcher als vorzüglichste handelnde Person in dieser Verschwörungsgeschichte auftritt, der Canal gewesen seyn, durch welchen die Mittheilungen zwischen Ossuna und der Parthei Sarpis gingen? Dieser Jaques Pierre erscheint in jeder Hinsicht als eine höchst zweideutige Person; er ist, was man heutzutage einen Agent provocateur nennt. Stets weiß er seinen Genossen die bestausgedachten Plane vorzutragen und als ausführbar darzustellen; so oft aber davon die Rede ist, zur Ausführung selbst zu schreiten, schiebt er dieselbe auf Monate hinaus. Eine doppelte Absicht kann allen diesen Manövern zu Grunde liegen: 1) Den spanischen Botschafter Marquis von Bedmar, welcher der antikirchlichen Parthei besonders verhaßt war, von Venedig zu entfernen, indem man ihn in eine Verschwörung gegen die Sicherheit des Staats verwickelte; 2) den neapolitanischen Vicekönig zur Vollziehung seiner Empörungsplane aufzumuntern. Jaques Pierre stellt sich dann zu diesem doppelten Zwecke nur als das Werkzeug Sarpis und seiner Parthei dar. Die blutige Katastrophe aber wird dadurch motivirt, daß die antikirchlich Gesinnten verzweifelten, die Mehrzahl der Machthaber für die Anträge Ossunas zu gewinnen; um sich vor der Entdeckung der bisherigen Umtriebe zu sichern, mußte demnach Jaques Pierre mit allen seinen Genossen geopfert werden.

Es sind dieß freilich nur Suppositionen; indessen haben wir einen nicht zu verachtenden Gewährsmann für unsere Meinung. Ein berühmter französischer Schriftsteller *) des sieben-

*) G. *Naudé* in seinen Considérations politiques sur les coups

zehnten Jahrhunderts, den man beinahe einen Zeitgenossen Sarpis nennen kann, schreibt geradezu diesem die Fabrication der ganzen Verschwörung zu. Wenn man außer den oben erwähnten Verhältnissen bedenkt, wie sehr der Apostat Spanien als die vorherrschende katholische Schutzmacht haßte, und wie viel der ganzen Parthei daran liegen mußte, eines so lästigen Beobachters entledigt zu werden, wie der Marquis von Bedmar war, so gewinnt diese Behauptung immer größere Wahrscheinlichkeit, und man wird uns nicht verargen, wenn wir bei derselben stehen bleiben, so lange uns nicht eine bessere Aufklärung der ganzen Sache geboten wird.

Ueber die Art und Weise einer offiziellen Darstellung und Bekanntmachung der entdeckten Verschwörung ward den beiden Staatsconsultoren, Sarpi und Treo, ein Gutachten abgefordert. Im Allgemeinen leuchtet daraus der Widerwille derselben gegen eine solche Bekanntmachung hervor; sie finden die Aufgabe äußerst schwierig, und fürchten sich vor „sinistern Interpretationen“ *). Auch wird darin zugegeben, daß das ganze Unternehmen „noch sehr weit entfernt von der Vollziehung, und überhaupt kaum ausführbar, sondern mehr ima-

---

d'état. Dieses Buch erschien bereits im Jahre 1639, also nur sechzehn Jahre nach Sarpis Tode. — Daru sucht Naudés Behauptungen ins Lächerliche zu ziehen. Es wäre ein sonderbares Mittel, meint er, einzig in der Absicht, einen Botschafter los zu werden, fünf- bis sechshundert unschuldige Menschen zu opfern. Wir antworten, daß die Entfernung Bedmars nur als ein untergeordneter Zweck erscheint; die Hauptsache war die Sicherung vor der Entdeckung; nebenher wurde aber auch erzielt, den spanischen Namen in ganz Italien verhaßt zu machen. Was die angebliche große Zahl von Hinrichtungen betrifft, so hat schon Ranke die übertriebenen Angaben früherer Geschichtschreiber berichtigt.

*) „Di poter dar sinistra interpretatione a quello che uscirà in luce“. Ranke, die Verschwörung u. s. w. 185.

ginär" *) gewesen sey. Alles dieß dürfte abermals für unsere Vermuthungen sprechen.

In demselben Monate, in welchem diese eben so blutigen als räthselhaften Scenen zu Venedig vorfielen, brach der böhmische Aufruhr aus, der das Signal zu dem verheerenden dreißigjährigen Kriege wurde. Es ist hier der Ort nicht, den Zusammenhang der kirchlich= und politisch=revolutionären Umtriebe zu schildern, welche, hauptsächlich von Genf, Saumur und Heidelberg ausgehend, über den größeren Theil Europas sich verbreiteten **), und deren nächster Zweck die Revolutionirung der Länder des österreichisch=spanischen Hauses war. Haag und London, vornehmlich aber Turin und Venedig, waren bedeutende Mittelglieder in der Kette dieser Machinationen. Nachdem Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungarn und Oesterreich bereits die Beute des Aufruhrs geworden, glaubten sich die Leiter ihres Erfolges bereits so sicher, daß der Markgraf von Ansbach sich berühmte, er habe die Mittel in Handen, die Welt aus den Angeln zu heben. —

Große Hoffnungen wurden dabei auf die Unterstützung der Venetianer gesetzt. Der ansbachische Secretär Neu traf im März 1619 als Abgeordneter der Union zu Venedig ein; die deutschen Protestanten begehrten nicht weniger als drei Millionen venetianische Ducaten, in drei Jahren zahlbar; aus den vorliegenden Papieren erhellt nicht, daß die Republik eine bestimmte Zusage gegeben. Neuerdings kam die Sache zur Sprache, als der Fürst Christian von Anhalt selbst in den letzten Tagen des Aprils nach Turin reiste, um mit dem Herzoge von Savoyen die weitere Ausführung der entworfenen Plane zu berathen. Zwei venetianische Botschafter nahmen

---

*) „Quantunque lontana dal effetto, anzi difficile da riuscire, et ancora imaginaria. Ranke, l. c. 180.

**) S. die documentirte Darstellung dieser Umwälzungsplane in der „Geheimben Anhaltischen Cantzley" und dem „Archiv der Unirten Protestierenden".

Theil an diesen Besprechungen. Das Verlangen, den spanischen Truppen den Zuzug aus Italien nach Deutschland zu verwehren, wurde leicht zugestanden; aber auf das Versprechen, den Krieg in Friaul wieder anzufangen, und auf bestimmte Geldzusagen ließen sich die Botschafter nicht ein. Bei diesen Verhandlungen war es, daß der Fürst von Anhalt mit den Aufruhrplanen des Herzogs von Ossuna *) bekannt gemacht wurde. (Die Ausführung dieser Plane scheiterte bekanntlich durch die Abrufung Ossunas, welchem das Madrider Cabinet in dem Cardinal Borgia einen unerwarteten Nachfolger gab).

Fortwährend bestand eine mächtige Parthei zu Venedig, welche an den Fortschritten der deutschen Protestanten großen Antheil nahm. Es soll sogar ein venetianischer Patritier nach Böhmen gekommen seyn, um hier die aufrüberischen Stände zur Ausdauer zu ermahnen, und ihnen Versprechungen zu machen. Auch in Konstantinopel wirkten die Venetianer zum Nachtheil Oesterreichs **). — Friedrich von Berg, Pfennigmeister der Unionscassa zu Nürnberg, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit einigen Vertrauten in der Inselstadt ***).

*) Archiv der Unirten Protestierenden, Append. 396. Es wird hier versichert, daß Ossuna den Venetianern Brindisi und noch einen Seehafen angeboten habe.

**) Der Herzog von Savoyen sagte den 26. Mai dem Fürsten von Anhalt: „Par les nouvelles de Venise il apert, que les Venitiens traittent avec les Bohemes par un Patritio Veneto, de tenir bon, et de se mettre en Republique, esperant le secours des Estats, de Venise et d'autres Princes, s'ils ne peuvent avoir le duc de Baviere pour leur Roy. (?) Et que les Venitiens faisoyent office a Constantinople pour envoyer des gens de guerre sur la frontiere de Hongrie, afin de donner jalousie aux Hongrois et empescher Ferdinand de ce costé-là“.

***) Der gewöhnliche Correspondent Bergs zu Venedig unterzeichnete nur mit der Ziffer 516; wer derselbe sey, reservirte sich

Wie es scheint, waren aber Sarpi und seine Genossen noch vorsichtiger geworden als früher. „Es hat heutigen Tages“ — schreibt Berg den 14./24. December 1619 an Anhalt — „bei den Venedigern diese Gelegenheit, daß die Affectionirten nicht allzeit, wie gern sie auch wollten, operiren könnten, und derowegen ihnen durch ministri publici muß materia an die Hand gegeben werden, damit sie sich regen, und in unsern favor sich erzeigen, sonderlich aber die päpstische Parthei mit der *ragion del ben publico* abtreiben, und also dem gemeinen Wesen etwas zu gute prästiren können. Denn sonst müssen bisweilen inconvenientia einfallen, demnach sie motu proprio, vielerlei suspetti halber, sonderlich wegen der Religion, oft Sachen, so sie gern vermieden sähen, passiren lassen müssen“.

Trotz der dringendsten Aufforderungen von Seite der Unirten ließ sich die Republik zur Erneuerung offener Feind-

---

Berg „per degni rispetti“, bei besserer Gelegenheit zu eröffnen; Anhalt aber werde solchen ohne andere Nomination schon penetriren, wenn er den Antipapa in Acht nehme. Archiv der Unirten Protestirenden. Append. 255. — Daß hier auf Sarpi angespielt wird, erhellt unter anderm aus Griselinis Memorie anedote spettanti alla vita ed agli studj di Fra Paolo. Uebrigens erlaubt sich Griselini, um seinen Helden vor dem Vorwurfe protestantischer Gesinnung zu reinigen, die Cancellaria secreta Anhaltina, welche nichts enthält, als Auszüge aus authentischen Documenten, geradezu ein „libro pieno di mendacj“ und ein „complesso di falsità“ zu nennen. Das ist freilich ein sehr kurzes Rechtfertigungsmittel. — Es existirt auch eine neuere Schrift zur Vertheidigung von Sarpis katholischer Rechtgläubigkeit: Justification de Fra Paolo Sarpi, ou Lettres d'un prêtre italien à un magistrat français sur le caractère et les sentiments de cet homme célèbre. Paris 1811. Wir konnten dieses Buch nicht zu Gesicht bekommen, sind aber der Meinung, daß Herr von Gola — so heißt nach Daru der Verfasser — als katholischer Priester seine Zeit hätte besser anwenden können.

setzte er nicht aus — namentlich auf literarischem Wege — einen erbitterten Krieg gegen das Papstthum zu führen.

Auch nach seinem Tode lebte sein Geist in Venedig fort. Zwar wurden unter Papst Alexander VII. die Jesuiten zurückgerufen; aber der Indifferentismus blieb vorherrschend. Als um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in ganz Europa die Früchte der falschen Philosophie zu reifen begannen, und von den katholischen Staaten aus die heftigsten Angriffe gegen das alte Kirchenthum eröffnet wurden, da ging Venedig auf der Bahn antikirchlicher Maaßregeln voraus. Das „Kirchenstaatsrecht" der Republik wurde von andern sich katholisch nennenden Staaten zum Muster genommen. Damals wurden auch Sarpis beinahe vergessene Schriften wieder hervorgesucht, und neue Auflagen davon veranstaltet.

Ueber diese seine literarischen Bestrebungen müssen wir noch einiges nachholen.

Auf Aufforderung seiner calvinistischen Freunde*) hatte er es unternommen, eine Geschichte des Conciliums von Trient zu schreiben. Im Jahr 1619 erschien die erste Ausgabe dieses berüchtigten Buches zu London; sein Freund M. A. de Dominis, welcher — wie wir wissen — nach England ausgewandert war, hatte sie hier drucken lassen, unter dem Titel: Geschichte des Trienter Conciliums, in welcher alle Kunstgriffe aufgedeckt sind, die der römische Hof anwandte, um zu verhindern, daß die wahre Lehre erkannt, die Reformation des Papstthums und der Kirche verhandelt werde**). Dieser Zusatz mußte der Verbreitung des Werks unter den Katholiken schaden; Sarpi

*) Mémoires de *Mornay*.

**) Historia del Concilio Tridentino. Nella quale si scoprono tutti gl'artificij della Corte di Roma, per impedire che nè la verità di dogmi si palesasse, ne la riforma del Papato e della chiesa si tratasse. Di Pietro *Soave* Polano. In Londra, appresso Giov. Billio, Reg. Stampat. 1619. Fol.

äußerte deßhalb auch sein Mißfallen darüber *), und bei den folgenden Ausgaben ward er weggelassen.

Mit welchem Jubel das Buch von den Protestanten aufgenommen wurde, läßt sich leicht denken. Auch haben wir nichts dagegen, daß es noch heutigen Tages von ihnen gerühmt nnd gepriesen wird, obgleich Sarpis Lügenhaftigkeit durch Pallavicini und andere Schriftsteller gründlich nachgewiesen worden ist. Selbst Ranke, wie sehr er auch sein Urtheil auf Schrauben stellt, vermag der Wahrhaftigkeit Sarpis eben kein glänzendes Zeugniß zu geben. — Dagegen aber müssen wir uns verwahren, daß noch immer hie und da der Taschenspielerstreich gebraucht wird, dieses aus erbittertem Haße gegen das Papstthum hervorgegangene Werk für eine katholische Geschichte des Trienter Conciliums auszugeben. Solcher Perfidie — wir wissen keinen deutschen Ausdruck, welcher das Fremdwort vollständig wiedergäbe — können wir leider auch Ranke nicht völlig frei sprechen **). Er sagt: „Fra Paolo stand an der Spitze einer katholischen Opposition gegen den Papst“; — und an einem andern Orte:

*) In einem Briefe, den er durch den P. Fulgentio an M. A. de Dominis schreiben ließ, den 13. Februar 1620. Letzterer hatte das Buch dem König von England gewidmet, und dafür ein Geschenk von 300 Pfund Sterling erhalten. Sarpi meinte, er sollte mit ihm, als dem wahren Verfasser, wenigstens theilen. S. *Le Bret*, Dissertatio de statu praesenti Ecclesiae graecae in Dalmatia. p. 38.

**) Auch von Sarpis Styl ist Ranke entzückt; er findet ihn rein und ungesucht, und nennt ihn ein „wahres Labsal“. Hören wir ein anderes Urtheil, das über italienische Schreibart wohl gewichtiger ist, als das des deutschen Geschichtsforschers. Landi (in den Noten zu Tiraboschi), obgleich er für Sarpi im Allgemeinen sehr eingenommen ist, findet seinen Styl „hart, verwirrt und fehlerhaft“, und fügt bei, dieser „große Mann“, wie er ihn nennt, habe „niemals gut zu schreiben verstanden, selbst in seiner Muttersprache nicht“.

„Billig hält man in allen(?) katholischen Staaten das Andenken Paolo Sarpi's in hohen Ehren“.

Wir haben, wie uns dünkt, zur Genüge gezeigt, daß Sarpi auch nicht im Mindesten mehr den Namen eines Katholiken verdiente. Er war vollkommener Protestant. Seine Briefe beurkunden ihn als solchen *). Litera scripta manet.

Schon Bossuet sagte: „Unter der Kutte barg Sarpi ein hugenottisches Herz: im Stillen war er bemüht, die Messe, obgleich er sie täglich las, in Mißachtung zu bringen“ **). Pallavicini führt eine Aeußerung an, welche wir nach allem, was wir von Sarpi's Gesinnung wissen, für vollkommen

---

*) Die Protestanten sahen dieß auch sehr gut ein; deßhalb verhinderten sie den Druck dieser Briefe, welche den Geschichtschreiber des Trienter Conciliums als vollkommenen Calvinisten zeigen. „On a imprimé ici ses lettres“, schreibt Bayle den 21. Sept. 1671; „mais on croit qu'on en arrêtera l'impression, à cause que MM. de Rome y verroient qu'il entretenoit commerce avec ceux de notre Religion, comme M. du Plessis-Mornay, M. Diodati etc., et qu'ainsi ils recuseroient son temoignage touchant l'Histoire du Concile que nous leur opposons. Ce fut une des raisons qui obligea feu M. Daillé à s'opposer à l'impression de ces mêmes lettres, quoiqu'au reste il eût beaucoup de passion pour la gloire du P. Paul“. Nouvelles lettres de M. *Bayle*, I, 60.

**) Histoire des variations des églises protestantes. L. VII. — Es ist wirklich schwer zu begreifen, wie noch in unsern Tagen Mohnike die Platitude Le Brets wiederholen konnte: „Sarpi war wirklich ein Katholik, aber kein römischer Katholik“. Noch sonderbarer aber lautet das Schlußurtheil: „Der Sinn des großen Mannes war evangelisch“. Das also nennt man „evangelisch“, wenn ein Geistlicher sein ganzes Leben eine Religion heuchelt, welche er innerlich verabscheut, wenn er täglich die Messe liest, die er in seinem Herzen als Abgötterei verdammt, wenn er seine Stellung als Priester und Staatsbeamter mißbraucht, um die Kirche, der er Treue und Gehorsam geschworen, auf alle Weise zu befeinden und zu untergraben!

äußerte deßhalb auch sein Mißfallen darüber *), und bei den folgenden Ausgaben ward er weggelassen.

Mit welchem Jubel das Buch von den Protestanten aufgenommen wurde, läßt sich leicht denken. Auch haben wir nichts dagegen, daß es noch heutigen Tages von ihnen gerühmt nnd gepriesen wird, obgleich Sarpis Lügenhaftigkeit durch Pallavicini und andere Schriftsteller gründlich nachgewiesen worden ist. Selbst Ranke, wie sehr er auch sein Urtheil auf Schrauben stellt, vermag der Wahrhaftigkeit Sarpis eben kein glänzendes Zeugniß zu geben. — Dagegen aber müssen wir uns verwahren, daß noch immer hie und da der Taschenspielerstreich gebraucht wird, dieses aus erbittertem Haße gegen das Papstthum hervorgegangene Werk für eine katholische Geschichte des Trienter Conciliums auszugeben. Solcher Perfidie — wir wissen keinen deutschen Ausdruck, welcher das Fremdwort vollständig wiedergäbe — können wir leider auch Ranke nicht völlig frei sprechen **). Er sagt: „Fra Paolo stand an der Spitze einer katholischen Opposition gegen den Papst"; — und an einem andern Orte:

---

*) In einem Briefe, den er durch den P. Fulgentio an M. A. de Dominis schreiben ließ, den 13. Februar 1620. Letzterer hatte das Buch dem König von England gewidmet, und dafür ein Geschenk von 300 Pfund Sterling erhalten. Sarpi meinte, er sollte mit ihm, als dem wahren Verfasser, wenigstens theilen. S. *Le Bret*, Dissertatio de statu praesenti Ecclesiae graecae in Dalmatia. p. 38.

**) Auch von Sarpis Styl ist Ranke entzückt; er findet ihn rein und ungesucht, und nennt ihn ein „wahres Labsal". Hören wir ein anderes Urtheil, das über italienische Schreibart wohl gewichtiger ist, als das des deutschen Geschichtsforschers. Landi (in den Noten zu Tiraboschi), obgleich er für Sarpi im Allgemeinen sehr eingenommen ist, findet seinen Styl „hart, verwirrt und fehlerhaft", und fügt bei, dieser „große Mann", wie er ihn nennt, habe „niemals gut zu schreiben verstanden, selbst in seiner Muttersprache nicht".

„Billig hält man in allen(?) katholischen Staaten das Andenken Paolo Sarpi's in hohen Ehren“.

Wir haben, wie uns dünkt, zur Genüge gezeigt, daß Sarpi auch nicht im Mindesten mehr den Namen eines Katholiken verdiente. Er war vollkommener Protestant. Seine Briefe beurkunden ihn als solchen *). Litera scripta manet.

Schon Bossuet sagte: „Unter der Kutte barg Sarpi ein hugenottisches Herz: im Stillen war er bemüht, die Messe, obgleich er sie täglich las, in Mißachtung zu bringen“ **). Pallavicini führt eine Aeußerung an, welche wir nach allem, was wir von Sarpi's Gesinnung wissen, für vollkommen

*) Die Protestanten sahen dieß auch sehr gut ein; deßhalb verhinderten sie den Druck dieser Briefe, welche den Geschichtschreiber des Trienter Conciliums als vollkommenen Calvinisten zeigen. „On a imprimé ici ses lettres“, schreibt Bayle den 21. Sept. 1671; „mais on croit qu'on en arrêtera l'impression, à cause que MM. de Rome y verroient qu'il entretenoit commerce avec ceux de notre Religion, comme M. du Plessis-Mornay, M. Diodati etc., et qu'ainsi ils recuseroient son temoignage touchant l'Histoire du Concile que nous leur opposons. Ce fut une des raisons qui obligea feu M. Daillé à s'opposer à l'impression de ces mêmes lettres, quoiqu'au reste il eût beaucoup de passion pour la gloire du P. Paul“. Nouvelles lettres de M. *Bayle*, I, 60.

**) Histoire des variations des églises protestantes. L. VII. — Es ist wirklich schwer zu begreifen, wie noch in unsern Tagen Mohnike die Platitude Le Brets wiederholen konnte: „Sarpi war wirklich ein Katholik, aber kein römischer Katholik“. Noch sonderbarer aber lautet das Schlußurtheil: „Der Sinn des großen Mannes war evangelisch“. Das also nennt man „evangelisch“, wenn ein Geistlicher sein ganzes Leben eine Religion heuchelt, welche er innerlich verabscheut, wenn er täglich die Messe liest, die er in seinem Herzen als Abgötterei verdammt, wenn er seine Stellung als Priester und Staatsbeamter mißbraucht, um die Kirche, der er Treue und Gehorsam geschworen, auf alle Weise zu befeinden und zu untergraben!

glaublich halten: bis im Jahre 1607 der [illegible] nach Venedig kam, und nur Sarpi zu [illegible] wünschte, insofern dieser [illegible]. Der [illegible] einer [illegible] zu [illegible], welche den Papst für den [illegible].

[illegible] alle diese Beschönigungen, Sarpi's heftige Angriffe gegen das Papstthum als eine aus historischem Standpunkte hervorgehende „Opposition gegen weltliche Uebergriffe des römischen Hofes“ darzustellen? [illegible] nur jene traurige Zeit zurückrufen zu können, in welcher ein großer Theil der katholischen Christenheit sich [illegible] ließ, man könne das Papstthum bekämpfen und doch gut katholisch seyn? Aus jener Zeit — der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — stammt hauptsächlich Sarpi's Berühmtheit; seine Schriften waren es, aus welchen der unglückliche Febronius einen großen Theil seiner verderblichen Sophismen schöpfte.

Auch in unsern Tagen haben einzelne verirrte Geister, ein Wessenberg, ein Ellendorf, die Rolle Sarpi's zu spielen versucht. Allein die Zeit der Täuschungen ist vorüber; alle guten Katholiken sind von der lebendigen Ueberzeugung durchdrungen, daß die Kirche nur in inniger Uebereinstimmung mit ihrem sichtbaren Oberhaupte bestehen kann.

XXXIV.

Luther's Eherecht.

Die Zeitungen berichten, daß der Gesetzentwurf zurückgenommen sey, durch den die preußische Regierung den, von der Ehe handelnden Bestimmungen ihres Landrechtes jene religiöse Grundlage zurückgeben wollte, welche vor etwa sechzig Jahren in den alten Provinzen der Monarchie dem Bewußtseyn der protestantischen Bevölkerung, bis auf

ihre letzten Reste und Erinnerungen, abhanden gekommen ist. Die, wie es heißt, nunmehr aufgegebene, oder vertagte Absicht war ohne Zweifel löblich und das Hauptmotiv des neuen Gesetzes bedurfte in sofern keiner Rechtfertigung, als es auf den einfachen Satz hinauslief: daß eine Nation, deren Familienrecht in solcher Weise zerrüttet ist, nothwendig in nicht langer Frist im Sumpfe der tiefsten Entsittlichung enden müsse. — Allein der erbitterte Widerspruch, an welchem das neue Gesetz Schiffbruch litt, war zu laut und allgemein, als daß er aus dem Irrthum oder bösen Willen Einzelner erklärt, oder andern Zufälligkeiten zugeschrieben werden könnte. Auch dieser Widerspruch hat seine tiefere Wurzel und relative Berechtigung. Die Regierung, die ohne Zweifel in ihrem Rechte war, wenn sie das preußische Eherecht reformiren wollte, glaubte außerdem noch die schwierige Stellung einer Schutzmacht des Protestantismus behaupten zu müssen. Ihre Wortführer stellten daher den bedenklichen Satz auf: daß das preußische Eherecht auf den Urtypus des Reformationszeitalters zurückgeführt werden müsse, als welcher erst durch die leidige Aufklärung des vorigen Jahrhunderts verloren gegangen sey. — Dieses unwahre und schielende Argument war die Achillesferse des Entwurfs. Die Opposition machte dagegen siegreich geltend: daß die beabsichtigte Restauration der alten Strenge ein Abfall sey von den Grundprincipien der lutherischen Reformation, und daß die Regierung, wenn sie die Ideen, welche auf jenes Gesetz geführt, consequent verfolge, unvermeidlich zu einem Kampfe mit dem Geiste desselben Protestantismus werde getrieben werden, den sie vorzugsweise zu schützen und aufrecht zu erhalten sich anheischig gemacht.

In der That: wer zu gleicher Zeit nach Süden und nach Norden steuern wollte, würde schwerlich jemals von der Stelle kommen, und mit den Mitteln und Ideen der Auflösung, der Verwirrung, der Empörung läßt sich unmöglich ein Reich der Ordnung und des Friedens gründen. Kraft innerer Nothwendigkeit wurde das heilsame Vorhaben der preußischen Regierung durch den ihm beigegebenen Ballast protestantischer Rechtsideen in den Abgrund gezogen. Dieses Mal, wie so oft in unserer Zeit, war die Opposition in der günstigen Lage, wahr und ehrlich sagen zu dürfen, was sie dachte und wollte, während die Vertheidiger der Regierungszwecke um keinen Preis eingestehen durften, was klar am Tage lag: den innern und diametralen Widerspruch, der zwischen dem neuen Gesetze und jenem Geiste obwaltet, welcher vor dreihundert Jahren zur Lossagung vom Glauben der Kirche getrie-

anderweitige Untersuchungen in diesen Blättern dargethan haben, aus seinem eigenthümlichen Seelenzustande und aus jenem Entwickelungsgange hervor, den sein inneres Leben genommen. Er hatte alles Ernstes, durch eigene Kraft und Anstrengung, ohne die Gnade, heilig und gerecht seyn wollen, um der Vergebung der Sünde und der Erlösung nicht zu bedürfen. Der an Irrsinn gränzende Zustand der innern Marter, in welchen er durch diese sündhafte und verkehrte, aus gränzenlosem Hochmuth hervorgehende Bemühung gerathen war, konnte, wie sich von selbst versteht, nur ein unglückliches Ende nehmen. Nachdem er sich umsonst in einem Uebermaaß von Bußwerken erschöpft hatte, welche ihm keinen Frieden gewähren konnten, weil ihnen der Geist der Liebe und jene Demuth fehlte, die das Evangelium verlangt, sprang er ermattet in das entgegengesetzte Extrem um, läugnete jetzt in offener Empörung gegen die Worte der heiligen Schrift und die klare Lehre der Kirche, alle und jede Verdienstlichkeit guter Werke, und ging, nachdem er bald darauf das Werkzeug abgefeimter, politischer Demagogen geworden war, gepeitscht von wilder, jedes klaren Gedankens unfähiger Leidenschaft, in einem Labyrinthe von Verwirrungen und Widersprüchen zu Grunde *).

---

*) Eine Sammlung von Beweisstellen für das oben Gesagte, gezogen aus Luther's Werken und eine hieraus abgeleitete, richtige Charakteristik Luther's enthält die treffliche Schrift: Die Leipziger Allgemeine Zeitung vor dem Richterstuhl der Geschichte. Oder: Actenmäßige Beiträge zur Geschichte der Kirchenspaltung des sechszehnten Jahrhunderts. Von dem Verfasser des Sendschreibens eines schlesischen Papisten an den ehemaligen Professor der Theologie, Herrn Dr. Rheinwald. Mainz 1842. — Wenn jedoch der Herr Verfasser (S. 4, Note 1) glaubt, daß mehrere der grellen Widersprüche in Luther's Behauptungen davon herrühren, daß er im Beginn seiner Auflehnung des katholischen Glaubens noch nicht ganz habe los werden können, so theilen wir diese Ansicht wenigstens nicht in Beziehung auf seine Rechtfertigungslehre, sondern glauben vielmehr, daß er dieselbe absichtlich in Dunkelheit und Widerspruch gehüllt habe, und dieß zwar, theils um die katholischen Gegner zu täuschen, und die Gefährlichkeit und den Unsinn seiner Fundamentaltheorie zu verdecken, theils um sich eine Hinterpforte bei deren Vertheidigung offen zu halten. Wenn z. B. Luther in seiner Disputation vom Jahre 1520 die beiden Thesen: **Fides nisi sit sine ullis, etiam minimis operibus, non justificat, imo non est fides,** und: **Impossibile est fidem esse sine assiduis, multis et magnis operibus** — dicht neben einander stellt — so ist es unmöglich, daß er beide zugleich in g u t e m G l a u b e n habe vertheidigen wollen oder können. Er selbst gesteht mit der naivsten Offenheit, daß er sich dergleichen Kunstgriffe zur Täuschung der Katholiken und zur Verhehlung

Nicht lange, nachdem Luther in der oben angegebenen Weise am Glauben Schiffbruch gelitten hatte, zeigte sich auf dem sittlichen Gebiete der nothwendige und unvermeidliche Rückschlag seiner Rechtfertigungstheorie. War diese, wie an einem andern Orte nachgewiesen ist, das Product einer grauenvollen, innern Ueberhebung gewesen, kraft welcher Luther nach einem vergeblichen Versuche, aus den Schranken und Bedingungen der menschlichen Natur herauszutreten, schmollend mit Gott, jedwedes Streben nach sittlicher Heiligung aufgegeben und verdammt hatte, — so folgte solchem Stolze jene Züchtigung auf dem Fuße nach, mit welcher die göttliche Gerechtigkeit gewöhnlich die Sünden der Hoffart zu strafen pflegt. — Derselbe Mönch, der einst mit seinen Scrupeln die Geduld aller seiner Gewissensräthe ermüdet hatte; der statt Gott zu danken, welcher ihn vor schweren Sünden bewahrt, schon wegen der täglichen Uebertretungen, in die auch der Gerechte fällt, an der Barmherzigkeit Gottes verzweifelt war; der statt mit kindlichem Sinne das Kreuz seiner Unvollkommenheit in Demuth zu tragen, sich beklagt hatte, daß er „nichts von Weibern zu beichten hatte, sondern die rechten Knoten", d. h. jene trüben Gespenster einer, durch lieblos hoffärtige Strenge verdüsterten Phantasie; jener Klosterbruder, den kein Beichtvater zu trösten und zu beruhigen vermocht hatte, — derselbe fiel jetzt, nachdem ihm das trügerische Licht seiner Rechtfertigungslehre aufgegangen war, aus der Wolkenregion einer übel verstandenen Ascese in den sittlichen Schmutz der allerrohesten Sinnlichkeit, und bestätigte zum tausendsten Male die alte Wahrheit, daß pseudomystischer Stolz

---

seiner wahren Gesinnung bedient habe. — (Siehe die Beweisstellen in den hist. pol. Blättern Bd. VII, S. 336 Note.) Deßhalb gibt es nicht leicht eine Thesis Luther's, der nicht die entschieden entgegengesetzte Behauptung aus seinen eigenen Schriften gegenübergestellt werden könnte. Häufig fällt dieser Widerspruch allerdings seiner innern Unklarheit und leidenschaftlichen Unbeständigkeit zur Last; wo aber die Antithesen, wie im oben angeführten Falle, dicht neben einander stehen, ist es unmöglich, sich des Glaubens an Planmäßigkeit und Absicht zu entschlagen. — Daß übrigens dieser Kniff in den Schriften aller jener Unglücklichen wieder kehrt, die seit dem Entstehen der Kirche die Erblehre zu verfälschen trachteten, ist eine Bemerkung, die bereits das christliche Alterthum machte. Auch heute noch pflegen die immer seltener werdenden Vertheidiger der altlutherischen Theorien sich derselben Tactik zu bedienen; sie liefern, wenn ein absurder oder unsittlicher Satz ihres Meisters angefochten wird, sofort den Beweis, daß dieser anderswo etwas Anderes oder das Gegentheil behauptet habe.

und gemeine Unlauterkeit im Leben und in der Gesinnung Zwillingsgeschwister sind.

In der That war Luthers Ansicht von dem gegenseitigen Verhältnisse der Geschlechter nur eine nahe liegende und unvermeidliche Folgerung, auf welche er, von dem oben geschilderten, dogmatisch-ethischen Standpunkte aus, den er in seiner Rechtfertigungslehre genommen, nothwendig in kurzer Zeit kommen mußte. War der Mensch des freien Willens beraubt, und schlechthin zu allem und jedem Guten untüchtig, wie konnte er hoffen, den Kampf gegen die mächtigste aller Leidenschaften zu bestehen? War jedes gute Werk eine Todsünde, in welchem Lichte mußte dem Gründer der neuen Glaubens- und Sittenlehre die Tugend der Keuschheit, ein ununterbrochen fortgesetzter Act von guten Werken, erscheinen! War es endlich nicht nur unmöglich, sondern auch überflüßig, sich selbst zu überwinden, und durfte der, welcher seinen Heiland im Glauben erfaßt hatte, getrost darauf lossündigen (peccare fortiter nach dem bekannten Rathe Luther's an Melanchthon), so war nicht abzusehen, warum der Gläubige dem Stachel des Fleisches widerstreben sollte! — Wer dieß Alles überlegt, wird nicht erstaunen, daß Luther schon einige Jahre, nachdem er mit seiner Theorie vom Glauben, der ohne Werke selig mache, in seinem Innern fertig geworden war, auch in Beziehung auf Ehe und Keuschheit Grundsätze verkündigte, die nicht nur dem, was die gesammte Christenheit seit den Zeiten der Apostel im Glauben und Leben geübt hatte, grell widersprachen, sondern selbst mit dem Zeugnisse in Widerspruch standen, welches die bessern Elemente der alten Heidenwelt von dem Werthe der Reinigkeit und des jungfräulichen Standes abgelegt hatten. Luther stellt nämlich als oberstes Princip seiner Lehre von den Werken des Fleisches die Ansicht auf, daß der Mensch, schlechthin ein willenloser Sclave seines Naturtriebes, die heilige Pflicht habe, diesem ungesäumt und pünktlich zu gehorchen. — Daß diese Thesis nichts als eine einfache Anwendung und Folgerung aus dem Grundirrthum vom servum arbitrium sey, ist oben schon bemerkt, jedoch w a n n Luther sie zuerst gezogen habe, mit Sicherheit nicht zu ermitteln. Schon im Jahre 1519 kommt eine, auf jene Grundansicht deutende Aeußerung in seinem Sermon vom ehelichen Stande vor. Er giebt den Rath, „daß Eltern ihre Kinder gewehnen, daß sie sich nicht schemen, v o n i h n e n z u b e g e r e n e i n e h e l i c h G e m a h l“ *).

---

*) Fünf Jahre später stellt Luther (Jenaische deutsche Ausgabe Bd. II, S. 430 b) eine andere Regel auf: „Die Eltern sollen wissen, daß ein Mensch zur Ehe

Ein Jahr später legt er seines Herzens eigentliche Meinung in der Schrift über die babylonische Gefangenschaft (1520) schon viel deutlicher an den Tag. — Die erste Ausgabe derselben enthält in Betreff der Heiligkeit der Ehe Grundsätze des Reformators, die seiner Zeit voraneilend, selbst heute, und sogar an der „jungen Literatur“ auffallen würden. Wir werden dieselben weiter unten beleuchten. Noch ein Jahr später (1521) gesteht er in einem Briefe an einen weibersüchtigen Priester: er halte die Ehe, selbst wenn die Gatten mit dem größten Mangel kämpfen müßten, für ein Paradies („et paradisum arbitror conjugium, vel summa inopia laborans“). Endlich im folgenden Jahre läßt er die letzte Hülle fallen, und tritt in klassischer Nacktheit mit dem unsaubern Geheimniß seiner Gesinnung an den Tag. „Eine Dirne“ (schreibt er 1522 in seinem Buche wider den falsch genannten geistlichen Stand) „eine Dirne, wo nicht eine hohe seltzame Gnade da ist, kan sie eines Mannes eben so wenig gerathen, als essen, trinken, schlaffen und andere natürliche notturfft. Widerumb auch also ein Mann kan eines Weibs nicht gerathen. Ursach ist die, Es ist eben so tief eingepflantzet der Natur, Kinder zeugen, als essen und trinken. Darum hat Gott den leib, die glider, Adern, flüß und alles was dazu dienet, geben vnd eingesetzt. Wer nun diesem wehren will vnd nicht lassen gehen, wie die Natur wil vnd muß, was thut der anders, dann daß er wil wehren, daß Natur nicht natur sey, das Fewer nicht

---

geschaffen ist, Früchte seines Leibes von sich zu zichten. Sowohl als ein Baum geschaffen ist, Aepfel und Birnen zu tragen, wo Gottes hohe, sonderliche Gnad und Wunder die Natur nicht ändert oder hindert.“ Darum sind sie auch schuldig, den Kindern zur Ehe zu helfen, und aus der Gefahr der Unkeuschheit zu setzen. Thun sie das nicht, so sind es nicht mehr Eltern. So ist das Kind schuldig (NB.) sich selbst zu verloben (doch zuvor dasselb angesagt und der Eltern Läßigkeit beklagt) und ihm selbs aus der Gefahr der Unkeuschheit, und in den Stand, dazu es geschaffen ist, zu helfen. Es gefalle Vater, Mutter, Freunden oder Feinden“. Luther selbst hat dieses Gesetz in seinem eigenen Hausstande nicht befolgt. „D. Martin ward einst zornig über den Ungehorsam seiner Jungfrauen, so er bei ihm im Hause hatte und nehrete, und befahl, man solle sie mit einem guten Knittel züchtigen, daß ihr das Mann nehmen verginge. Denn es wäre nicht rathsam, daß junge Leut in der ersten Hitze und plötzlich freieten. Denn wenn sie den Fürwitz gebüßt hätten, so gereuts sie bald darnach, und könnte keine beständige Ehe bleiben. Aber wenn sie nun zu ihren vollkommenen Jahren kommen, alsdann mögen sie freien“. (Tischreden. Frankfurt 1569. S. 309. Cap. 29.)

brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, noch trinke, noch schlaffe"? In derselben Schrift heißt es: „Aus dem spruch" (Wachset vnd mehret euch) seind wir gewiß, daß Mann vnd Weib sollen vnd müssen zusammen, daß sie sich mehren ..... Darumb also wenig, als in meiner Macht stehet, daß ich kein Mannsbild sey, Also wenig steht es auch bei mir, daß ich ohn Weib sey. Wiederumb auch, also wenig, als in deiner Macht stehet, daß du kein Weibsbild seiest, Also wenig stehet es auch bei dir, daß du ohne Mann seiest. Denn es ist nicht ein frei willköre oder rath, sondern ein nötig natürlich ding, daß alles was ein Mann ist, muß ein Weib haben, vnd was ein Weib ist, muß ein Mann haben. Dann diß wort, das Gott spricht, Wachset vnd mehret euch, ist nicht ein gebott, sondern mehr dann ein Gebot, nemlich ein Göttlich Werk, das nicht bey vns stehet zu verhindern oder nachzulassen, Sondern ist eben also not, als daß ich ein Mannsbild sey, vnd nötiger dann essen vnd trinken, fegen und auswerfen, schlaffen und wachen. Es ist ein eingepflanzte Natur vnd Art, eben so wol als die glidmaß, die dazu gehören. Darumb, gleich wie Gott niemand gebeut, daß er Mann oder Weib sey, sondern schafft, daß sie so müssen sein, Also gebeut er auch nicht sich mehren, sondern schaffet, daß sie sich müssen mehren. Vnd wo man das wil wehren, da ist dennoch vngewehrt, vnd gehet doch durch Hurerey, Ehbruch vnd stumme Sünd seinen Weg, Denn es ist Natur vnd nicht willköre hierinnen". Deßhalb sind denn, wie er in demselben Buche fortfährt: ..... „Pfaffen, Münch vnd Nonnen schuldig ihr Gelübd zu lassen, wo sie sich finden, daß Gottes geschepffe sich zu besamen vnd zu mehren in jhnen kräfftig vnd tüchtig ist, Vnd haben kein macht, durch einigen gewalt, gesetz, gebott, gelübd, solche Gottes geschöpffe an jhnen selbst zu hindern, Hindern sie es aber, so sey du gewiß, daß sie nicht rein bleiben, vnn mit Stummen sünden oder Hurerey sich besudeln müssen, Dann sie vermögen Gottes Wort vnd geschepff an jhnen nicht wehren, Es geht, wie es Gott gemacht hat".....

Noch weiter entwickelt Luther die Theorie (1525) in einem Briefe an Wolfgang Reissenbusch, einen abgefallenen Antonitermönch: „Wer sich nun für einen Menschen helt, vnd glaubt, daß er vnter dem wort, Mensch, begriffen sey, der höre hie, was sein Gott vnd Schepffer über ihn schleußt; Wer aber ja einsam sein wil, der thue den Namen Mensch, weg, und beweise oder schaffe, daß er

äußerte deßhalb auch sein Mißfallen darüber *), und bei den folgenden Ausgaben ward er weggelassen.

Mit welchem Jubel das Buch von den Protestanten aufgenommen wurde, läßt sich leicht denken. Auch haben wir nichts dagegen, daß es noch heutigen Tages von ihnen gerühmt und gepriesen wird, obgleich Sarpis Lügenhaftigkeit durch Pallavicini und andere Schriftsteller gründlich nachgewiesen worden ist. Selbst Ranke, wie sehr er auch sein Urtheil auf Schrauben stellt, vermag der Wahrhaftigkeit Sarpis eben kein glänzendes Zeugniß zu geben. — Dagegen aber müssen wir uns verwahren, daß noch immer hie und da der Taschenspielerstreich gebraucht wird, dieses aus erbittertem Haße gegen das Papstthum hervorgegangene Werk für eine katholische Geschichte des Trienter Conciliums auszugeben. Solcher Perfidie — wir wissen keinen deutschen Ausdruck, welcher das Fremdwort vollständig wiedergäbe — können wir leider auch Ranke nicht völlig frei sprechen **). Er sagt: „Fra Paolo stand an der Spitze einer katholischen Opposition gegen den Papst“; — und an einem andern Orte:

---

*) In einem Briefe, den er durch den P. Fulgentio an M. A. de Dominis schreiben ließ, den 13. Februar 1620. Letzterer hatte das Buch dem König von England gewidmet, und dafür ein Geschenk von 300 Pfund Sterling erhalten. Sarpi meinte, er sollte mit ihm, als dem wahren Verfasser, wenigstens theilen. S. *Le Bret*, Dissertatio de statu praesenti Ecclesiae graecae in Dalmatia. p. 38.

**) Auch von Sarpis Styl ist Ranke entzückt; er findet ihn rein und ungesucht, und nennt ihn ein „wahres Labsal“. Hören wir ein anderes Urtheil, das über italienische Schreibart wohl gewichtiger ist, als das des deutschen Geschichtsforschers. Landi (in den Noten zu Tiraboschi), obgleich er für Sarpi im Allgemeinen sehr eingenommen ist, findet seinen Styl „hart, verwirrt und fehlerhaft“, und fügt bei, dieser „große Mann“, wie er ihn nennt, habe „niemals gut zu schreiben verstanden, selbst in seiner Muttersprache nicht“.

„Billig hält man in allen(?) katholischen Staaten das Andenken Paolo Sarpi's in hohen Ehren“.

Wir haben, wie uns dünkt, zur Genüge gezeigt, daß Sarpi auch nicht im Mindesten mehr den Namen eines Katholiken verdiente. Er war vollkommener Protestant. Seine Briefe beurkunden ihn als solchen *). Litera scripta manet.

Schon Bossuet sagte: „Unter der Kutte barg Sarpi ein hugenottisches Herz: im Stillen war er bemüht, die Messe, obgleich er sie täglich las, in Mißachtung zu bringen“ **). Pallavicini führt eine Aeußerung an, welche wir nach allem, was wir von Sarpi's Gesinnung wissen, für vollkommen

*) Die Protestanten sahen dieß auch sehr gut ein; deßhalb verhinderten sie den Druck dieser Briefe, welche den Geschichtschreiber des Trienter Conciliums als vollkommenen Calvinisten zeigen. „On a imprimé ici ses lettres“, schreibt Bayle den 21. Sept. 1671; „mais on croit qu'on en arrêtera l'impression, à cause que MM. de Rome y verroient qu'il entretenoit commerce avec ceux de notre Religion, comme M. du Plessis-Mornay, M. Diodati etc., et qu'ainsi ils recuseroient son temoignage touchant l'Histoire du Concile que nous leur opposons. Ce fut une des raisons qui obligea feu M. Daillé à s'opposer à l'impression de ces mêmes lettres, quoiqu'au reste il eût beaucoup de passion pour la gloire du P. Paul“. Nouvelles lettres de M. *Bayle*, I, 60.

**) Histoire des variations des églises protestantes. L. VII. — Es ist wirklich schwer zu begreifen, wie noch in unsern Tagen Mohnike die Platitude Le Brets wiederholen konnte: „Sarpi war wirklich ein Katholik, aber kein römischer Katholik“. Noch sonderbarer aber lautet das Schlußurtheil: „Der Sinn des großen Mannes war evangelisch“. Das also nennt man „evangelisch“, wenn ein Geistlicher sein ganzes Leben eine Religion heuchelt, welche er innerlich verabscheut, wenn er täglich die Messe liest, die er in seinem Herzen als Abgötterei verdammt, wenn er seine Stellung als Priester und Staatsbeamter mißbraucht, um die Kirche, der er Treue und Gehorsam geschworen, auf alle Weise zu befeinden und zu untergraben!

glaublich halten: Als im Jahr 1620 der holländische Diplomat Aersens nach Venedig kam, und auch Sarpi zu sprechen wünschte, äußerte dieser seine Freude, „den Botschafter einer Republik zu sehen, welche den Papst für den Antichrist halte“.

Wozu also diese Bemühungen, Sarpi's heftige Angriffe gegen das Papstthum als eine aus katholischem Standpunkte hervorgehende „Opposition gegen weltliche Uebergriffe des römischen Hofes“ darzustellen? Meint man jene traurige Zeit zurückrufen zu können, in welcher ein großer Theil der katholischen Christenheit sich vorspiegeln ließ, man könne das Papstthum bekämpfen und doch gut katholisch seyn? Aus jener Zeit — der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — stammt hauptsächlich Sarpi's Apotheose; seine Schriften waren es, aus welchen der unglückliche Hontheim einen großen Theil seiner verderblichen Sophismen schöpfte.

Auch in unsern Tagen haben einzelne verirrte Geister, ein Wessenberg, ein Ellendorf, die Rolle Sarpi's zu spielen versucht. Allein die Zeit der Täuschungen ist vorüber; alle guten Katholiken sind von der lebendigen Ueberzeugung durchdrungen, daß die Kirche nur in inniger Uebereinstimmung mit ihrem sichtbaren Oberhaupte bestehen kann.

XXXIV.

Luther's Eherecht.

Die Zeitungen berichten, daß der Gesetzentwurf zurückgenommen sey, durch den die preußische Regierung den, von der Ehe handelnden Bestimmungen ihres Landrechtes jene religiöse Grundlage zurückgeben wollte, welche vor etwa sechzig Jahren in den alten Provinzen der Monarchie dem Bewußtseyn der protestantischen Bevölkerung, bis auf

ihre letzten Reste und Erinnerungen, abhanden gekommen ist. Die, wie es heißt, nunmehr aufgegebene, oder vertagte Absicht war ohne Zweifel löblich und das Hauptmotiv des neuen Gesetzes bedurfte in sofern keiner Rechtfertigung, als es auf den einfachen Satz hinauslief: daß eine Nation, deren Familienrecht in solcher Weise zerrüttet ist, nothwendig in nicht langer Frist im Sumpfe der tiefsten Entsittlichung enden müsse. — Allein der erbitterte Widerspruch, an welchem das neue Gesetz Schiffbruch litt, war zu laut und allgemein, als daß er aus dem Irrthum oder bösen Willen Einzelner erklärt, oder andern Zufälligkeiten zugeschrieben werden könnte. Auch dieser Widerspruch hat seine tiefere Wurzel und relative Berechtigung. Die Regierung, die ohne Zweifel in ihrem Rechte war, wenn sie das preußische Eherecht reformiren wollte, glaubte außerdem noch die schwierige Stellung einer Schutzmacht des Protestantismus behaupten zu müssen. Ihre Wortführer stellten daher den bedenklichen Satz auf: daß das preußische Eherecht auf den Urtypus des Reformationszeitalters zurückgeführt werden müsse, als welcher erst durch die leidige Aufklärung des vorigen Jahrhunderts verloren gegangen sey. — Dieses unwahre und schielende Argument war die Achillesferse des Entwurfs. Die Opposition machte dagegen siegreich geltend: daß die beabsichtigte Restauration der alten Strenge ein Abfall sey von den Grundprincipien der lutherischen Reformation, und daß die Regierung, wenn sie die Ideen, welche auf jenes Gesetz geführt, consequent verfolge, unvermeidlich zu einem Kampfe mit dem Geiste desselben Protestantismus werde getrieben werden, den sie vorzugsweise zu schützen und aufrecht zu erhalten sich anheischig gemacht.

In der That: wer zu gleicher Zeit nach Süden und nach Norden steuern wollte, würde schwerlich jemals von der Stelle kommen, und mit den Mitteln und Ideen der Auflösung, der Verwirrung, der Empörung läßt sich unmöglich ein Reich der Ordnung und des Friedens gründen. Kraft innerer Nothwendigkeit wurde das heilsame Vorhaben der preußischen Regierung durch den ihm beigegebenen Ballast protestantischer Rechtsideen in den Abgrund gezogen. Dieses Mal, wie so oft in unserer Zeit, war die Opposition in der günstigen Lage, wahr und ehrlich sagen zu dürfen, was sie dachte und wollte, während die Vertheidiger der Regierungszwecke um keinen Preis eingestehen durften, was klar am Tage lag: den innern und diametralen Widerspruch, der zwischen dem neuen Gesetze und jenem Geiste obwaltet, welcher vor dreihundert Jahren zur Lossagung vom Glauben der Kirche getrie-

ben hatte. Die Vertheidiger des Entwurfs mußten sich die undankbare, rein weggeworfene Mühe geben, dieß offene Geheimniß durch die scharfsinnigsten Argumente zu verschleiern. Vergebens beriefen sie sich auf die alten, protestantischen Eheordnungen, welche allerdings dem katholischen Eherechte noch bei weitem näher stehen, als das preußische Landrecht. — Leider vergaß man bei dieser Ausführung das oft gerühmte Lebensprincip des Protestantismus: den Fortschritt! — Jene Gesetze, auf deren Vorgang man sich jetzt berief, stammen aus einer Zeit, wo die weltliche Macht, als sie zu ihrem Schrecken gewahrte, daß der Abfall weiter gehe, als es dem Interesse des Territorialismus zuträglich ist, dem „Fortschritt" Einhalt zu thun beabsichtigte. Nicht der Geist des Protestantismus hat jene hemmenden und beschränkenden Ordnungen erzeugt, sondern die fürstliche Kirchenpolizei, die den vorwärts treibenden Geist der Reformation von Staats wegen zu knebeln, den Strom der Entwickelung zu Gunsten des neu entstehenden Absolutismus zu hemmen, die zur vollen Entfaltung des Protestantismus eilende, historische Entwickelung desselben in einem dürren und langweiligen Justemilieu festzuhalten suchte. Das Experiment war in Deutschland meisterlich gelungen, bis etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der eingefangene Genius der „Reformation" sich eigenmächtig, als die Wächter schliefen, auf freien Fuß gesetzt, und seitdem jene riesenhaften Fortschritte gemacht hat, welche die eine Hälfte der Welt mit Abscheu von sich weist, die andere mit Jubel und Frohlocken begrüßt. Aus diesem freigewordenen Geiste des Protestantismus ist auch das preußische Landrecht hervorgegangen, dessen eherechtliche Bestimmungen nichts als eine ehrliche Consequenz der Grundsätze sind, in deren Namen Luther die Hälfte unsers Vaterlandes zur Trennung von der Einheit der christlichen Kirche bewog.

Die hier entwickelten Behauptungen werden Vielen eine harte Rede dünken. Wir verlangen auch nicht, daß Jemand sie ohne Beweis hinnehme, und legen daher im Nachfolgenden, größtentheils mit den eigenen Worten des „Reformators", jedem Unbefangenen eine Uebersicht des Systemes vor, welches Luther dem Eherechte der alten Kirche gegenüberstellte.

Bekanntlich hat Luther's Trennung von der allgemeinen christlichen Kirche ihren Ursprung aus der Ueberzeugung genommen, daß der Mensch unfähig zu allem Guten und des freien Willens beraubt, durch den Glauben allein, und nur dann, wenn er sich sorgfältig vor den guten Werken hüte, selig werden könne. — Diese Ansicht ging, wie bereits

anderweitige Untersuchungen in diesen Blättern dargethan haben, aus seinem eigenthümlichen Seelenzustande und aus jenem Entwickelungsgange hervor, den sein inneres Leben genommen. Er hatte alles Ernstes, durch eigene Kraft und Anstrengung, ohne die Gnade, heilig und gerecht seyn wollen, um der Vergebung der Sünde und der Erlösung nicht zu bedürfen. Der an Irrsinn gränzende Zustand der innern Marter, in welchen er durch diese sündhafte und verkehrte, aus gränzenlosem Hochmuth hervorgehende Bemühung gerathen war, konnte, wie sich von selbst versteht, nur ein unglückliches Ende nehmen. Nachdem er sich umsonst in einem Uebermaaß von Bußwerken erschöpft hatte, welche ihm keinen Frieden gewähren konnten, weil ihnen der Geist der Liebe und jene Demuth fehlte, die das Evangelium verlangt, sprang er ermattet in das entgegengesetzte Extrem um, längnete jetzt in offener Empörung gegen die Worte der heiligen Schrift und die klare Lehre der Kirche, alle und jede Verdienstlichkeit guter Werke, und ging, nachdem er bald darauf das Werkzeug abgefeimter, politischer Demagogen geworden war, gepeitscht von wilder, jedes klaren Gedankens unfähiger Leidenschaft, in einem Labyrinthe von Verwirrungen und Widersprüchen zu Grunde *).

---

*) Eine Sammlung von Beweisstellen für das oben Gesagte, gezogen aus Luther's Werken und eine hieraus abgeleitete, richtige Charakteristik Luther's enthält die treffliche Schrift: Die Leipziger Allgemeine Zeitung vor dem Richterstuhl der Geschichte. Oder: Actenmäßige Beiträge zur Geschichte der Kirchenspaltung des sechszehnten Jahrhunderts. Von dem Verfasser des Sendschreibens eines schlesischen Papisten an den ehemaligen Professor der Theologie, Herrn Dr. Rheinwald. Mainz 1842. — Wenn jedoch der Herr Verfasser (S. 4, Note 1) glaubt, daß mehrere der grellen Widersprüche in Luther's Behauptungen davon herrühren, daß er im Beginn seiner Auflehnung des katholischen Glaubens noch nicht ganz habe los werden können, so theilen wir diese Ansicht wenigstens nicht in Beziehung auf seine Rechtfertigungslehre, sondern glauben vielmehr, daß er dieselbe absichtlich in Dunkelheit und Widerspruch gehüllt habe, und dieß zwar, theils um die katholischen Gegner zu täuschen, und die Gefährlichkeit und den Unsinn seiner Fundamentaltheorie zu verdecken, theils um sich eine Hinterpforte bei deren Vertheidigung offen zu halten. Wenn z. B. Luther in seiner Disputation vom Jahre 1520 die beiden Thesen: Fides nisi sit sine ullis, etiam minimis operibus, non justificat, imo non est fides, und: Impossibile est fidem esse sine assiduis, multis et magnis operibus -- dicht neben einander stellt — so ist es unmöglich, daß er beide zugleich in gutem Glauben habe vertheidigen wollen oder können. Er selbst gesteht mit der naivsten Offenheit, daß er sich dergleichen Kunstgriffe zur Täuschung der Katholiken und zur Verhehlung

Nicht lange nachdem Luther in der oben angegebenen Weise am Glauben Schiffbruch gelitten hatte, zeigte sich auf dem sittlichen Gebiete der nothwendige und unvermeidliche Rückschlag seiner Rechtfertigungstheorie. War diese, wie an einem andern Orte nachgewiesen ist, das Product einer grauenvollen, innern Ueberhebung gewesen, kraft welcher Luther nach einem vergeblichen Versuche, aus den Schranken und Bedingungen der menschlichen Natur herauszutreten, schmollend mit Gott, jedwedes Streben nach sittlicher Heiligung aufgegeben und verdammt hatte, — so folgte solchem Stolze jene Züchtigung auf dem Fuße nach, mit welcher die göttliche Gerechtigkeit gewöhnlich die Sünden der Hoffart zu strafen pflegt. — Derselbe Mönch, der einst mit seinen Scrupeln die Geduld aller seiner Gewissensräthe ermüdet hatte; der statt Gott zu danken, welcher ihn vor schweren Sünden bewahrt, schon wegen der täglichen Uebertretungen, in die auch der Gerechte fällt, an der Barmherzigkeit Gottes verzweifelt war; der statt mit kindlichem Sinne das Kreuz seiner Unvollkommenheit in Demuth zu tragen, sich beklagt hatte, daß er „nichts von Weibern zu beichten hatte, sondern die rechten Knoten“, d. h. jene trüben Gespenster einer, durch lieblos hoffärtige Strenge verdüsterten Phantasie; jener Klosterbruder, den kein Beichtvater zu trösten und zu beruhigen vermocht hatte, — derselbe fiel jetzt, nachdem ihm das trügerische Licht seiner Rechtfertigungslehre aufgegangen war, aus der Wolkenregion einer übel verstandenen Ascese in den sittlichen Schmutz der allerrohesten Sinnlichkeit, und bestätigte zum tausendsten Male die alte Wahrheit, daß pseudomystischer Stolz

---

seiner wahren Gesinnung bedient habe. — (Siehe die Beweisstellen in den hist. pol. Blättern Bd. VII, S. 336 Note.) Deßhalb gibt es nicht leicht eine Thesis Luther's, der nicht die entschieden entgegengesetzte Behauptung aus seinen eigenen Schriften gegenübergestellt werden könnte. Häufig fällt dieser Widerspruch allerdings seiner innern Unklarheit und leidenschaftlichen Unbeständigkeit zur Last; wo aber die Antithesen, wie im oben angeführten Falle, dicht neben einander stehen, ist es unmöglich, sich des Glaubens an Planmäßigkeit und Absicht zu entschlagen. — Daß übrigens dieser Kniff in den Schriften aller jener Unglücklichen wieder kehrt, die seit dem Entstehen der Kirche die Erblehre zu verfälschen trachteten, ist eine Bemerkung, die bereits das christliche Alterthum machte. Auch heute noch pflegen die immer seltener werdenden Vertheidiger der altlutherischen Theorien sich derselben Tactik zu bedienen; sie liefern, wenn ein absurder oder unsittlicher Satz ihres Meisters angefochten wird, sofort den Beweis, daß dieser anderswo etwas Anderes oder das Gegentheil behauptet habe.

und gemeine Unlauterkeit im Leben und in der Gesinnung Zwillingsgeschwister sind.

In der That war Luthers Ansicht von dem gegenseitigen Verhältnisse der Geschlechter nur eine nahe liegende und unvermeidliche Folgerung, auf welche er, von dem oben geschilderten, dogmatisch-ethischen Standpunkte aus, den er in seiner Rechtfertigungslehre genommen, nothwendig in kurzer Zeit kommen mußte. War der Mensch des freien Willens beraubt, und schlechthin zu allem und jedem Guten untüchtig, wie konnte er hoffen, den Kampf gegen die mächtigste aller Leidenschaften zu bestehen? War jedes gute Werk eine Todsünde, in welchem Lichte mußte dem Gründer der neuen Glaubens- und Sittenlehre die Tugend der Keuschheit, ein ununterbrochen fortgesetzter Act von guten Werken, erscheinen! War es endlich nicht nur unmöglich, sondern auch überflüßig, sich selbst zu überwinden, und durfte der, welcher seinen Heiland im Glauben erfaßt hatte, getrost darauf lossündigen (peccare fortiter nach dem bekannten Rathe Luther's an Melanchthon), so war nicht abzusehen, warum der Gläubige dem Stachel des Fleisches widerstreben sollte! — Wer dieß Alles überlegt, wird nicht erstaunen, daß Luther schon einige Jahre, nachdem er mit seiner Theorie vom Glauben, der ohne Werke selig mache, in seinem Innern fertig geworden war, auch in Beziehung auf Ehe und Keuschheit Grundsätze verkündigte, die nicht nur dem, was die gesammte Christenheit seit den Zeiten der Apostel im Glauben und Leben geübt hatte, grell widersprachen, sondern selbst mit dem Zeugnisse in Widerspruch standen, welches die bessern Elemente der alten Heidenwelt von dem Werthe der Reinigkeit und des jungfräulichen Standes abgelegt hatten. Luther stellt nämlich als oberstes Princip seiner Lehre von den Werken des Fleisches die Ansicht auf, daß der Mensch, schlechthin ein willenloser Sclave seines Naturtriebes, die heilige Pflicht habe, diesem ungesäumt und pünktlich zu gehorchen. — Daß diese Thesis nichts als eine einfache Anwendung und Folgerung aus dem Grundirrthum vom servum arbitrium sey, ist oben schon bemerkt, jedoch w a n n Luther sie zuerst gezogen habe, mit Sicherheit nicht zu ermitteln. Schon im Jahre 1519 kommt eine, auf jene Grundansicht deutende Aeußerung in seinem Sermon vom ehelichen Stande vor. Er giebt den Rath, „daß Eltern ihre Kinder gewehnen, daß sie sich nicht schemen, v o n i h n e n z u b e g e r e n e i n e h e l i c h G e m a h l" *).

*) Fünf Jahre später stellt Luther (Jenaische deutsche Ausgabe Bd. II, S. 430 b) eine andere Regel auf: „Die Eltern sollen wissen, daß ein Mensch zur Ehe

Ein Jahr später legt er seines Herzens eigentliche Meinung in der Schrift über die babylonische Gefangenschaft (1520) schon viel deutlicher an den Tag. — Die erste Ausgabe derselben enthält in Betreff der Heiligkeit der Ehe Grundsätze des Reformators, die seiner Zeit voraneilend, selbst heute, und sogar an der „jungen Literatur" auffallen würden. Wir werden dieselben weiter unten beleuchten. Noch ein Jahr später (1521) gesteht er in einem Briefe an einen weibersüchtigen Priester: er halte die Ehe, selbst wenn die Gatten mit dem größten Mangel kämpfen müßten, für ein Paradies („et paradisum arbitror conjugium, vel summa inopia laborans"). Endlich im folgenden Jahre läßt er die letzte Hülle fallen, und tritt in klassischer Nacktheit mit dem unsaubern Geheimniß seiner Gesinnung an den Tag. „Eine Dirne" (schreibt er 1522 in seinem Buche wider den falsch genannten geistlichen Stand) „eine Dirne, wo nicht eine hohe seltzame Gnade da ist, kan sie eines Mannes eben so wenig gerathen, als essen, trinken, schlaffen und andere natürliche notturfft. Widerumb auch also ein Mann kan eines Weibs nicht gerathen. Vrsach ist die, Es ist eben so tief eingepflantzet der Natur, Kinder zeugen, als essen und trinken. Darum hat Gott den leib, die glider, Adern, flüß und alles was dazu dienet, geben vnd eingesetzt. Wer nun diesem wehren will vnd nicht lassen gehen, wie die Natur wil vnd muß, was thut der anders, dann daß er wil wehren, daß Natur nicht natur sey, das Fewer nicht

---

geschaffen ist, Früchte seines Leibes von sich zu sichten. Sowohl als ein Baum geschaffen ist, Aepfel und Birnen zu tragen, wo Gottes hohe, sonderliche Gnad und Wunder die Natur nicht ändert oder hindert.' Darum sind sie auch schuldig, den Kindern zur Ehe zu helfen, und aus der Gefahr der Unkeuschheit zu setzen. Thun sie das nicht, so sind es nicht mehr Eltern. So ist das Kind schuldig (NB.) sich selbst zu verloben (doch zuvor dasselb angesagt und der Eltern Läßigkeit beklagt) und ihm selbs aus der Gefahr der Unkeuschheit, und in den Stand, dazu es geschaffen ist, zu helfen. Es gefalle Vater, Mutter, Freunden oder Feinden". Luther selbst hat dieses Gesetz in seinem eigenen Hausstande nicht befolgt. „D. Martin ward einst zornig über den Ungehorsam seiner Jungfrauen, so er bei ihm im Hause hatte und nehrete, und befahl, man solle sie mit einem guten Knittel züchtigen, daß ihr das Mann nehmen verginge. Denn es wäre nicht rathsam, daß junge Leut in der ersten Hitze und plötzlich freieten. Denn wenn sie den Fürwitz gebüßt hätten, so gereuts sie bald darnach, und könnte keine beständige Ehe bleiben. Aber wenn sie nun zu ihren vollkommenen Jahren kommen, alsdann mögen sie freien". (Tischreden. Frankfurt 1569. S. 309. Cap. 29.)

brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, noch trinke, noch schlaffe"? In derselben Schrift heißt es: „Aus dem spruch" (Wachset vnd mehret euch) seind wir gewiß, daß Mann vnd Weib sollen vnd müssen zusammen, daß sie sich mehren ..... Darumb also wenig, als in meiner Macht stehet, daß ich kein Mannsbild sey, Also wenig steht es auch bei mir, daß ich ohn Weib sey. Wiederumb auch, also wenig, als in deiner Macht stehet, daß du kein Weibsbild seiest, Also wenig stehet es auch bei dir, daß du ohne Mann seiest. Denn es ist nicht ein frei willköre oder rath, sondern ein nötig natürlich ding, daß alles was ein Mann ist, muß ein Weib haben, vnd was ein Weib ist, muß ein Mann haben. Dann diß wort, das Gott spricht, Wachset vnd mehret euch, ist nicht ein gebott, sondern mehr dann ein Gebot, nemlich ein Göttlich Werk, das nicht bey vns stehet zu verhindern oder nachzulassen, Sondern ist eben also not, als daß ich ein Mannsbild sey, vnd nötiger dann essen vnd trinken, fegen und auswerfen, schlaffen und wachen. Es ist ein eingepflanzte Natur vnd Art, eben so wol als die glidmaß, die dazu gehören. Darumb, gleich wie Gott niemand gebeut, daß er Mann oder Weib sey, sondern schafft, daß sie so müssen sein, Also gebeut er auch nicht sich mehren, sondern schaffet, daß sie sich müssen mehren. Vnd wo man das wil wehren, da ist dennoch vngewehrt, vnd gehet doch durch Hurerey, Ehbruch vnd stumme Sünd seinen Weg, Denn es ist Natur vnd nicht willköre hierinnen". Deßhalb sind denn, wie er in demselben Buche fortfährt: .....„Pfaffen, Münch vnd Nonnen schuldig ihr Gelübd zu lassen, wo sie sich finden, daß Gottes geschepffe sich zu besamen vnd zu mehren in jhnen kräfftig vnd tüchtig ist, Vnd haben kein macht, durch einigen gewalt, gesetz, gebott, gelübd, solche Gottes geschöpffe an jhnen selbst zu hindern, Hindern sie es aber, so sey du gewiß, daß sie nicht rein bleiben, vnn mit Stummen sünden oder Hurerey sich besudeln müssen, Dann sie vermögen Gottes Wort vnd geschepff an jhnen nicht wehren, Es geht, wie es Gott gemacht hat".....

Noch weiter entwickelt Luther die Theorie (1525) in einem Briefe an Wolfgang Reissenbusch, einen abgefallenen Antonitermönch: „Wer sich nun für einen Menschen helt, vnd glaubt, daß er vnter dem wort, Mensch, begriffen sey, der höre hie, was sein Gott vnd Schepffer über ihn schleust; Wer aber ja einsam sein wil, der thue den Namen Mensch, weg, und beweise oder schaffe, daß er

ein Engel oder Geist sey. Denn einem Menschen gibt noch gestatts Gott nicht in keinem Weg". Ja er steigert sich in seinem Schreiben an die Herren des deutschen Ordens (1523) zu der Behauptung, daß wer ohne Ehe bleibe und Keuschheit gelobe, „der thue eben so viel, als der Ehebruch oder andere Stücke von Gott verboten, gelobet". —

Daß Luther nach diesen Vordersätzen das von ihm neu entdeckte Gebot der Begattung über die andern Vorschriften des Dekalogs stellt, darf bei seiner sonstigen Gemüthsart nicht Wunder nehmen. „Gleich wie hohe not vnd hart gebott ist", schreibt er 1529, „da Gott spricht, du solt nicht tödten, Du solt nicht Ehbrechen, Eben so hohe not vnd harte gebott, ja vil höher not vnd härter gebott ists, Du solt Ehelich sein, Du solt ein Weib haben, Du solt einen Mann haben. Dann da stehet Gottes Wort, Gott schuff den Menschen, Männlein vnd Frewlin vnd sprach, Sie sollen ein leib sein, der Mann wird Vatter und Mutter lassen, vnd an seinem Weib hangen. Solche Wort Gottes sind nicht in vnser frey Willköre gestellet, wie die Jungfrawschafft vnd einsame Keuschheit, sondern es muß vnd soll also sein, wie sie lauten, Mann und Weib sind geschaffen, daß sie sollen ein Leib sein, vnd an einander hangen vnd bleiben. Solch gebott muß man mit predigen vnd solchen Büchern treiben, vnd den ledigen Personen, so zur einsamen Keuschheit nicht begnadet sind, das Gewissen damit beschweren, nötigen, vnd plagen, bis sie hinan müssen, vnd zuletzt sagen: Sols sein, muß es sein, kans nicht anders sein, so walts Gott, vnd sey gewagt". Noch mehr! Er setzt zu einer Zeit, wo er noch nicht begonnen hatte, den Laien beide Gestalten des Abendmahls zu reichen, — die Nothwendigkeit der Befriedigung des Geschlechtstriebes gradezu über diese Unterscheidungslehre der neuen Kirche. (1522 im Buche von beider Gestalt.) „Not hat kein gebott, Not hat keine scham, Not hat kein schand, Not hat kein Ergerniß. Wenn solche Not were beider Gestalt zu niessen, Wollten wir auch kein Ergerniß oder schwach Gewissen ansehen".

Aeusserungen solcher Art, deren Zahl sich aus Luther's Schriften leicht ansehnlich vervielfachen ließe, können als Aussprüche eines unbändigen Geschlechtstriebes, welcher über Vernunft und Glauben Herr geworden, nur das tiefe Mitleid jedes christlichen Lesers erregen. Was aber jedes noch nicht ganz verkommene, sittliche Gefühl tief empören muß, ist die Stellung, welche er dem neuen Epicurismus gegenüber der

christlichen Kirche gab. — Stellte er den Satz auf: daß das Gesetz des Fleisches, welches der natürliche Mensch in seinen Gliedern fühlt, den freien Willen ausschließe, daß es die Tugend der Keuschheit sonach unmöglich mache, und gründete er hierauf die absolute Nothwendigkeit der Befriedigung der Geschlechtslust für jedes mannbare, gesunde Wesen des einen oder des andern Geschlechts, so begreift es sich leicht, daß er den Cälibat der Geistlichen für eine Bürde halten mußte, die über menschliche Kräfte gehe. Er mußte folglich die Aufhebung desselben als ein heiliges Menschenrecht in Anspruch nehmen. — Dieß war ein Irrthum und zwar, wie wir gesehen haben, ein durch eignen Hochmuth verschuldeter; aber er lag in der Consequenz seines Systems, und hätte sich noch immer mit einer gewissen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit vereinigt denken lassen. — Allein in seiner Epistel an die Herrn des deutschen Ordens vom Jahre 1523 (Jenaische Ausgabe Th. II. Fol. 194) lesen wir folgendes: „Weiter sage ich, Obs geschehe, daß eins, zwey, hundert, tausend vnnd noch mehr Concilia beschlössen, Daß Geistliche möchten Ehelich werden, Oder was mehr Gottes Wort zuvor hat zu thun vnd zu lassen beschlossen, so wolt ich ehe durch die Finger sehen, vnd Gottes Gnade vertrawen, den, der sein lebenlang, eine, zwo, drei Huren hatte, denn dem, der ein ehelich Weib neme nach solcher Concilia beschluß, vnd sonst ausser solchen Beschluß keins thurst nehmen. Vnd wolt auch allen an Gottes statt gebieten, vnd rathen, daß niemand auß Macht solchs Schluß ein Eheweib neme, bey verlust seiner Seelen seligkeit, sondern solt nur allererst Keusch leben, Oder wo jhm das vnmöglich were, in seiner Schwachheit und Sünde nicht verzagen, vnd Gottes Hand anrufen“.

Die Saat solcher Grundsätze hat im Laufe dreier Jahrhunderte tausendfältige Früchte getragen, und diejenigen protestantischen Regierungen, welche heute daran denken durch Wiederherstellung eines strengen Eherechts den naturnothwendigen Folgen der Losreißung von der Kirche zu wehren, werden Gelegenheit haben, die Errungenschaft der „Reformation“ auch von dieser Seite kennen zu lernen. Bei den eben entwickelten Grundsätzen war es aber unmöglich, daß Luther sich über die ziemlich nahe liegenden Einwendungen täuschen konnte, welche sich gegen die praktische Anwendung seiner neuen Lehre erheben mußten. Die erste Schwierigkeit lag in der augenscheinlichen Unmöglichkeit, junge Leute in dem Augenblick, wo sie mannbar werden, zur Ehe schreiten zu lassen. Gestattete aber Luther in dieser Hinsicht eine Ausnahme

von seinen früher bezeichneten Grundregeln, stellte er die Forderung: daß Jünglinge und Mädchen in einem Alter, wo der Naturtrieb am mächtigsten ist, demselben um eines sittlichen Motivs willen Widerstand leisten, ihn überwinden sollten, so hatte er sein eigenes, auf der Theorie von der Unfreiheit des Willens beruhendes System durchlöchert, und zugegeben, daß es möglich sey, sich den Anforderungen des Fleisches um Gotteswillen zu entziehen. Außerdem beweist und bewies, damals wie jetzt, die tägliche Erfahrung, daß die Zahl derer, welchen menschliche Verhältnisse mancher Art, — Armuth, Lebensweise und Art der Beschäftigung — den ehelosen Stand gebieten, ohne Vergleich größer sey, als der Kreis Jener, die dem Dienste der Kirche oder dem Streben nach christlicher Vollkommenheit, die Freuden der Ehe zum Opfer bringen. War es möglich, dem harten Gesetze der Nothwendigkeit zu gehorchen, welches der Zustand der menschlichen Gesellschaft, wie sie einmal ist, dem Einzelnen wider seinen Willen auferlegt, konnten und sollten diejenigen keusch leben, denen es aus äußern Gründen unmöglich ist, sich zu verheirathen, — so war die Keuschheit überhaupt keine Chimäre und keine Sünde, wie Luther will. Dann konnten auch Jene, die um eines höhern und heiligen Zweckes willen, zum Dienste der menschlichen Gesellschaft, mit freiem Willen, Keuschheit gelobt hatten, ehelos bleiben, ohne sich des göttlichen Gerichtes schuldig zu machen, womit der Stifter der neuen Kirche sie bedroht. War aber umgekehrt die Keuschheit schlechthin mit der menschlichen Natur unvereinbar, war es sündhaft: auch nur den Vorsatz eines jungfräulichen Lebens zu hegen, so war damit auch zugleich die Zurechnung wegen aller und jeder Geschlechtssünden für diejenigen aufgehoben, welche einem ganz andern und bei weitem strengern Gesetze als dem kirchlichen, d. h. der thatsächlichen Nothwendigkeit gehorchten, wenn sie ehelos blieben.

Luther hat diesen Knoten nicht gelöst, er hat ihn auf die ungeschickteste und gedankenloseste Weise zu zerhauen versucht. Er wirft allerdings die oben erwähnten Fragen in seinem Buche vom ehelichen Leben (1522) auf, beantwortet sie aber in einer Weise, die seiner bereits geschilderten Theorie würdig ist. „Ja sagen sie, es were gut Ehlich werden, wie will ich mich aber ernehren? Ich hab nichts. Nim ein Weib vnnd iß davon ꝛc. Daß ist das grössest Hindernuß, das allermeist die Ehe hindert vnd zerreißet ꝛc. Faule, fressige Schelmen wollen sie sein, die nichts arbeiten dürffen. Darumb wollen sie freyen, wann sie reiche, hübsche, fromme, freundliche Weiber haben mögen. Ja harr, wir wollen sie dir mahlen lassen ꝛc. Darumb beschliessen,

wer sich nicht findet geschickt zur Keuschheit“ (es ist früher gezeigt, daß Luther dieselbe für unmöglich und naturwidrig erklärte!), „der thue bei zeit dazu, daß er etwas schaffe vnd zu arbeiten hab, Vnd wags darnach in Gottes Namen, vnd greif zur Ehe. Ein Knab auffs lengst, wann er zwantzig, ein Megdlin, wanns funffzehn oder achtzehn Jar ist. So sind sie noch gesund vnd geschickt. Vnd lasse Gott sorgen, wie sie mit ihren Kindern ernehret werden. Gott macht Kinder, der wirdt sie auch wol ernehren. Hebt er dich vnd sie nicht hoch auff Erden, so laß Dir begnügen, daß er dir ein Christliche Ehe geben hat, vnnd erkennen laß, Daß er dich dort hoch erhebe ꝛc. . . . . . Kanstu nicht ein Junker oder Fürst sein, so sei ein Dienstknecht oder Dienstmagd“. Diese Lehre, bei welcher er ohnedieß schon rein willkührlich den früher eintretenden Zeitpunkt der Mannbarkeit bei Jünglingen auf das zwanzigste Jahr hinausschiebt, sucht er nach seiner Weise durch Berufung auf die heilige Schrift und jene Verhältnisse zu rechtfertigen, die im Kindesalter der menschlichen Gesellschaft galten. — Aber auch hier geht er in seiner Weise von den willkührlichsten Voraussetzungen aus, die das zu Beweisende als bewiesen vorauszusetzen. „Judas wirdt nicht vil vber achtzehn Jar gewesen sein, als er das Weib nam“ (woher diese Annahme?); „So hat das Weib auch bey achtzehn oder zwantzig Jaren müssen sein, als er bei jhr schlieff. Das sage ich darumb, daß man sehe, wie fein Regiment zu der Zeit gewesen ist, daß man die Jungen Leute bald zur Eh gegeben hat, daß desto mehr Unzucht nach bliebe“. Aeußerungen wie diese, verbunden mit den früher berichteten Behauptungen: daß die Ehe an sich (auch die, ohne Aussicht auf hinreichenden Lebensunterhalt geschlossene) ein irdisches Paradies sey, und daß jene Eltern ihre heiligste Pflicht verletzen, welche sich einer zu frühzeitigen Liebe ihrer Kinder aus ökonomisch-prosaischen Gründen widersetzen, erklären jene überspannten und phantastischen Ansichten, welche, zumal in Deutschland, die Quelle gränzenlosen Unheils und mannichfacher Zerrüttung des Familienlebens geworden sind. — Der verderbliche Wahn: daß die Ehe ein Zustand unermeßlicher Glückseligkeit sey, muß seiner Natur nach die Quelle der traurigsten Enttäuschungen werden, so bald diejenigen, welche mit solchen Vorstellungen einen Bund für ihr Leben geschlossen haben, inne werden, das wahres, eheliches Glück nur unter der Voraussetzung ächt christlicher Geduld und strenger Selbstverläugnung möglich ist. — Wird ein Irrwahn jener Art unter der Jugend eines Volkes herrschend, und wird diese vollends systematisch darauf angewiesen,

die Zeit ruhiger Ueberlegung ja nicht abzuwarten, den Rath älterer und erfahrener Personen vor Schließung einer Ehe mit nichten zu hören, sondern dem ersten Drange einer unklaren Leidenschaft zu folgen, und den Impuls der sinnlichen Liebe als ein heiliges Gesetz zu betrachten, dem jedwede Rücksicht auf die wichtigsten und ernstesten Verhältnisse des Lebens unbedingt weichen müsse, — so kann jeder Denkende das Facit dieser Rechnung selbst ziehen, und den Erfolg bemessen, den solche Lehren im Laufe der Zeit unabweislich auf das eheliche Leben eines großen Theiles der Nation üben mußten. — Daß die deutsche Romanenliteratur, welche mit diesem Geiste geschwängert ist, eine moralische Pest für unser Volk sey, darüber waltet unter allen Urtheilsfähigen nicht leicht ein Zweifel ob, daß aber dieses Uebel als unmittelbare und nothwendige Frucht aus der wörtlichen Anwendung der Lehren des Wittenberger Reformators erwuchs, — diese Wahrheit ist weit weniger bekannt, als sie verdient.

Luther's Grundsätze haben jedoch nicht bloß die Jugend, als die Pflanzschule der Ehe, auf eine Weise vergiftet, daß dessen eigene Anhänger unter den Zeitgenossen des Reformationswerkes nicht Worte genug finden können, das gräuliche Verderben zu beklagen, welches aus der Predigt des „Evangeliums erwachsen sey. Der Reformator hat in folgerechter Entwickelung seiner Grundprincipien auch an der Heiligkeit der Ehe selbst gerüttelt, und jene Auflockerung des heiligsten aller Bande vorbereitet, deren bedrohliches Gefolge heute die preußische Regierung nachdenklich macht. Wenn Luther der Keuschheit überhaupt den Krieg erklärt, wenn er seinen Anhängern den Ungehorsam gegen die Gesetze der Kirche, allein um des Ungehorsams willen, zur Gewissenspflicht macht, so ergiebt sich die Anwendung dieser Lehren auf das Eherecht von selbst. Die christliche Ehe ruht, nicht minder wie der Ordensstand und die priesterliche Zucht, auf dem Boden der Keuschheit. Keuschheit ist aber hier wie dort: Selbstüberwindung, Beschränkung und Unterjochung des Fleisches unter das Gesetz Gottes und seiner Kirche. Umgekehrt: wird den wilden Wassern der Lust freier Spielraum gegönnt, wird ihnen der Damm der priesterlichen Disciplin und der vollkommenere Stand des jungfräulichen Lebens geopfert, weil der Wille des Menschen unfähig sey, dessen sinnliche Natur zu beherrschen, so sind mit der Annahme dieser gefährlichsten aller Irrlehren auch die Einfriedigungen Preis gegeben, welche die Kirche um die Ehe und das häusliche Leben gezogen hat. Denn ist erst die Begierde und die thierische Brunst Herr im Hause, wie soll dann noch von Zucht und bescheidener

Enthaltsamkeit in der Ehe die Rede seyn, und wie ist es möglich, wenn diese Schutzwehren einmal durchbrochen sind, die successive, ja die gleichzeitige Vielweiberei zurückzuweisen, in der die sittliche Kraft und Tüchtigkeit jedes Volkes ohne Rettung zu Grabe gehen muß.

In der eben geschilderten Beziehung kann dem Reformator Mangel an Offenheit viel weniger zum Vorwurf gemacht werden, als in mancher andern Hinsicht. Seine eigenen Folgerungen aus seinen Grundprincipien zeichnen eine Bahn vor, welche die modernen Prediger der Emancipation des Fleisches in Deutschland und Frankreich nur noch um wenige Schritte zu verfolgen hatten, um zu ihren heutigen Resultaten zu gelangen. Nur in der Rohheit und Zuchtlosigkeit des Ausdrucks sind sie hinter ihrem Vorbilde zurückgeblieben; die Grundgedanken sind im Wesentlichsten die nämlichen. — Predigen Vernunft und Kirche Mäßigkeit und Schonung des Weibes selbst beim rechtmäßigen Gebrauch der Ehe, so begreift es sich leicht, daß Luther diese heilsamen Schranken niederwerfen mußte, weil sie unverträglich sind mit jener wilden Fleischeslust, deren Befriedigung er für das höchste und alleinige Gesetz erkennt. „Es haben wol", meint er in seiner Auslegung des siebenten Capitels der ersten Epistel an die Corinther (1523) „etliche alte Lehrer den heidnischen Spruch geführt: „„Wer zu hitzig ist in der Liebe, der ist an seinem eigenen Weib ein Ehebrecher"". Aber ein Heyd hats geredt, darumb acht ich sein nicht, vnd sag es sey nicht wahr. Es kann freilich niemand an seinem Weib ein Ehbrecher werden, er wolt sie dann nicht für sein Weib halten, oder nicht als sein Weib berühren". Daß heilige Nächte und Schwangerschaft den Mann zur Enthaltsamkeit vermögen sollen, wie die kirchliche Praxis will, mißfällt ihm nicht minder. Da ihm das Weib nichts ist als ein Mittel zur Befriedigung der Lust, sucht er auch in diesem Stücke die alte fromme Sitte zu schwächen, und redet dem Fleisch unverholen das Wort. „Ich acht, es möge von der Sachen nicht beß geredt werden, denn hie S. Paulus redet, daß der Ehstand sey da, als ein hilff vnd Mittel wider die Vnkeuschheit. Darumb wer sein braucht, der Vnkeuschheit zu wehren, halt ich, der hab hie S. Paulum zum Fürsprecher vnd schutzherrn. Daher muß das auch nicht recht sein, daß man an etlichen orten Braut und Breutgam von ein ander reisset bis in die dritte nacht, nach dem exempel Tobiä .... Wenn Tobiä exempel so vil gilt, Warumb gilt nicht des Patriarchen Jacob exempel vil mehr, Der sein Lea die erste nacht berürt vnd erkannte. Frey sols sein, Narren sinds, die in solchen sachen strick vnd gesetz stellen.

die Zeit ruhiger Ueberlegung ja nicht abzuwarten, den Rath älterer und erfahrener Personen vor Schließung einer Ehe mit nichten zu hören, sondern dem ersten Drange einer unklaren Leidenschaft zu folgen, und den Impuls der sinnlichen Liebe als ein heiliges Gesetz zu betrachten, dem jedwede Rücksicht auf die wichtigsten und ernstesten Verhältnisse des Lebens unbedingt weichen müsse, — so kann jeder Denkende das Facit dieser Rechnung selbst ziehen, und den Erfolg bemessen, den solche Lehren im Laufe der Zeit unabweislich auf das eheliche Leben eines großen Theiles der Nation üben mußten. — Daß die deutsche Romanenliteratur, welche mit diesem Geiste geschwängert ist, eine moralische Pest für unser Volk sey, darüber waltet unter allen Urtheilsfähigen nicht leicht ein Zweifel ob, daß aber dieses Uebel als unmittelbare und nothwendige Frucht aus der wörtlichen Anwendung der Lehren des Wittenberger Reformators erwuchs, — diese Wahrheit ist weit weniger bekannt, als sie verdient.

Luther's Grundsätze haben jedoch nicht bloß die Jugend, als die Pflanzschule der Ehe, auf eine Weise vergiftet, daß dessen eigene Anhänger unter den Zeitgenossen des Reformationswerkes nicht Worte genug finden können, das gräuliche Verderben zu beklagen, welches aus der Predigt des „Evangeliums erwachsen sey. Der Reformator hat in folgerechter Entwickelung seiner Grundprincipien auch an der Heiligkeit der Ehe selbst gerüttelt, und jene Auflockerung des heiligsten aller Bande vorbereitet, deren bedrohliches Gefolge heute die preußische Regierung nachdenklich macht. Wenn Luther der Keuschheit überhaupt den Krieg erklärt, wenn er seinen Anhängern den Ungehorsam gegen die Gesetze der Kirche, allein um des Ungehorsams willen, zur Gewissenspflicht macht, so ergiebt sich die Anwendung dieser Lehren auf das Eherecht von selbst. Die christliche Ehe ruht, nicht minder wie der Ordensstand und die priesterliche Zucht, auf dem Boden der Keuschheit. Keuschheit ist aber hier wie dort: Selbstüberwindung, Beschränkung und Unterjochung des Fleisches unter das Gesetz Gottes und seiner Kirche. Umgekehrt: wird den wilden Wassern der Lust freier Spielraum gegönnt, wird ihnen der Damm der priesterlichen Disciplin und der vollkommenere Stand des jungfräulichen Lebens geopfert, weil der Wille des Menschen unfähig sey, dessen sinnliche Natur zu beherrschen, so sind mit der Annahme dieser gefährlichsten aller Irrlehren auch die Einfriedigungen Preis gegeben, welche die Kirche um die Ehe und das häusliche Leben gezogen hat. Denn ist erst die Begierde und die thierische Brunst Herr im Hause, wie soll dann noch von Zucht und bescheidener

Enthaltsamkeit in der Ehe die Rede seyn, und wie ist es möglich, wenn diese Schutzwehren einmal durchbrochen sind, die successive, ja die gleichzeitige Vielweiberei zurückzuweisen, in der die sittliche Kraft und Züchtigkeit jedes Volkes ohne Rettung zu Grabe gehen muß.

In der eben geschilderten Beziehung kann dem Reformator Mangel an Offenheit viel weniger zum Vorwurf gemacht werden, als in mancher andern Hinsicht. Seine eigenen Folgerungen aus seinen Grundprincipien zeichnen eine Bahn vor, welche die modernen Prediger der Emancipation des Fleisches in Deutschland und Frankreich nur noch um wenige Schritte zu verfolgen hatten, um zu ihren heutigen Resultaten zu gelangen. Nur in der Rohheit und Zuchtlosigkeit des Ausdrucks sind sie hinter ihrem Vorbilde zurückgeblieben; die Grundgedanken sind im Wesentlichsten die nämlichen. — Predigen Vernunft und Kirche Mäßigkeit und Schonung des Weibes selbst beim rechtmäßigen Gebrauch der Ehe, so begreift es sich leicht, daß Luther diese heilsamen Schranken niederwerfen mußte, weil sie unverträglich sind mit jener wilden Fleischeslust, deren Befriedigung er für das höchste und alleinige Gesetz erkennt. „Es haben wol", meint er in seiner Auslegung des siebenten Capitels der ersten Epistel an die Corinther (1525) „etliche alte Lehrer den heidnischen Spruch geführt: „„Wer zu hitzig ist in der Liebe, der ist an seinem eigenen Weib ein Ehebrecher"". Aber ein Heyd hats geredt, darumb acht ich sein nicht, vnd sag es sey nicht wahr. Es kann freilich niemand an seinem Weib ein Ehbrecher werden, er wolt sie dann nicht für sein Weib halten, oder nicht als sein Weib berühren". Daß heilige Nächte und Schwangerschaft den Mann zur Enthaltsamkeit vermögen sollen, wie die kirchliche Praxis will, mißfällt ihm nicht minder. Da ihm das Weib nichts ist als ein Mittel zur Befriedigung der Lust, sucht er auch in diesem Stücke die alte fromme Sitte zu schwächen, und redet dem Fleisch unverholen das Wort. „Ich acht, es möge von der Sachen nicht beß geredt werden, denn hie S. Paulus redet, daß der Ehstand sey da, als ein hilff vnd Mittel wider die Vnkeuschheit. Darumb wer sein braucht, der Vnkeuschheit zu wehren, halt ich, der hab hie S. Paulum zum Fürsprecher vnd schutzherrn. Daher muß das auch nicht recht sein, daß man an etlichen orten Braut und Breutgam von ein ander reisset bis in die dritte nacht, nach dem exempel Tobiä .... Wenn Tobiä exempel so vil gilt, Warumb gilt nicht des Patriarchen Jacob exempel vil mehr, Der sein Lea die erste nacht berürt vnd erkannte. Frey sols sein, Narren sinds, die in solchen sachen strick vnd gesetz stellen.

Die Braut ist des Bräutgams, vnd jhres Leibs nicht mächtig, vnnd widerumm, Da laß mans bey bleiben, vnnd nicht besser machen".

Es leuchtet von selbst ein, daß Luther von dieser Grundlage aus unausbleiblich zu einem neuen, den kirchlichen Satzungen schroff widersprechenden Eherechte gelangen mußte, dessen Hauptgrundzüge sich aus seinen Schriften zu einem ziemlich vollständigen Ganzen zusammenstellen lassen. Zuerst beschäftigt ihn die Impotenz, welche auch das kirchliche Recht als einen Nichtigkeitsgrund der Ehe anerkennt, jedoch, wie sich von selbst versteht, nur dann, wenn vorher der vollständige Beweis des Hindernisses geliefert ist. Mit dergleichen Weitläufigkeiten ist jedoch Luthern, der überhaupt strengen Monogamie nicht sonderlich günstig ist (wie unten gezeigt werden soll), wenig gedient. — Er bringt ein weit einfacheres und gemächlicheres Mittel in Vorschlag, welches in der That auf kürzestem Wege aus aller Verlegenheit hilft. In der ersten Ausgabe seiner Schrift von der babylonischen Gefangenschaft (1520) findet sich eine Aeußerung, die aus den spätern Ausgaben seiner Werke weggeblieben ist. Da jedoch gerade diese Stelle einen tiefen Blick in seine sittlichen Grundsätze gestattet, und insbesondere zeigt, aus welcher Gefangenschaft der Stifter der neuen Kirche die Christenheit erlösen wollte, so möge sie hier in deutscher Uebersetzung und als Probe der Moral, welche der Stifter der neuen Kirche lehrte, vollständig ihren Platz finden. „Ich setze" sagt er, „folgenden Fall". Eine Frau ist an einen impotenten Mann verheirathet. Sie kann und will vielleicht auch nicht durch so viele Zeugnisse und Umstände, wie die Rechte verlangen, die Impotenz des Mannes gerichtlich beweisen. Sie will aber Kinder haben, und kann entgegengesetzten Falls nicht Enthaltsamkeit üben. Hier würde ich rathen, daß sie Scheidung von dem Manne nachsuche, um einen Andern zu heirathen, und daß sie sich damit begnüge, daß ihr und ihres Mannes Gewissen und beider Erfahrung hinreichendes Zeugniß über seine Impotenz ablegen. Der Mann will aber nicht. Dann möchte ich weiter rathen, daß sie mit Einwilligung des Mannes, (da er doch nicht Ehemann, sondern ein einfacher und lediger Lebensgefährte ist) sich mit einem Andern fleischlich vermische, etwa mit dem Bruder des Mannes. Doch sey diese Ehe geheim, und die Kinder mögen auf die Rechnung des sogenannten putativen, oder vermeintlichen Vaters kommen. Darf diese Frau nun sicher im Gewissen seyn, und ist sie im Stande der Gnade? Ich antwortete: allerdings, ja! Denn hier hindert der Irrthum und die Unkentniß der Impotenz des Mannes die Ehe, und die Tyrannei der Gesetze läßt die Ehescheidung nicht

zu. Die Frau aber ist frei kraft des göttlichen Gesetzes, und kann zur Enthaltsamkeit nicht gezwungen werden. Daher muß der Mann ihr diese Befugniß einräumen, und die Frau, die er dem Scheine nach hat, einem Andern überlassen. Wenn aber der Mann nicht einwilligen und sich auch nicht scheiden lassen will, so würde ich, ehe ich erlaubte, daß sie Brunst litte oder die Ehe bräche, rathen: daß sie heimlich mit einem Andern eine Ehe schlöße, und an einen unbekannten und entfernten Ort flöhe. Denn was könnte man ihr, die der beständigen Gefahr der Wollust ausgesetzt wäre, anders rathen? Ich weiß aber, daß Einige einwenden: die Kinder aus dieser geheimen Ehe seyen unrechtmäßige Erben des vermeintlichen Vaters. — Aber wenn es mit Einwilligung des Mannes geschieht, sind sie nicht unrechtmäßig. — Geschieht es ohne Wissen und Willen des Vaters, so möge hier die christliche und freie Vernunft, ja! die Liebe urtheilen, wer von beiden dem andern größern Schaden gethan hat. Das Weib entfremdet die Erbschaft, der Mann hat das Weib getäuscht, und betrügt sie um ihren ganzen Leib und ihr ganzes Leben. Sündigt hier der Mann nicht mehr, der Leib und Leben der Frau verdirbt, als das Weib, welches bloß zeitliche Habe des Mannes entfremdet? So dulde er also die Ehescheidung, oder ertrage fremde Erben, weil er durch seine Schuld ein unschuldiges Mägdlein täuschte, sie um ihr Leben und den Gebrauch ihres Leibes betrog, und ihr überdieß eine fast unleidliche Gelegenheit zum Ehebruche gab. — Man wäge Beides unpartheiisch gegeneinander ab. In der That muß nach allen Rechten der Betrug auf den Betrüger zurückfallen, und derjenige muß den Schaden ersetzen, der ihn anrichtete. Denn was ist für ein Unterschied zwischen solchem Ehemanne und Einem, der das Weib einer Andern mit dem Manne zugleich gefangen hält? Ist nicht ein solcher Tyrann gehalten, das Weib und die Kinder und den Mann zu ernähren, oder sie frei zu lassen? Warum sollte dieß nicht auch hier geschehen? Ich glaube also, man muß den Mann zwingen, daß er sich scheiden lasse, oder den fremden Erben ernähre. So wird ohne Zweifel die Liebe entscheiden. Müßte doch der unfähige und in ungültiger Ehe lebende Mann die Frau aus demselben Grunde ernähren, weshalb er auch das kranke, oder an einem andern Gebrechen leidende Weib mit schweren Kosten vollständig erhalten müßte? Denn die Frau leidet durch seine, nicht durch ihre Schuld an ihren Gebrechen. Dieses will ich meines Orts hier berichtet haben, um ängstliche Gewissen zu unterrichten, indem ich wünsche meinen betrübten

Brüdern in jener Gefangenschaft mit irgend einem Troste zu Hülfe zu kommen". —

Alles dieses ist aber nicht bloß eine unbedachte Aeußerung im Rausche vorübergehender Hitze und Aufwallung gethan, sie ist das lang und wohl überlegte Resultat der obersten Grundsätze Luther's. — Nach zwei Jahren (1522) kommt er auf denselben Gegenstand zurück, und meint: er sey in seinen damals gegebenen Rathschlägen noch zu scheu gewesen; die von ihm entdeckte, christliche Freiheit gestatte noch seltsamere Proceduren. „Ich hab also gesagt", erklärt er im ersten Theile seines Werkes vom ehelichen Leben, „Wann ein tüchtig Weib zur Ehe einen vntüchtigen Mann zur Ehe vberkeme, vnd kündt doch keinen andern offentlich nemen, Vnd wolt auch nicht gerne wider Ehe thun, sintemal der Bapst hie vil Zeugen vnd wesens ohn vrsach (?) fodbert, soll sie zu jhrem Mann also sagen: sihe lieber Mann, du kanst mein nicht schuldig werden, vnd hast mich vmb meinen jungen Leib betrogen, dazu in Fahr der Ehre, und Seelen seligkeit bracht, und ist vor Gott kein Ehe zwischen vns beiden. Vergünne mir, daß ich mit deinem Bruder oder nehesten Freund ein heimliche Ehe habe, vnd du den Namen habest, auf daß dein Gut nicht an frembde Erben komme, und laß dich widerumb williglich betriegen durch mich, wie du mich ohn menen willen betrogen hast. Ich hab weiter gesagt, daß der Mann schuldig ist solchs zu verwilligen, vnd jhr die ehelich Pflicht vnd Kinder zu verschaffen. Will er das nicht thun, so soll sie heimlich von jhm lauffen in ein ander Land, vnd daselbst freyen. Solchen Rath hab ich zu der zeit geben, da ich schew war. Aber jetzt wolt ich wol baß drein rathen, Vnd ein solchen Mann, der ein Weib also auffs Narrenseil führet, wol baß in die Wollen greifen, desselben gleich auch ein Weib. Wiewol das seltsamer ist, dann mit Mannen".

Ueber die Vorschriften in Hinsicht der verbotenen Grade und der sonstigen Nichtigkeitsgründe und Hinderniße des kirchlichen Rechts stellt Luther eine einfache und klare Regel auf; die aber freilich das Eherecht der neuen Kirche schon damals mit einem Schlage außerhalb jedes, auch des weitesten Bereiches der Christenheit stellt. — Bekanntlich hat die Kirche die Ehe des Christen mit dem Nichtchristen unter Strafe der Nichtigkeit verboten. Luther tobt dagegen in seiner Schrift vom ehelichen Leben in seiner gewohnten Weise, und wundert sich, daß sich „die freveln Tyrannen", die solche Vorschriften gegeben, nicht in ihr Herz hineinschämen. „Darum wisse" fährt er fort, „daß die Ehe ein äußerlich leiblich Ding ist, wie andere weltliche Han-

tirung. Wie ich nun mag mit einem Heyden, Juden, Türken, Ketzer, essen, trinken, schlaffen, gehn, reiten, kauffen, reden vnd handeln, Also mag ich auch mit jhm ehelich werden, vnd bleiben, und kere dich an die Narrengesetze, die solchs verbieten, nichts. Man findet wol Christen, die erger sind in Vnglauben inwendig, vnd der das mehrentheil, denn kein Jude, Heyde, oder Türke, oder Ketzer. Ein Heyde ist eben sowol ein Mann vnd Weib, von Gott wol vnd gut geschaffen, als St. Peter, vnd St. Paul, vnd St. Lucia, schweig denn als ein loser, falscher Christ"! Ja! er erklärt es, seinem schon früher bezeichneten Grundsatze gemäß, auch in diesem Stücke für eine heilige Gewissenspflicht: der Kirche durch geflissentlichen Ungehorsam zu trotzen. „Zur Ehe zu greifen", sagt er in einem Sendbriefe an Johann von Schleinitz, (1523) „soll man weder Gevatterschaft noch Patschaft ansehen, Auch weder Bapst noch Bischoffe darumb ansuchen, sondern frey dahin nemene, ein Pat den andern, ein Gevatter den andern, Vnd der Pat den Gevattern, vnd widerumb. Ursach ist die, daß Gott frey gesetzt hat, vnd nicht verboten. Was aber Gott frey setzt, vnd nicht verbeut, das sollen alle Engel vnd alle Creaturen nicht binden noch verbieten, bey Verlust der Seligkeit. Vnd wer hie nicht halt vber solcher Göttlichen Freiheit vnd folget den Verbindern, der wird sampt den Verbindern zum Teuffel farren, als der in Gottes Gesetz vnd Regiment gefallen, *crimen laesae maiestatis* begangen hat. Darum ist mein trewer Rath, daß im gegenwärtigen Fall, der Mann das Weib nur frey vnd getrost neme zur Ehe, und lasse sich weder Gevatterschaft noch Patschaft jrren, Und er ist vor Gott schuldig solchs nur zu Trotz vnd zuwider beide Bapst vnd Bischoff zu thun. Schweige, daß er sie darumb solt grüssen oder fürchten", 2c.

Die Anwendung dieser Moral findet sich fast auf jeder Seite seiner Schriften, und wir müssen uns, um unsere Leser nicht zu ermüden auch hier nur auf die Anführung der schlagendsten Stellen beschränken. „Die sechste Ursache" (der Nichtigkeit) sagt Luther in seinem Buche vom ehelichen Leben, „ist Crimen, Laster. Derselben sind sie nicht wol eins, wie wil sie jhr tichten wollen". (Als Beispiel führt Luther hier auch den in dem neuen preußischen Entwurfe so stark hervorgehobenen Fall auf: daß nach kanonischem Rechte Niemand eine Wittwe heirathen durfte, mit der er bei des Mannes Leben Ehebruch getrieben.) „Hie regnets", fährt er denn fort „Narren, Gleub du jhnen nichts, jrre dich auch nicht, der Teuffel reit sie. Laster vnd Sünde soll man

straffen, Aber mit ander Straff, nicht mit Ehe verbieten. Darumb hindert kein Laster oder Sunde die Ehe; David brach die Ehe mit Bath Saba, Vrias Weib, Vnd ließ dazu jhren Mann tödten, daß er alle beide Laster verwirckt. Noch gab er dem Bapst kein Gelt, vnd nam sie darnach zur Ehe, und zeuget den Konig Salomon mit jhr".

Nach diesem Muster von Schrifterklärung begreift es sich leicht, welche Stellung Luther zur Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe nehmen mußte. Zuvörderst ist in dieser Beziehung sein Begriff der christlichen Freiheit festzustellen, der nach allen Seiten hin umwühlend und zerstörend in das bürgerliche Leben griff. „Du bist Gott nichts schuldig zu thun, denn glauben vnd bekennen", sagt er im Jahre 1523. „In allen andern Sachen gibt er dich loß vnd frey, daß du es machest, wie du wilt, ohn alle fahr des Gewissens, so gar auch, daß er nichts darnach fragte seinet halben, Ob du auch dein Weib faren liessest, vom Herrn liessest, vnd keinen Bund hieltest; denn was hat er davon, daß du solchs thust oder lassest? Aber weil du deinen Nehesten damit verhafft bist, das du eigen worden bist, wil Gott niemand das sein nemen, durch seine Freiheit, sondern wil das deinem Nehesten gehalten haben". Hätte Luther es hier gewagt, seine Theorie bis zu ihren letzten Consequenzen zu offenbaren, so hätte er schon damals eine einfache Folgerung ziehen müssen, die späterhin aus seinen Vordersätzen nur all zu oft gezogen worden ist. Wenn es Gott gleichgültig ist, ob die Ehe bis an den Tod bestehen bleibt oder nicht, so haben die Gatten das vollkommene Recht, ihre Ehe durch freie, gegenseitige Uebereinkunft aufzuheben. Sehr richtig bemerkt dieß bereits ein katholischer Schriftsteller *) des sechszehnten Jahrhunderts, der seiner Entrüstung über die Gräuel solcher Doctrinen in den stärksten Ausdrücken Luft macht. „Thuet doch Augen vnd Hertzen auff, jhr lieben Teutschen, braucht doch nur ewer menschliche Vernunft, lasset euch doch nicht so gar für Narren vmbziehen, daß jhr diesen groben Türkischen geist nicht erkennen sollet. Ist auch dem natürlichen, ich geschweig, dem geistlichen Verstand noch zu vermuten, daß Luther ein bluts tropffen Ehr (wil nicht sagen Gottesfurcht) in sich gehabt? Gott erbarm dich vber die ellende Blindheit"!

Luther, der freilich die nahe liegenden Wirkungen seiner Lehre geflissentlich übersah, hat redlich das Seinige gethan, die Strenge solcher

*) Pistorius Anatomiae Lutheri P. I. p. 148.

Urtheile durch seine Aeußerungen zu rechtfertigen. War ihm das Weib nichts als ein Mittel zur Befriedigung der Geschlechtslust, und sollten dabei künftighin weder Schwangerschaft noch heilige Zeiten einige Rücksicht verdienen, so lag es nahe, daß Verweigerung der ehelichen Pflicht im Eherechte Luther's nicht bloß ein Scheidungsgrund, sondern, wie bei den Wiedertäufern, ein todeswürdiges Verbrechen sein mußte. „Wann sich eins dem andern selbst beraubt, vnd entzeucht, daß er die eheliche Pflicht nicht zalen noch bey ihm sein will. Als man wohl findet so ein halsstarriges Weib, das seinen Kopff auffsetzet, vnd solt der Mann zehnmal in Vnkeuschheit fallen, so fragt sie nicht darnach. Hie ists zeit, daß der Mann sage: wiltu nicht, so wil ein andre. Wil Frawe nicht, so komme die Magd. So doch, daß der Mann ihr zuvor zwey oder drey mal sage, vnd warne, vnd laß es für ander Leut kommen, daß man offentlich jhre halsstarrigkeit wisse vnd fordre gemeyne Straff. Wil sie dann nicht, so laß sie von dir, vnd laß dir eine Esther geben, und die Vasthi faren, wie der König Assuerus that! —— Dann im verlöbniß gibt eins dem andern sein Leib zum ehelichen Dienst. Wo nun eins sich sparret, vnd nicht wil, da nimpt vnd raubet es seinen Leib, den es geben hat dem andern, das ist denn eigentlich wider die Ehe, vnd die Ehe zerrissen. Darumb muß hie weltliche Obrigkeit das Weib zwingen oder vmbringen. Wo sie das nicht thut, muß der Mann denken, sein Weib sey ihm genommen von Räubern vnd vmbracht, vnd nach einer andern trachten. Müssen wir doch leiden, ob jemand sein Leib genommen wirdt. Warumb solt man denn nicht leiden, daß ein Weib sich selbst dem Mann raubte, oder von andern geraubt würde"?

Außerdem war nach Luther's Lehre der Ehebruch ein hinreichender Grund zur Scheidung und Wiederverheirathung des Unschuldigen, der jedoch, damit es keinen ärgerlichen Schein habe, zum wenigsten ein Jahr oder auch nur ein halbes harren solle. „Fragstu denn, wo soll das ander bleiben, wann es vielleicht nicht kan Keuschheit halten. Antwort, Darumb hat Gott im Gesetz gebotten, die Ehebrecher steinigen, daß sie dieser Frage nicht dürfften. Also soll auch noch das weltlich Schwerdt vnd Oberkeit die Ehebrecher tödten. Dann wer sein Ehe bricht, der hat sich schon selbst gescheiden, vnd ist für ein todt Mensch geachtet. Darumb mag sich das ander vorendern, als were jhm sein Gemahl gestorben, wo er das Recht halten, vnd jhm nicht Gnad erzeigen wil. Wo aber die Oberkeit seumig vnd lessig ist, vnd nicht tödtet, mag sich der Ehebrecher in ein ander fern Land ma-

auch heydnisch oder vnchristlich zu leben, sein Christlich Gemahel halten, oder liesse auch von jhm vnd so fort an, das dritte, das vierte? Wie oft solcher fall sich begebe, möcht denn ein Mann also zehen, oder mehr Weiber haben, die noch lebten vnd von jhm gelauffen weren? Vnd widerumb ein Weib Zehen oder mehr Männer haben, die von jhr gelauffen weren? Antwort, wir können S. Paulus seinen Mund nicht stopffen, So mügen wir auch denen nicht wehren, die seiner lehre wollen brauchen wie oft sie wollen, Sein wort stehen klar da; daß ein Bruder oder Schwester frey ist vnd loß, so sein Gemahel von jhm laufft, vnd nicht bey jhm wohnen wil. Vnd sagt nicht, daß nur einmal geschehen solle, sondern lesst es stehen vnd gehen, 'wie offt es die Not foddert, denn er wil niemand in die Fahr Vnkeuschheit gefangen haben, vmb eins andern Frevel vnd boßheit willen".

In allen oben erwähnten Fällen, die Luther kraft seiner eigenthümlichen exegetischen Kunst aus der heil. Schrift herauspreßt, gibt er freilich zu, daß der schuldige Theil ohne Ehe bleiben solle. Erwägt man aber, daß er, wie oben gezeigt wurde, die absolute Sündhaftigkeit des ehelosen Standes und die Unmöglichkeit der Keuschheit zum Ausgangspunkte seines gesammten Eherechtes nimmt; bedenkt man ferner, daß er selbst dem schuldigen Theile den Rath gibt, in ein anderes Land zu gehen und dort zu freien; rechnet man endlich hinzu, daß er andern Orten nicht Flüche genug gegen das Papstthum schleudern kann, weil hier manche Verbrechen das Verbot der Ehe (mit dem Mitschuldigen) nach sich ziehen, ein Verbot, welches sogar in das preußische Landrecht übergegangen, — so ergibt sich aus diesem Allen wenigstens so viel, daß Luther jenes Verbot einer neuen Ehe für den schuldigen Theil unmöglich aus seinen sonstigen Grundsätzen rechtfertigen kann. Er fühlt diese Schwierigkeit, und schlägt deshalb, wie wir gesehen haben, als Auskunftsmittel die Hinrichtung des Schuldigen vor, wodurch denn freilich die mißliche Frage über die Wiederverheirathung desselben beseitigt würde. — Da aber dieses Auskunftsmittel praktisch nicht streng durchzuführen war, so sucht er die folgewidrige Concession (daß der schuldige Theil ehelos bleiben solle), die er halb und halb der alten christlichen Sitte macht, durch eine geschickte Wendung der weltlichen Macht zuzuschieben, von der die Scheidung nach dem neuen Eherechte ausgesprochen wird. — „So ein Mann sein Weib verlesst, oder rechtlich von jhr geschieden wirdt, hat er gewalt ein andere zu nemen, desgleichen die Fraw, mag sich einem andern Mann vermehlen, es were dann daß man es dem verbeut, der mißhandelt hat,

auch noch in anderer Weise zu Hülfe. Es wäre ja möglich, daß ein Ehetheil zwar keinen Ehebruch begangen, aber nicht hätte leiden wollen, „daß sein Gemahl christlich lebe“, ein Grund, der wie leicht zu erachten, eine Fülle der heterogensten Fälle in sich begreift, die sich sämmtlich zurückführen lassen auf den ernsten Willen des einen oder beider Theile: die Ehe aufzuheben. — Es kommt auch hier wiederum auf den rechten Griff in der Schriftauslegung an. „Hie were es zeit sich des Spruchs Christi auch leiblich zu halten, wer sein Weib oder Kind mehr liebet, denn mich, der ist mein nicht werth. Da gehet das scheiden an. Ists aber scheiden, so muß da sein, entweder versünen oder ohne Ehe bleiben, welches sich nicht wil versünen, und das ander macht haben sich zu verendern, wie droben gesagt ist. Denn man muß Christum der Seelen-Gemahl, höher halten, dann den leiblichen Gemahl, und wo einer den andern nicht leiden will, bey der Seelen Gemahl, der ewig ist, bleiben, und den leiblichen faren lassen, ein anderen nemen, der den ewigen neben sich leiden mag“. Ferner lehrt St. Paulus die Richtigkeit der Ehe zwischen Christen und Nichtchristen. „Hie spricht der Apostel das Christliche Gemahel loß und frey, wo sein vnchristlich Gemahel sich von jhm scheidet, oder nicht vergünnen wil, daß es Christlich lebe, und gibt jhm Macht und Recht widerumb zu freien ein ander Gemahel. Was aber von ein Heydnischen Gemahel hie St. Paulus redet, ist auch zu verstehen von eim falschen Christen, daß, wo derselb sein Gemahel zu vnchristlichem Wesen wolt halten, vnd nicht lassen Christlich leben, oder scheidet sich von jhm, daß dasselb Christlich Gemahl loß und frey sey, sich ein andern zu vertrawen. Denn wo das nicht recht sein solt, so müste das Christlich Gemahel seinem vnchristlichen Gemahel nachlauffen, oder ohn sein willen vnd vermügen Keusch leben, und vmb eins andern Freuel willen gefangen sein, vnd in seiner Seelenfahr leben. Das vermeinet hie S. Paulus, vnd spricht: daß in solchen Fällen der Bruder oder Schwester nicht gefangen noch eigen sey. Als solt er sagen in andern Sachen, wo Eheleut bey einander bleiben, als in der Eheliche Pflicht, und desgleichen ist wol eins dem andern verbunden vnd sein eigen, daß sich keins thar verendern von dem andern, aber in diesen Sachen, wo ein Gemahel das ander vnchristlich zu leben helt, oder sich von jhm scheidet, da ists nicht gefangen noch verbunden an jhm zu hangen. Ists aber nicht gefangen, so ists frey vnd loß, ists frey vnd loß, so mag sich verendern, Gleich als were sein Gemahel gestorben. Wie? Wenn denn das ander Gemahel auch vbel geriethe, vnd wolt

auch heydnisch oder vnchristlich zu leben, sein Christlich Gemahel halten, oder lieffe auch von jhm vnd so fort an, das dritte, das vierte? Wie oft solcher fall sich begebe, möcht denn ein Mann also zehen, oder mehr Weiber haben, die noch lebten vnd von jhm gelauffen weren? Vnd widerumb ein Weib Zehen oder mehr Männer haben, die von jhr gelauffen weren? Antwort, wir können S. Paulus seinen Mund nicht stopffen, So mügen wir auch denen nicht wehren, die seiner lehre wollen brauchen wie oft sie wollen, Sein wort stehen klar da; daß ein Bruder oder Schwester frey ist vnd loß, so sein Gemahel von jhm laufft, vnd nicht bey jhm wohnen wil. Vnd sagt nicht, daß nur einmal geschehen solle, sondern lesst es stehen vnd gehen, wie offt es die Not foddert, denn er wil niemand in die Fahr Vnkeuschheit gefangen haben, vmb eins andern Freuel vnd boßheit willen".

In allen oben erwähnten Fällen, die Luther kraft seiner eigenthümlichen exegetischen Kunst aus der heil. Schrift herauspreßt, gibt er freilich zu, daß der schuldige Theil ohne Ehe bleiben solle. Erwägt man aber, daß er, wie oben gezeigt wurde, die absolute Sündhaftigkeit des ehelosen Standes und die Unmöglichkeit der Keuschheit zum Ausgangspunkte seines gesammten Eherechtes nimmt; bedenkt man ferner, daß er selbst dem schuldigen Theile den Rath gibt, in ein anderes Land zu gehen und dort zu freien; rechnet man endlich hinzu, daß er andern Orten nicht Flüche genug gegen das Papstthum schleudern kann, weil hier manche Verbrechen das Verbot der Ehe (mit dem Mitschuldigen) nach sich ziehen, ein Verbot, welches sogar in das preußische Landrecht übergegangen, — so ergibt sich aus diesem Allen wenigstens so viel, daß Luther jenes Verbot einer neuen Ehe für den schuldigen Theil unmöglich aus seinen sonstigen Grundsätzen rechtfertigen kann. Er fühlt diese Schwierigkeit, und schlägt deshalb, wie wir gesehen haben, als Auskunftsmittel die Hinrichtung des Schuldigen vor, wodurch denn freilich die mißliche Frage über die Wiederverheirathung desselben beseitigt würde. — Da aber dieses Auskunftsmittel praktisch nicht streng durchzuführen war, so sucht er die folgewidrige Concession (daß der schuldige Theil ehelos bleiben solle), die er halb und halb der alten christlichen Sitte macht, durch eine geschickte Wendung der weltlichen Macht zuzuschieben, von der die Scheidung nach dem neuen Eherechte ausgesprochen wird. — „So ein Mann sein Weib verlesst, oder rechtlich von jhr gescheiden wirdt, hat er gewalt ein andere zu nemen, desgleichen die Fraw, mag sich einem andern Mann vermehlen, es were dann daß man es dem verbeut, der mißhandelt hat,

vnd vrsach der Ehescheidung geben hat" 2c. An sich ist also die Eingehung einer neuen Ehe auch für den schuldigen Theil erlaubt, und nur dann erscheint diese Freiheit geschmälert, wenn ein besonderes Verbot erfolgt ist. Die Nothwendigkeit eines solchen ist jedoch, wie bisher gezeigt, aus Luther's früher schon geschildertem dogmatischen und ethischen Systeme mit nichten darzuthun, wohl aber das Gegentheil.

Von diesem Standpunkte des Reformators aus bis zur ausdrücklichen Gestattung der freiwilligen Trennung einer Ehe durch gegenseitige Uebereinkunft war bloß noch ein so kleiner Schritt übrig, daß Luther ihn selbst bereits in einem Gutachten that, welches die Compilatoren seiner Tischreden *) der Nachwelt aufbewahrt haben. „Ein Weib", heißt es hier, „war Aussetzig worden, vnd hat sich willig vnd vngetrungen in das Spital gethan, vnd jhrem Ehemann erlaubt eine andere zu nemmen. Hierauff ist D. Mart. Luthers Bedenken gestellet, wie folget. „Gnad vnd Fried in Christo, Gestrenger, Veyster lieber Herr vnd Freund, Ewer schreiben von wegen Hanß Behem, hab ich vernommen, vnd auff ewere bitte, ist das mein Antwort: Wo derselbig Hanß Behem sein Haußhaltung nit weiß noch mag, wie er anzeigt, zu versorgen ohn ein Eheweib, So weiß ich jhm nicht zu wehren, noch verbieten ein ander Weib zu nemmen, Achte auch, er sey für Gott wol entschuldiget, Weil sein voriges Weib von jhm williglich geschieden, sich ewiglich sein verzeihet, dadurch sie billich für todt, vnd er selbst frey von jhr zu vrtheiln ist. Wo sie aber nicht hette so gantz verwilliget, were es ein ander Ding, Denn sonst allenthalben so vil Mutwillens fürgenommen wirdt in Ehesachen, daß nicht leicht einzureumen ist so vil ärgerniß. Hie mit Gott befohlen. Geben zu Wittenberg, in Vigilia Bartholomei Anno 1527".

Nach den bisher berichteten Aeußerungen des Wittenberger Reformators, welche der successiven Polygamie, oder der Schließung einer zweiten Ehe während der rechtlichen Dauer der ersten, offen und unverholen das Wort reden, würde es eine eben so ungewöhnliche als unglaubliche Bescheidenheit Luther's verrathen, wenn er den so nahe liegenden, letzten Schritt nicht gethan und die (gleichzeitige) Vielweiberei, im eigentlichen und gewöhnlichen Sinne des Wortes, nicht auch gerechtfertigt hätte. — Wie er und mehrere andere Väter der neuen Kirche

*) Tischreden Luther's. Teutsch gedruckt. Frankfurt am Mayn Ao. 1569. Vom Ehestand. Fol. 519. b. Cap. 3.

dem „großmüthigen“ Landgrafen von Hessen in dieser Beziehung gerathen, und wozu sie ihm geholfen, ist bekannt, jedoch wird die von Luther und Melanchthon in diesem Falle ertheilte Dispens zur Eingehung einer Bigamie von den Schutzrednern der Neulehre durch die Verlegenheit beschönigt, in welcher sich die Sache der Kirchenverbesserer befunden habe. Der gute Zweck, dem „Evangelium“ seinen energischsten Beschützer zu erhalten, und die Besorgniß diesen zum Kaiser übergehen zu sehen, habe den Wittenberger Ecclesiasten der Zurechnung für das abgegebene Responsum entrückt. Allein schon eilf Jahre vor diesem ärgerlichen Handel äußert sich Luther in seinen exegetischen Schriften in einer Weise über die Vielweiberei, die den klaren Beweis liefert, daß jene spätere Billigung der Doppelehe Phillipp's von Hessen, keineswegs bloß ein Act augenblicklicher Verlegenheit gewesen. Schon im Jahr 1528 thut er in der Auslegung des 16. Capitel des ersten Buches Moses*) Aeußerungen, die vollkommen in sein sonstiges System passend, seine wahre Herzensmeinung sehr unzweideutig durchblicken lassen. „Hie were auch“, meint er „zu reden, von dem Stück, ob ein Mann auch mehr denn ein Weib haben möge“? Bekanntlich hat Christus der Herr diese Frage in klaren Worten entschieden, und die von ihm eingesetzte Kirche hat diese seine Entscheidung durch alle Zeiten aufbewahrt und gehandhabt, dergestalt, daß eine neue Untersuchung über diesen Punkt wenigstens nicht nothwendig ist. Luther's Frage hätte also auf dem Gebiete des katholischen Glaubens gar keinen Sinn gehabt. Nach seiner Trennung von der Kirche mußte jedoch nicht nur der christliche Glaube, sondern jedes einzelne Stück der Sittenlehre und des christlichen Lebens einer neuen Prüfung und vermeintlicher Begründung unterworfen werden, deren Ergebniß dann von der individuellen und vielfach wechselnden Art und Weise abhieng, in welcher die Theologen der neuen Kirche die heiligen Schriften verstanden. Luther geht hierin mit gutem Beispiel voran. — Abram, sagt er, sey ein rechter, ja vollkommener Christ gewesen, der im Geiste Gottes und Glauben auf's aller evangelischste gelebt. „Darum möchten wir sein Leben so lassen gehen, daß es ein Exempel sey darnach zu thun, wo sich's begebe im selben Glauben“. — Nun könnte man, fährt er fort, freilich sagen: durch das Evangelium sey diese Freiheit der Vielweiberei aufgehoben. „Aber das wird nicht gnug thun, denn wir müssen uns so bewahren, daß er redlich verantwortet sey. Denn das ist ja

*) Bd. IV. Fol. 95 der Jena'schen deutschen Ausgabe.

wahr, daß Alles, so wir finden im alten Testament von den Vätern äußerlich gethan, frey seyn solle, nicht verboten. Als die Beschneidung ist aufgehoben, aber nicht also, daß es Sünde were, wenn man's thet, sondern frey, weder Sünde noch wohlgethan. Also das Osterlamm essen und dergleichen alles, ohn (nur) daß man dadurch wollte rechtfertig werden, wie es die Väter auch nicht darum gethan haben. So muß auch unter andern Exempeln der Väter mitgehen, daß sie viel Weiber genommen haben, daß es auch frey sey gewesen". — Daher schließt Luther: „Aber nicht verbotten daß ein Mann nicht mehr denn ein Weib thurst haben. Ich kundte es noch heute nicht wehren, aber rathen wollt ichs nicht. Denn damit bleibet gleichwohl noth, daß man sich nicht scheiden sollte, sondern seinem Weib anhangen. Darum bringen die vorigen Sprüche solches nicht. Doch wollt ichs nicht aufbringen, sondern darum sage ichs, wenn es zur Scherff keme, daß man recht wüßte zu antworten, daß man die Väter nicht verwerfe, als hett sichs nicht geziemt zu thun, wie die Manichei sagen".

Trotz dieser listigen Insinuationen des Stifters der neuen Kirche, die einerseits seine wahre Ansicht, andrerseits sein wohlbekanntes Streben verrathen, sich für alle Fälle sicher zu stellen und immer einen Ausweg offen zu halten, — sind dennoch diese Grundsätze nicht in Saft und Blut des deutschen Volks übergegangen. Die Monogamie wurzelte, Gottlob! zu tief im Nationalcharacter der Deutschen und die Sitte war stärker, als die verführerische Neulehre. — Erst heute erscheint, in Folge einer dreihundertjährigen Einwirkung des protestantischen Princips, die alte Sitte geschwächt, und das Leben eines Theil der Nation hat eine, jenen Grundsätzen entsprechende Richtung genommen. Es ist daher allerdings an der Zeit, an die Schirmung des Familienlebens im protestantischen Deutschland zu denken, und auch die preußische Staatsgewalt thut recht und wohl daran, wenn sie im Namen der Sittlichkeit, der Ordnung und des Bestandes der Gesellschaft, einen Krebsschaden zu heilen sucht, der sich in jenem Lande bis in das Herz des Volkes gefreßen hat. Nur hüte sie sich bei jedem künftigen Versuche einer Gegenreformation den ursprünglichen Geist des Protestantismus anzurufen, weil eben dieser es ist, der sich in den Bestimmungen ihres Landrechts ausgesprocher hat, und hier sogar noch um ein Erkleckliches hinter der vollen Consequenz des Urhebers der Glaubensspaltung zurückgeblieben ist.

der erkannten Wahrheit. Zwar kann nicht Jeder ein Glaubensbote der Kirche werden und diejenigen zur Erkenntniß Jesu Christi führen, denen in fremden Welttheilen das Licht des Christenthums noch nicht aufgegangen ist; aber die Kirche hat immer Vereine gehabt zur Ausbreitung des Glaubens, und wer diese unterstützt und auch nur die geringste Gabe beiträgt, der hilft eben dieses Werk befördern und erweist sich als lebendiges Glied am Leibe Jesu Christi". Nun wird ermahnt zur thätigen Theilnahme an diesem Verein, der namentlich durch P. Gregor XVI. genehmigt und mit Privilegien und Indulgentien versehen sey, auch das geringste Scherflein sey Gott angenehm. Auch dadurch könne und müsse sich der Christ bethätigen, daß er für die in vielen Ländern gedrückte Kirche bete zu Christus, daß er ihr Heil und Frieden schenke, Geduld im Leiden und Festhalten an der erkannten Wahrheit. Denn Alle seyen Glieder Eines Leibes, und wenn ein Glied leide, leiden alle mit, und das Gebet der Frommen sey viel vermögend.

In der Rückantwort auf diesen Hirtenbrief äußerte der Kirchenrath, man bedaure, daß man mit dem Einbegleitungsschreiben zum Fastenpatent nicht einverstanden sey, indem Ausdrücke vorkommen, **die Anstoß erregen**, so z. B. die Stelle Apoc. I, 9 ff., auch der Verein zur Glaubensverbreitung sey, weil ein **besonderer Verein, nicht in der Weise zu empfehlen**, und die Aufforderung zum Gebet für die gedrückte Kirche, im Allgemeinen zulässig, könnte doch im Volk andere Gedanken erwecken, auch sey man **den Regierungen** anderer Länder **Rücksichten** schuldig. Man könne also das Placet nicht ertheilen, wenn nicht Genanntes wegbleibe; wollte darauf bestanden werden, so müßte ein Antrag an's Ministerium gestellt werden, wozu die Zeit nicht mehr reiche. Die Consequenzen sind aus dieser Erwiederung leicht zu ziehen:

Für's Erste zeigt sich hier die würtembergische ganz eigenthümliche Einrichtung in Betreff der Hoheitsrechte über die katholische Kirche. Allenthalben wird, wenn z. B. wie in

Baden für jenen Zweck ein eigenes Collegium errichtet ist, dieses als bloße Abtheilung des Ministeriums des Innern betrachtet. In Würtemberg allein besteht dieses Collegium als untergeordnete Behörde selbstständig, wodurch das bischöfliche Ordinariat nicht bloß in seiner Stellung noch tiefer herabgedrückt, sondern jedwedem Experimentiren der Regierung preisgegeben wird. Nicht die Staatsregierung als solche, das ist das Ministerium, sondern eine untergeordnete Behörde verkehrt mit dem Repräsentanten der katholischen Kirche und überwacht deren Lebensäußerungen. Die Kirche erscheint also auch, nicht als eine dem Staate irgendwie coordinirte, sondern als eine ganz untergeordnete, dem Staate vollkommen subordinirte Potenz. Die größte Beschränkung ihrer Lebensäußerungen kann ihr gegenüber vorgenommen werden, ohne daß die Staatsregierung auch nur hierüber in Kenntniß gesetzt zu werden verlangte. Nur auf dem Wege der Appellation, der Klage von Seite des bischöflichen Ordinariats will sich dieselbe mit den katholischen Kirchenangelegenheiten befassen.

Man erkennt hieraus sehr deutlich den Standpunkt, welcher der katholischen Kirche in Würtemberg eingeräumt worden ist, sieht aber zugleich, wie es durch diese würtembergische, eigenthümliche Anstalt möglich wird, durch den Kirchenrath jedwede Maaßnahme eintreten zu lassen, und für den Fall einer Klage die Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen. Will man es vermeiden, sein Urtheil abzugeben und die Maaßnahme dennoch in Geltung belassen, so darf man nur einige Zeit verstreichen lassen und die Verantwortung auf die beschränkte Zeit hinüberschieben.

Diese Hemmung des kirchlichen Organismus wird aber noch durch das Verhältniß verstärkt, in das sich hier die Staatskirchenbehörde zu dem Inhalte der kirchlichen Erlasse setzt. Es ist nicht ein bloßes Vetorecht, was hier der Staat in Anspruch nimmt, sondern wie schon ein Mitglied des Domcapitels in den Kirchenblättern für das Bisthum Rottenburg, Jahrgang III,

Bd. I, S. 59 ff. anführt, „daß das Ordinariat in der Lage sich befinde, wenn es in seinem Gremio fertig sey, das Elaborat der Staatsbehörde vorzulegen, der neuen Einwendungen gewärtig zu seyn, und nicht selten sich entschließen müsse, dann wieder ab ovo anzufangen, was selbst bei unbedeutenden Gegenständen, sogar bei Entwürfen von Kirchengebeten Anwendung finde", so streicht und stutzt auch hier der Kirchenrath dem Bischof wie einem Schulknaben das Argument, und spricht nicht bloß ein positives Mitbestimmungsrecht, sondern die Oberrevision in kirchlichen Dingen an. Nur das Verbot des Gebets für die gedrückte Kirche stützt sich auf Gründe des dadurch gefährdeten Staatsinteresses. Denn sicher wird der würtembergische Staat durch den katholischen Missionsverein so wenig nachtheilig berührt, als durch die Apokalypse Johannis. Wir dürfen wohl vermuthen, daß die katholische Kirche so gut, wie der Protestantismus berechtigt ist, sich auf Schriftstellen zu berufen, ohne daß letztere als Anstoß erregend bezeichnet werden können, was letztlich ein Recht des Staats auf Kritik der heiligen Schrift voraussetzte. Etwas Anstößiges könnte somit nur in der Art und Weise gesucht werden, wie die genannte Stelle in dem Zusammenhang etwa zu einem ungehörigen Ausfall auf die würtembergische Regierung benützt wurde. Dem steht aber nicht bloß entgegen, daß die Stelle ohne eine solche Hinweisung schlechthin an und für sich als Anstoß erregend bezeichnet wird, sondern auch, daß ein solcher Gebrauch von der Stelle durchaus nicht gemacht ist. Die Kirche auf Erden wird als eine solche streitende bezeichnet und einfach zur gläubigen Anhänglichkeit an sie in der besondern Richtung ermahnt, auch zu Opfern für die noch ungläubige heidnische Menschheit sich bereit zu zeigen. Es ist lediglich nicht abzusehen, mit welchem Rechte hier die Regierung dem katholischen Lehrsatze von einer streitenden, opferwilligen Kirche entgegentritt. Wenn sie etwa in jenem Satze eine Anspielung auf die würtembergischen Kirchenverhältnisse erkennen würde, so machte sie diese ge-

zwungene Anwendung nur selbst, was sie aber bei der Allgemeinheit des aufgestellten Satzes keineswegs zu einer derartigen Einrede berechtigte, die sonach den Charakter eines eigenthümlichen Selbstgeständnisses an sich trägt.

Noch weit weniger kann die Einrede in Betreff der Empfehlung des Missionsverreins irgendwie entschuldigt werden. So lange der Menschheit das Christenthum noch die höchste Angelegenheit bleibt, kann sie sich auch nie der Aufgabe entschlagen, demselben bei den noch heidnischen Völkern Eingang zu verschaffen. Der Protestantismus, wie die katholische Kirche kann nur dann auf Missionen verzichten, wenn das christliche Bewußtseyn und Interesse vollständig aus ihr geschieden ist; und dem einen oder der andern eine Theilnahmlosigkeit an dem genannten Geschäfte zumuthen, sogar eine Empfehlung desselben untersagen, heißt sonach ihnen ebensowohl den christlichen Charakter absprechen, als sie in die Reihe von bloß noch tolerirten Anstalten stellen, die keine neuen Mitglieder in sich aufzunehmen befugt sind. Mit dem Satz, daß der Verein zur Glaubensverbreitung ein besonderer Verein sey, ist eigentlich Nichts gesagt, als daß bis jetzt noch nicht alle Länder mit katholischer Bevölkerung sich an der Missionsthätigkeit betheiligt haben, eine Besonderheit, die, weil die Verpflichtung für alle dieselbe ist, nicht dem Verein, sondern den betreffenden Ländern zur Last fällt. Eine Besonderheit könnte überhaupt hier nur dann urgirt werden, wenn der Verein ohne kirchliche Aufsicht und Autorisation bestände, was bekanntlich so wenig der Fall ist, daß er, wie auch der Hirtenbrief bemerkt, vom Oberhaupt der Kirche ausdrücklich genehmigt, und mit Privelegien und Indulgenzen versehen ist. Ganz anders stellt sich das Verhältniß bei den Protestanten, wo meistens der Verein nach den Ländern in viele besondere Missionsvereine zerfällt. Deßungeachtet stehen in Würtemberg alle Kanzeln offen, eigene Missionsprediger dürfen hier öffentlich predigen, wie z. B. vergangenen Winter in der Universitätsstadt Tübingen. Nur dem katholischen Bischof wird verwehrt,

was sogar fremde protestantische Geistliche aller Orten thun dürfen; nur die Katholischen dürfen zur Theilnahme an der Verbreitung des Glaubens nicht aufgefordert werden, während es erlaubt ist, die Protestanten durch alle Mittel zur Rührigkeit in dieser Sache anzufeuern. Wenn man aber von dieser Parallele ganz absieht, so weit muß sich die katholische Kirche in Würtemberg bequemen, daß sich der protestantische Staat in rein kirchliche Verhältnisse, die ihn nicht im Mindesten berühren, einmischt, daß er dem Bischof den Gegenstand und die Art und Weise seiner Empfehlung vorzeichnet und schon die bloße Empfehlung als solche verdammt.

Gehen wir zum letzten Punkt, so kann die Aufforderung zum Gebet für die gedrückte Kirche bei dem Breve Gregors XVI. über Spanien und der römischen Staatsschrift über Rußland nicht zweideutig erscheinen; und nur ein eigenthümliches Bewußtseyn könnte befürchten, sie möchte vielleicht im Volk andere Gedanken „erwecken“. Ueberall wurde jenes Breve verkündet und das Volk zum Gebete aufgefordert. Der Bischof war zum Voraus versichert, das, was die größten, auch protestantischen Staaten nicht gehindert hatten, in Würtemberg nicht durchsetzen zu können, und wählte demnach diese Form der Publication, die indeß der Regierung eben so unzulässig erscheint. Schon der Satz, man sey den Regierungen anderer Länder Rücksicht schuldig, klingt eigen, da andere Regierungen die würtembergische nur für Handlungen, die sie selbst vollbringt, verantwortlich machen, und so lange das Gebet der Katholischen vom Machtgebot des Staates unabhängig bleibt, also Kirchen-, nicht Staatsgebot ist, man letzterm Nichts zur Last legen kann. Ob die Neuzeit wohl daran thue, diesen Satz hervorzukehren, der die Religion selbst in der Form des Gebets zur Dienstmagd des Staats erniedrigt, ob die wahre Humanität und Civilisation durch denselben gewonnen habe, überlassen wir Andern zur Entscheidung. Er ist übrigens an diesem Orte nicht einmal zulässig, da die Regierungen, denen man diese verzweifelte „Rücksicht“ schul-

dig wäre, im Fastenbriefe gar nicht genannt sind, und Würtemberg von Spanien schwerlich etwas für eine Handlung zu befürchten hätte, von der weit größere Staaten, wie Preußen, trotz weit größerer Communication bis dato unsers Wissens nicht den mindesten Nachtheil erlitten haben. Wir haben also hier die merkwürdige Erscheinung, daß die katholische Kirche Würtemberg's in der Art der Dictatur des Staats verfallen ist, daß weder das Gebot des Oberhaupts der Kirche, noch die Vorschrift des Bischofs, noch der Vorgang aller andern Regierungen die Erlaubniß zum Gebete um „Frieden und Heil“ der Kirche auswirken konnten.

Dem Ordinariat blieb hiebei keine andere Wahl, als entweder in unehrenvoller Willfährigkeit den Hirtenbrief nach der Vorschrift des Kirchenraths auszuweiden, oder auf ihn ganz zu verzichten und bloß das gewöhnliche kurze Fastenpatent an seine Katholiken hinauszugeben. Es wählte in anzuerkennendem kirchlichen Sinn das Letztere. Ob die Regierung durch ihren extremen Schritt besonders gewonnen habe, steht sehr dahin. Die Katholiken werden betroffen fragen, weßhalb die Stimme ihres Bischofs verstummt sey, werden bald den wahren Sachverhalt errathen, und sicher deßhalb in dem Eifer für ihre Kirche nicht erkalten. Das ist eben die Nemesis, die sich solchen Maaßnahmen von selbst anhängt und sie mit innerer Nothwendigkeit zum Guten kehrt.

XXXVI.

Friedrich's II. Politik in religiösen Dingen.

In dem ersten Bande der Historisch-politischen Blätter findet sich ein Aufsatz über Friedrich's Verhältniß zu den Katholiken, namentlich in Schlesien, und auch im neunten Bande desselben Werkes (S. 575) kommt wieder in Betreff der Jesuiten etwas Aehnliches vor. Dieß veranlaßt den ungenannt seyn wollenden Einsender der folgenden Blätter, auch seine Betrachtungen darüber mitzutheilen.

Friedrich erhielt bekanntlich eine sehr strenge Erziehung durch die Härte seines Vaters: er erhielt zum Lesen kein anderes Buch als die Bibel, was ihm Veranlassung ward, sich mit Voltaire und Gleichgesinnten, deren Ansichten er durch die nach Preußen eingewanderten Calvinisten kennen gelernt hatte, in einen Briefwechsel einzulassen, der bekanntlich noch vorhanden ist. Was Friedrich von diesen in Sachen der Religion gelernt habe, drückt er in einem Briefe an Voltaire vom 7. October 1740 folgendermaaßen aus: „der Jesuit, der Muselmann, der Protestant und der Bramin, sind meinem wenig scharfen Blick von völlig ähnlichem Gewicht". Im Jahre 1740 kam bekanntlich Friedrich zur Regierung, und benützte sogleich die Verlegenheit der Maria Theresia, Schlesien zu erobern. Sein Manifest vom 1. Dezember 1740 (Otto S. 322) versprach den Katholiken Schutz so wie den Protestanten, so wie es auch seine wahre Absicht auf Schlesien läugnete. Damals zählte Schlesien (Otto S. 333) 2000 katholische und 400 alte protestantische Kirchen, bald aber wurden 200 neue protestantische erbaut. Obgleich nun Friedrich allen Religionspartheien in seinem Manifest vom 1. Dezember

gleichen Schutz versprochen hatte, so erhielten die Protestanten doch bald die Oberhand; bereits (Heldengeschichte S. 486) zu Gunthersdorf mußte die katholische Kirche geöffnet und darinnen von dem Regimentsprediger protestantischer Gottesdienst gehalten werden. In Liegnitz, Schweidnitz und andern Städten ward der katholische Rath (Otto S. 327) abgeschafft und ein protestantischer eingesetzt. Als Friedrich (Held. S. 544) den Dom in Breslau eingenommen hatte, so fand er unter andern darin vier Stücke von Metall und etliche Böller, so an hohen Festtagen und bei der Auferstehung, welche die Römisch-Katholischen zu Ostern mit vielerlei Ceremonien vorzustellen pflegen, allemal waren gelöset worden. Diese Stücke und Böller wurden, als ein der Geistlichkeit unnöthig erachteter Hausrath, über die Oder geführt, und hinter dem Kirchhofe St. Mauritii vor dem Ohlai'schen Thore zum Verkauf ausgesetzt. Dieß war das erste Omen, wie das Manifest vom 1. Dezember zu nehmen sey. Bald wurde es noch klarer. Schon (Heldeng. S. 670) den 8. Januar verlangte man, daß einem preußischen Feldprediger gestattet würde, in der Kirche zu den eilftausend Jungfrauen vor dem Oderthore zu predigen und seine Soldaten zu communiziren, was aber der Magistrat nicht gestattete. Zu derselben Zeit, als Friedrich Breslau belagerte, befand sich der Bischof von Breslau (ibid. S. 675), Cardinal von Sinzendorf, auf seinem Schlosse in Ottmachow. Es wurde ihm von dem königl. preuß. General-Feldmarschall eine Salve-Garde angeboten, mit der Versicherung, daß er für seine Person nichts Uebels sollte zu befahren haben. Allein bald nach der Schlacht bei Molwitz wurde er weggeschafft. Er wurde, da man ihn (ibid. S. 905) „beschuldigte“, daß er mit der österreichischen Regierung in Correspondenz stehe, den 13. April 1741 auf dem genannten Gute Ottmachau durch fünfzig Mann Soldaten arretirt nach Breslau gebracht; den 18. April aber ließ ihn der König „in Betracht der Familie des Cardinals“ wieder loß, jedoch mußte er Schlesien verlassen. Er reiste nach Wien, wo er (ibid.

S. 909) den 3. Mai ankam. Bei dieser Gelegenheit hielt der Papst an das Cardinalscollegium (ibid. S. 906 — 908) folgende Allocution: „Ehrwürdige Brüder! Nachdem Wir Nachricht erhalten, daß das Mitglied Eures höchst ansehnlichen Ordens, Unser geliebter Sohn, Philipp Ludwig, unter dem Titel von St. Maria supra Minervam Priester, der heil. römischen Kirche Cardinal, von Sinzendorf, durch Unsere Genehmhaltung und Zulassung Vorsteher der Domkirche zu Breslau, eben da er die Pflichten seines geistlichen Hirtenamtes bei den seiner Seelsorge anvertrauten Schaafen mit gehöriger Wachsamkeit verrichtete, von Karl Friedrich, Markgrafen zu Brandenburg, der mit feindlichen Waffen in Schlesien eingefallen, von dannen gefänglich weggeführt worden sey, so haben Wir Euch solches hiemit, Ehrw. Brüder, von diesem Orte zu wissen thun wollen. Ihr könnet von selbst erachten, was für große Schmerzen, Verdruß und unsäglichen Kummer ein solches Verfahren, der bischöflichen Würde so unziemlich, Eurer Versammlung so nachtheilig, und diesem apostolischen Stuhl, auch Uns selber so beschwerlich, überhaupt aber ganz unerhört, in Unserem päpstlichen Gemüthe verursacht habe, zumal da Ihr wisset, wie hoch Wir Euch schätzen und verehren, und wie geneigt Wir sind, Eure Würde, die den höchsten Mächten gleich ist, jederzeit nach allen Kräften zu schützen und zu vermehren. Wir haben daher sogleich auf diese betrübte Nachricht an Unsern in Christo geliebtesten Sohn, den allerchristlichsten König in Frankreich, Ludwig, ein Schreiben in Form eines Breve durch einen Courier abgefertigt, und diesen König nach der ihm beiwohnenden fürtrefflichen Frömmigkeit und Religion, mit den höflichsten Worten gebeten, und zu bewegen gesucht, daß er vermöge seiner zu Uns tragenden kindlichen Neigung und des Schutzes, dessen er jederzeit diesen heil. Stuhl, auch Eure Versammlung gewürdigt, den Exempeln seiner Vorfahren, die sich um Uns so verdient gemacht, nachahmen, und Uns in dieser Sache seine königliche Macht und Gewalt nicht entsagen möge. Zugleich

haben Wir unsern geliebtesten Sohn, Andream Herkulem, der h. Kirche Cardinal von Fleury, auf das nachdrücklichste ersucht und ermahnt, daß auch er bei gedachtem Könige Ludwig, bei dem er so viel vermag, alle Mühe anwenden möchte, daß sein Amtsgenosse wieder in Freiheit gesetzt werde, um auch dadurch einen Beweis seines Eifers an den Tag zu legen. Ihr könnet also glauben, daß Wir uns noch künftighin bestreben werden, es bei den katholischen Fürsten durch unsere Bemühung dahin zu bringen, daß ein so großer Vorsteher und Kardinal mit gebührender Ehre und Würde zu seiner Kirche zurückgeführt werde. Unterdessen wollen Wir mit Euch, Ehrw. Brüder, den Fürsten aller Seelenhirten, Jesum Christum, demüthigst anflehen, daß er das apostolische Haupt und alle Kirchenstände in seinem heil. Glauben gnädigst beschütze und erhalte". — Nebst dieser Anrede erließ der Papst (ibid. 762) auch ein Breve an sämmtliche katholische Regenten; sowie auch Oesterreich die katholischen Mächte auf die Gefahr — den 3. und 4. August 1741 (ibid. S. 983) legten die Preußen das Kloster Heinrichau, nachdem sie es geplündert, „weil es den Oesterreichern gar zu merklich favorisirt hatte", — in Asche, — aufmerksam machte, in der sich die Katholiken in Schlesien befänden; was der Kanzler Ludwig zu Halle in einer öffentlichen Schrift zu wiederlegen suchen mußte. Auch wider die päpstliche Allocution gab er eine Schrift heraus, unter dem Titel: naeniae papales. — Wie aber Friedrich den Bischof von Breslau frei gelassen hatte, so durfte derselbe auch den 2. Januar 1742 nach Breslau zurückkehren; der König bestätigte ihn (Uhlig S. 198) in seinen vorigen Würden und Aemtern, und ernannte ihn sogar zum Generalvicar in allen königlichen Ländern, worüber der Papst (den 14. Juli 1742) an Sinzendorf ein Breve erließ. — Später wurde in dem Frieden zu Berlin den 28. Juli 1742 Schlesien wirklich an Friedrich abgetreten; er versprach im 6. Artikel die Religion in Schlesien in statu quo zu erhalten, was er aber freilich nur auf die Gegenstände anwendete, die ihm gefielen;

denn den Nexus (Otto S. 204 u. 344), welchen Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1540 eingeführt hatte, hob er schon „unter dem 31. Dezember 1757 zum Nachtheile der katholischen Pfarrer“ auf, so wie er auch den Befehl erließ, daß kein Katholik (Otto S. 344) in Schlesien eine Bedienung, die über 300 Rthlr. eintrüge, von der Regierung erhalten sollte; und dieß, ohngeachtet er im Jahre 1743 in eigener Person der Friedenspredigt beigewohnt hatte, die der Cardinal Sinzendorf zu Breslau über Ps. 122, V. 7. 8. gehalten hat. Im Jahre 1744 ernannte Friedrich (Otto S. 338) den Grafen Philipp Gotthard von Schafgotsch, der durch seine Talente als Hofmann dem Könige vortheilhaft bekannt war, zum Coadjutor des Cardinalbischofs Sinzendorf; wogegen das Domcapitel, dem damit sein Recht der freien Wahl (6. Artikel des Friedenstraktats) entzogen war, protestirte; und als endlich (Uhlig S. 469) Sinzendorf den 28. September 1747 starb, so ernannte er den Grafen Schafgotsch zum Bischof von Breslau, ohngeachtet das Capitel abermals dagegen protestirte; der Graf Münchow setzte den Bischof in die Temporalien ein, während er dem Weihbischof, Grafen von Almeslo, und dem Domherrn v. Frankenberg die Administration in spiritualibus so lange übertrug, bis der Papst diese Handlung bestätigt hätte. Friedrich ließ auch (Uhlig S. 471) durch seinen Agenten, Ritter Frankolini, in Rom bei dem Papst diese Sache anzeigen. Der Papst schickte seinen Nuntius von Dresden nach Breslau, der die Sache untersuchte, und so kam sie auch im Juni 1748 in Ordnung, worauf der Bischof Schafgotsch (Uhlig S. 492) seinen Lehenseid in einer merkwürdigen Form leistete. Indeß diese Freundschaft Schafgotsch's dauerte nicht lange: als im November 1756 Breslau mit Schlesien wieder an Oesterreich kam, so nahm der österreichische (Otto S. 342) Feldkriegskommissär, Graf von Kollowrath, alle Beamtete in eidliche Pflicht für die Kaiserin und Königin Maria Theresia; der Bischof, Graf von Schafgotsch, ließ, um bei dem Mahle, welches einer der kaiserlichen Generale gab, doch auch

erscheinen zu können, die Insignien des schwarzen Adlerordens von seinen Kleidern abtrennen, nachdem er das Hochamt im Dom selbst gehalten hatte. Der protestantische Inspector der Schulen, dem Friedrich (Held. S. 554—56) bei seinem ersten Aufenthalte in Breslau so gnädig gewesen war, predigte in der Jesuitenkirche über den erzürnten Ahasverus, der zur Esther die Spitze seines Scepters huldvoll neigte, und am folgenden Tage sprach sein College, Weinisch, in einer Vergleichung mit Breslau, von der entlaufenen Hagar, zu der der Herr gesagt: kehre wieder um zu deiner Frau, und demüthige dich unter ihrer Hand!

Im Dezember nahm Friedrich Breslau (Otto S. 343, 344) wieder ein; der Bischof, Graf von Schafgotsch, flüchtete sich nach Mähren, und fand keine Gnade mehr vor Friedrich; den Prozeß wegen der von Burg und Weinisch gehaltenen Predigten aber schlug Friedrich großmüthig nieder! — So wie schon unter seinem Vater, Friedrich Wilhelm, die katholischen Soldaten eine Kapelle und einen Geistlichen (Heldeng. S. 326) ihrer Confession in Berlin hatten, so ließ auch Friedrich (Uhlig S. 478) in dem 1747 neu erbauten Invalidenhause eine Kirche für Katholiken und eine für Protestanten erbauen. Zur Erbauung der katholischen Kirche in Berlin (ibid. S. 474) gab er die Erlaubniß den 22. Nov. 1746, und den Grundstein legte dazu der Graf von Hacke unter dem 13. Juli 1747. Friedrich selbst gab nichts zu diesem Baue, sondern ein Carmelitermönch aus Mantua, Namens Mecenati, sammelte dazu in der ganzen Welt, und deßhalb ging der Bau auch so langsam, daß Friedrich unter dem 9. October 1773 an Voltaire schrieb: nächstens wird der Bischof von Ermeland (Grabowski) die katholische Kirche hier einweihen. Sie ward der heil. Hedwig, Herzogin von Schlesien, geweiht, welche Friedrich bekanntlich seine himmlische Frau Baas (Fried. an d'Argens v. 27. Sept. 1762) nannte. An das Portal ließ er (Brief d'Alemberts an Fr. d. 10. Dez. 1773) die Inschrift setzen: Frie-

drich, der nicht diejenigen haßt, die Gott auf eine andere Art dienen, als Er, hat diese Kirche erbaut. Auch hatte unter ihm (Zimmermann I, S. 197) und seinem Regierungsnachfolger der Papst in Berlin einen Geschäftsträger, was jetzt nicht mehr ist.

Bei der ersten Theilung Polens, zu welcher Friedrich durch sein Gedicht: la guerre des Confederés so ziemlich viel beigetragen haben mag, und „bei welcher (Zimmermann I. S. 138) er zeigte, daß er seinen Nutzen nie vergaß“, verlor auch das Bisthum Ermeland seine Souveränitätsrechte, und ward säcularisirt. Der damalige Bischof von Ermeland, Grabowsky mit Namen (Zimmermann I. S. 83), ein Pole von Geburt, der seine Erziehung in Frankreich genossen hatte, und wegen leichtsinniger Haushaltung unter Sequester stand, gehörte zu der Gesellschaft, die Friedrich Abends in Potsdam um sich zu versammeln pflegte, und mit denen er Politik, Metaphysik und Geschichte „ganz heitern“ (seinen Hofnarren hatte er bekanntlich abgeschafft und zum Präsidenten der Berliner Akademie gemacht? Thauber S. 62) „Sinnes“ abzuhandeln pflegte. Manchen Scherz über seinen Beruf mußte Grabowsky von Friedrich anhören, was er sich aber gefallen lassen mußte, weil er seine Besoldung aus der preußischen Staatskasse erhielt. Die römische Kirche (Zimmermann I. S. 67), über die er wegen ihrer Dogmen und Gebräuche oft an seiner Tafel scherzte, nannte er nur die Hure, die auf den sieben Bergen sitze, und schloß dann seine Witzeleien jedesmal mit den Worten: je decoche tout mon venin contre l'Eglise romaine! Ein anderer katholischer (ibid. S. 80) geistlicher Gesellschafter war der Abbé du Val Pyreau. Er war von adeliger Familie aus dem Bisthum Lüttich, wegen Heterodoxie mit der katholischen Kirche entzweit, aus seinem Vaterlande vertrieben. Nach seiner Vertreibung aus Lüttich ward er bei einem Buchdrucker zu Frankfurt am Main Corrector, wo ihn d'Alembert kennen lernte, der ihn dem

König Friedrich empfahl, von dem er als Lecteur angenommen wurde.

Als Papst Pius VI. in Deutschland weilte, schickte Friedrich diesen Abbé du Val Pyreau zu ihm nach Augsburg, um den Papst in seinem Namen zu grüßen (ibid. S. 196), und auch wegen der Katholiken seines Landes mit ihm in Unterhandlung zu treten. Als nämlich Kaiser Joseph II. mit dem Bischofe von Passau jene bekannten Streitigkeiten wegen Errichtung eines Bisthums in Linz anfing, so faßte auch Friedrich den Entschluß, für die Katholiken in seinem Reiche noch ein Bisthum zu errichten, und dieß war der zweite Grund, weshalb er den genannten Abbé nach Augsburg schickte. Das neue Bisthum sollte in Xanten errichtet werden, und als ersten Bischof bestimmte Friedrich den de Val Pyreau. Weil aber der Abbé du Val Pyreau (ibid. S. 81) sich gegen den Papst sehr unanständig betrug, so zerschlug sich die Sache wieder. Als hierauf du Val Pyreau unverichteter Sache von Augsburg zurückkam, so gab ihm Friedrich, da er nicht dulden wollte, daß dieser sich selbst zum Bischof mache, und durch sein unanständiges Betragen gegen Papst Pius VI. ihn auch nicht mehr vor sich ließ, eine (ibid. S. 82) Präbende in Schlesien von 2000 Thalern, obgleich er suspendirt war.

In den letzten Jahren Friedrich's fing bekanntlich Kaiser Joseph der Zweite die Kirchenreformen in seinen Ländern an, und zwar besonders suchte er die Klöster aufzuheben und mit ihren Gütern seinen Schatz wieder zu füllen, den er durch seine Kriege, über deren einen — den Türkenkrieg — Friedrich einen so naiven Grund in einem Brief an d'Alembert (v. 30. Dez. 1782) angibt — erschöpft hatte. Seine Ansichten darüber finden sich in seinem Briefwechsel mit dem genannten Philosophen, und in seiner Kabinetsordre vom 26. August 1782 an den Weihbischof Rothkirch in Breslau, in welcher er ausdrücklich (Neueste Staatsbegebenheiten 8. Bd., S. 260) sagt, daß er das Eigenthum der Klöster schützen

werde, und in jenem merkwürdigem Umstande, daß er einer Gesellschaft von Nonnen (ibid. 871), die am 19. September 1782 in Breslau ankamen, nicht blos die in Oesterreich, woraus man sie vertrieben hatte, verweigerte Annahme als geistliche Corporation ertheilte, sondern auch gestattete, sich in Breslau ein Kloster zu bauen, wofür in allen katholischen Kirchen ein feierliches te Deum gesungen werden mußte, Umstände, die übrigens d'Alembert in jenem Briefe an Fr. v. 13. Dez. 1782 bestätigt.

Wenn Friedrich übrigens diese Gnaden den Katholiken auch erzeigt hat, so war wohl nicht sein Gerechtigkeitsgefühl der Beweggrund dazu, sondern vielmehr suchte er dadurch dem Kaiser Joseph und dem Haus Oesterreich in seinem Ansehen in Deutschland zu schaden, wie er ihm schon durch die Eroberung Schlesiens an materieller Macht Abbruch gethan hat; als Beweis dessen führen wir an, daß er in den letzten Tagen seines Lebens noch gegen seinen Leibarzt (Zimmerm. III, S. 71) in einem Gespräche über die katholischen Fürsten in Betreff des Papstes die Aeußerung that: mit dem Papst — ist es aus!

Zum Schluße noch einige Aeußerungen Friedrich's über die Katholiken: in seinem Brief an d'Allembert v. 28. Juli 1774 nennt er den Papst den „Vizegott", in dem Briefe v. 24. März 1768 „den Dalai Lama", „der es (v. 7. Mai 1768) verdiente, daß die Könige ihm Aepfel in's Gesicht würfen", und in dem Briefe an Volt. v. 10. Jan. 1740 nennt er den Papst: das alte Phantasiegespenst, Vicarius vom Himmelsinteresse; den Erzbischof Beaumont von Paris, der Voltairen die kirchliche Beerdigung verweigerte, nennt er (an d'Allemb. v. 22. Juni 1781) Erzbischof des Teufels, die Bischöfe Marktschreier und Druiden. Wenn endlich Friedrich (Br. an d'Allemb. v. 18. Okt. 1770) sagt: was liegt daran, an welcher Art Gottesdienst das Volk hängt, und dagegen wieder (Br. an Volt. v. 10. Juli 1776) den Ausspruch thut: käme der Landgraf von Hessen aus meiner Schule, so wäre er nicht katholisch

geworden — so verstehen wir nicht, wie beide Aeußerungen sich vereinigen lassen. Zum Schluß das Urtheil des Johannes von Müller in seiner Rede vom Ruhme Friedrich's, das also lautet: Wenn Friedrich die Natur der Religion und den Sinn ihrer Quelle nicht hinlänglich verstand, so (!!) wußte er die Diener aller kirchlichen Partheien in Ordnung zu halten, es stand deßhalb auf seinen Kanonen: ultima ratio regis — borussici und er übertraf Constantin, der, statt die Hierarchie zu benutzen (!!), sich von ihr unterjochen ließ.

Die bei diesem Aufsatze benützten Schriften sind folgende: 1) Hinterlassene Werke Friedrich's II. Kempten 1789; 2) Die neuesten Staatsbegebenheiten mit histor. und polit. Anmerkungen. Frankfurt am Main 1782; 3) Friedrich der Große v. Th. Thauber. Stuttg. 1834; 4) Fragmente über Friedrich den Großen v. Ritter v. Zimmermann 3 Bd. Leipzig 1790; 5) Geschichte Schlesiens von C. Otto. Breslau 1835; 6) Helden-, Staats- und Lebensgeschichte des Allerdurchlauchtigsten Herrn Herrn Friedrich's des Zweiten. Frankfurt und Leipzig 1746; 7) Neueste historische Briefe an einen Herrn von Adel. Herausgegeben von Herrn Uhlich. R. O. P. A. Z. S. Frankfurt 1758.

XXXVII.

Die Reformatoren der katholischen Kirche.

I.

Geschichte des heil. Franciscus von Assisi 1182 — 1226. Aus dem Französischen von F. C. Chavin de Malan. München, Verlag der literarisch-artistischen Anstalt. 1842. Vorr. S. LXIV. Text S. 416. 8. Preis: 2 fl. 42 kr.

Eine Reihe von Aufsätzen in diesen Blättern haben sich damit beschäftigt, einige jener Männer, welche der Protestantismus unter dem Namen der Reformatoren als seine Ko-

ryphäen verehrt, aus dem Weihrauchnebel, der sie umhüllte, hervorzuziehen und in das wahre Tageslicht der Geschichte zu stellen.

Ihr persönlicher Charakter, und was sie zu seiner Ausbildung gethan, ihre Motive, die Mittel, die sie für erlaubt gehalten und deren sie sich bedient, die Principien, von denen sie ausgegangen, das Endziel, das sie im Auge gehabt, und die Folgen und Resultate, die sich aus ihrem Wirken in religiöser, moralischer, wissenschaftlicher und politischer Beziehung sowohl in ihrer Zeit als durch consequente Entwickelung in unsrer Zeit ergeben, waren abwechslend der Gegenstand dieser Untersuchungen. Sie zeigten, wie der Geist der Verneinung, womit sich diese Reformatoren außerhalb der Kirche gestellt, in allen jenen Beziehungen ein immer consequenterer Geist der Zerstörung ward, ein Geist der Unordnung, der Ungesetzlichkeit, der Rebellion, der von der Befeindung der Kirche und ihrer von Gott gesetzten und erleuchteten Autorität, zur Befeindung des Christenthums und alten Glaubens fortschritt, bis er sich in neuester Zeit in pantheistischer Gestalt offen als Kirche des Antichrists constituiren möchte.

Die Betrachtung jener ersten Begründer dieser Bewegung, welche die Nichtachtung der von Gott geordneten Autorität zum Grundstein ihrer Lehre gemacht und dadurch die Einheit der Kirche gespalten, ist ein Theil der Aufgabe neuerer katholischer Geschichtsforschung, und zwar ist es ihr unerfreulicherer Theil; denn er ist seiner Natur nach negativer Art, indem er die Werkzeuge und das Werk der Zerstörung beschreibt. Er handelt nur von Krankheiten und von Aerzten, die entweder keinen Beruf hatten, oder ihrem Beruf nicht entsprachen, die selbst krank und von Leidenschaften geblendet, nur Gift in die Wunden gossen, und die man daher statt Reformatoren mit Recht Destructoren nennen dürfte.

Allein die katholische Geschichtsforschung hat noch eine andere erfreulichere und weit heilsamere Aufgabe zu erfüllen, die ganz positiver Art ist. Sie hat ihren eigenen Reformatoren anerkennen-

de Gerechtigkeit zu verschaffen, das heißt jenen großen Heiligen, die im Geiste der Kirche wirkten, die den Gehorsam gegen die Kirche und ihre unveränderliche Lehre zum Grundstein ihrer Reformen machten, und die darum auch von dieser Kirche als Reformatoren anerkannt wurden. Es bleibt ihr hier fast noch mehr zu thun übrig, als dort. Denn während die antikatholische Geschichtschreibung die Gegner und Zerstörer der Kirche mit Lobsprüchen überhäufte, die sie nicht verdienten, und mit den glänzendsten Farben übermalte, hat sie jene heiligen Reformatoren unserer Kirche entweder mit erklärtem bitteren Hasse angefeindet, oder mit stolzer Geringschätzung bei Seite gesetzt, so daß ihr Bild, entweder auf das gehäßigste entstellt, ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues ist, oder daß die Gleichgültigkeit, ohne es auch nur eines Blickes zu würdigen, im Staube der Bibliotheken begraben liegen läßt.

Diese antikatholische Geschichtschreibung war in dieser Weise zu einem solchen Extrem der Ungerechtigkeit vorgeschritten, daß sie unter den Protestanten selbst eine Reaction hervorrief und Männer auftraten, die mit edler Indignation und rastlosem Eifer bemüht waren, der gekränkten Ehre so manchen großen und heiligen Andenkens der katholischen Geschichte wieder Genugthuung zu verschaffen. Geschichtliche Werke, die in Aller Hände sich befinden, sind daraus hervorgegangen.

Geschieht dieß aber von solchen, die sich nicht zu unserer Kirche bekennen, so ist es unsererseits, die wir an ihrer Segnung Theil haben, doppelt eine heilige Pflicht, ihnen auf dieser segensreichen und ruhmvollen Bahn nicht nachzustehen. Dieß ist auch der Grund, warum wir hiemit, jenen historischen Betrachtungen über die falschen Reformatoren gegenüber, eine Reihe anderer über die wahren beginnen, indem wir auf die neuesten Erscheinungen sowohl der katholischen als der protestantischen Literatur auf diesem historischen Gebiete Rücksicht nehmen und unsere Leser mit den Fortschritten einer gerechteren Würdigung bekannt machen.

Wir beginnen mit einem Manne, dessen Persönlichkeit groß und dessen Wirksamkeit zu vielumfassend war, als daß man ihn mit gleichgültigem Stillschweigen ganz hätte umgehen können, wir meinen den heil. Franziskus von Assisi, und wir freuen uns doppelt, daß sein neuester Lebensbeschreiber, Chavin de Malan, dessen Werk wir allen unsern Lesern in mehr als einer Rücksicht empfehlen können, mit uns vollkommen übereinstimmt, wenn er in der Einleitung seine Ansichten von der Aufgabe und der Würde der katholischen Geschichtschreibung mittheilt, mit den seinen Standpunkt treffend bezeichnenden Worten anhebend: „dieses Buch gehört der Wissenschaft, wie der frommen Betrachtung an". Das Ziel seiner Arbeit näher bezeichnend, fährt er dann fort: „Es gibt für den Menschen hienieden keinen entzückenderen Anblick, als die Betrachtung der Kirche Jesu Christi, wenn sie ihre Jugend erneuert, wie die des Adlers. Ewig wie Gott selbst, ist das Christenthum der Weg, die Wahrheit und das Leben; es erhält und verbreitet unter den Menschen, als ein heiliges Erbe, jene edlen und unvergänglichen Glaubenslehren, welche, sogar vor dem Tribunale des bloßen Verstandes, als zeugendes Princip alles Guten und Heilsamen erkannt werden. Und die Geschichte einer solchen Erneuerung der ewigen Jugend der Kirche ist es, die ich in diesem Buche meinen Brüdern darbiete, um sie zu trösten und zu ermuthigen. Dieses sociale Ziel ist aber die rechte Aufgabe für jeden katholischen Schriftsteller". Daß es ein katholischer Geist sey, der den Verfasser dieser Lebensgeschichte des großen Heiligen von Assisi beseelt, dafür legen diese Worte das beste Zeugniß ab.

(Schluß folgt.)

XXXVIII.

Offenes Sendschreiben an den Verfasser der Schriften: „Die conservative Parthei“ und „die Opposition in Deutschland von V. A. H.“ *)

Sie haben uns in der Vorrede zu Ihrer „Opposition“ wegen unserer Beurtheilung Ihrer „conservativen Parthei“, „Unredlichkeit, Böswilligkeit und Verblendung“ vorgeworfen, und scheinen zu glauben, daß Haß gegen Ihre Person, oder gegen den Staat, dessen Sache Sie führen, unser Urtheil geleitet habe. Dieß ist jedoch ein großer Irrthum, den wir Ihnen benehmen müssen. Indem Sie als Stifter einer neuen, „conservativen Parthei“ vor das Publikum traten, haben Sie das öffentliche Urtheil über Ihre Grundsätze und Ihre Person herausgefordert. Wir haben die letztere unberührt gelassen, und Ihnen, wozu wir das volle Recht hatten, über die erstern zwar keine Schmeicheleien, aber rund und unverholen unsere Meinung gesagt. Da Sie wohl selbst nicht den Anspruch machen, im Namen der conservativen Ge-

*) In den Betrachtungen, welche wir über den Charakter der Augsburger Allgem. Zeitung angestellt, hat die Redaction dieser Blätter auf das Urtheil des Verfassers der obigen Broschüren wiederholt Bezug genommen, weil sie es, wenigstens theilweise, als ein begründetes ansah: allein derselbe Verfasser hat sich in der letzten jener Broschüren auch einen persönlichen Ausfall auf einen Beurtheiler seiner ersten Schrift erlaubt, der seine Stimme über ihn in diesen Blättern erhob; auf diesen Ausfall folgt hier die Erwiederung des Angegriffenen in Form eines Sendschreibens.

Die Redaction der histor.-politischen Blätter.

sinnung allein zu sprechen, so sind Sie in keiner Weise befugt, uns wegen der Aeußerung unserer Ansichten einen Vorwurf zu machen, und dieß um so weniger, da wir nichts gesagt haben, wofür wir Ihnen die Gründe schuldig geblieben wären. Sie antworten darauf in einer Weise, die nur ihre Verlegenheit verräth; es hat Ihnen nämlich nicht gefallen, auch nur mit einer Sylbe auf die Frage einzugehen, von der die Rede ist. Diese Flucht vor einer ernsten Discussion ist ein übles Zeichen für den Stifter einer „Parthei"; sie beurkundet kein sonderliches Vertrauen zur innern Stärke Ihrer Sache. Auch würden wir es daraufhin nicht der Mühe werth halten, uns mit Ihnen weiter zu befassen, wenn nicht eines Theils die Sache, der Sie Ihren Schutz zugewendet, unser tiefstes, eigenes Interesse in Anspruch nähme, und wenn andrerseits ähnliche Grundsätze, wie die Ihrigen, sich nicht in der Elberfelder Zeitung und im Frankfurter Journal verlauten ließen, einer Beleuchtung bedürfte. Gestatten Sie also, daß wir Ihre wohlfeilen Schmähungen ignoriren, und dafür einige höfliche Betrachtungen in Bezug auf das anstellen, was Sie gegen die „Opposition" vorbringen.

Sie haben sich in Ihrer zweiten Broschüre (vielleicht, wie wir uns zu schmeicheln wagen, in Folge unsrer, Ihnen gewidmeten, kritischen Beobachtungen!) von dem kirchlichen Felde, wo wir Ihnen sehr entschieden widersprechen mußten, auf das rein politische zurückgezogen. Somit ist auch unsere Stellung Ihnen gegenüber eine andere geworden. Sie kämpfen in Ihrer „Opposition" gegen die destructiven Tendenzen, die seit dem Jahre 1840 kecker als je ihr Haupt erhoben haben, und in sofern stehen Sie, indem was Sie nicht wollen, großentheils auf unserer Seite. Nur davon kann also zwischen uns die Rede seyn: ob wir Sie, theils wegen der Art und der Mittel Ihrer Kriegführung, theils wegen des eigentlichen Zieles, dem Sie zusteuern, als Streitgenossen anerkennen können. Und hierauf sollen jene Bemerkungen sich beziehen, die wir Ihnen mit rücksichtsloser Freimüthigkeit machen werden.

Denn so wenig wir darauf ausgehen, Ihnen geflissentlich unangenehme und kränkende Vorhaltungen zu machen, so wenig haben Sie uns andrerseits Veranlassung gegeben, aus Schonung für Sie mit unserer Meinung zurückzuhalten. Deßhalb wollen wir auch nicht im geringsten mit Ihnen darüber rechten, warum Sie sich so angelegentlich immer wieder mit Lobreden auf Preußen beschäftigen. Auch unserer Ansicht nach verdient Preußen alle Aufmerksamkeit. Denn wenn es auch keineswegs, wie Sie meinen, Deutschland geistig oder politisch repräsentirt, so weiß doch jeder aufmerksame Beobachter der Zeit, daß dort in diesem Augenblick das Schlachtfeld ist, wo Deutschland's Geschicke vielleicht auf Jahrhunderte hinaus entschieden werden.

Dagegen scheint uns die, von Ihnen nicht ganz glücklich gewählte Bezeichnung der Opposition, gegen welche Sie kämpfen, gerade in Beziehung auf Preußen, für welches Sie so energisch Ihre Stimme erheben, einiger Erörterung zu bedürfen. Es wird Ihnen gewiß noch von der Universität her erinnerlich seyn, daß jeder Opponent nothwendig und unerläßlich einen Defendenten, mithin jede Opposition eine Position voraussetzt, welche vertheidigt werden soll. Nun können wir Ihnen unmöglich verhehlen, daß unseres unvorgreiflichen Dafürhaltens die einzig sichere Schutzwaffe gegen eine ungerechte, leidenschaftliche, unklare, politische Negation, wie Sie dieselbe, zum Theil mit vielem Rechte, schildern, eine auf ihrem Rechte beharrende, besonnene, klare, sich ihres Zieles und Ganges bewußte, positive Haltung und Stellung der angefochtenen Regierung ist, an welcher der Widerspruch um so eher von selbst abprallen muß, je hohler, vager und unverständiger er ist. Ist die Stellung der Regierung in sich stark, so hat sie, scheint uns, die Existenz einer solchen Opposition nicht sonderlich zu fürchten, während umgekehrt, eigne Unklarheit und Unsicherheit der Staatsgewalt über das, was sie will, und fortwährendes Schwanken in Betreff dessen, was sie nicht will, ein viel gefährlicher Feind im eigenen Lager

wäre, als jeder Widerspruch von außen. — Natürlich haben diese ganz allgemeinen, politischen Betrachtungen auch nicht den mindesten Bezug auf die von Ihnen vorzugsweise vertheidigte Macht. Wir stellen dieselben bloß deßhalb an, um daraus die Folgerung zu ziehen, daß ehe die Position ausgemittelt worden, von einem ersprießlichen und entscheidenden Kampfe gegen die Opposition vernünftigerweise gar nicht die Rede seyn kann, indem es sonst berufenen oder unberufenen Sachwaltern des „Bestehenden" leicht geschehen könnte, daß sie heute als Opposition bekämpften, was morgen sich als Wille und Zweck der Regierung herausstellte, und umgekehrt! Dieß Alles jedoch, wie gesagt! ohne alle Beziehung auf concrete Verhältnisse und gleichsam, nur im Vorbeigehen! Wir sind darüber gewiß verschiedener Meinung und wollen deßhalb, uns in die Mitte Ihrer Argumente versetzend, untersuchen, was Sie über die Position zu sagen haben, die Preußen Ihrer Ansicht nach genommen, und gegen welche die Opposition, wie Sie darthun und wir Ihnen vorläufig auf's Wort glauben, in einem ungerechten und unsinnigen Kriege begriffen ist.

Nachdem Sie auf 37 Seiten Ihrer Broschüre die Opposition, zu unserer großen Freude und Befriedigung, mit der Schärfe Ihrer Dialektik aus einer Ecke in die andere getrieben und ihre Blöße dergestalt aufgedeckt haben, daß eben diese Opposition, wenn es nach dem Rechte ginge, vor Scham in die Erde sinken müßte, — kommen Sie Seite 38 zu einer nähern Bestimmung und Umgränzung dessen, was in Preußen besteht, und wogegen sie sich opponirt hat. Und hier sind wir, gestatten Sie unserer Loyalität dieses freie Geständniß, eben im Interesse von Preußen etwas bedenklich geworden, ja beinahe erschrocken! Zuvörderst nämlich brechen Sie, mit unglaublicher Naivetät und Leichtigkeit, den Stab über Friedrich Wilhelm's III. Regierungsmethode. Dieser „alle freiere politische Entwickelung, alle Theilnahme des Volkes am öffentlichen Leben ausschließende, oder doch auf ein kümmer-

liches Minimum reducirende Regierungsmechanismus“, wird von Ihnen nicht ganz höflich in die historische Raritätenkammer verwiesen, wo man die alten Rüstungen und Waffenröcke verwahrt, wenn sie ihre Dienste gethan. Haben Sie auch an den möglichen, und gleichsam nicht ganz undenkbaren Fall gedacht, daß eben dieser öffentlich herabgewürdigte „Regierungsmechanismus“ doch wieder als einziges Mittel der Rettung hervorgesucht werden könnte? Und haben Sie ferner bedacht, daß man, nach dem französischen Sprüchwort, niemals ungestraft zu einem Brunnen sagt: ich werde nie mehr von Deinem Wasser trinken? Ihre „loyale“ Verwahrung, die jenes „damalige“ preußische Staatswesen (inclusive der privilegirten Hegel'schen Staatsphilosophie?) „bis auf einen Punkt und in einer gegebenen Periode eine Nothwendigkeit, eine Bedingung der Selbsterhaltung, ja des W e r d e n s und S e y n s war“, ist recht brav, und ließ sich von einem Mitarbeiter der Elberfelder Zeitung erwarten. Allein es ist damit — leider! — nichts ausgerichtet. Denn unmittelbar darauf versichern Sie, daß „jene Zeit“, die Sie „als alten monarchischen Mechanismus und Absolutismus“ charakterisiren, „mit ihren Forderungen und Gestaltungen vorüber sey“, und Sie beeilen sich, nach der andern Seite hin sich verwahrend, zu erklären: daß Niemand weniger dieß „beklage“ als Sie. Wahrlich wir Katholiken können uns in diesem Punkte nur mit Ihnen einverstanden erklären. — Aber die böse Opposition wird diese Achillesferse nur allzugeschickt zu treffen wissen. Denn Ihre Erklärung steht fest: „jener alte monarchische Beamtenstaat“ (Opposition S. 40) ist zu Grabe getragen. Wie hat Ihr Scharfsinn Sie darüber täuschen können, daß hiernach Ihre und unsere Feindin, die „Opposition“, im vollen Rechte ist, zu fragen: was nun? worin besteht denn jetzt das „Bestehende“, an dem wir uns so böslich versündigt haben sollen? Und wenn wir sehen, wie Sie bei Beantwortung dieser Fragen, sich auf die bedenklichste Weise in Ihren eignen Fäden verstrickend, der Opposition geradezu den Sieg

in die Hand liefern, packt uns ein wahres Entsetzen. Sie räumen (S. 38) ein: „daß Preußen in einer Uebergangskrise von einem Regime, von einem Systeme des Staatslebens zu einem andern, in mancher Hinsicht wesentlich verschiedenen, begriffen ist". Uebergänge solcher Art sind freilich in jedem Staatsleben eben so nothwendig als unvermeidlich; diese Krise aber hat das Eigenthümliche, daß selbst die „loyale Parthei", welche die frühern Zustände „des alten monarchischen Mechanismus und Absolutismus" als „vorüber" proclamirt, uns nicht einmal ein Bild jener neuen Zeit zu geben vermag, welche mit ihren Wundern und Schöpfungen im Anzuge seyn soll. Wollen Sie den Beweis? Er liegt in Ihren eignen Worten! — „Die Frage", sagen Sie mit rührender Unbefangenheit, ist nur: „wieweit und wohin werden diese Veränderungen führen, welches Princip liegt ihnen zum Grunde, welches Ziel hat man dabei im Auge? Daß eine bestimmte und erschöpfende Antwort auf diese Fragen von Seiten derer, die sie allein geben können, noch nicht vorliegt, daß in dieser Beziehung die öffentliche Meinung (in jedem Sinne des Worts) durchaus nicht weiß, woran sie ist, mag vielleicht gar wohl zu rechtfertigen, zu entschuldigen seyn; jedenfalls aber ist es eine schlimme Nothwendigkeit, deren mannigfach bedenkliche Folgen immer mehr hervortretend" u. s. w. Freilich ist diese Nothwendigkeit eine sehr schlimme! Freilich es ist ein Uebelstand, wenn die öffentliche Meinung und Jene, die sie leiten sollen, nicht wissen, woran sie sind, und Ihre nur zu gerechte Klage erinnert uns an die tiefsinnige Bemerkung des Sängers der allemannischen Lieder: wie weise die Einrichtung des Schöpfers sey, daß der Sonntag gerade in dem Augenblicke einzutreffen pflegt, wo der Sonnabend zu Ende geht. Die „Krise", von der Sie sprechen, gibt uns ein ungefähres Bild, welche Spannung und Verwirrung sich unser aller bemächtigen würde, wenn in dieser consecutio temporum einmal eine Stockung oder Verzögerung einträte. Im

politischen Leben pflegen solche Momente eine Zeit der Aerndte für die „Opposition" zu seyn, die dann auf jene oben angeführten, von Ihnen gestellten Fragen, welche, wie Sie uns berichten, heute in Preußen vergebens aufgeworfen werden, eine nur allzu prompte Antwort weiß.

Unbekümmert um diese bedenkliche Stellung, die Sie genommen, fahren Sie fort, die Clienten, zu deren Anwalt Sie sich aufgeworfen, um ihren Hals zu reden. Es komme, meinen Sie, in Preußen dermalen nicht auf einen Mittelweg (zwischen dem alten Absolutismus und dem modernen, englisch-französisch-süddeutschen Constitutionalismus) an, „auch nicht auf ein künstliches juste-milieu, auf ein Schwanken, eine Halbheit zwischen beiden; sondern auf etwas selbstständig positiv Neues, — neu, weil es eben gilt, auf eigene Faust, und nach eigenen Mitteln und Bedürfnissen aus dem circulus vitiosus herauszukommen, in dem andere Völker sich nun schon lange genug zerarbeiteten, um uns zur Lehre dienen zu können; neu, sofern denn nun in diesem dritten und in ihm allein ein Fortschritt der politischen Entwickelung sich zeigen würde, — da doch einmal Fortschritt die Losung der Zeit ist". — So bedenken Sie auch dieses Mal den Vortheil nicht, den die Freunde und Liebhaber der „Constitution" aus diesen wahrhaft unglaublichen Aeußerungen ziehen werden. Sie haben damit schlagend erwiesen, daß das „Bestehende" in Preußen, für welches Sie sich ereifern, nicht mehr, oder wenn es Ihnen so besser gefällt, noch nicht besteht, und Sie räumen ein: daß das verheißene Neue in dem Grade neu seyn soll, daß Sie selbst sich außer Stande erklären müssen, uns einen, auch noch so oberflächlichen Begriff und ungefähren Vorschmack davon zu geben. Der kläglichen Ausflucht gegenüber: es komme auf das Was? und Wie? dieses Neuen „überhaupt wenig an", und: „es sey hier jedenfalls nicht der Ort, diesen Gegenstand weiter zu erörtern" (Opposition S. 39), dieser verlegenen Wendung gegenüber muß jeder denkende Mensch in der „Op=

position“ stehen, und Ihnen entgegnen: wenn von einem, in Gegenwart und Vergangenheit unerhörten, neuen Zustande die Rede ist, der einem Lande auferlegt werden soll, so kömmt nicht bloß auf dessen nähere Bezeichnung „etwas“, ja Alles an, sondern es hat in solchem Falle allerdings jeder Einzelne ein gutes Recht, über das Was? und Wie? seine Besorgnisse, Wünsche und Hoffnungen laut werden zu lassen. Außerdem können wir, unseres Orts, nicht umhin, Ihnen bemerklich zu machen: daß, so lange die Welt steht, noch niemals ein Staatsmann, selbst der genialste nicht, etwas wesentlich Neues erfunden, noch weniger eine solche Erfindung zum Voraus angekündigt, sondern immer nur die bereits in seiner Zeit vorhandenen Elemente zum Bau seines politischen Gebäudes verwendet hat. — Sie haben jetzt auf's Neue den Zeitgenossen das Programm eines „Neuen“ hingeworfen, welches weder der „alte Absolutismus“, noch der neue Constitutionalismus, noch ein Juste-milieu zwischen beiden seyn soll. Die Welt wird mit steigender Ungeduld darauf warten, daß dieses Wort gelöst werde.

Ohne es zu wollen und zu wissen haben Sie in der That durch diese unbehutsamen Aeußerungen die schwache Seite der heutigen, preußischen Zustände den Augen der Welt enthüllt. Durch Vorgänge, deren nähere Bezeichnung nicht nöthig scheint, ist das „alte Regime“, der frühere „monarchische Mechanismus und Absolutismus“ außer Cours gesetzt, ohne daß bis jetzt ein neuer, die öffentliche Meinung versöhnender, fester, die Gewähr seiner Dauer in sich tragender Zustand geschaffen wurde. Aber der Heißhunger nach dem Neuen ist eben dadurch auf die Spitze getrieben, und ein Volk von dreizehn Millionen Menschen zuerst durch Erregung der maaßlosesten Erwartungen und Hoffnungen, dann durch die abentheuerlichsten Befürchtungen in einen schwer zu schildernden Zustand der Aufregung und Spannung versetzt. Wir sind weit entfernt, die Schuld dieser Lage der Dinge ausschließlich

auf die jetzige Regierung zu wälzen; zum größten Theile ist das, was heute sich begiebt, die Frucht jahrhundertelanger Antecedenzen. Aber wenn nach Ihren eigenen Worten das Positive und Bestehende ein mystisches, nicht definirbares, bis jetzt noch nicht zur Wirklichkeit gediehenes Etwas geworden ist, wie ist es möglich, daß sich die Freunde der Ordnung und des Rechts in diesen allerdings bedenklichen Zeiten eng geschaart darum zusammen finden können? Und wie konnte es anders kommen, als daß die von Ihnen mit Recht bekämpfte, zerstörende Strömung, die unter der vorigen Regierung latent geworden war, in dieser Lage der Dinge frei werden und mit einer Gewalt hervorbrechen mußte, die Sie heute mit so unglaublich schwachen Mittel bekämpfen zu können glauben!

Allein Sie haben nicht bloß, dem oppositionellen Anlaufe gegenüber, das zu vertheidigende Positive in eine nebelhafte Wolkenregion entrückt, — Sie selbst verfolgen außerdem ein Ziel, von welchem ohne Consequenzmacherei nachgewiesen werden kann, daß es kein im Rechte Wurzelndes, durch das Recht Geschütztes, sondern ein Excentrisches, Unpraktisches und Unwirkliches, dem Geiste und Gefühle des deutschen Volkes durchweg Fremdes sey. — Zu schwach zur Vertheidigung und Erhaltung, wollen Sie die Troublen, die Sie so tief beklagen, noch zur Eroberung ausbeuten, und eben in dieser Neigung liegt das Geheimniß der Schwäche jener Sache, die Sie in neuester Zeit zur Ihrigen gemacht. Auch aus Ihrer „Opposition" (S. 11) taucht wiederum die Fata Morgana jener, so oft schon nach Gebühr gewürdigten, preußischen Hegemonie hervor, für welche Sie eine neue Phrase erfunden zu haben, sich das Verdienst zusprechen können. Der Fürst, „der die preußische Krone trägt", soll „einen geistigen Mittelpunkt für alle gesunden Elemente des deutschen Volkes bilden". — Dieß habe der König von Würtemberg gesagt, „dessen besonnene Kargheit der Rede" (welcher böse Genius gab Ihnen gerade diese Lobphrase ein?) jedem Worte

eine um so größere Bedeutung gibt". Auch wollen Sie, „in dem Könige von Preußen, gleichsam das Haupt eines unsichtbaren deutschen Reiches verehrend" (nach Analogie der unsichtbaren Kirche), — sich Ihre Betheiligung und Berechtigung" an den „preußischen Zuständen" nicht verkümmern lassen. Wir verehren gleichfalls nach Gebühr den Fürsten, „der die preußische Krone trägt", aber eben deßhalb hoffen wir, daß er diese unsichtbare Reichsritterschaft und ihre Plane nach besten Kräften von sich fern halten werde. Denn gerade jenes ränkevolle Speculiren auf Ihr „unsichtbares Reich" hat eine gewisse Parthei in Preußen zu dem unheilvollen Kokettiren mit derselben liberalen Opposition geführt, gegen die Sie heute zu Felde liegen. Derselbe Liberalismus, der heute durch eine Häufung von Censur- und Repressivmaaßregeln gebändigt werden muß, sollte bekanntlich der Atlas werden, der den neuen Kaiserthron trüge. Wie wenig kannten jene, die so windige Pläne schmiedeten, Preußen's streng rechtlichen Monarchen, wie wenig das deutsche Volk, bei welchem eben dieser schlecht angelegte Hinterhalt, statt des Anklanges, eine Unpopularität des Planes und seiner Urheber hervorrief, auf welche diese schwerlich gefaßt gewesen sind. Folgen Sie daher unserm Rathe, und machen Sie sich als Nachzügler längst aufgegebener Hegemonie- und vermeintlich populärer Reichsgelüste nicht lächerlich. Die Saison ist vorüber.

Uebrigens wäre es ein arges Mißverständniß, wenn Sie glauben könnten, wir wollten einen Tadel darüber aussprechen, daß Sie den König von Preußen, ohne Zweifel aus reiner, uneigennütziger Begeisterung! loben und verherrlichen. — Weit gefehlt! wir sind derselben Meinung und beabsichtigen in diesem Stücke gemeine Sache mit Ihnen zu machen. Nur wollen wir dazu einen andern Zeitpunkt wählen. Wenn dieser Monarch das gewaltige Problem des Jahrhunderts: Versöhnung der großen Gegensätze der Zeit durch wahre Freiheit, — gelöst, oder auch nur die Lösung desselben durch nachhaltige Thaten mit Aussicht auf

Erfolg begonnen haben wird, dann wird sich auch unsere begeisterte Stimme in den allgemeinen Jubel mischen, und durch den stürmischen Zuruf des ganzen Volkes wird und muß Preußen's dermaligem Beherrscher dann, aber auch nur dann erst, jene Würde eines geistigen Hauptes der Nation entgegengebracht, ja aufgedrungen werden, durch deren unzeitige Zuerkennung auf Abschlag der Zukunft, oder „in Hoffnung", Sie dermalen seiner Bescheidenheit zu nahe treten.

Erlauben Sie nach dieser Beleuchtung Ihrer Position noch zwei Worte über die Opposition. Es kann Ihnen nicht entgangen seyn, daß die Achse, um die sich dieser Widerspruch dreht, nicht in den sogenannten rein politischen, sondern in den religiösen und kirchlichen Doctrinen und Interessen steckt. Nehmen Sie nach Ihrer Wahl ein Zeitungsblatt, gleichviel welches, zur Hand, ziehen Sie unpartheiisch Alles heraus, was sich auf kirchliche, confessionelle und philosophisch-religiöse Erörterungen bezieht, und gestehen Sie sich dann, daß der Kampf der verschiedenen Glaubensrichtungen in unserer Zeit mehr in den Vordergrund der Weltbühne getreten ist, wie je seit den Tagen der Leipziger Disputation. Können Sie sich darüber täuschen, daß die Wurzeln jenes politisch-kirchlichen, oppositionellen Unkrauts, welches Sie auszujäten mit so rühmlichem Eifer bemüht sind, bis in Luther's und Hutten's Schriften hinaufreichen? Die Glieder der „loyalen Parthei", der Sie sich angeschlossen, würden auch gegen diese kämpfen, wenn Sie sich selbst und Ihrem Publikum gegenüber rücksichtslos wahr und offen seyn wollten. Weil sie aber fühlen, daß sie hierdurch in folgerechtem, raschen Fortschritt ganz auf das katholische Gebiet gedrängt werden würden, — was die „fromme" protestantische Parthei bekanntlich in keiner Weise will, so sind sie gezwungen, ihren kirchlichen Standpunkt auf einem Juste-milieu zu nehmen, welches in gleichem Maaße „Gott und seinen Feinden mißbehagt". — Dieser Christianismus vagus, auf den Sie sich stellen, haßt eine ruhige, gründliche, geordnete, auf den Kern der kirchlichen Frage eingehende Dialektik.

Sein Lebenselement ist dunkle, uferlose Unbestimmtheit. Aber diese läßt sich im Kampfe gegen den consequenten Glauben, wie gegen den folgerechten Unglauben nicht halten; sie muß, dem einen wie dem andern gegenüber, sich bestimmen und aussprechen, und dieser dialektische Proceß ist ihr Tod. Daher das naturnothwendige Streben jener pietistischen Christlichkeit, den Katholiken nicht minder wie den Männern der deutschen Jahrbücher durch Censur und Polizeivorkehrungen Stillschweigen aufzuerlegen. Hat sie aber nur die Wahl zwischen dem einen und andern, so läßt sie den plattesten Unglauben sprechen, und entzieht der katholischen Wahrheit, als dem gefährlichern Feinde, die freie Rede. Denn in der That kann sich dieses Juste-milieu, principlos und ohne innere Begründung wie es ist, nur durch das Bündniß mit der stummmachenden Gewalt erhalten, und am wenigsten ist es ihm gegeben, sich nach entgegengesetzten Seiten hin in Discussionen einzulassen.

Diese Verlegenheit spricht sich in Ihrer Vorrede so naiv aus, daß Sie, trotz der Zornesfunken gegen uns, fast unser Mitleid erregt hätte. Sie beklagen es, daß Sie Ihre, der Opposition gewidmete Kraft, zur Abwehr gegen die katholischen Angriffe zersplittern müßten. Seltsame Verblendung! Ihre „Kraft“ ist eine Schwäche, welcher der Tod auf der Zunge sitzt, und nicht unsre Polemik macht Ihre Stellung unhaltbar, sondern einfach die Natur der Sache. — Ueberhaupt ist diese Polemik von der einen und der andern Seite nicht Willkühr der Einzelnen, sondern ein natürlicher Proceß, der mit dem Entstehen des Protestantismus von selbst gegeben war, und durch keine friedseligen Versicherungen solcher gehemmt werden kann, die sich über die wahre Lage der Dinge täuschen möchten. — Daß Sie vollends, Angesichts der Fluth von Schmähungen, mit welchen die Organe aller außerkirchlichen Nuancen, vom Bergedorfer Christenboten und des Bremer Mallet's Lästerungen an, bis hinunter auf Bretschneider

und das berüchtigte Leipziger Lügenblatt uns tagtäglich über-
schütten, — deß Sie Angesichts dieses vollstimmigen Concerts
der Lüge und des Hasses gegen die Kirche ohne Erröthen be-
haupten können: „sie (die Katholiken) führen Krieg mit uns,
nicht wir mit ihnen“, — dieß wird der unsichtbaren Reichs-
kirche in den Augen der Wahrheit liebenden Welt, schwer-
lich zum Nutzen gereichen. — Daß Katholiken und Protestan-
ten ihre Sache ohne Haß und Bitterkeit erörtern mögen, das
ist auch unser Wunsch; jenen schiefen Gedanken einer Verei-
nigung der Waffen „gegen den gemeinsamen Feind“ (den
consequent entwickelten Protestantismus) müssen wir aber als
einen Un- und Widersinn von uns weisen, selbst wenn die-
selbe Quasichristlichkeit, von der diese Aufforderung ausgeht,
nicht auch bei andern Gelegenheiten den Rationalisten und
Pantheisten freudig die Hand zum Kampfe gegen die römi-
sche Kirche, „den gemeinsamen Feind“ nach der andern Seite
hin, zu bieten pflegte. — Wer fest an der Wahrheit hält, daß
zweimal zwei vier sey, kann unmöglich mit denen, die be-
haupten es sey fünf, gegen Jene gemeine Sache machen, wel-
che versichern es sey sieben. Er würde durch dieses, wenn
auch bloß temporäre, mit einem Irrthum gegen einen andern,
noch auffallendern geschlossene Bündniß, oder durch sein gleich-
gültiges Verhalten gegen die, ihm scheinbar näherstehende,
falsche Behauptung, gerade die Wahrheit aufgeben, — die sich
specifisch und wesentlich von Allem unterscheidet, was nicht sie
selbst ist. Uebrigens geben wir gerne zu, daß dieses Gleich-
niß, wie jedes andere hinkt. Der heutige consequente,
bis zur Läugnung Gottes entwickelte Protestantismus ist
eben kein willkührlicher Rechenfehler, sondern eine unabweis-
liche Frucht des Saamens, der vor drei Jahrhunderten aus-
gestreut wurde. Daher wird die falsche und unmögliche
Mitte, die Sie vertheidigen, zwischen der consequenten Lüge
und der consequenten Wahrheit zerrieben werden. — Dieß ist
ein Gesetz der Natur, welches Gott in die Zeit gelegt, und
dessen Wirksamkeit die loyale Parthei, die Sie vertreten, sich

Sein Lebenselement ist dunkle, vieldeutige Unbestimmtheit. Aber diese läßt sich im Kampfe gegen den entschiedenen Glauben, wie gegen den folgerechten Unglauben nicht halten; sie muß, dem einen wie dem andern gegenüber, sich bestimmen und aussprechen, und dieser dialektische Proceß ist ihr Tod. Daher das naturnothwendige Streben jener pietistischen Christlichkeit, den Katholiken nicht minder wie den Männern der deutschen Jahrbücher durch Censur und Polizeiverfügungen Stillschweigen aufzuerlegen. Hat sie aber nur die Wahl zwischen dem einen und andern, so läßt sie den plattesten Unglauben sprechen, und entzieht der katholischen Wahrheit, als dem gefährlichern Feinde, die freie Rede. Denn in der That kann sich dieses Juste-milieu, principlos und ohne innere Begründung wie es ist, nur durch das Bündniß mit der stummmachenden Gewalt erhalten, und am wenigsten ist es ihm gegeben, sich nach entgegengesetzten Seiten hin in Discussionen einzulassen.

Diese Verlegenheit spricht sich in Ihrer Vorrede so naiv aus, daß Sie, trotz der Zornesfunken gegen uns, fast unser Mitleid erregt hätte. Sie beklagen es, daß Sie Ihre, der Opposition gewidmete Kraft, zur Abwehr gegen die katholischen Angriffe zersplittern müßten. Seltsame Verblendung! Ihre „Kraft“ ist eine Schwäche, welcher der Tod auf der Zunge sitzt, und nicht unsre Polemik macht Ihre Stellung unhaltbar, sondern einfach die Natur der Sache. — Ueberhaupt ist diese Polemik von der einen und der andern Seite nicht Willkühr der Einzelnen, sondern ein natürlicher Proceß, der mit dem Entstehen des Protestantismus von selbst gegeben war, und durch keine friedseligen Versicherungen solcher gehemmt werden kann, die sich über die wahre Lage der Dinge täuschen möchten. — Daß Sie vollends, Angesichts der Fluth von Schmähungen, mit welchen die Organe aller außerkirchlichen Nuancen, vom Bergedorfer Christenboten und des Bremer Mallet's Lästerungen an, bis hinunter auf Bretschneider

und das berüchtigte Leipziger Lügenblatt uns tagtäglich über=schütten, — deß Sie Angesichts dieses vollstimmigen Concerts der Lüge und des Hasses gegen die Kirche ohne Erröthen be=haupten können: „sie (die Katholiken) führen Krieg mit uns, nicht wir mit ihnen", — dieß wird der unsichtbaren Reichs=kirche in den Augen der Wahrheit liebenden Welt, schwer=lich zum Nutzen gereichen. — Daß Katholiken und Protestan=ten ihre Sache ohne Haß und Bitterkeit erörtern mögen, das ist auch unser Wunsch; jenen schiefen Gedanken einer Verei=nigung der Waffen „gegen den gemeinsamen Feind" (den consequent entwickelten Protestantismus) müssen wir aber als einen Un= und Widersinn von uns weisen, selbst wenn die=selbe Quasichristlichkeit, von der diese Aufforderung ausgeht, nicht auch bei andern Gelegenheiten den Rationalisten und Pantheisten freudig die Hand zum Kampfe gegen die römi=sche Kirche, „den gemeinsamen Feind" nach der andern Seite hin, zu bieten pflegte. — Wer fest an der Wahrheit hält, daß zweimal zwei vier sey, kann unmöglich mit denen, die be=haupten es sey fünf, gegen Jene gemeine Sache machen, wel=che versichern es sey sieben. Er würde durch dieses, wenn auch bloß temporäre, mit einem Irrthum gegen einen andern, noch auffallendern geschlossene Bündniß, oder durch sein gleich=gültiges Verhalten gegen die, ihm scheinbar näherstehende, falsche Behauptung, gerade die Wahrheit aufgeben, — die sich specifisch und wesentlich von Allem unterscheidet, was nicht sie selbst ist. Uebrigens geben wir gerne zu, daß dieses Gleich=niß, wie jedes andere hinkt. Der heutige consequente, bis zur Läugnung Gottes entwickelte Protestantismus ist eben kein willkührlicher Rechenfehler, sondern eine unabweis=liche Frucht des Saamens, der vor drei Jahrhunderten aus=gestreut wurde. Daher wird die falsche und unmögliche Mitte, die Sie vertheidigen, zwischen der consequenten Lüge und der consequenten Wahrheit zerrieben werden. — Dieß ist ein Gesetz der Natur, welches Gott in die Zeit gelegt, und dessen Wirksamkeit die loyale Parthei, die Sie vertreten, sich

mit nichten wird entziehen können. Ob Sie derselben übrigens durch Ihre jüngsten Broschüren Nutzen gebracht, ob Sie insbesondere der preußischen Regierung durch selbige wirklich einen Dienst geleistet haben, dieß ist nicht unseres Amtes zu untersuchen.

XXXIX.

Die Philosophie und die Philosophen Italiens in der Vergangenheit und Gegenwart.

(Der Redaction mitgetheilt von einem Italiener.)

Zweiter Artikel.

Pasquale Galuppi und seine Werke — Antonio Rosmini, seine Schrift über den Ursprung der Ideen, seine Anthropologie, seine Philosophie der Politik.

Ein Mann, dem eine Erinnerung unter denen gebührt, die sich um die italienische Philosophie wohlverdient gemacht, ist der Baron Pasquale Galuppi, ein Neapolitaner, der einer der ersten war, der sie mit einer Anzahl von Werken bereicherte, die von seinem wissenschaftlichen Geiste Zeugniß geben, und wobei er zugleich auch die Absicht nicht aus dem Auge verlor, die Philosophie der Fassungskraft der Jugend anzupassen; ein Zweck, worauf er auch noch immer große Mühe verwendet. Seit 1819 gab er einen philosophischen Versuch über die Kritik des Gewissens heraus (Saggio filosofico sulla critica della coscienza), ein Arbeit, die keinen Zweifel über den Umfang seiner Kenntnisse, und die Klarheit und Höhe seiner Ansichten in Fragen der Metaphysik gestattet; denn hierin hat er die Würde der Philosophie wider die Sophismen des Syllogism rächend gewahrt, und die Beweise, worauf die Wirklichkeit des Gewissens und die Objectivität der Empfindung sich gründet, in das klarste Licht gestellt. Er unterwarf die bedeutsamsten Fragen der Ideologie, des Kantianism und der transcen-

dentalen Philosophie einer Prüfung. Als Resultat dieser Untersuchungen stellt sich ihm heraus: daß die allgemeinen Ideen weder dem bloßen Empirism entspringen, noch den Principien a priori, wie bei Kant, sondern der eigenen Subjectivität des Geistes, als ihm eigenthümliche Gesetze; ferner, daß vermittelst dieser allgemeinen Ideen oder Begriffe sich die analytischen Urtheile oder Principien bilden, ohne daß es eingeborner Ideen bedarf, so wie auch im Gegensatz gegen die Kantische Theorie von den synthetischen Urtheilen a priori; weiter, daß solche Ideen sich in zwei Reihen von Wahrheiten auflösen, die einen sind Wahrheiten der Existenz, die andern der Vernunft; endlich, daß die ersteren die Anwendung der Vernunft-Wahrheiten auf die Thatsachen der Erfahrung voraussetzen; und die zweiten, während sie durch sich selbst als gegebene bestehen, den abgeleiteten zur Grundlage dienen. So entfernt sich Galuppi mit seinem eigenen Systeme gleichmäßig von dem Empirism, der der Existenz und der äußern Erscheinung die Vernunft entzieht, wie auch von dem Dualism, der das Ideale durch eine unübersteigliche Scheidelinie von der sinnlichen Erscheinung trennt. Auf diese Weise behauptet er, daß in so fern die Urtheile rein identisch seyen, der Geist in ihnen den Kreis seiner Kenntnisse erweitere; daß wir vermittelst der Causalität durch eine rein empirische Existenz zur Erkenntniß einer andern Existenz gelangen, die nicht mehr der Erfahrung angehört; daß eine äußere und eine innere Empfindung besteht, wovon die eine das Ich und seine Veränderungen, die andere die äußeren Gegenstände wahrnimmt. Bis dahin antwortet Galuppi auf die Frage: kann ich etwas wissen? dann geht er von hier zu der zweiten über: Was kann ich wissen? und in Gemäßheit dieser letzteren sucht er auf eine bestimmte Weise die Marken der Erkenntniß abzugränzen, indem er schließt: daß das innere Wesen der Dinge (le essenze delle cose) uns unbekannt sey; daß es uns unmöglich ist, zu wissen, wie die Grundursachen (le cause effettrici) wirken, oder wie die Dinge (gli esseri) in sich oder in anderen die thatsächlich gegebenen Modificationen hervorbringen, noch auch worin die göttliche Natur bestehe. Vom Jahre 1820 bis 1827 gab er seine Elemente der Philosophie heraus: nämlich die reine Logik, oder Auseinandersetzung unserer äußersten Kenntnisse von der allgemeinen speculativen Logik, die, wie er sich in der Vorrede selbst darüber äußert, dazu bestimmt ist, Denker zu bilden; dann die Psychologie, die Ideologie, die gemischte Logik (la Logica mista) und die Moralphilosophie. In der Behandlung dieser Materien befolgt Galuppi die Methode der Erfahrung, verbunden mit

der Reflexion und dem Gewissen, und weicht nicht von den in seiner Kritik der Erkenntniß festgestellten Lehren ab. Galuppis praktische Philosophie findet sich in den Elementen der Moral, verbunden mit der Logik und der Psychologie, und zum Theil auch in der Philosophie des Willens, ein Werk, das er abgesondert im Jahre 1832 bekannt gemacht hat. In seiner Moralwissenschaft sucht er unerschütterliche Principien zu Grunde zu legen, die er aus dem Wesen der menschlichen Natur abgeleitet hat; gegen das System des Helvetius vertheidigt er die Würde der Tugend; unterscheidet die moralisch-theoretische Wahrheit von der Vorschrift der practischen Moral; zeigt die Unhaltbarkeit von Bayle's Beweis gegen die menschliche Freiheit und des anderen gegen die erhabene Kraft, welche der Mensch zur Aufopferung und zur Selbstverläugnung besitzt und schließt mit dem Preise der christlichen Religion: „Die die Affecte beherrscht, das Verlangen und die Bedürfnisse des Herzens erfüllt; den Tugendhaften stärkt, dem Zurückgekehrten verzeiht, den Unglücklichen tröstet, und den, der gegenwärtig nicht leidet, Mäßigung einflößt, und der Wahrheit zur Grundlage und Stütze dient.

Außer dem bereits Erwähnten veröffentlichte Galuppi 1827 ein Werk unter dem Titel: „Philosophische Briefe über die Umgestaltungen der Philosophie rücksichtlich der Principien der menschlichen Erkenntnisse von Descartes bis Kant einschließlich". (Lettere filosofiche su le vicende della filosofia relativamente ai Principi delle conoscenze umane da Cartesio fino a Kant inclusivamente.) In diesen Briefen stellt er die verschiedenen Lehren der Philosophen dar, die von Descartes bis Kant die Fundamentalprincipien des menschlichen Wissens behandelt haben; und insbesondere ist er bemüht, zu zeigen, wie Kant im Grunde Condillacs Richtung folgend und das Princip von Leibnitz in Bezug auf die nothwendigen Erkenntnisse zu dem seinigen machend, das Problem der Philosophie unserer Erkenntniß in anderer Weise dargestellt hat. Er prüft sodann Kants zwölf Kategorien; zeigt wie der deutsche Philosoph die sinnliche Natur construirt, und setzt seine Lehre von der Möglichkeit der Metaphysik auseinander. Die Weise, wie Galuppi seinen Gegenstand behandelt, ist umfassend, genau und unpartheiisch: daher dürften diese Briefe allerdings dem Werke des Dugald Stewart vorgezogen werden, dessen Uebersetzung in Italien unter dem Titel erschien: Storia succinta delle scienze metafisiche, morali e politiche dopo il rinascimento delle lettere, opera tradotta dall' Inglese per Buchon 1820.

Stewart nämlich setzt Leser voraus, die mit den philosophischen Systemen schon bekannt sind, und sammelt daher nur das Neue, was von den Denkern nach und nach hinzukam. Galuppi dagegen gibt eine markige Darstellung der Systeme selbst.

Galuppi's Werke, die, wie aus unserer Uebersicht sich ergibt, auch das Problem von dem Ursprunge unserer Erkenntnisse im Auge hatten, waren schon erschienen, als im Jahre 1830 „der neue Versuch über den Ursprung der Ideen“ (Nuovo saggio sull origine delle idee) zu Rom erschien, jene weit umfassende und gewichtige Arbeit des Abate Antonio Rosmini.

Der Verfasser beginnt mit der Zugrundelegung zweier Principien. 1) es darf nichts weniger angenommen werden, als das, was zur Erklärung der Thatsachen nothwendig ist; 2) es darf darüber hinaus nichts mehr angenommen werden. Dann unterscheidet er zwischen einer gemeinen und einer gelehrten Philosophie. Die gemeine gehört dem Volke an und ist daher unvollkommen. Die denkenden Weisen suchten ins Wesen der menschlichen Natnr einzudringen, erforschten folgerichtig ihr Vermögen, und hieraus bildete sich die gelehrte Philosophie, nämlich die vollkommene. Die beiden unbestreitbaren Principien, die Rosmini zu Grunde legt, sind dieselben, die auch von Newton eindringlich behauptet wurden, und der Unterschied beider Philosophien gründet sich auf eine von Vico tief empfundene Wahrheit. Rosmini prüft die Lehrmeinungen der Alten und der Neueren in Betreff des Ursprunges der Ideen; seine Prüfung bildet eine historisch-polemische Abhandlung, die die Meinungen und den Charakter der verschiedenen philosophischen Schulen zum Gegenstande hat, vorzüglich, so weit sie sein Problem betreffen. Dieß ist der Inhalt der vier starken Bände seines „Neuen Versuchs“. Die beiden ersten davon suchen zu beweisen, wie die Philosophen, welche in alten und neueren Zeiten sich bemühten, die Principien von dem Ursprung der Ideen zu begründen, das Ziel verfehlten. Und hiebei zeigt der Verfasser die ausgebreitetste Gelehrsamkeit, so wie eine scharfe unwiderstehliche Kritik. Als Endresultat seiner Forschungen und Beobachtungen stellt sich alsdann heraus, daß Locke, d'Alembert, Condillac, Reid, Dugalt Stewart, Smith in den Fehler ungenügender Mangelhaftigkeit verfielen, indem sie nicht Alles annahmen, was nothwendig war, um von allen Ideen Rechenschaft geben zu können. Umgekehrt fielen die anderen, wie Plato, und theilweise Aristoteles, Leibnitz und Kant in den entgegengesetzten Fehler, indem sie nämlich mehr annah-

men, als was zur Erklärung des Ursprungs der Ideen nothwendig ist, die Annahme nämlich von eingebornen Ideen, oder von Erkenntnissen a priori, wie Andere sie nennen. Er verwirft darum alle die untersuchten Systeme als zum Materialism, oder zum Idealism, oder Skepticism führend, indem er nachweist, welche Schritte die Wissenschaft in Bezug auf den Ursprung der Ideen noch nach Plato, Leibnitz und Kant zu thun hat und damit schließt, daß alle Formen und Kategorien von Kant durch ihre Ueberzahl fehlerhaft sind, indem sie sich auf eine einzige zurückführen lassen.

Nachdem er so den negativen Theil abgethan hat, macht er sich an den positiven seiner Aufgabe. Wenn die ersten Erkenntnisse, sagt Rosmini, nicht gänzlich von dem Gegenstande unabhängig sind und keine objective Existenz haben, so wankt alle menschliche Wissenschaft in ihren Fundamenten, es gibt dann keine Gewißheit mehr, und der Skepticismus, der als System sich von einer Seite als unmöglich erweist, wird alsdann von der anderen unvermeidlich. Daher nimmt er seine Zuflucht zu einer Thatsache, und diese ist folgende: Der Mensch denkt unter andern an das Seyn im Allgemeinen; das im allgemeinen seyende Denken will aber nichts anders sagen, als das Denken jener Eigenschaft, die allen Dingen gemein ist, das Seyn nämlich. Hier ist zu beachten, daß Rosmini diese seine Idee, bald die Idee des Seyenden im Allgemeinen, bald Idee der Existenz, bald Idee des Seyns nennt. Zweitens ist zu bemerken, daß diese seine Idee von ihm auch ein Vermögen, ein Licht genannt wird, ohne welches der Mensch überhaupt nichts denken kann. Die von ihm gegebenen Beweise zur Behauptung seines Theorems sind: erstens, daß das Seyn, die Existenz, von allen allgemeinen Eigenschaften der Dinge die allgemeinste ist; zweitens, daß die Idee des Seyns die äußerste Gränze der Abstraction ist, indem, wenn man auch bei der Bestimmung einer Sache von einer großen Anzahl ihrer besonderen und gemeinschaftlichen Eigenheiten abstrahiren kann, ohne daß der Geist die Möglichkeit verliert von dieser Sache sich noch eine übrigbleibende Eigenthümlichkeit oder ein Attribut zu denken: so wird dagegen der Gegenstand, so bald ihm die Eigenschaft der Existenz genommen wird, selbst vernichtet, und, es bleibt von ihm für den Gedanken nichts mehr übrig. Ein anderes Grundtheorem Rosminis ist folgendes: Die Idee des Seyenden rührt nicht von den Sinnen her, nicht von der Empfindung unserer selbst und nicht von Lockes Reflexion. Eben so wenig kann sie mit dem Acte der Wahrnehmung beginnen: sie ist daher eine angeborne. Diesen Hauptsatz vertheidigt un-

ser Philosoph, indem er sich der Methode der Elimination bedient. Die Gültigkeit seiner Schlüsse hängt daher von dem Werthe und der Richtigkeit ab, wodurch nach und nach die unterstellten Thatsachen ausgeschlossen werden. Auf diese Weise gelangt Rosmini dahin, seine erste Kategorie zu begründen, die Idealität. Von der Idee des unbestimmt Seyenden, von der Idealität, mußte er jedoch zunächst zur Subsistenz übergehen, und von hier zur zweiten Kategorie, nämlich der Objectivität. Wenn jedoch das Seyende bis dahin als eine unbestimmte Sage angesehen wurde, die nur eine geistige Existenz hat, so wird sie in der zweiten Kategorie außer dem Geiste betrachtet, daher der Uebergang zur Reihe des Aeußeren, Wirklichen, zur Reihe der subsistirenden Dinge. So bot sich nun Rosmini die Nothwendigkeit dar, zwei Hauptannahmen in Betreff der äußeren Welt zu beweisen. Erstens, daß die Körper existiren, und daß sie auf uns einwirken; zweitens, daß alle Dinge am Seyn theilnehmen, aber nicht das Seyn sind. Er beginnt die Begründung dieser Annahmen, indem er klar macht, daß die passive Empfindung, die wir in uns selbst erfahren, die wirkliche Existenz der äußeren Dinge beweist, die ihre Wirkung auf uns äußeren, daß die Dinge das allgemeine mögliche Seyn eben so empfangen, wie es unsere Ideen empfangen, in so fern als die reine Idee des Seyns ganz wesentlich objectiv ist, und sich wesentlich verschieden von unserem Erkenntnißact zeigt, muß sich in ihr auch ein Bild aller verschiedenen Seyn wahrnehmen lassen; ferner daß man von der Wahrnehmung einer Eigenschaft auf die Existenz einer Substanz schließt, von einer Wirkung auf das wirkliche Bestehen einer Ursache; denn von der Nothwendigkeit der Erkenntnisse leitet sich die wirkliche Subsistenz der Substanz, und die wirkliche Subsistenz der Ursache ab; jener innere Satz (proposizione interna), daß nämlich, sobald eine Eigenschaft, ein Accidens, oder eine Wirkung gegeben ist, auch eine Substanz oder eine Ursache bestehen muß, würde nicht wahr und nicht nothwendig seyn, wie er es doch ist, wäre nicht die äußere Substanz und Ursache eine wahre und wirkliche, indem die Auffassung dieser beiden Existenzen untrennbar von einander ist.

Hierauf folgen seine Betrachtungen über das Criterium der Gewißheit und die Kraft der aprioristischen Beweisführung, wobei er zeigt, daß die Wahrnehmung des Seyenden Quelle jeglicher Gewißheit ist; denn da die Idee des Seyns das Mittel ist, die Dinge zu erkennen, so ist sie auch die Quelle jeglicher Wahrheit, ja die Wahrheit selbst,

und daher das Princip und Criterium des Gewissen und Wahren, und daher die gewisse Erkenntniß der Körper, unserer selbst und Gottes.

Endlich wendet Rosmini die Idee des Seyenden auf die Moral an, daher seine dritte Kategorie, die Moralität. Folgendes ist seine Bestimmung des Moralgesetzes: eine Erkenntniß des Geistes, wodurch die Moralität der Handlungen beurtheilt wird. Das erste Moralgesetz ist die Idee des Seyenden oder das Licht der Vernunft. Und da die Idee des Seyenden eine angeborne ist, so ist es ebenfalls das erste Moralgesetz; dieß erste Gesetz ist nicht subjectiv, sondern objectiv, und betrifft nur in so weit das Subject, in so weit dieses die Gesetze erkennen und beobachten soll. Subject und Object sind in einem verbunden, und dürfen sich doch nicht vereinigen lassen, denn die verpflichtende Macht rührt von dem Object her, die Wahrnehmung und das Bewußtseyn von dem Subject. Sodann ist Rosmini bemüht, ausführlich darzuthun, daß die Idee des Seyenden das erste Moralgesetz ist, indem er zeigt, wie dieses dahin führt, zuerst über das Gute im Allgemeinen, und dann über das moralisch Gute zu urtheilen.

Nach den großartigen Arbeiten, von denen wir hier einen flüchtigen Ueberblick mitgetheilt, gab der Abate Rosmini ein Werk unter dem Titel heraus, „Anthropologie im Dienste der Moralwissenschaft" (Antropologia in servigio della scienza morale). Obschon die Anthropologie, sagt er selbst, sich zu einem ungeheuern Feld ausbreitet, so ist man nichts destoweniger übereingekommen, sie auf die Punkte zu beschränken, die die Wissenschaft des moralischen Menschen bereichern können. Daher ist er in der besten Absicht bemüht, dem Grundsatze der Alten wieder Geltung zu verschaffen, die nämlich von den Weisen Hoheit der Gesinnung und Reinheit der Sitten forderten. Und in der That, wenn man auch nicht in allen Wissenschaften, die auf die Contemplation und die Leitung des Menschen Bezug haben, sich umthun kann, so ist dieß doch von Nutzen, indem sich dadurch die allgemeinen Principien erkennen lassen; und daß man dieß unterlassen, war die Ursache von dem Verfalle und von manchen Verirrungen der Physiologie, der Ideologie und der Moral.

Von hier wendet sich Rosmini zur Betrachtung des Menschen in seiner Natur und seinen Beziehungen zu Gott, indem er den Satz durchführt, daß der Vater des Menschen sich aus der Beobachtung sowohl innerlicher als äußerlicher Thatsachen entnehmen läßt, und daß seine Beziehungen zu Gott in der Ueberlieferung sich kund geben. Dieß vorausgeschickt, macht er, ehe er die Betrachtung des Menschen be-

ginnt, zwei Postulate; das erste lautet: das Seyende ist durch sich selbst bekannt, es ist das erste Bekannte, daher undefinirbar, es ist das Licht des Geistes, die Idee, die Essenz und die Form des Erkennens. Das zweite Postulat lautet: die Empfindung, die Wahrnehmung (Sentimento) bewirke Erfahrung, auch sie ist undefinirbar. Die Idee des Seyenden und die wahrnehmende Empfindung sind die beiden erstgebornen Elemente des Wissbaren. Alle Definitionen, alle Beweisführungen können und müssen sich auf die beiden genannten Elemente zurückführen lassen, sie selbst lassen sich weiter nicht zersetzen, da sie eben die Eigenschaft der Ursprünglichkeit haben. Hierauf geht er zur ausführlichen Behandlung der Anthropologie. Er zeigt in seinem Werke einen großen Reichthum von Kenntnissen; zur Unterstützung seiner Lehren entlehnt er eine Fülle von Ideen der Naturwissenschaft, der Physik, der Physiologie; mit dem gewöhnlichen Scharfsinn seines mächtigen Genies setzt und löst er Fragen von großer Bedeutung, besonders in dem dritten Buche, das von der Geistigkeit handelt, und im vierten, das zum Inhalt die Betrachtung des Menschen als Subject hat.

Endlich verfaßte Rosmini als eine Arbeit, die dem Umkreise seiner philosophischen Forschungen angehört, ein neueres Werk unter dem Titel: „Philosophie der Politik“. Erstlich bemüht er sich, die Ursachen zu ermitteln, wodurch die menschlichen Gesellschaften stehen und fallen. Er nimmt zwei Elemente an: vermittelst des einen existirt die Gesellschaft, vermittelst des anderen entwickelt und vollendet sie sich. Nimmt man ihr das erste Element, so muß die Gesellschaft nothwendig zusammenstürzen. Dieß Element kann ihr aber aus zwei Ursachen entzogen werden: entweder durch eine unveränderliche, gewaltsame Erschütterung von außen, oder durch eine Mangelhaftigkeit. Rosmini unterwirft nur den zweiten Grund seiner Prüfung, indem der erste nicht der Gegenstand einer Theorie seyn kann, da er von den Beziehungen der Völker zu einander abhängt. Er läßt diesen Grund in seiner Hauptursache bestehen, die alle untergeordneten in sich befaßt. Er setzt sodann diese Hauptursache, wodurch die menschlichen Gesellschaften sich aufrecht erhalten, in die Beobachtung jenes Principes, das sie bestehen macht, und die Hauptursache, wodurch sie zu Grunde gehen, in die Vernichtung eben dieses Princips. Nun untersucht er: welches dieß Princip sey, wodurch die Gesellschaften bestehen, und er faßt es in folgenden Ausspruch: Man bestrebe sich, das Wesen oder die Substanz der Gesellschaft zu erhalten und zu befestigen, und geschähe es auch auf Kosten dessen, was nur ihre zufällige Vollendung

ausmacht. Die Logik führt den Vorsitz über alle Wissenschaften; da hier nun von Politik die Rede ist, so handelt sichs um jene Logik, die den Vorsitz über die Politik führt. Jeder logische Irrthum führt sich darauf zurück, daß man einem Gegenstand etwas als wesentlich zuschreibt, was nur zu seinen Accidentien gehört. Die Gründer der Völker, die Gesetzgeber hatten ihr Augenmerk auf das Wesen der Dinge gerichtet, und ließen sich von dem Zufälligen nicht irre machen. Und wenn einige anders verfuhren, so hatten die von ihnen gegründeten Gesellschaften keine Dauer. Das Wesentliche nach Rosmini ist das unvergängliche Element, dem die menschlichen Gesellschaften ihren Bestand verdanken. Er entwickelt dieß Element, und zieht daraus das Corollar: das Alterthum ist zu berücksichtigen, und bei Neuerungen darf man das Alte nicht zerstören, sondern nur Zusätze dazu machen. In den bürgerlichen Gesellschaften lassen sich vier Perioden oder Zeitalter unterscheiden: 1) das ihrer Gründung und ersten Gesetzgebung, 2) das blühende, 3) das Zeitalter des Verfalls, 4) das der Gefahr und des Untergangs. In dem ersten nimmt man Rücksicht auf das Wesen, in dem zweiten tritt noch die Berücksichtigung der Accidentien hinzu, in dem dritten herrschen die Accidentien über das Wesen vor, in dem vierten erscheinen alsdann die äußeren Feinde oder innern Unruhen. In dem politischen Körper findet eine ununterbrochene Bewegung, eine beständige Veränderung des Zustandes statt. Darin lassen sich zwei Gränzen annehmen: höchste Unvollkommenheit und höchste Vollkommenheit. Innerhalb dieser Gränzen hat die Bewegung statt, wodurch man sich bald der einen, bald der andern nähert. Es bestehen daher zwei oberste Kräfte, die mit diesen beiden Bewegungen gleichbedeutend sind. In jeder dieser beiden Kräfte unterscheidet Rosmini drei Elemente oder Theile: 1) den menschlichen Geist, 2) die Dinge, die wünschenswerth oder das Gegentheil sind, 3) das Object dieser Kräfte, den socialen Organism nämlich. In jedem dieser drei Theile findet sich etwas Wesentliches und etwas Zufälliges, Accidentielles. Die Dinge an sich sind indifferent, aber in Rücksicht auf den Menschen haben sie eine große Kraft. Sie heben den freien Willen nicht auf, allein sie wirken bewegend auf den Willen ein. Die Dinge sind die Eigenthümlichkeiten oder Rechte, und es geziemt dem Geist, einen guten Gebrauch von ihnen zu machen, und daher all das Gute und all das Böse, was daraus hervorgehen kann, zu erforschen. Von dem Object rührt alsdann das Princip her: daß die einzelnen Geister einmüthig seyen in ihrem Handeln, von den Dingen

denjenigen Gebrauch zu machen, der den Zustand des Staates verbessern kann. Die politischen Moralisten haben sich den Zweck vorgesetzt, die öffentliche Meinung zu leiten; die politischen Oekonomisten, die Reichthümer zu mehren und die Industrie zu fördern; die Politiker im engeren Sinne des Wortes, den socialen Organism durch das Gleichgewicht der Gewalten aufrecht zu erhalten. Solche Systeme sind mangelhaft, weil sie bloß ein einzelnes Element betreffen, da alle drei oben angegebenen Elemente ihre Berücksichtigung verlangen. Die Statistik sollte eine vollständige Uebersicht der politischen Kräfte geben. Romagnosi macht den Vorschlag zu einer solchen Statistik, der er den Namen einer bürgerlichen (civile), Rosmini einer politischen gibt. Das zu lösende Problem würde folgendes seyn: Das Zentrum aller zusammenwirkenden politischen Kräfte zu finden. In der Politik steht gar oft die Theorie mit dem Thatbestande oder der Erfahrung in Widerspruch, und zwar darum, weil keine Rücksicht auf das Ganze genommen wird.

Rosmini schließt seine Darstellung mit einer Beobachtung über den Charakter der neueren Zeiten: er bezeichnet und verdammt den allgemeinen Cultus der materiellen Wissenschaften zum Nachtheile jener, die dem Gebiete des Geistes angehören: er nennt die Mathematik, die mechanischen Künste, die Gewerke, Manufacturen und die gesammte Industrie ein bloßes Accidenz, eine Nebensache der menschlichen Gesellschaft, während die moralischen Principien ihr Wesen, ihre Substanz bilden, und erklärt sich für die große Wahrheit: daß physische Kraft, feine Schlauheit und Verschmitztheit wohl die Dinge, aber nicht die Menschen regieren können, und daß die höchste sociale Kraft in einer unbedingt ausgeübten Tugend beruhe.

XL.

Beiträge zu einem Conversationslexikon für das katholische Deutschland.

II. Fraunhofer.

Joseph von Fraunhofer wurde zu Straubing in Niederbayern den 6. Mai 1787 geboren. Sein Vater, ein Glaser, hielt ihn schon früh zum Handwerk an, wodurch der Schulbesuch vernachlässigt wurde. Im eilften Jahre war Fraunhofer älternlos, und wurde von seinem Vormund zu dem Handwerk eines Drechslers bestimmt; weil aber dafür zu schwächlich, im August 1799 dem Hofspiegelmacher und Glasschleifer Weichselberger in die Lehre gegeben. Da kein Lehrgeld für ihn bezahlt wurde, so mußte er sich verbindlich machen, sechs Jahre ohne Lohn zu arbeiten, und weil ihm nicht erlaubt war, die Feiertagsschule ordentlich zu besuchen, so blieb er im Schreiben und Rechnen sehr zurück.

Den 21. Juli 1801 stürzten im Thiereckgäßchen in München zwei Häuser plötzlich zusammen, in deren einem der Lehrjung Fraunhofer im Schutt begraben wurde. Glückliche Umstände wirkten so ineinander, daß dieser am Leben blieb, und daß man im Innern des uneingestürzten Hauses von unten eine Art Schacht aufschließen konnte, durch welchen man ihn, nach einer vierstündigen Arbeit, ohne eine gefährliche Beschädigung befreite. Wäre sein Kopf nicht durch Kisten, die sich stüzten, so weit frei geblieben, daß er rufen konnte, so hätte man ihn wohl erst nach mehreren Tagen gefunden, wie die nur fünf Schuh tiefer liegende Frau seines Lehrherrn, welche todt blieb. Churfürst Maximilian Joseph kam öfters zu der Oeffnung des Schuttes, und ermuthigte die grabenden Arbeiter, wie auch den verschütteten Knaben. Froh und dank-

bewegt war dieser endlich dem Trümmergrabe entstiegen; in seinen ausdrucksvollen Zügen mochte man schon damals einen ausgezeichneten Beruf erkennen. In der That ward, was ihm verderblich zu werden geschienen, durch göttliche Fügung zum Anstoß seines Aufschwungs, zum Ausgangspunkte einer lichtern Bahn für ihn. Der gütige Churfürst befahl, als er ihn gerettet sah, für seine Heilung bestens Sorge zu tragen, und ließ ihn nach deren Beendigung zu sich rufen, um den Knaben über seine Empfindungen während des gefährlichen Einsturzes und über seine sonstigen Verhältnisse zu befragen, beschenkte ihn auch mit achtzehn Dukaten, und versprach, ihm als einem Waisen Vater zu seyn.

Also berichtet im Wesentlichen Fraunhofer's thätigster Freund, der geheime Rath von Utzschneider, der, wie man weiß, für Bayern ein Franklin geworden ist. Damals besuchte er Fraunhofer einigemal, welcher ihm vorrechnete, wie er die große, vom Churfürsten geschenkte, Summe nützlich verwenden wolle. Er ließ sich nämlich eine Schleifmaschine machen, und schliff an Feiertagen optische Gläser, stieß aber, aus Mangel an Theorie, auf allerlei Hindernisse. Herr von Utzschneider brachte ihm Klemms und Tanzers mathematische Lehrbücher, und nannte ihm Werke über die Optik von Kästner, Klügel u. A. Fraunhofer lernte nun nicht ohne Mühe durch die Optik die Mathematik; aber auch mit äußern Hindernissen hatte er noch zu kämpfen. Sein Lehrherr untersagte ihm das Studium der Bücher; andere Personen suchten ihm auch die Hoffnung zu benehmen, die Mathematik ohne mündlichen Unterricht, und fast ohne des Schreibens kundig zu seyn, je bewältigen zu können. Aber seine Anstrengungen wurden nur um so größer, und ungeachtet er in seinem Schlafzimmer kein Licht brennen durfte, ja nur an Feiertagen einige Stunden außer Hause studiren konnte, war er doch bald mit der mathematischen Optik vertraut, und suchte von ihr Gebrauch zu machen. Um endlich in der Feiertagsschule fertig schreiben lernen zu können, verwendete er den Rest sei-

nes Geldes theils dazu, um seinem Lehrmeister das letzte Halbjahr seiner Lehrzeit abzukaufen, theils um sich Werkzeuge zur praktischen Optik anzuschaffen. Ohne jemals graviren gesehen zu haben, fing er an, in freien Stunden Möbel zum Pressen erhabener Visitencharten zu fertigen, um nebenher sich etwas Geld zu seinen Versuchen verdienen zu können. Die Kriegsjahre waren ihm aber hiefür gar nicht förderlich, und er schien sein Ziel nicht erreichen zu können, bis ihn Hr. von Utzschneider in die optische, in Benediktbeuern befindliche Abtheilung seines mit Reichenbach und Liebherr gegründeten, mathematisch-mechanischen Institutes aufnahm. Dort stand er unter der Aufsicht des Erbenediktiners Prof. Schiegg, der bekanntlich das Steuerkatasterinstitut in Bayern eingerichtet hat, und genoß vom Pater Joseph Maria Wagner einen seine bisherigen Kenntnisse in der Mathematik und Physik ergänzenden Unterricht. Neben Niggl, der auf der Sternwarte des Klosters Rott sich gebildet hatte, und neben dem Schweizer Guinand, den Hr. von Utzschneider aus Neuchatel zum Glasschmelzen berufen hatte, arbeitete Fraunhofer ungestört und unermüdlich in seinem Fache voran; und als die genannten beiden Männer aus der Anstalt schieden, bekam er deren alleinige Leitung über sich. Von da an wuchs der Ruhm des optischen Instituts in kleinen, wie größern Fabrikaten, und die Refraktoren für die Sternwarten von Neapel und Ofen, obwohl noch unvollkommen, übertrafen schon die besten englischen Fernröhre. Im Jahre 1814 ward das optische Institut von dem mathematisch-mechanischen getrennt; dieses unter Reichenbach und Ertel lieferte jetzt nur mehr Instrumente, an denen der mechanische Theil die Hauptsache ist, z. B. Theodolithen, Meridiankreise 2c. 2c.; jenes die Instrumente, welche vorzugsweise optischer Kraft bedürfen. Frauenhofer ward jetzt auch Miteigenthümer des optischen Instituts, und durfte darum für seine Zukunft nicht mehr besorgt seyn. Immer auf die möglichste Vervollkommung der von Dollond erfundenen achromatischen Fernröhre, und auf Beseitigung von deren noch vor-

handenen Mängeln bedacht, gelangte Fraunhofer bald zu schönen Erfindungen; er construirte einfachere und sichere Maschinen zum Schleifen und Poliren der Gläser, und vervollkommnete die Bereitung des Flint= und Crownglases so, daß reine und völlig homogene Stücke von bedeutender Größe gewonnen werden konnten; er schlug einen neuen Weg zur Berechnung der Objective ein, wozu ihm besonders seine große, von Wollaston unabhängige, Entdeckung der fixen Linien im Farbenspectrum gute Dienste leistete; die wichtigsten seiner Erfindungen und Verbesserungen an Instrumenten sind: die vom Okular aus zulenkende Bewegung der Heliometerobjektivhälften, welche der Erfindung Bouguers und Savery's erst die volle Brauchbarkeit eines Objectivmikrometers sicherte, und die doppelten Bilder vollkommen einzustellen erlaubte — das repetirende Lampenfilarmikrometer mit Positionskreis für größere Fernröhre — das einfache und doppelte Ringmikrometer — das durch eine Theilschraube zum Messen bis 0,00001 Zoll eingerichtete, aplanatische Mikroscop; endlich das größte Verdienst erwarb er sich durch die Verbindung eines Uhrwerkes mit der Aequatorialaufstellung zur Bewegung größerer Fernröhre. Solche Arbeiten konnten nie von der Theorie getrennt seyn, daher sehen wir Fraunhofer auch in dieser Neues und Ausgezeichnetes leisten. Seine erste Arbeit in diesem Feld war eine Abhandlung über hyperbolische Spiegel, die nicht gedruckt worden ist; eine Preisaufgabe der Harlemerakademie „über das Mattwerden der Gläser" löste er in einer Abhandlung, der er das Motto gab, „la nature parle par les experiences", ward aber des Preises nicht theilhaftig; die wichtige Schrift über Brechung und Zerstreuungsvermögen der Glasarten erschien 1817 und ist auch in Gilberts Annalen der Physik Bd. 74 abgedruckt; die an schönen Versuchen besonders reiche Abhandlung über die Modification des Lichtes durch Beugung, worin vorzugsweise die Undulationstheorie in Schutz genommen wird, fand in den Jahrbüchern der bayerischen Akademie Platz; endlich

eine Abhandlung über Nebensonen und ähnliche Phänomene sandte er der Berlinerakademie. Was aber Fraunhofers Ruhm vor allem begründete, ist die Vollendung des großen neunzölligen Refraktors. Alles war originell, alles zweckmäßig, alles trefflich ausgeführt an diesem schönen Instrumente. Das Objektiv, von noch nicht gesehener Größe, war von völlig reinem Glase und von der zuverläßigsten Construction der Linsen. Dem entsprach aber auch die Aufstellung des Fernrohres, zu deren Ausführung Fraunhofer manche Rathschläge Soldner's und Liebherrs dankbar benützte. Parallel mit dem Aequator folgt es der Bewegung der Erde durch eine Uhr mit Centrifugalpendel, welche in den Stundenkreis eingreift, und hat man einmal auf einen Stern eingestellt, so bleibt dieser ohne Schwankung im Feld, so lang das Uhrwerk thätig ist. Während Herrschel zur Bewegung seines 40 füßigen Telescops stets der Anstrengung von fünf Arbeitern bedurfte, ist, wie gesagt, an Fraunhofers Refraktor die Bewegung vom Uhrwerk ausgehend, und dieses wirkt mit einer Kraft von kaum ein paar Pfunden, so trefflich ist alles ausgeglichen und balancirt. Der erwähnte Refraktor war Anfangs für die Sternwarte in Göttingen bestimmt; er wurde jedoch abbestellt, hierauf im Jahre 1824 für die Universität Dorpat vollendet, und erprobte sich dort unter der Thätigkeit des kais. russ. Staatsrathes von Struve über alle Erwartung. Eine Menge von Systemen der Doppel- und vielfachen Sterne ward damit entdeckt und nach ihrer Lage bestimmt; viele Nebelflecken lösten sich durch dieses Fernrohr in Sternhaufen auf, und es ward vom Herrschel'schen (jetzt verrosteten) Riesentelescop nur etwas an Lichtstärke übertroffen, während es an Präcision den Vorrang behielt. Fraunhofers, durch Herstellung dieses herrlichen Justrumentes, erworbenes Verdienst wurde auch von seinem König anerkannt, und durch Verleihung des Civilverdienstordens belohnt. Schon früher hatte die Universität Erlangen ihm den philosophischen Doctorgrad zugesendet, und die Akademie in München ihn zu

ihrem Mitglied und Conservator ernannt; von namhaften Gelehrten, wie Bessel, Harding, Schuhmacher, Sömmering, Biot, Santini u. A. ward er mit auszeichnenden Correspondenzen beehrt, und die billige Anerkennung seiner Leistungen war bereits so hoch gestiegen, daß die grundlosen Angriffe, mit denen Franz von Spaun streitseligen Andenkens dieselben in seinem mathematischen Codizill bedachte, diesem nur Verachtung zuzogen. Aber bald sollte höherer Lohn ihn beglücken, und er über jene Regionen schreiten, die er dem menschlichen Auge so nahe gerückt hatte. Die Folgen des Hauseinsturzes, die Dünste des Glasofens, die unablässige Anstrengung zogen ihm eine sehr schmerzliche und langwierige Krankheit zu, welche den ausgesuchtesten, ja peinlichsten Gegenbemühungen der Aerzte Trotz bot, und am Morgen des 7. Juni 1826 seinem erst neununddreißigjährigen, wirkungsreichen Leben ein Ziel setzte. Seine Fassung in dieser leidenvollen Krankheit war ächt christlich, fern von aller ungestümen Klage, und bei aller Hoffnung auf Genesung in den Willen dessen ergeben, der ihn einst aus der Nacht des Schuttes geführt hatte. Ein letzter irdischer Trost war ihm zwei Tage vor seinem Hinscheiden geworden, da er das Diplom als Ritter des königl. dän. Danebrogordens erhielt. Ein Leichenstein neben dem des großen Mechanikers von Reichenbach deckt jetzt seine Ueberreste mit der treffenden Aufschrift: Approximavit sidera.

Fraunhofer zeigte in seinem Charakter als Mensch viele Bildung und große Herzensgüte, die nur manchmal durch natürliche Reizbarkeit gestört ward; seiner Religion war er fest zugethan, so daß auch zufällig geladene Gäste bei ihm sich dem kirchlichen Abstinenzgebot fügen mußten, was bei der Ungebundenheit seiner Zeit immerhin bezeichnend ist. Sein liebstes Vergnügen war, die Berge in der Nachbarschaft von Benediktbeuern, besonders vor Sonnenaufgang, zu besteigen, wo die Natur ganz ihre hehre Größe entfaltete, der er auch im Studirzimmer emsig nachging. Als das optische Institut nach

München verlegt ward, zog es ihn darum stets nach den Bergen hin. Verheirathet hat er sich nie, und sein Vermögen fiel seinen Schwestern anheim. Sein Aeußeres war hoch und schmächtig; sein Blick edel und geistreich, mitunter ernst; seine Physiognomie regelmäßig, doch konnte sie das Conterfei eines Engländers abgeben.

Fraunhofer's Schöpfung, das optische Institut, jetzt im Besitz von Merz und Mahler, verbreitet noch immer seinen Ruhm durch Europa und Amerika hin, und selbst das stolze Albion hat Bayern seinen Tribut nicht versagt. Ein 10½zölliger Refraktor und ein 6zölliges Heliometer, bereits von Fraunhofer begonnen, wurden von seinem Nachfolger Merz, dessen Thätigkeit schon seit Jahren die immer sich mehrenden Geschäfte theilte, vollendet, und der erstere für die Sternwarte von Bogenhausen bei München, das letztere für die von Königsberg angekauft, wo dieses in Bessels Händen eine Menge der genauesten Messungen geliefert hat. Drei andere Refraktoren von 9 Zoll Oeffnung wurden für die Sternwarten von Berlin, Kasan und Kiew gefertigt, von denen der erstere ursprünglich nach Wien bestimmt war; sechs und einhalbzöllige Objective erhielten unter andern die bei Ertel verfertigten großen Meridiankreise für Glasgow in Schottland und Sligo in Irland. Die bedeutendste Bestellung kam jedoch von der kaiserl. russ. Centralsternwarte in Pulkowa bei St. Petersburg, und es wurden für diese nicht nur alle Gläser für die Meridian- und Transit-Instrumente, sondern auch der größte, jetzt existirende Refraktor von 14 Zoll Oeffnung, 22 Fuß Länge, dessen stärkste beigegebene Vergößerung eine 2000malige ist, so wie ein Heliometer von 7 Zoll Oeffnung, 9⅔ Fuß Brennweite. Zu beider Vollendung war ein Zeitraum von drei und einem halben Jahre erforderlich. Im Jahre 1843 sind für Washington ein neun-, für Cincinnati ein 10½zölliger Refraktor bestellt worden. Um die Vorzüglichkeit der erwähnten Instrumente ermessen zu können, genügt es zu bemerken, daß Herschel's 20füßiger Reflektor im Trapez des

Orionnebels nur vier Sterne, der Dorpaterrefraktor einen fünften, das 12zöllige Fernrohr des James South, das größte von Cauchoix in Paris verfertigte, einen sechsten, und der Bogenhauserrefraktor noch vier neue zeigte. Der 14zöllige Refraktor hat bereits um dreimal mehr neue Doppelsterne von 0",1 Distanz sehen lassen, als der 9zöllige. Mehreres in den Jahrbüchern der Sternwarten von Berlin, Königsberg, Leyden und München, in Schumachers astronom. Nachrichten und in Struve's mensuris micrometricis etc. Ohne Zweifel darf die Wissenschaft von den großen Fernröhren noch manche Bereicherungen erwarten, besonders wenn diese in Gegenden von günstigem Klima mehr verbreitet seyn werden, auch ist die Gränze des Verhältnisses ihrer Leistungen zu ihrer Größe noch nicht erreicht, und bis dahin sind die Schwierigkeiten gar nicht unübersteiglich.

LXI.

Beiträge zur Würdigung des kirchlichen Sinnes und Lebens in Baden.

Wenn wir Thatsachen, die oft wie Mährchen klingen, aber leider nichts desto weniger reine Wahrheit sind, zur allgemeinen Kunde bringen, so thaten wir solches in der Ueberzeugung, daß nichts klarer zeigt, bis zu welchem Grade des Verfalls das katholische Bewußtseyn und Leben bei einem guten Theile der Bewohner Badens, namentlich aber bei einer großen Zahl seiner Geistlichen, herabgesunken sey, und wie unendlich Noth es seyn dürfte, hier von berufener Seite her endlich rathend, helfend und heilend einzuschreiten. Wir zögerten lange, weil wir immer noch die Hoffnung in unserm Herzen nährten, es werde die Wendung, welche in der neuesten Zeit die Angelegenheiten der katholischen Kirche im Norden Deutschlands nahmen, auch in unserm Lande nicht ohne Wirkung bleiben; es werde namentlich die Hochwürdige Curia aus ihrem Winterschlafe endlich sich ermannen und erkennend, was

ihres Amtes sey; es werde die Regierung dieser erwachten Thätigkeit um so weniger feindlich sich entgegenstellen, da sie namentlich bei den letzten Landtagswahlen und in der Kammer selbst die handgreifliche Erfahrung machen mußte, von welchem bedenklichen Einflusse selbst auf den Gang der Politik und das Wohl des Staates das religiöse Leben sey, wenn es eine dissolute, antikirchliche Richtung nimmt. Allein, was wir gehofft, was wir von einem Tag zum andern erwartet haben, es hat sich nirgends zeigen wollen. Wir heben daher, um vor Allem dem Spruche: „A Jove principium“, genug zu thun, zuerst mit folgendem Bilde an:

Erstes Tableau.

Als zum Heiland einst zur Zeit, als er noch auf dieser Erde im Fleische wandelte, eine Frau herantrat aus Samaria, um dem Manne, den sie für nichts Geringeres, denn einen Propheten hielt, eine Frage zur Entscheidung vorzulegen, die damals ihr ganzes Vaterland beschäftigte, die Frage nämlich, ob zu Jerusalem, oder auf Garizim man Gott in rechter Weise anbete und verehre. — Da sprach der Heiland zu der Frau: „Sieh! es kommt die Zeit, ja sie ist schon da, wo die wahren Anbeter den Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten werden; denn solche Anbeter will der Vater haben“.

So war also schon vor 1800 Jahren ein Zwiespalt und ein Hader in dem Judenthume über Gott und seine rechte Verehrung. Wie aber Manches im Laufe der Weltgeschichte wiederkehrt, und nur in anderer Form und Weise sich wiederholt, so ist es auch mit diesem Streit ergangen. Denn seit durch Luther ein großer Theil der Christenheit von der alten Kirche sich losgetrennt und einen eigenen Tempel der alten Kirche gegenüber aufgebaut hat, ist unter dem Volke gelehrter und ungelehrter Zunge oft die Frage aufgeworfen worden, wo denn jetzt die rechte Kirche, der rechte Glaube und die rechte Verehrung Gottes sey? ob zu Berlin etwa und seinem Sande, oder zu Rom auf den sieben Hügeln? Und wie einst im Süden ob der gleichen Frage Samaria und Judäa sich bitter haßten und befeindeten, also ist es seitdem auch im Norden, und die Kluft, die zwischen beiden sich im Laufe der Zeiten ausgetieft, friedlich auszufüllen, hat bis jetzt noch keinem Wissen, keiner Kraft und Kunst gelingen mögen. Da hat zur guten Stunde endlich ein Weib aus Persis, dem Lichtlande, Aufklärung war ihr Name, sich aufgemacht, und gegen Norden hin sich wendend, ist sie darauf bis an die Ufer der Dreisam fortgezogen. Dort nun, wo einst, nicht fern vom Bett des Flußes, die alten Herzoge von Zähringen auf einem

Berge, der in das Breisgau niederschaut, sich eine Burg erbauten, ließ sie endlich die müden Füße ruhen. Da erhob sich ein gewaltig Drängen um die fremde Frau; denn sie schien von hohem Geist und großer Wissenschaft. Und da sie unter Anderm auch sich rühmte, in gerader Linie von jener Frau zu stammen, der einst der Heiland am Jakobsbrunnen die Frage löste, wo der rechte Glaube und die rechte Verehrung Gottes sey, so war sie in der Reputation so hoch gestiegen, daß man sogar, was bisher noch nie geschah, ihr einen Lehrstuhl auf der Universität übertragen hat, damit sie dort die werthvolle Kunde, die einst ihrem Hause der Heiland als eine Gnade anvertraute, ad majorem Dei gloriam in ein gutes Erdreich niederlegen möge. Und seitdem nun ist hier aller Zwist und aller Hader hinweggeschwunden, der zwischen der alten Kirche sich erhoben, und jener, die von Luther stammt. Kurz eine solche vollkommene Ausgleichung der alten Fehde ist seitdem in diesem glücklichen Lande eingetreten, daß dort der protestantische Laie ohne Hemmniß und Anstoß Bischofsdienste und der Bischof Laiendienst verrichten darf und kann. Es mag dieß andern Ländern unbegreiflich, ja unmöglich scheinen; allein hören wir die Thatsachen: „Gestern“ (den 14. Oct. 1842) hat die oberrheinische, landwirthschaftliche Kreisstelle im Kaufhaus-Saale dahier unter zahlreicher Theilnahme der Vereinsmitglieder und des Publikums die Preisevertheilung für landwirthschaftliche Verdienste vorgenommen. Die Eröffnung des Festes fand durch den landesherrlichen Commissär, Herrn Regierungsrath Graf von Kageneck, mittelst einer kurzen Anrede, statt. Ihm folgte, die Versammlung freundlich begrüßend, der Directionsvorstand der oberrheinischen, landwirthschaftlichen Kreisstelle, Herr Dompräbendar Dr. Müller, mit einem Berichte über die Wirksamkeit derselben im Jahre 1842 in allen Zweigen der Landwirthschaft, und einem Nachweis über die Leistungen der Probefelder und Vereinsgärten unter Anfügung des erfreulichen Ergebnisses, daß sich die Zahl der Vereinsmitglieder wieder namhaft vermehrt habe. Sodann begann die Vertheilung der Preise selbst, bestehend in 600 fl., 10 Dukaten in Gold und silbernen Vereins-Medaillen. Die Preisebewerber empfingen dieselben aus der Hand des hochverehrtesten Direktionsmitgliedes, unseres hochwürdigsten Herrn Erzbischofes Dr. von Vicari. Dieser vertheilte die Preise in folgender Weise: „für den schönsten Wucherstiere 30 bis 50 fl.; für die schönsten tragenden oder erst abgekalbten Kühe gleichfalls 30 bis 50 fl. Die Sauen aber gehen leer aus und werden bloß belobt vom Erzbischof“.

Also verkündet der Welt die Freiburger Zeitung (Nro. 238 vom 15. Oktober 1842) welche, am Sitze des Erzbischofes selber wohnend, die Wahrheit sicher weiß und sagt. — Bald darauf aber lesen wir in demselben Blatte: „die feierliche Eröffnung des theologischen Convictes fand heute um 10 Uhr (den 14. November 1842) in der ehevorigen Seminariumskirche statt. Es wird Gottesdienst gehalten; im Chor der Kirche, beim Altare stellt sich der Regierungs-Director mit den Domherren und den Professoren der Theologie auf. Am Schluße des kirchlichen Actes begibt sich der Regierungs-Director mit den um ihn versammelten Theologen, Doctoren und Domherren aus dem Chor der Kirche in den großen Hörsaal des Convicts. Dort angelangt hält der Regierungs-Director von Rek eine eben so überzeugende als eindringliche Rede, in welcher er den Segen einer solchen Anstalt zeigt, in welcher der Zögling, der dem Berufe eines Seelsorgers sich widmet, frei von drückenden Sorgen für seine Erhaltung, frei von störender, den ernsten Studien entfremdenden äußeren Einflüßen dem höhern Rufe zur Wissenschaft und zu einem Segen bereitenden Stande folgen, und ohne hemmenden Zwang in seiner wissenschaftlichen Bildung an der Hand liebevoller, erfahrener Lehrer den Weg seines Berufes festen Schrittes betreten, und sich jene Schätze des Geistes und Gemüthes sammeln kann, mit welchen er einst in Berufstreue das Heil Vieler als Hirt der heiligen Kirche (der katholischen nämlich) erwerben und sichern soll". — Also die Freiburger Zeitung in Nro. 318, Jahrgang 1842. —

Vergleichen wir nun diese beiden Referate desselben Blattes miteinander und fragen dann: was lernen wir daraus, so ist die Antwort: Folgendes: — Als es sich um Säue, Kühe, Wucherstiere handelte, da finden wir dem Dompräbendar Dr. Müller und seinem Erzbischof mitten unter dieser guten Gesellschaft eine Hauptrolle zugetheilt; aber wo es sich um die Eröffnung des Convictes, um die Initiation einer Pflanzschule für künftige katholische Priester handelt, da ist vom Erzbischof (wahrscheinlich, damit durch seine Abwesenheit die theologischen Wissenschaften „ohne hemmenden Zwang erscheinen") nicht die Rede. An seiner Stelle tritt in dem Chor der Kirche als Hauptfigur der Regierungs-Director von Rek, ein Protestant auf. Ihn umgeben deßhalb, wie es Sitte ist bei katholischen Erzbischöfen, die Domherren des Kapitels und die Professoren der Theologie. Als das Hochamt zu Ende ist, da verfügt sich der Regierungs-Director in den großen Hörsaal des Convicts; die Domherren des Erzbischofes und die Professoren der theologischen Fa-

cultät folgen dem Laien, dem Protestanten, wie seine Leviten und Akolythen, hintendrein. Dort angelangt hält der **Protestant** eine Rede an **katholische** Theologen, mahnt und ermuntert sie zum geistigen und geistlichen Leben, und fordert sie auf sich zu **tüchtigen Hirten der katholischen Kirche** zu bilden. Hier haben also vom October bis zum November hin die Rollen gänzlich gewechselt, und die Scene vom October hat im November also sich geändert und völlig umgekehrt, daß man wähnt, die „verkehrte Welt" auf der Bühne anzuschauen. Das ist das schöne Ziel, die süße Frucht, nach der die lichten Geister so vieler Zeiten rangen! O glücklich Land, wo aller Kastengeist also verschwand! Wo Profanes, wie Heiliges, und Heiliges, wie Profanes sich geehrt und behandelt sieht! Hoffen dürfen wir daher auch, daß dort, wo Protestanten katholischen Priesterzöglingen die Würde des katholischen Priesterthums so beredt ans Herz legen, ihren Glaubensgenossen auch katholische Stipendien in nicht allzuferner Zukunft, ohne Unterschied der Confession, zu Lohne fallen werden. Und alles dieses wird und muß sich darum in das Leben führen, damit das Wort unserer Verfassung endlich eine Wahrheit werde: „Stiftungen sollen ihrem Zwecke nicht entzogen werden".

(Fortsetzung folgt.)

XLII.

Ein Straußisches Curiosum.

Strauß wirft irgendwo die Frage auf: ob seine Ergebnisse „der philosophischen Versöhnung des Geistes mit sich selbst" je Gemeingut der gesammten menschlichen Gesellschaft werden könnten? Mit andern Worten: ob die menschliche Gesellschaft den Glauben an Jesum Christum, als den eingebornen Sohn Gottes und Erlöser der Welt, jemals aufgeben könnte? Er tritt zwar in Erörterung dieser Frage nicht ein, weil dieselbe eine „endlose Untersuchung" veranlassen würde; aber den Wunsch kann er wenigstens nicht unterdrücken, daß seine, des Erlösers von dem Erlöser, Lehre immer weiter sich verbreiten, immer mehr angenommen werden möchte.

Daß manche zerstreute Einzelne diesem schönen Wunsch mit aller Bereitwilligkeit beistimmen würden, konnte ihm bei einiger Kenntniß der heutzutägigen Tendenzen gewiß nicht zweifelhaft seyn; daß aber derselbe, und dazu noch in so nahe liegender Zeit, durch förmlichen Beschluß organisch verbundener Individualitäten verwirklicht werden sollte, das mußte selbst seine kühnsten Hoffnungen übersliegen. Dennoch ist dieß bereits im vorigen Jahre geschehen, und die preußische Gemeinde Wackersleben wird in den künftigen Jahrhunderten in der unsichtbaren Kirche der Negation eben diejenige Stelle einnehmen, welche die positive Kirche des Christenthums derjenigen zu Jerusalem angewiesen hat — den Vorrang der Zeitdauer nach. In jener Gemeinde tritt uns bereits eine solche vor Augen, die an das Endziel des Protestantismus gekommen ist, und durch den Heiland Strauß von dem Glauben an den Heiland Christus sich hat heilen lassen.

Genannte Gemeinde besitzt das Recht, ihren Pfarrer selbst zu wählen. Getränkt und gesättigt durch die wahre Lebensspeise, welche Strauß auch ihr darbot, fand sie die bisherige so unschmackhaft als kraftlos; und da ihr Pfarrer ein bejahrter Mann war, faßte sie im vorigen Sommer den Beschluß, denselben zu dulden, so lange er noch lebe, wie er aber dahingefahren sey, an seine Stelle keinen andern mehr zu wählen. Der Pfarrer ließ auf die Vollziehung des Gemeindebeschlusses nicht lange warten, noch vor Ablauf des Jahres starb er. Nach seinem Tode sollten die Pfarrgeschäfte und Verrichtungen durch einen Vicar besorgt werden. So wie dieser aber kam, wollte die Gemeinde den Beweis geben, daß erleuchtete Männer jenen Beschluß gefaßt hätten; — am ersten Sonntag, an welchem er in der Kirche predigen wollte, wurde er förmlich ausgezischt. — Man ist nun sehr begierig, was die weltlichen Behörden (da begreiflich von geistlichen, als in einem protestantischen Lande, hier keine Rede seyn kann) für einen Ausweg ergreifen werden. Die Quelle sprudelt, darf man dem Durstigen, der den Trank nach seinem Geschmack findet, das Schöpfen wehren? Wie manche protestantische Gemeinde dürfte dagegen nicht mit einem Pfarrer versorgt seyn, welchen Wackersleben unbedenklich annehmen könnte, wenn sie ihm wenigstens keine Besoldung abzureichen hätte?

XLIII.

Ueber die religiöse Bewegung unserer Zeit.

(Worte eines Convertiten an seine irrenden Brüder.)

Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Emancipation. Es zerreißt ein Band um das andere, und auf der frechen Stirne der sogenannten Aufklärung steht mit großen Buchstaben geschrieben: „Der Mensch ist sich selbst Gesetz“. O würde diese inhaltsschwere Wahrheit in ihrer Tiefe aufgefaßt! Allein jene Gegensätze, in deren organisch vermittelter Einheit die Freiheit liegt, treten sich immer schroffer gegenüber, je weiter wir uns vom vermittelnden Principe verirren. Was ist aber dieses vermittelnde Princip? Nichts anderes, als die Gottheit, wie denn auch Christus sagt: „Es kann Niemand zu mir kommen, ohne es sey ihm von meinem Vater gegeben“. — Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr, denn das Licht, das heißt, das ist das Gericht, daß wer das Licht scheuet, das ihm die Freiheit sichtbar macht, in der Finsterniß oder Knechtschaft bleibet, denn er sieht die Freiheit nicht. Das Christenthum ist nichts Anderes, als die Vollendung der Menschheit, die sich im Stifter derselben in ihrer Realität ausgesprochen oder verwirklicht hat, und deßhalb muß es das hauptsächlichste Bestreben des Menschen seyn, dasselbe in sich aufzunehmen und zum Centralpunkte seines Wesens zu machen; dann, und nur dann werden sich die Gegensätze in Harmonie auflösen, und wir zur

wahren Freiheit gelangen. Sind wir so unselig, im Stolze auf unsere Subjectivität die Vermittelung zu verschmähen und uns selbst zum Mittelpunkte unseres Strebens zu machen, so verkaufen wir die Universalität an die Individualität, die Unendlichkeit an die Endlichkeit, das Leben an den Tod.

Allein die Losreißung von der Auctorität, die Emancipation der Vernunft ist uns der Preis, nach welchem wir streben, und die uns die Freiheit immer ferner rückt und uns gerade dem entgegengesetzten Ziele, der Knechtschaft entgegenführt, der wir entfliehen wollen.

Aber wo sollen wir ihn finden, unsern Erlöser? Wo anders, als in dem Reiche, das er gegründet hat zur Erhaltung, Verbreitung und Belebung der Wahrheit! in der heiligen, allgemeinen und apostolischen Kirche. Lernet sie kennen, die ihr sie noch nicht kennet, lernet sie kennen, wie sie einer unserer verehrungswürdigen Freunde kennen lernte, der da sagte: „Wenn man mich fragt, wie ich zur Entdeckung gekommen sey, daß die Lehren Wahrheit sind, die ich als Irrthümer zu betrachten gelernt hatte, so antworte ich, weil ich zur Quelle hinabstieg und die Kirche selbst in den Gesetzbüchern ihres Glaubens fragte, statt auf die Meinungen dieses oder jenes ihrer Mitglieder, oder die Behauptungen dieses oder jenes ihrer Gegner zu hören. Ich stieg zur Quelle nieder, und als ich das Wasser eben so tief und klar, als erfrischend und stärkend fand, trank ich von dem lebendigen Brunnen, und ward gesund, und sage Gott Dank von ganzem Herzen, und lade meine Brüder ein, sich dergleichen Segnungen theilhaftig zu machen“.

Lasset euch nicht abschrecken von den falschen Propheten, die da sagen: es sey eine Sünde, die Religion seiner Väter zu verlassen; wenn es eine Sünde ist, so haben die „Reformatoren“ diese Sünde vor euch begangen, und es ist nicht eure Pflicht, wieder umzukehren, denn das Gut, das durch eine Sünde erworben ward, ist unrecht Gut und bringet keinen Segen; kehret zurück ehe es zu spät ist,

denn ihr kommt immer weiter vom Wege ab. Käme der deutsche „Reformator“ heute wieder, er würde seinen Glauben nicht mehr unter euch finden, er würde ihn vielmehr dort erkennen, wo er hätte bleiben sollen, und wo er geblieben wäre, wenn er sich nicht selbst widersprochen hätte; denn er schreibt im ersten Bande seiner Werke (Jenaer Ausgabe 1560) auf Blatt 166, b: „Es ist keine Ursache so groß und kann es auch nicht werden, daß man sich von derselben (römischen) Kirche reißen oder scheiden soll“; und (ebendaselbst 144, a) in einem Briefe an den damaligen Papst Leo X. am dritten März 1519 von Altenburg aus: „Ich bezeuge vor Gott und allen seinen Kreaturen, daß ich nie Willens gewest, noch heutiges Tages bin, daß ich mir mit Ernst hätte vorgesetzt, der römischen Kirche und Eurer Heiligkeit einerlei Weiß anzugreifen. Ich bekenne frei, daß der Kirche Gewalt über Alles sey, und ihr nichts weder im Himmel, noch auf Erden könne vorgezogen werden, denn allein Jesus Christus, der Herr über Alles“.

Bedenket es wohl, hat man euch in den letzten drei Jahrhunderten so viel von eurem Glauben genommen, was wird nach den nächsten drei Jahrhunderten noch übrig seyn? Wenn das am grünen Holze geschieht, was wird am dürren werden? Höret was Luther ferner sagt (erster Band, 166, b): „Daß die römische Kirche vor allen andern geehrt sey, ist kein Zweifel; denn daselbst haben der heilige Petrus, der heilige Paulus, sechs und vierzig Päpste und viele hunderttausend Märtyrer ihr Blut vergossen, die Höll und die Welt überwunden; so daß man wohl erkennen mag, wie gar ein besonderes Augenmerk Gott auf die Kirche habe“. Ferner im vierten Band, 320, a: „Wir bekennen, daß unter dem Papstthum viel christliches Gut, ja alles christliche Gut sey, und von da an uns gekommen; wir bekennen nämlich, daß im Papstthum die rechte heilige Schrift, rechte Taufe, rechtes Sacrament des Altars, rechte Schlüssel zur Vergebung der Sünden, rechtes Predigtamt und rechter Katechismus sey .... Ich sage, daß unter dem Papst die rechte Christenheit ist, ja der rechte Ausbund der Christenheit

und viele fromme, große Heilige . . . Ist denn nun unter dem Papste die Christenheit, so muß sie wahrlich Christi Leib und Glied seyn, ist sie sein Leib, so hat sie rechten Geist, Evangelium, Glauben, Taufe, Sacrament, Schlüssel, Predigten, Gebet, heilige Taufe, und Alles, was die Christenheit haben soll". Wieder im siebenten Bande, 417 b: „Gott kann nicht lügen, also auch die Kirche nicht; das ist nun Alles dahin geredet, daß die Kirche muß allein Gottes Wort lehren, und das gewiß seyn, wodurch sie der Grund und Pfeiler der Wahrheit, und auf den Felsen gebauet, heilig und unsträflich heißt; das ist, wie man recht und wohl sagt, die Kirche kann nicht irren, denn Gottes Wort, welches sie lehrt, kann nicht irren" *).

Im Jahre 1538 predigte er, daß Gottes Wort, das Apostelamt, der Glaube, die christliche Kirche und der heilige

*) In Bezug auf einzelne Glaubensartikel sagt er z. B. von der Messe, im ersten Bande 335, a: „Wir müssen die Messen lassen bleiben ein Sakrament und Testament; vom Fegfeuer, im dritten Bande 2, b; „Allen leidenden Menschen ist die Zeit lang und wiederum kurz den Fröhlichen. Sonderlich aber und unermeßlich lang ist sie denen, die diesen inwendigen Schmerzen haben, da von Gott verlassen und entzogen gefühlt wird. Als man wohl spricht, daß Eine Stunde des Fegfeuers bitterer ist, als tausend Jahre zeitlicher leiblichen Sorgen"; von der Anrufung der Heiligen im ersten Bande 489, a: „Maria will nicht eine Abgöttin seyn. Sie thut nichts; Gott thut alle Dinge. Anrufen soll man sie; daß Gott durch ihren Willen gebe und thue, was wir bitten, also sind auch alle anderen Heiligen anzurufen". Vom Ablasse heißt es in der 71sten seiner bekannten Thesen: „Wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet, der sey ein Fluch und vermaledeyet". Im Allgemeinen sagt er im achten Bande 180, a: „Darum heißt es rund, rein, ganz und Alles geglaubt, oder nichts geglaubt. Der heilige Geist läßt sich nicht trennen, noch theilen, daß er ein Stück sollte wahrhaftig, und das andere falsch lehren oder glauben". So sprach der deutsche „Reformator".

Geist im Papstthum sey. Im Jahre 1541 schrieb er, daß die christliche Kirche unfehlbar sey. Im Jahre 1544 lehrte er in einer eigenen Predigt „von der Fürbitte der lieben Heiligen", daß und wie man die Heiligen anrufen solle, und 1546, im Jahre seines Todes, lehrte er, daß die Beicht ein Sacrament sey, und daß man beichten müsse, wie die Katholiken noch beichten, und daß man das hochwürdige Altarsacrament anbeten müsse.

Wer schaudert aber nicht zurück vor der entsetzlichen Leere, in welche der Protestantismus seinem Wesen nach führen muß, und bereits geführt hat? Und was sind jene Secten des Pietismus und Methodismus in allen ihren Formen und Abstufungen anders, als der Ausdruck des noch nicht vermittelten Gefühles, daß wir jeder Stütze, jedes Haltes entbehren, als der Ausdruck der noch nicht zum Bewußtseyn gekommenen Sehnsucht der Wiedervereinigung mit Gott? Ueberall, allüberall hören wir den Angstruf des heiligen Petrus: „Herr hilf mir"! Aber Wenige sehen die rettende Hand, die sich ihnen entgegenstreckt, — blicket um euch! In allen Ländern treten Streiter des Herrn auf, die Herolde des Unglaubens zu bekämpfen, und die Flamme der Religion wieder anzufachen. Nirgends jedoch tritt dieses heilige Streben deutlicher hervor, als in England, der Heimath der Widersprüche, wo das Ansehen der Religion am meisten darniederliegt. „Was soll den frechen Geist der Gesetzlosigkeit und des Aufruhrs in Schranken halten", ruft ein zur alten Mutterkirche zurückgekehrter Engländer seinen Landsleuten zu, „was soll den Verfall deiner Stärke hemmen, dem du entgegeneilst, was dich Demuth lehren und Ergebung, wenn die Hand des Herrn über dich kommt? Was soll deine arbeitenden Klassen vom dumpfen Drucke der Unzufriedenheit befreien? Was die Höhlen der Trunkenheit und des Lasters schließen, und statt ihnen die Häuser Gottes öffnen den ganzen Tag lang"? Wie viele erkannten nicht, daß Wiederbelebung des religiösen Gefühles das erste sey, was

Noth thue, und die Vorsehung weiß auch den Irrthum zur Wiege der Wahrheit zu machen, und führte die Verfechter der anglicanischen Kirche an ein ganz anderes Ziel, als sie sich gesteckt hatten. Sie suchten vor Allem festen Grund und Boden zu gewinnen, und gingen an der Hand der Geschichte nach der Quelle zurück. Dann verfolgten sie die Entwickelung der Glaubenslehren von den ersten Jahrhunderten an bis auf unsere Zeit, und verglichen die primitive mit der gegenwärtigen englischen Staatskirche. Natürlich mußten sie jene als die wahre anerkennen, und so konnte es nicht anders seyn, sie mußten, wenn sie diese retten wollten, beide für identisch erklären, und so viel immer möglich in Uebereinstimmung zu bringen suchen. Wenn aber nun der Unbefangene bei redlicher Forschung die apostolische Kirche in der römisch-katholischen wieder findet, so muß auch, wenn sich die behauptete Identität erweisen läßt, die anglicanische mit der römisch-katholischen eine und dieselbe seyn. Es versteht sich von selbst, daß dieß nicht der Fall ist, und so zeigt sich der Schluß als unabweisbar, daß die anglicanische Kirche nicht die wahre sey. Was bleibt also anders übrig, als sie mit der wahren zu vertauschen? Viele haben es gethan, gehet hin und thuet desgleichen.

XLIV.

Die Aussichten in Rußland.

Würde es sich bei der Kirchenverfolgung in Rußland um Argumente handeln, von deren Evidenz die Einstellung der auf das Gegentheil begründeten Maaßregeln zu erwarten wäre, so hätten, nachdem die unirte Kirche in den Schooß der orthodoxen zurückgebracht worden, die Verfolgungen längst

aufhören sollen. Wie aber in den russisch-deutschen Provinzen deutsche Sprache und Nationalität, der Protestantismus im Angesichte der protestantischen Schutzmacht zu Grunde gerichtet wird, so geschieht Aehnliches mit der katholischen Kirche in Polen, welcher — wahrscheinlich auch aus „administrativen Rücksichten“ — eben jetzt im Angesichte der ersten katholischen Mächte der Todesstoß versetzt wird. Die neuern Verordnungen gebieten, wie das Journal de Liège berichtet, nichts weniger, als daß in jeder katholischen Kirche Polens wenigstens ein Altar — und wer wird dann nicht nach dem Hochaltar greifen — dem russischen Clerus und Gottesdienste eingeräumt werde. Hat aber dieser einmal Posto gefaßt, so wird es nichts Schweres seyn, zu bewirken, daß die katholischen Priester und Gläubigen ihrer Kirche möglichst fremd werden. Ein anderer Ukas befahl, daß, wo es in einem Umkreise von zwei Wersten keinen katholischen Priester gebe — und daß dieser Fall eintrete, sorgte die Regierung durch die Erziehung der Jugend, durch die Aufhebung von Klöstern und Pfarreien hinlänglich — ein Pope die Functionen des katholischen Geistlichen zu versehen habe. Vice versa, versteht sich, findet aber so etwas nicht statt. Endlich soll auch noch die Zufluchtsstätte im Tode, der Leichenacker, den Katholiken entzogen, und das Schisma auch dahin verpflanzt werden, indem ein weiterer Ukas befiehlt, es sollen die russischen Schismatiker an den von den Katholiken geweihten Plätzen bestattet werden.

Sind diese Nachrichten gegründet, was wird das Ende aller dieser Atrocitäten seyn? In einer Beziehung ist es klar. Macht ist in Hülle und Fülle vorhanden, das Begonnene durchzusetzen? und andererseits Nachgiebigkeit mehr als genug da, ein fait accompli an die Stelle des durch Tractate bestimmten Rechtszustandes anzuerkennen. Warum sollte auch Rußland nicht Anerkennung für seine Umgriffe verlangen, da etliche Schweizerbuben, die mit Kaisergräbern spielen, sich für die Ihrigen Geltung zu verschaffen wußten? Zeit gewon-

nen, Alles gewonnen, bis Schisma und Panslavismus so weit vorgedrungen, daß man an die überflügelten Nachbarn die Forderung stellen kann; aus administrativen Rücksichten herauszugeben, was sie etwa vom großen slavischen Erbe in Besitz genommen. Immer näher rückt der Tag, wo Jeder von seinem Thun und Lassen wird Rechenschaft ablegen müssen, und immer mehr verwickeln sich die Geschicke. Sollen sich, wie vor vier Jahrzehnten, Revolution und Russenthum wieder die Hände reichen? Will etwa, da das tausendjährige deutsche Reich dieser Liga nicht widerstehen konnte, die neue Ordnung Europas, die Schmerzensgeburt der neuen Zeit, für sich eine größere Bürgschaft der Dauer in Anspruch nehmen?

XLV.

Ein Wort in Sachen der Stände von Posen und der Krone Preußens.

Kaum sind die wenig erbaulichen Erinnerungen an den königlichen Epistolographen, den republikanischen Dichter der Lieder eines Lebendigen, in den Hintergrund getreten, so zieht ein anderes, eben nicht viel erfreulichere Ereigniß Deutschlands Aufmerksamkeit schon wieder hinüber nach der preußischen Königsstadt an der Spree, wo der Witz so geschäftig ist, Caricaturen auf den deutschen Michel zu machen, während die dortigen Satyriker nur einen Blick in den Spiegel werfen dürften, um die schlimmste Caricatur vom deutschen Wesen und deutscher Art vor sich zu sehen.

Was uns dießmal Veranlassung zu unsern Betrachtungen über Berlin gibt, ist die neueste Irrung mit dem Provinziallandtag von Posen.

Wir haben bei jenem ersten Scandal in Sachen der deutschen Presse unsere Meinung auf eine Weise und so unumwunden ausgesprochen, daß man uns sicherlich keiner Sympathien mit dem falschen Liberalism beschuldigen wird; desgleichen glauben wir auch Niemanden auch nur die mindeste Veranlassung gegeben zu haben, unsere deutsche Gesinnung, die Liebe zu unserem Volke und Vaterlande in Zweifel zu ziehen; wir glauben daher, auch in diesem Falle unsere Ansicht frei und unumwunden aussprechen zu dürfen, selbst auf die Gefahr hin, bei keiner der beiden extremen Partheien in Berlin uns für diese Offenherzigkeit sonderlichen Dank zu verdienen.

Den Thatbestand anlangend, so hat ihn die preußische Staatszeitung selbst veröffentlicht, ohne daß dagegen weder von der einen, noch von der andern Seite Einspruch geschehen wäre. Wir dürfen daher diese Darstellung als authentisch annehmen, und lassen sie, damit unsere Leser die Aktenstücke unmittelbar vor Augen haben, hier folgen.

Das halboffizielle preußische Blatt berichtet von Berlin unter dem 14. März: „Die zum Provinciallandtag versammelten Stände des Großherzogthums Posen haben nach Eröffnung des Landtags in eine an Se. Maj. den König als Erwiederung auf das allerhöchste Eröffnungsdecret vom 23. Februar l. J. gerichtete und den bestehenden Vorschriften zuwider, nicht dem königlichen Commissär übergebene, sondern unmittelbar an Se. Majestät eingesendete Adresse mehrere Anträge aufgenommen, auf welche Se. Maj. der König sich bewogen gefunden haben, einen allerhöchsten Bescheid an die Stände zu ertheilen. Die Adresse enthält folgende Stellen: „„Die landesväterliche Verheißung, daß Ew. Majestät fortfahren wollten in der Fürsorge für das Wohl und das Heil des Landes, für die Rechte und das Wohl aller Stände, ermuthigt zu immer festerem Vertrauen. Gestützt auf dieses Vertrauen, können die polnischen Unterthanen vor Ew. Maj. die Betrübniß nicht unterdrücken, in welche sie unverschuldet durch den allerhöchsten Landtagsabschied von 6. Aug. 1841 versetzt

worden sind. Sie haben die Thatsache nicht verkennen wollen, daß das Großherzogthum ein Theil Ew. Majestät Monarchie ist. Aber dieser politischen Verbindung ungeachtet war ihnen Erhaltung und Bewahrung ihrer Nationalität als Polen, war ihnen ein Vaterland, der Gebrauch ihrer Sprache in allen öffentlichen Verhandlungen zugesichert. Sollen sie, gleich den in ihrer Nationalität nicht mehr bestehenden litthauisch und wallonisch redenden Unterthanen, ihren Vereinigungspunkt in dem Namen Preußen finden, so erblicken sie hierin eine Gefährdung jener Verheißung; sie fürchten nicht mehr seyn und sich nennen zu dürfen, was sie nach ihrer Sprache, ihren Sitten, ihren geschichtlichen Erinnerungen, was sie nach feierlich geschlossenen Verträgen und ertheilten Zusicherungen sind: — Polen.... Ew. Majestät getreuen Stände des Großherzogthums Posen erblicken in der Vereinigung der ständischen Außschüsse eine Fortbildung der ständischen Verfassung; sie halten aber dafür, daß ihre Wirksamkeit nur dann volle Bedeutung gewinnen kann, wenn mit dieser Vereinigung auch alle diejenigen Institutionen ins Leben treten, welche durch die allerhöchste Verordnung vom 22. Mai 1815 verheißen worden sind. Seit Ew. Maj. Thronbesteigung gewöhnt in allerhöchst Ihren Verordnungen Beweise landesväterlicher Huld und Gnade für das Großherzogthum Posen zu erblicken, halten es Ihre getreuen Stände für eine dringende Pflicht den schmerzlichen Eindruck nicht zu verhehlen, welchen die neueste Censur-Instruction gemacht hat. Sie können den alleruntertänigsten Wunsch nicht unterdrücken, diese Instruction wieder aufgehoben, und das freie Wort in das Recht eingesetzt zu sehen"".

Der allerhöchste Bescheid drückt das hohe Mißfallen des Königs mit der Adresse aus, bezeichnet ihren Inhalt als den Ausdruck einer verblendeten Parthei, und fährt dann fort: „Wir können dem Landtage nicht vorenthalten, daß, wenn jene Ansicht, welche sich lossagt von dem gemeinsamen Bande, von dem Einen Ganzen Unseres Reichs, sich als die des Po-

sen'schen Landtages kundgeben sollte, Wir, in gerechter Folge dessen und im lebendigen Gefühl für die Pflichten Unseres königlichen Berufs die Stände des Großherzogthums an der dem Lande gegebenen Verheißung: die Provincialstände der Monarchie in regelmäßigen Perioden zu versammeln, nicht ferner Theil nehmen lassen werden. Die übereilte Beurtheilung der Wirksamkeit der ständischen Ausschüsse ist nicht geeignet, einen Einfluß auf Unsere wohlerwogene Absicht bei Gründung dieser Institution zu üben. Wir wollen in Gnaden die Aeußerungen nicht näher erörtern, welche auf ein Gebiet übergreifen, das Unserer Erwägung oder Entschließung vorbehalten bleiben muß, noch die unangemessene Berufung auf eine Verordnung (vom 22. Mai 1815), welche, wie Wir dieß bereits in dem Landtagsabschied für das Königreich Preußen vom 9. September 1840 ausdrücklich erklärt haben, völlig unverbindlich für Uns ist, da schon Unseres in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät, von denen dieselbe ausgegangen, ihre Ausführung mit dem Wohle Ihres Volkes nicht vereinbar fanden, und das Gesetz vom 5. Junius 1823 an ihre Stelle treten ließen. In Unsern Verordnungen vom 4. und 23. Februar d. J. haben Wir Unsern Willen in Bezug auf die Presse so bestimmt und deutlich ausgesprochen, daß die Stände nicht erwarten durften, daß die in bedauerlicher Unkenntniß der bestehenden Bundes- und Landesgesetze erhobene, durch nichts begründete Reclamation gegen die von Uns genehmigte Censurinstruction vom 31. Januar d. J. Uns zu einer Aenderung hierin bewegen konnte. Der Landtag scheint überdieß hiebei gänzlich übersehen zu haben, wie Wir in demselben Augenblick, wo Wir die öffentliche Ordnung lediglich durch die Erinnerung an die bestehenden Gesetze gegen den Mißbrauch der Presse schützten, zugleich durch ein neues Gesetz der Presse einen bisher nicht vorhandenen Schutz gegen mögliche Willkühr zu verleihen bedacht gewesen sind“. . . . (Folgen die Unterschriften des Königs und des gesammten Staatsministeriums.)

Obschon die Posener Adresse in dem, was sie über die Zurücknahme der preußischen Preßverfügungen sagt, eigentlich die Sache der alten Leipziger Allgemeinen Zeitung führt, so ist diese in ihrem speculativen Egoism und in ihrem neuen Loyalitäts-Diensteifer nichts destoweniger so undankbar, sich unter ihrer neuen Gestalt als Allgemeine Deutsche Zeitung also vernehmen zu lassen: „Die Adresse des Posen'schen Landtags wird Deutschland, wenn auch nicht überrascht, doch unangenehm berührt haben. Wie kann der Posener Landtag seine Unzufriedenheit mit einer Regierung (über die er so erstaunlich viel Preiswürdiges und Rühmliches in allen Spalten der alten Leipziger Allgemeinen Zeitung gelesen hat), der er selbst sich nicht enthalten kann, Lob zu spenden, auf eine so auffallende Weise selbst vor dem Thron aussprechen"? Hat je die Leipziger Allgemeine ihm ein Beispiel solcher Geringschätzung des Thrones, einer solchen Verkennung der Liberalität der preußischen Institutionen gegeben? so fragen wir in unserem Namen, und lassen dann die Deutsche Allgemeine in ihrer überraschenden Indignation gegen die verblendeten Liberalen Posens fortfahren: „Ist er (der Landtag) das Organ der Provinz? Nein er ist, wie dieß auch von unserer Regierung ausgesprochen worden, nur das Organ einer Parthei (vielleicht gar der der alten Leipziger Allgemeinen Zeitung?), welche die deutsche und preußische patriotische Seite des Landtags überstimmt hat". So das neue Buchhändler Blatt, das nun mit seinem zudringlichen Eifer das Banner Preußens aufpflanzt und ausruft: „Friedrich Wilhelm III. ergriff 1813 das Schwert, weil er seinem Volke nicht aufhören wollte, „„Preuße und Deutscher"" zu seyn. Deutschlands Ehre und Einheit ist der Wahlspruch seines erhabenen Nachfolgers, des gegenwärtigen Königs; es ist auch der Wahlspruch aller Edeln im preußischen Volke".

Damals, als die Leipziger Allgemeine an der Spitze des demokratischen Liberalism stand, als sie mit fanatischem Eifer jene Principien, die sie nun in der Posener Adresse verdammt,

zu propagiren suchte, als sie nichts Eiligeres zu thun hatte, als den Brief Herweghs an den König von Preußen zu publi= ziren, damals waren wir nicht ihrer Meinung, wir nahmen keinen Theil an ihrer Opposition, und so finden wir auch der= malen keinen Beruf, in ihren Servilism, womit sie nun in ihrer neuen Gestalt über jene Adresse urtheilt, einzustimmen. Unsere Gründe wollen wir ihr und unsern Lesern nicht vor= enthalten.

Wir sind allerdings sehr weit entfernt, jener Adresse un= seren vollen Beifall zu zollen, und in die darin ausgespro= chenen Wünsche unbedingt einzustimmen. Wir wissen leider nur zu gut, daß es unter den Polen eben sowohl, wie unter den Ungarn, gar Manche gibt, die in einem engherzigen, übel= verstandenen Patriotismus, ihrer Nationalität und ihrem Va= terlande keinen besseren Dienst zu erweisen vermeinen, als da= durch, daß sie andere Nationalitäten, und namentlich die deutsche, statt sie gerecht zu würdigen und das Gute davon zur Hebung und Stärkung der eigenen sich anzueignen, mit blindem Hasse anfeinden, und in unbändiger Roheit und Un= wissenheit voll stolzer Verachtung zurückweisen. Die Natio= nalität eines Volkes aber hat keine schlimmeren Feinde, als solche fanatische Eiferer; denn das ist ein unerbittliches Ge= setz der Geschichte, daß Alles, was sich im Verkehr des Le= bens und der Nationen unter einander nicht auf der Höhe der Zeit hält, was sich in engherzigem Hasse abschließen möchte, unrettbar fällt und untergeht, während es seine eigene Dauer für die Zukunft sichert, wenn es sich mit allem Besseren in der Zeit in unbefangene Berührung setzt, und dasselbe auf eine seiner Natur zusagende Weise sich aneignet.

Neben diesen kurzsichtigen Hassern und Verächtern alles Deutschen haben leider auch die unseligen Begriffe einer zü= gellosen demokratischen Freiheit, die das alte Polen in den Abgrund des Verderbens stürzten, unter den Enkeln der frü= heren Republicaner noch manche Anhänger. Es ist, als ob der Fluch und ein unheilvolles Verhängniß auf dem ganzen

Slavenstamme laste. Während bei dem beschränkteren russischen Stamme, dem bekanntlich Originalität und Genialität, der Adel des Geistes und die Tiefe und die Wärme des Gemüthes so sehr abgehen, während hier, sagen wir, Alles sich zu einer kalten, starren, eisernen, das geistige Leben tödtenden Einheit unumschränkter Gewalt und blinden, rechtlosen Gehorsams conzentrirt und geeint hat, ging bei dem geistvolleren, ritterlicheren Stamme der Polen Alles in wilder Anarchie zersplitterend auseinander; wußten die Einen der Gewalt und dem Gehorsam keine Gränzen zu setzen, so verstanden die andern nicht, in Selbstbeherrschung ihre Freiheit zu zügeln; gaben die Russen jedes Recht und jede Freiheit an einen Einzigen hin, und erwarten sie nun von ihm, wie einst die Mongolen von ihren Chanen, daß der allmächtige Autokrat ihrem Stolze und ihrer Genußsucht die Welt zur Beute geben werde; so wollte von den Polen jeder König seyn, jeder rief dem anderen sein Veto zu, und so erhielt zuletzt keiner die Krone, und das zerrissene Reich fiel als eine Beute der geeinten Alleinherrschaft zu. Allein jener Geist zügelloser Freiheit, jene Schlange des Neides und der Zwietracht, sie leben nach allem Unglück, welches über Land und Volk gekommen, noch immer unter den Enkeln fort. Selbst in die Verbannung ist ihnen die alte Erbsünde, die Zwietracht, gefolgt, und man sah unter ihnen eine republikanische und eine königliche Parthei sich erheben, die sich gegenseitig, des gemeinsamen Unglücks uneingedenk, mit tödtlichem Hasse anfeindeten und verfolgten. Auch bei der Berathung dieser Adresse ist die gleiche Uneinigkeit sichtbar geworden, indem Männer, deren patriotische Gesinnung doch keiner Verdächtigung unterliegen kann, dem Berichte öffentlicher Blätter zu Folge, sich nach vergeblichem Abrathen davon lossagten. Was endlich die ausschweifenden Theorien eines demokratischen Liberalismus betrifft, wie ihn die in Polen, trotz aller Enttäuschungen, immer noch so mächtige französische Presse lange Zeit zu Markte brachte: so haben wohlgesinnte

Polen gegen den Schreiber dieser Zeilen sich selbst mit großem Leidwesen beklagt, daß die Journalistik im Großherzogthum Posen guten Theils in den Händen des schlechtesten, irreligiösen Radicalism sey. Und aus Sympathien dieser Art mag es sich auch erklären, warum die Adresse auf eine so uneingeschränkte Erfüllung des Versprechens vom 22. Mai 1815 dringt, da ja anerkanntermaaßen die Ertheilung einer allgemeinen repräsentativen Reichsconstitution, nach französischem Zuschnitte, der Erhaltung der polnischen Nationalität am verderblichsten wäre; indem ihr Princip gerade auf der innigsten Verschmelzung aller Provinzen, unter dem Namen von Departements, beruht, und die Deputirten nicht als Repräsentanten ihrer Provinz und ihres Standes, sondern als die Vertreter des gesammten preußischen Volkes erscheinen würden, mit der Verpflichtung, jederzeit die Interessen ihrer Provinz dem Ganzen aufzuopfern, und wenn sie selbst auch Anstand fänden, in die Vernichtung ihrer Nationalität zu willigen, dennoch genöthigt wären, einer die Gesammtheit repräsentirenden und unumschränkt gebietenden Majorität in allen Fragen zu weichen. Wollten die Stände von Posen daher ein größeres Maaß von Freiheit mit der Bewahrung der ihnen so theueren Nationalität vereinigen, ein Wunsch, den ihnen gewiß kein billig Denkender hätte übel deuten können, so lag es in ihrem Interesse, namentlich nach den Vorgängen in Königsberg, nicht in so rücksichtsloser Weise auf das königliche Versprechen zurückzukommen, sondern ihr Gesuch in einer bestimmteren Form vorzubringen, wo vielleicht eine Annäherung nicht unmöglich gewesen wäre. Der gleichen, an französische Opposition erinnernden leidenschaftlichen Rücksichtslosigkeit begegnen wir auch in dem Paragraphen, der von der Censur-Instruction handelt; auch hier wird der Tadel schneidend und unbedingt ausgesprochen, und die Zurücknahme auf eine imperatorische Weise gefordert, die jeder Regierung, welche sich nicht selbst moralisch vernichten will, auch im Falle sie der Bitte sonst geneigt wäre, das Willfahren schon vornhinein unmöglich macht.

Hätten Ruhe und Billigkeit bei diesen Berathungen den Vorsitz geführt, so würde man wohl auch die Verpflichtung gefühlt haben, dem Bedaueren über die Beschränkung des freien Wortes durch eine, vielleicht in allzuscharfen Sätzen abgefaßte Censur-Instruction, zugleich auch den Ausdruck seines Unwillens über den Mißbrauch beizufügen, welchen die radicale Presse ungehindert mit diesem freien Worte getrieben. Eben so wenig sind wir geneigt, den Landtag wegen der ihm schuldgegebenen Reglementsverletzung in Schutz zu nehmen, daß er nämlich mit Umgehung des Landtagskommissärs seine Beschwerden unmittelbar an den König gerichtet.

Dieß sind die Betrachtungen, welche die Posener Adresse einer Seits in uns hervorgerufen hat; jeder wird, wir hoffen es, hieraus ersehen, daß wir keineswegs gewillt sind, mit einer leidenschaftlichen Opposition gegen die preußische Regierung Chorus zu machen, und jeden Stein, und wäre es auch ein Stein des Scandals und des Aergernisses, den wir auf unserem Wege finden, gegen sie aufzuheben; allein haben wir nach der einen Seite in ruhiger, partheiloser Erwägung der Gerechtigkeit durch unsere Rüge Genüge gethan, so haben wir nicht nur das Recht, sondern sogar die Verpflichtung, auch der anderen Seite gegenüber der Wahrheit die Ehre zu geben. Die Frage aber, deren Erörterung uns hier obliegt, lautet: zeichnet die dem Landtage gewordene Antwort sich durch die entgegengesetzten Tugenden, durch Ruhe und Mäßigung aus, und thaten die Staatsminister, welche dabei zu Rathe gezogen wurden und sie durch ihre Unterschriften sanctionirten, wohl daran, ihr in der gegenwärtigen Abfassung ihre Zustimmung zu ertheilen; kurz, hat der Landtag eine solche Sprache verdient?

Unsere Ansicht ist diese: enthielt die Adresse Dinge, die eine Rüge wohl verdienten, so fanden auch andere Rücksichten statt, welche einen vollen Anspruch auf Schonung und Mäßigung begründeten, und die schon im eigenen Interesse geboten, nichts in der ersten leidenschaftlichen Aufwallung in

die Adresse zu legen, was nicht darinnen ist, ja wogegen sie sich ausdrücklich verwahrt; dieß war um so mehr der Fall, da der noch nicht vergessene Vorgang mit Breslau auf schmerzliche Weise gezeigt hatte, wie unerbittlich jede leidenschaftliche Uebertreibung sich selbst straft und die Würde der Gebietenden gefährdet. Wir wollen uns hierüber näher und deutlicher aussprechen.

Das tragische Schicksal des polnischen Volkes und der Untergang seiner politischen Selbstständigkeit ist wohl geeignet, unser Mitgefühl zu erwecken und uns Nachsicht zu gebieten, wenn die Enkel bei der Erinnerung an die Vergangenheit, von stürmischen Gefühlen bewegt, auf Augenblicke die Gegenwart zu vergessen scheinen. Nachdem sie einmal die Krone der Unabhängigkeit verloren, da war es wohl das Geringste, was sie von ihren neuen Gebietern erwarten durften, daß ihnen ihre Nationalität, ihr Glaube, ihre Sprache, ihre Sitten unangetastet blieben. Die göttliche Nemesis, welche über den menschlichen Geschicken wacht, forderte dieses um so mehr von den Mächten, welche sich in das polnische Erbe getheilt, als es die einzige Weise war, für so manche, von einer egoistischen Politik begangene Ungerechtigkeit einige Sühne zu leisten. Deutschlands Interesse forderte es gleichfalls, da seine Fürsten nur dann eine tiefer begründete Anhänglichkeit von ihren neuen polnischen Unterthanen erwarten durften, wenn sie im Gegensatze zu dem russischen Unionsdespotism, der Alles zu russifiziren trachtet und aus dem Panslavism einen Pansclavismus machen möchte, als die wahren Schutzherren und Wohlthäter der polnischen Nationalität erschienen. Daß man in dem preußischen Antheil, und namentlich zu einer Zeit, wo man sich mit religiösen Unionsplanen trug, in dieser Hinsicht Manches versäumte, dürfte wohl nicht in Abrede zu stellen seyn. Wenn nicht die Unterdrückung, so war es doch die Vernachläßigung des polnischen Elementes und polnischer Bildung und Sprache zu Gunsten des deutschen Elementes und eines deutschen Beamtenheeres, welche zu glei-

cher Zeit auch als eine Eroberung des Protestantismus erschien. Die Germanisirung stellte sich hier, wie umgekehrt in Rußland, als ein doppelter Gewinn, ein politischer und religiöser dar, und dabei hatte man voraus, sich vor den Russen, im Hinblick auf den höheren Stand deutscher Bildung, damit beruhigen zu können, es geschehe ja Alles zum Besten des Landes, und der Widerstand einiger verblendeten Fanatiker, die an der alten Roheit und Barbarei festhielten, sey keiner Beachtung werth. Daß man wirklich hierin zu weit ging und der fremden Nationalität nicht ihr gebührendes Recht angedeihen ließ, dafür spricht mehr denn alles Andere, daß man gegenwärtig, unter dem neuen König, unendlich mehr dafür thut. Man berücksichtigt das polnische Element auf eine Weise, wie es früher nicht geschah, und sucht es nicht nur nicht gewaltsam zu unterdrücken, sondern ihnen die Mittel an die Hand zu geben, sich selbst zu heben, und eine würdigere und einflußreichere Stellung einzunehmen. Allein wer will es nach jenen Vorgängen und nach den Mißhandlungen ihrer Brüder in dem russischen Antheile den Polen allzu scharf deuten, wenn sie sich nun mißtrauisch zeigen, wenn sie mit eifersüchtiger Aengstlichkeit dort Gefahr vermuthen, wo ihnen keine droht, oder wenn sie bei ihren Anforderungen das Maaß vergessen, und aus Bedrückten sich selbst zu Unterdrückern machen möchten.

Allein haben die Stände in der Adresse für ihre Nationalität in der That anmaaßende Forderungen gestellt? Wir können dieß nicht darin finden. Die Worte: „Sie haben die Thatsache nicht verkennen wollen, daß das Großherzogthum ein Theil Ew. Majestät Monarchie ist“, bezeugen ausdrücklich, daß es nicht in ihrer Absicht liegt, sich von dem Verbande des Ganzen loszureißen, und die Souverainetät des gemeinsamen Monarchen anzutasten; wenn sie aber gegen eine anderweitige Verschmelzung, gegen ein Aufgehen in dem Namen Preußen Einspruch einlegen, wenn sie den Unterthanenverband nicht so verstanden wis-

sen wollen, als wollten auch sie den brandenburgischen Stempel aufgedrückt haben: so scheint es uns nicht, als ob sie im Unrecht seyen, so wenig wie die Rheinländer und Westphalen, wenn sie ihre Art und Weise nicht mit der altpreußischen vertauschen wollen; wenn sie, allerdings Unterthanen der preußischen Krone und zum Gehorsam verpflichtet, in allem Uebrigen Rheinländer zu bleiben begehren, was sich namentlich in der Frage ihres Provincialrechts gegenüber den so oft wiederholten Angriffen des Centralisationsgeistes so deutlich gezeigt hat, daß man sich endlich zum Nachgeben genöthigt sah. Wir können daher nichts Verwerfliches, noch weniger etwas Hochverrätherisches darin finden, wenn sie in diesem Sinne sagen: „Dieser politischen Verbindung ungeachtet war ihnen Erhaltung und Bewahrung ihrer Nationalität als Polen, war ihnen ein Vaterland, der Gebrauch ihrer Sprache in allen öffentlichen Verhandlungen zugesichert. Sollen sie, gleich den in ihrer Nationalität nicht mehr bestehenden litthauisch und wallonisch redenden Unterthanen, ihren Vereinigungspunkt in dem Namen Preußen finden, so erblicken sie hierin eine Gefährdung jener Verheißung; sie fürchten nicht mehr seyn und sich nennen zu dürfen, was sie nach ihrer Sprache, ihren Sitten, ihren geschichtlichen Erinnerungen, was sie nach feierlich geschlossenen Verträgen und ertheilten Zusicherungen sind: — Polen".

Uebrigens glauben wir, daß ein wechselseitiges Mißverstehen bei diesen Irrungen obwaltet, indem es nach den bereits erfolgten Maaßregeln offenbar nicht in den Absichten des Königs liegt, die Nationalität in der gefürchteten Weise zu vernichten, wenn auch die Einflechtung des Namens „Preußen" vielleicht wieder in Berlin eine unverhältnißmäßige Aufregung bewirkte. Da die Adresse sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß der Landtag es nicht verkenne, wie das Großherzogthum ein Theil der preußischen Monarchie sey: so können wir daher auch nur einem solchen beklagenswerthen Mißverständnisse die Worte der Antwort zuschreiben,

die da lauten: „Wir können dem Landtage nicht vorenthalten, daß, wenn jene Ansicht, welche sich lossagt von dem gemeinsamen Bande, von dem Einen Ganzen Unseres Reichs, sich als die des Posen'schen Landtages kundgeben sollte, Wir, in gerechter Folge dessen, und im lebendigen Gefühl für die Pflichten Unseres königlichen Berufes, die Stände des Großherzogthums an der dem Lande gegebenen Verheißung: „die Provincialstände der Monarchie in regelmäßigen Perioden zu versammeln, nicht ferner Theil nehmen lassen werden". Wir wollen um so mehr hoffen, daß die hier angedrohte Strafe nicht in Erfüllung gehen wird, da durch sie der ganze Rechtsbestand der Verfassung der Monarchie in Frage gestellt würde; denn durch sie wäre das Princip proclamirt, daß die ständischen Rechte der preußischen Provinzen unbedingt von dem Willen der Krone abhangen, und heute verliehen und Morgen nach einem einseitigen Bescheide wieder zurückgenommen werden können, es würde ein Zustand erfolgen, wie wir ihn dermalen in einem anderen Bundeslande zu beklagen haben; ganz abgesehen davon, daß das Land für die augenblicklichen Sünden seiner Stände büßen müßte. Und von Seiten der Politik wird durch eine solche Sprache nichts gewonnen, indem sie mehr geeignet scheint, aufzuregen, als zu imponiren, oder die ohnehin schon schwierigen Verhältnisse auf einer wunden Stelle unseres Vaterlandes, im Angesichte des übermächtigen Rußlands, einer gewiß von allen Deutschen gewünschten Lösung näher zu bringen.

Die geforderte Erfüllung der königlichen Zusicherung vom 22. Mai 1815 endlich anlangend, so haben wir uns hierüber schon oben ausgesprochen, können aber auch hier andererseits die Bemerkung nicht unterdrücken, daß diejenigen, welche in jener Zusicherung ihren theuersten Schatz erblicken, den sie nicht fahren lassen wollen, indem sie die geänderte Gesinnung der Regierung nicht theilen, um so mehr Anspruch auf Nachsicht haben, da ja jedenfalls nicht sie es waren, die zu dieser Irrung die erste Veranlassung gaben, und wenn sie sich im Irr-

thum befinden, dieser Irrthum während einer Reihe von Jahren sich der höchsten Sanction zu erfreuen hatte.

Wenn endlich die Antwort in Bezug auf die Presse sagt: „Der Landtag scheint überdieß hiebei gänzlich übersehen zu haben, wie wir in demselben Augenblick, wo Wir die öffentliche Ordnung lediglich durch die Erinnerung an die bestehenden Gesetze gegen den Mißbrauch der Presse schützten, zugleich durch ein neues Gesetz der Presse einen bisher nicht vorhandenen Schutz gegen mögliche Willkühr zu verleihen bedacht gewesen sind", so freuen wir uns über diese in den Schlußworten ausgedrückte Absicht des Monarchen um so mehr, da in der Praxis dermalen noch das alte ungleiche Maaß und Gewicht nicht selten vorzuwalten scheint, wenigstens kann die katholische Presse, die sich jederzeit auf das entschiedenste gegen den Mißbrauch des freien Wortes ausgesprochen, sich keiner so offenkundigen Milderung rühmen; der Druck, der sie in einer aufgeregteren Zeit getroffen, lastet, trotz dem zugesicherten Schutze gegen Willkühr, noch immer auf ihr, und die jüngste Censurinstruction ist in dieser Beziehung in Ausdrücken abgefaßt, welche den Censoren den vollsten Spielraum lassen; wenn wir daher auch von den wohlwollenden Ansichten Seiner Majestät vollkommen überzeugt sind, so können wir doch nicht umhin, in soweit dem Wunsche der Adresse beizustimmen, daß diese Absichten auch im Leben von den untergeordneten Behörden zur Wirklichkeit werden möchten.

XLVI.

Die Reformatoren der katholischen Kirche.

I.

Geschichte des heiligen Franciskus von F. E. Chavin de Malan.

(Schluß.)

Die Darstellung des Lebens und Wirkens der großen katholischen Ordensstifter ist ohne Zweifel eine der anziehendsten und lohnendsten Aufgaben neuerer Geschichtschreibung. Eben in dem Maaße, als der moderne Geist mit seinen antireligiösen Tendenzen sich dem ihrigen entfremdete, verloren die Geschichtschreiber auch das Vermögen, die Beweggründe ihres Thuns und Lassens, die Tiefe und die Kraft ihrer glühenden Begeisterung zu verstehen, und die unwiderstehliche Macht, welche sie über die Gemüther der Zeitgenossen sowohl, als der Nachkommen ausübten, trotz der ausdrücklichen Zeugnisse der Geschichte, auch nur glaubhaft zu finden.

Das Göttliche, das Wunderbare in ihrem Leben, was ihre Gewalt nicht nur über die Herzen der Menschen, sondern auch über die Gesetze der Natur bezeugte, wurde ohnehin, wie sich von selbst versteht, als zum Aberglauben oder zur mythischen Legende gehörend, mit Stillschweigen übergangen; hinsichtlich ihrer übrigen Wirksamkeit aber fand man sich mit einem dürftigen, trockenen Berichte ab, in welchem man noch überdieß zur Erklärung außerordentlicher Wirkungen, die sich nun einmal nicht wegläugnen ließen, bald die Macht des Fanatismus, bald die wohlberechneten Kunstgriffe

frommen Betruges, bald die Uebertreibungen leichtgläubiger Mönche und Chronisten in Anspruch nahm. Dadurch aber ist es geschehen, daß die katholische Geschichtschreibung auf diesem Gebiete sich ein so unermeßliches Feld eröffnet sieht. Denn wer wollte den Geist des katholischen Mittelalters, seines Lebens, seiner kirchlichen und politischen Institutionen, seiner Poesie und Kunst verstehen, ohne den Geist seiner Ordensstifter, eines heiligen Basilius, Bernardus, Dominikus, Franciskus u. s. w. erfaßt zu haben.

Mit allem Danke ist es darum anzuerkennen, wenn ein gläubig wissenschaftlicher Forschergeist sich einer dieser großen Sonnen des Geisterreiches, von welcher viele Jahrhunderte und ganze Völker ihr Licht und ihre Wärme empfingen, wieder zukehrt, und sie, von den trüben Nebeln einer falschen Wissenschaft befreit, in ihrem ursprünglichen Glanze den Augen der Mitwelt zeigt, wie dieß in dem Leben des heil. Franciskus von Chavin de Malan der Fall ist.

Allerdings ist die Erfassung eines dieser Keime, aus denen sich eine ganze Welt entwickelte, namentlich wenn der Ordensstifter mit dem von ihm gegründeten Orden in Verbindung gesetzt wird, eine Aufgabe, die fast die Kräfte eines Einzelnen übersteigt, und wozu eigentlich wieder ein Orden erfordert würde. Zeigen ja gerade diese Stifter mit ihren tausendjährigen Orden und ihrer unermeßlichen Wirksamkeit am augenscheinlichsten, welcher schöpferische und erhaltende, die Jahrhunderte überdaurende Stiftungsgeist der katholischen Kirche innewohne, und welcher Segen auf ihren Gründungen ruhe. Wie grell zeigt sich hier der Gegensatz zum Protestantismus, wo der Sectengeist wie ein Saturnus seine Kinder immer verschlingt. Die protestantische Confession zählt erst drei Jahrhunderte, und wo hätte sie auch nur einen Einzigen*) zu nennen, dessen Geist, dessen Regel noch in unge-

*) Man könnte hier als alleinige Ausnahme von der anderen Seite die Herrenhuter Brüdergemeinde entgegenstellen, allein ihre Ver-

störter Ueberlieferung das freiwillig beobachtete Gesetz von Tausenden von Jüngern wäre; allein hier, wo stets einer gegen den andern protestirt, wie der Erste gegen die gemeinsame Autorität protestirte, findet kein Fortleben statt, während in der katholischen Kirche umgekehrt selbst der Geist schwacher Frauen im Laufe eines Jahrtausends in den von ihnen gegründeten heiligen Mauern nicht erstirbt, sondern in treuer Uebergabe von Geschlecht zu Geschlecht fortlebt.

Allein eben dieses Fortleben macht die Aufgabe für die Lebensbeschreibung eines jener Ordensmänner so unendlich vielumfassend. Wie die Dome des Mittelalters, die zum Theile über ihren Gräbern auferbaut wurden, das Werk langer Jahre und vieler Hände waren, so verhält es sich auch mit der katholischen Geschichtschreibung. Ist es auch dem Einzelnen nicht gegeben, das Ganze zu vollenden, so verdient doch Jeder Dank, der auch nur einen Stein zum gemeinsamen Baue beiträgt, oder mit liebevollem Fleiße in heiliger Begeisterung zur Ausschmückung des inneren Heiligthumes dem harten Steine auch nur eine jener ehrwürdigen Gestalten abzugewinnen vermag, deren die Geschichte so viele zu nennen weiß. Gewiß aber steht der heilige Franciskus, das Abbild des Erlösers, mit dessen Wundmalen er geschmückt war, in erster Reihe unter seinen größten und vorzüglich begnadigten Aposteln obenan.

Das Urtheil, welches Chavin de Malan selbst über die oberflächliche Kritik der beiden jüngsten Jahrhunderte, namentlich in Betreff der Hagiographen seines Volkes, fällt;

---

fassung ist eine Nachbildung kirchlicher Klosterform, mit Beimischung weichmüthiger Sentimentalität, angewendet auf den Industrialism; von einer gänzlichen Hingabe an Gott in einem Leben büßender Beschaulichkeit oder thätiger Menschenliebe, wie bei katholischen Orden, ist hier nicht die Rede, und doch hat sich selbst diese äußere Nachbildung, gleich der anglicanischen Kirchenverfassung, noch der längsten Dauer zu erfreuen gehabt.

sein Zurückgehen auf die ursprünglichen Quellen; sein Verständniß des Mittelalters und des Mönchthums; sein Streben, statt rednerischer Phrasen geschichtliche Thatsachen und moralische Gewißheit zu gewinnen; seine Ueberwindung der gallikanischen Nationaleitelkeit, und seine unterwürfige Anhänglichkeit an die Mitte und das Haupt der gesammten Kirche sind erfreuliche Früchte der den Franzosen wiederkehrenden christlichen Demuth und des wiedererwachten katholischen Sinnes, und sie haben es ihm möglich gemacht, den Gründer des seraphischen Ordens mit der Lebendigkeit darzustellen, wie er hier vor uns tritt.

Die Darstellung umfaßt, wie billig, zwei Hauptaufgaben, nämlich: einmal das Verhältniß des Heiligen zur unsichtbaren Welt, zu Gott, von dem er alle Beweggründe seines Thuns und Lassens empfing, und dann sein Verhältniß zu der Welt, zu seiner Zeit und der Menschheit überhaupt, die er der Früchte und Segnungen seines Verkehres mit Gott theilhaftig machte. So sehen wir, wie ein Mann, der mit allen Gedanken seines Geistes, und allen Empfindungen seiner Seele bei Gott im Himmel weilte, zu gleicher Zeit mit seiner segensreichen Thätigkeit das Innerste der Menschheit durchdrang, und mit seinen geistigen Söhnen die ganze Erde überrankte und durchwurzelte. Es ist die Thorheit des Kreuzes, die siegreiche Lostrennung von der Welt und allem Erschaffenen, die Vermählung mit seiner von Dante so herrlich besungenen Braut, die Armuth, der Ueberwindung aller Selbstsucht, die ganze ungetheilte Hingabe an Gott, die ihn zu einem der größten Welteroberer machte, die je gelebt. Wenige Jahre hat er seinen Orden gestiftet und ihm eine Regel gegeben, wie er sie aus dem Evangelium geschöpft, und schon strömen rings aus den Ländern, von nahe und ferne, seine Söhne zu Tausenden nach der begnadigten armen Kirche von St. Maria von den Engeln nach Assisi zu dem Generalcapitel, und er sendet sie einzig mit dem Brevier und der Gnade Jesu Christi ausgerüstet, er, ein Kriegsfürst für

das Himmelreich, nach allen Weltregionen, zu den Christen und den Heiden aus, den stolzen Nacken der Völker unter das sanfte Joch des großen Königs des Himmels, des armen Kindes aus dem Stalle zu Bethlehem, zu beugen; und sie, die Zeugen so vieler Wunder, in denen Gott seinen Diener verherrlicht, selbst entzündet von seiner glühenden Begeisterung, folgen seinem väterlichen Gebot; der Orden empfängt die Weihe des Märtyrerblutes; „Buße und Frieden predigend, Wunder wirkend, Jünger gewinnend und Klöster gründend“ schreiten sie durch die Länder, und bald breitet der Orden der minderen Brüder sich aus: in Italien, in Frankreich, in Spanien, über das deutsche Reich, wo er an der H. Elisabeth eine eifrige Beschützerin findet, nach Schweden, nach Afrika, um endlich den Entdeckern einer neuen Welt auch nach Amerika zu folgen, und überall Nachfolger der Armuth, der Demuth und Heiligkeit zu erwecken.

Mit Recht zeigt der Verfasser, wie das Leben des Heiligen ein lebendiges Beispiel des Büchleins von der Nachfolge Christi ist, und wie dessen Worte und Lehrsätze sich hier in Thaten ausgedrückt finden. St. Franciskus aber, der Sänger göttlicher Minne, an der Spitze seiner geweihten Jüngerschaar, er, dessen siegreicher Gewalt die stolzesten Seelen, Männer des Schwertes, Männer der Wissenschaft, der Kunst und Poesie, Männer weltlicher und geistlicher Macht und Hohheit, und irdischer Genüße und Freuden sich also beugten, daß sie das aschgraue Gewand der Armuth und des Gehorsams anzogen, er erscheint hier als ein anderer Ritter geistlichen Ritterthums, an der Spitze seiner heiligen Tafelrunde. Und wie verschieden an Gestalt, an Licht und Farbe sind die Sterne, die sich dieser Sonne von Assisi anreihen, wenn wir auch nur einiger von ihnen gedenken: hier der heil. Antonius von Padua, der große Wunderwirker; dort der Lehrer des heiligen Thomas von Aquin und Bonaventuras, Alexander de Hales, wie im Fluge zum Orden bekehrt; dort

das Spielzeug Jesu Christi, die heilige Einfalt und Demuth des Bruder Juniperus, oder die pecorella di Dio, das Lämmlein Gottes, der sanfte Bruder Leo; dann wieder der reißende Wolf der Wildniß, der Räuber von dem Berge Alverna, der zum Gedächtniß seiner Bekehrung den Namen Agnello empfing, und so viele andere; und ihnen gegenüber ein Kranz heiliger Frauen, aus denen in mildem Wiederscheine der Geist des Heiligen zurückstrahlt, wie die heil. Klara, Agnes u. s. w. Diese Verschiedenheit der Gestalten, die Mannigfaltigkeit und der Reichthum des Stoffes macht das Leben des heil. Franciskus, auch abgesehen von seinem heiligen Gehalte, zu einer anmuthigen und sehr unterhaltenden Lectüre.

Uebrigens freut es uns, daß Chavin de Malan die näheren Beziehungen der Deutschen zu seinem Heiligen nicht übersehen; er erzählt die Ausbreitung des Ordens in unserem Vaterlande, und wie es Deutsche waren, die sich vor anderen durch ihre fromme Freigebigkeit bei Erbauung seiner Kirche auszeichneten, und wie endlich einem deutschen Meister die Ehre zu Theil ward, diese Kirche, nach der heiligen Grabkirche in Jerusalem, eine der heiligsten des Mittelalters, zu erbauen. Diesen rühmlichen Zeugnissen könnten wir noch hinzufügen, daß ein anderes lebendiges Denkmal deutscher Andacht unfern dieser Kirche besteht, nämlich der kleine, in Armuth und Heiligkeit lebende Convent deutscher Klosterfrauen in Assisi; endlich ist das schöne Frescogemälde, welches die alte ehrwürdige Portiuncula schmückt, gleichfalls ein Werk unserer neuesten christlich deutschen Kunst, von Overbek einem ihrer ersten Meister gemalt. Nicht minder war es Bayern vorzüglich, wo diese Kirche, gleich der von Assisi, so reichliche Beisteuern zu ihrer Wiederherstellung erhielt. Dieser Liebe zu dem verehrten Gründer des minderen Ordens dürfen wir es auch wohl zuschreiben, daß die heiligen Sonnenklänge seiner Poesie bei uns zuerst einen so lebendigen Anklang fanden, und seinem Leben die verdiente Aufmerksamkeit wieder

zuwandten *). Wir glauben daher, daß es unserer Empfehlung nicht bedarf, um dem Werke des Chavin de Malan eine willkommene Aufnahme zu verschaffen. Die Uebersetzung rührt von der gleichen Hand her, der wir die Uebertragung des Lebens des heil. Dominikus verdanken, und die daher unserer Empfehlung gleichfalls nicht benöthigt ist. Der Uebersetzer hat seiner Arbeit ein einsichtig geschriebenes Vorwort vorangesetzt, und dadurch, daß er das französische Werk, wo es hie und da in Erzählung von Einzelheiten das Maaß überschreitet, abgekürzt, das Buch dem deutschen Leserkreise zweckmäßig angepaßt.

---

*) In dieser Beziehung dürfen wir unseren Lesern auch eine frühere deutsche Schrift: „Der heilige Franciskus von Assisi. Ein biographischer Versuch von Eduard Vogt. Tübingen 1840", mit gutem Gewissen empfehlen. Dieß Buch ist zwar nicht so reich ausgestattet wie das französische, allein auch es ist in einem guten Sinne und verständig geschrieben, so daß es in seiner Bescheidenheit immerhin auch neben jenem bestehen kann und sein eigenthümliches Verdienst behält.

XLVII.

Zeitfragen.

Fortschritte der revolutionären Theorie und Praxis. Krieg gegen das Eigenthum.

Während die Kirche in Europa und Amerika in eine neue Lebensperiode getreten ist, und wiederum auf die eine Hälfte der Menschheit den ihr kraft göttlicher Sendung gebührenden welthistorischen Einfluß zu üben beginnt, den eine herz- und gedankenlose Zeit des Indifferentismus und der Afterphilosophie für immer beseitigt zu haben wähnte, ist der Geist der Zerstörung und Verneinung auf der andern Seite nicht minder thätig geblieben. Wie ein Maulwurf hat er, in seinen unterirdischen Gängen rüstig fortwühlend, sich bis in den innersten Kern unserer socialen Verhältnisse gefressen, und es ist hohe Zeit, daß die Liebhaber des Rechts und der geselligen Ordnung auf Erden ihre Augen auch nach dieser Seite hin zu richten beginnen. — Wir werden an einem andern Orte einen Blick auf die Geschichte der Fortbildung der antisocialen Doctrinen in Frankreich und England werfen, heute wollen wir unsere Leser nur auf den Punkt aufmerksam machen, wo jene Strömung bereits den deutschen Boden zu unterwühlen beginnt. Dieß ist die Schweiz, jenes merkwürdige Land, in welchem dieselben Elemente der Ordnung und Zerstörung, wie in Deutschland, ganz in ähnlicher Weise und in demselben Verhältnisse gemischt wie bei uns, bunt durcheinander liegen, nur mit dem Unterschiede, daß dort sich jedes Streben gerade so zeigt und gibt, wie es ist, während in unserm Vaterlande die gegen einander kämpfenden Partheien durch eine mehr scheinbare als wirkliche polizeiliche

Ordnung eingeschränkt, sich genöthigt sehen, nicht ohne mannichfache Heuchelei und Verstellung, den innersten und tiefsten Hintergrund ihrer Gedanken und Absichten hinter einer milden und civilisirten Sprache zu verstecken. Dort hat die Natur den Krankheitsstoff als Schorf und Aussatz auf die Oberfläche der Haut getrieben, bei uns wühlt das Gift zur Stunde noch in den Eingeweiden, und verdirbt, unter der gleißenden Hülle einer lügenhaften Mäßigung, die kostbarsten Lebensäfte.

In jenem seltsamen Hochlande nun ist kürzlich ein Buch an das Licht der Welt getreten, welches einen Schleier von dem Abgrund zieht, der finster zu unseren Füßen gähnt. Daß der Verfasser desselben, Wilhelm Weitling, keiner unserer Schriftweisen und Buchgelehrten, sondern einfach ein Schneidergeselle ist, halten wir gerade für eins der bedenklichsten Symptome unserer gesellschaftlichen Zustände. Nicht viele unserer Schriftsteller dürften im Stande seyn, solche Gedanken in solcher Sprache der Welt zu verkünden, und wenn dieses Mannes Name nicht dereinst dieselbige traurige Bedeutung gewinnt, wie der seines Handwerksgenossen aus Leiden im Zeitalter der Kirchenrevolution, so liegt die Schuld wenigstens nicht an seiner Lehre. In dieser ist Stoff genug vorhanden, einen Welttheil in Flammen zu setzen, und Ruhe und Wohlfahrt von Generationen in der Nacht der Barbarei und Zerstörung zu begraben. — Wir bitten unsere Leser nach den Proben, die wir ihnen aus diesen „Garantien der Harmonie und Freiheit“ mittheilen werden, selbst urtheilen, und dieses Zeichen wohl beherzigen zu wollen.

Das erwähnte Buch zerfällt in zwei Theile. In dem ersten wird ein Krieg gegen die Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens (Obrigkeit, Eigenthum und Ehe), ja gegen die Gesellschaft selbst, mit einer Aufrichtigkeit und Rückhaltslosigkeit eröffnet, von der die bisherige Geschichte aller Zeiten und Völker kaum ein ähnliches Beispiel geliefert hat. — In dem zweiten Theile („Ideen zur Reorganisation der Gesell-

schaft") wird der Grundriß eines neuen geselligen Baues der Menschheit mitgetheilt, der uns die Pforten eines verlornen, irdischen Paradieses öffnen soll. — Jedoch gibt der Verfasser selbst zu, daß dieser neue Plan die schwächere Seite seines Unternehmens sey; er legt auf den Neubau kein sonderliches Gewicht, und will über das so oder anders mit Niemanden streiten, der es besser weiß. Vorläufig ist ihm nur die Zerstörung des Alten, bis auf seine tiefsten Fundamente hinab, die Hauptsache. Das Weitere findet sich dann von selbst.

„Zeigen wir der Gesellschaft", sagt er Vorrede S. X, „was sie ist in einer schlechten Organisation, und was sie in einer bessern seyen könnte, und hat sie das begriffen, dann kümmern wir uns nicht um den Aufbau, und legen wir nicht viel Werth auf unsre Lieblingspläne zum neuen Bau, sondern reißen wir nieder, immer nieder mit dem alten Trödel, und nieder mit jedem neuen Gerüst, weg mit jeder neuen Basis, die noch einen Rest der alten Uebel bergen". Der Ausgangspunkt seiner desfallsigen Betrachtung ist der „Urzustand der Gesellschaft". — „Die ersten Spuren der Entwicklung des Menschengeschlechts", sagt er, „finden wir in den fruchtbarsten und schönsten Gegenden der Erde. Hier verlebt es seine Kindheit, hier spielte, lachte, scherzte und genoß es, ohne andere Gesetze und Hindernisse, als die, welche die Natur ihm in den Weg legte, ohne andere Mühen, als die Ueberwältigung dieser Hindernisse". — — — „Auf die Jagd gehen, essen und trinken, lieben und spielen waren seine Lieblingsbeschäftigungen; die Begriffe Arbeit und Müßiggang, Sclaverei und Herrschsucht, Eigenthum und Diebstahl waren ihm noch unbekannt". — — — Das Glück dieses Zustandes habe in der allgemeinen Freiheit und Unabhängigkeit bestanden. „Glücklich ist nur der Zufriedene, und zufrieden kann nur der seyn, der Alles haben kann, was jeder andere hat. Je mehr man dieß Letztere jedem Einzelnen in der Gesellschaft möglich macht, um so zufriedener und folglich also um so glücklicher auch wird die Gesellschaft seyn; so lange aber jedes Individuum um und neben sich in der Gesellschaft Andere bemerkt, die sich einer bevorzugtern Lebenslage erfreuen, mit ihnen in Berührung kommt, oder was noch ärger ist, von ihnen abhängig wird, so lange wird er weder zufrieden noch glücklich seyn, selbst wenn er seiner gesellschaftlichen Stellung nach für reich und mächtig gilt".

„Und so **soll** es auch nicht seyn; denn die Zufriedenheit ist keine Tugend, wie man uns seit Jahrtausenden, seit Beginn des Reichs der Ungleichheit und der Bedrückung vorschwatzt, sondern sie ist ein aus natürlichen Ursachen entsprungenes, natürliches Gefühl der Harmonie der Begierden und Fähigkeiten. Diese Zufriedenheit, die man uns als eine Tugend empfiehlt, ist eine Feigheit. Wenn der Mensch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nicht hat, was Andere haben können, **kann, soll und darf er nicht zufrieden seyn**; denn das wäre die Zufriedenheit eines Sclaven, die Zufriedenheit eines geprügelten Hundes“. — — —

Und nun die Nutzanwendung: „Meint ihr nicht, daß es bald Zeit sey, die Geldsäcke, welche die Begierden und Fähigkeiten der Einen zum Vortheil der Andern niederdrücken, aus eurer Wagschaale der Gerechtigkeit hinauszuwerfen, damit das ursprüngliche Gleichgewicht sich wieder herstelle?“ „Ja wohl ist es Zeit! Drum hinaus mit dem falschen Gleichgewicht, dem blinkenden Mammon, mit welchem ihr die Sehenden blind und die Sprechenden stumm macht, damit das natürliche Gleichgewicht und mit ihm Zufriedenheit, Frieden und Freiheit sich unter uns wieder herstelle“.

„Die Menschheit in ihrer Kindheit lebt frei und unabhängig, **weil Jeder seine Begierden nach Belieben befriedigen, nach Gefallen entwickeln konnte**; wollt ihr den Menschen heute wieder frei und unabhängig machen, so gebt der Gesellschaft die Befriedigung ihrer Begierden, die Entwickelung ihrer Fähigkeiten“. — — —.

Der Verfasser gibt uns dann eine Geschichte der Entstehung des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums, — welche beide, nach eben diesem Systeme, künstliche, naturwidrige, allmählig erfundene Einrichtungen sind. Dasselbe gilt von allen Anstalten zum Schutze des Eigenthums, unversöhnlicher Kampf hiegegen ist heilige Pflicht eines Jeden.

„Sobald der Mensch erkennt, daß Elend, Mangel und früher Tod nicht dem Zufalle, sondern der Abweichung der Gesellschaft von den Gesetzen der Natur und christlichen Liebe zuzuschreiben ist, so muß er es laut verkünden; das ist seine heiligste Pflicht. Hier schweigen und Furcht zeigen, wäre der schändlichste Mißbrauch der Gaben Gottes, der feigste Verrath am Menschengeschlecht, und das unedelste Betragen, dessen sich ein Mensch schuldig machen kann. Also lasset uns

nicht mehr schweigen, sondern das Wort der Wahrheit ausrufen in die Welt. Vereiniget eure Stimme mit der unsrigen, ihr edlen Menschen, denen noch ein erhabenes Gefühl für das Große und Schöne, für die Erhaltung und Veredlung des Menschengeschlechts im Busen wohnt, die ihr eure Tage- und Nachtwachen der Wohlfahrt der Gesellschaft gern zum Opfer bringt. Vereiniget eure Stimme mit der unsrigen ihr Verkünder des Gebotes der Nächstenliebe auf den Kanzeln und in den Schulen, und lasset uns mitsammen rufen: das Eigenthum ist die Ursache alles Uebels. — Erlöse uns Herr von dem Uebel". — — —

Auch Handel und Geld sind reine Erfindungen der Habsucht und des schändlichsten Eigennutzes.

„Er wird aber eine Zeit kommen, wo man nicht mehr schreien wird: Geld! Geld! sondern: kein Geld! kein Geld!" „Es wird eine Zeit kommen, wo man nicht mehr bitten und betteln, sondern verlangen wird". „Zu dieser Zeit wird man große Feuer mit Banknoten, Wechseln, Testamenten, Steuerlisten, Mieth- und Pachtkontrakten und Schuldverschreibungen anzünden, und in das Feuer wird Jeder seine Börse werfen, der Arme sein Kupfer, der Wohlhabende sein Silber und der Reiche sein Gold". „Zu dieser Zeit wird die Thränenfeuchte der Bruderliebe wieder in das vertrocknete Auge des Eigennutzes zurückkehren, das Herz des Lasterhaften wird sich von einem nie gekannten Tugendgefühle ergriffen fühlen, und der Gottesläugner ein Dankgebet zum Himmel schicken". „Heil denen, welche diesen Tag erleben! In den Annalen der Weltgeschichte wird sich kein zweiter solcher finden; denn das wird der Tag der Erkenntniß und Versöhnung seyn"!

„Dann, Bettler, brauchst du nicht mehr zu betteln, und du, Dieb und Räuber, nicht mehr zu stehlen, du Kaufmann und Krämer, nicht mehr zu verfälschen und zu betrügen; denn der Mensch wird den alten Menschen ausgezogen haben und die Gesellschaft wie von Neuem geboren seyn". — — — „Also vorwärts Brüder! Den Fluch des Mammons auf den Lippen laßt uns die Stunde der Befreiung erwarten, die unsere Thränen in erquickende Thautropfen, die Erde in ein Paradies und die Menschheit in eine Familie verwandeln wird".

Ursache und Wirkung jener Ungleichheit ist die Verschiedenheit der Stände in der Gesellschaft, daher weg mit Rang und Titeln, mit Staat und Regierung. „Eine vollkommene Gesellschaft hat keine Regierung, sondern eine Verwaltung; keine Ge-

setze, sondern Pflichten; keine Strafe, sondern Heilmittel". — — — „Es wird in Ewigkeit nicht besser, so lange das Volk die Leitung seiner Interessen Leuten anvertraut, die reich sind und bleiben wollen, oder die gutbezahlte Aemter haben und nach noch höheren streben". — — —

Als Mittel dazu schlägt der Verfasser vor: Krieg gegen den Soldatenstand, Krieg gegen die Begriffe von Vaterland, Gränzen und Muttersprache!

„So lange die Gesellschaft in Ungleichheit lebt, so lange ein Volk aus Herren und Knechten besteht, so lange ist es auch völlig gleich, wer die Herrschaft ausübt, ob Hinz oder Kunz, ob Napoleon, Friedrich Wilhelm oder Nikolaus, wir Arbeiter müssen unter dem einen Herrscher eben so den Esel machen, wie unter dem andern. Auf uns packen alle Stände der Gesellschaft, der einheimische Herr wie der Fremde, die unerträglichen Lasten. Sie denken, wir haben viel Geduld und Ausdauer, und können deshalb auch viel tragen. Ob uns des Nachbars Katzen die Fische fressen oder die eigenen, des Nachbars Katze auf die Straße hinaus verfolgen und die eigenen in der Küche lassen, das wäre des Auslachens werth. So haben wirs aber bisher oft gemacht". „Des Nachbars Katzen haben wir hinausgejagt, und die Hauskatzen fressen lassen". — — —

Eine allgemeine Weltsprache ist aus leichtbegreiflichen Gründen vor Allem Noth.

„Leibnitz hatte schon die Idee, Viele nach ihm haben sie wieder aufgenommen, aber sie ist nur im Princip der Gemeinschaft möglich, und ist nicht mit Gewalt einzuführen, auch nicht auf einmal; jedoch ist nichts leichter und augenscheinlicher, als die Möglichkeit einer Weltsprache im Princip der Gemeinschaft. — — — Nein, die Begriffe Sprachen, Gränzen und Vaterland sind der Menschheit so wenig nothwendig, als alle bestehenden religiösen Dogmen. Alle diese Begriffe sind verjährte Ueberlieferungen, deren Nachtheil immer fühlbarer wird, je länger sie bestehen". — — —

Die Quelle aller dieser Uebelstände liegt hauptsächlich in dem, was die Welt Religion und Sitte nennt. Zwei Wege sind es, so lautet die neue Lehre, auf denen die Erdenpilger ihrem unbekannten Ziele entgegen ziehen. Die Armen müssen die holprige, staubige Straße betreten, der Weg der Rei-

chen ist ein anmuthiger, schattiger, blumenreicher Rasenweg, mit erquickenden Fruchtbäumen und Quellen eingefaßt.

„Um nun den großen Haufen auf der Elendsstraße den Genuß des irdischen Glücks vergessen zu machen, hat man ihn auf das dunkle, hoffnungsvolle Jenseits angewiesen, und ihm die geduldige Entbehrung der irdischen Genüsse zur Bedingung des Genusses der künftigen ewigen Glückseligkeit gemacht. Pfaffen und Gelehrte wurden von Denen auf den Rasenwegen gedungen, um diese Lehre Jenen auf der Elendsstraße zu predigen; dafür ward auch ihnen ein schmaler Fußsteig neben derselben. -- Gensdarmen und Büttel wurden noch hinzugefügt, um den Menschenknäul vorwärts zu hetzen, und sein Abweichen von der Straße zu verhüten". — — —

Natürlich wissen wir dieß jetzt besser; Dank sey es den großen Philosophen, welche die Menschheit über die Richtigkeit des Glaubens an Gott und die Offenbarung aufgeklärt haben. Die einzige Gränze der Freiheit der Sittenbildung, sagt Weitling, sind die Naturgesetze.

„In unserm heutigen System der Selbstsucht wird ihnen jede beliebige Richtung gegeben, welche im Stande ist, den persönlichen Interessen Einiger und ihren besonderen Begierden zu schmeicheln. Darum macht man auch daraus je nach Belieben Tugend oder Laster, Sünde oder Leberwurst". — — — „Man machte sich also ans Werk, die Begierden Einiger zum Vortheil Anderer zu zähmen, und nannte diese Zähmung, wenn sie freiwillig war, Tugend, und Laster, wenn das Individuum sich dagegen empörte".

„Die auf diese Weise den Begierden Vieler theils freiwillig gegebene, theils gewaltsam aufgedrungene Richtung nannte man Sitten". — — — „Unsere eingefleischten alten Sitten sind doch also die festeste Stütze des heutigen Systems der Ungleichheit, der Tyrannei und Unterdrückung. Um diese Sitten zu verbessern, müssen wir sie zerstören. Sobald dies gelungen, stürzt der ganze morsche Bau der heutigen gesellschaftlichen Ordnung ganz von selbst zusammen. Wenn die Hausherren den neuen Bau verweigern, so muß der Einsturz des alten Gebäudes befördert, und an den neuen Bau keine Hand gelegt, sondern jeder neugelegte Grund immer wieder von Neuem zerstört werden, wenn der Plan dazu nicht den Interessen Aller auf gleiche Weise entspricht".

„Dies ist das letzte und kräftigste Mittel eines Volks und auch das sicherste". — — —

So klar und einfach das Rezept der Zerstörung ist, welches die socialistische Secte der Menschheit verschreibt, so albern sind die Pläne und Grundrisse des geselligen Neubaues, der auf den Trümmern aller heutigen Zustände errichtet werden soll. — Die wirkliche Gesellschaft in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit ist ein Werk der Natur; die Entwürfe eines neuen Zustandes sind immer mit der Einseitigkeit und Beschränktheit behaftet, die den individuellen Standpunkten ihrer Urheber unvermeidlich ankleben. Wollte Weishaupt die Menschheit in eine große Freimaurerloge und allgemeine Schulanstalt verwandeln, träumten die Jakobiner von einem revolutionären Sparta, so möchte Weitling, im Geiste des allerplattesten Industrialismus unserer Zeit, die Gesellschaft auf den Fuß einer riesenhaften Schneiderwerkstätte constituiren. An der Spitze des neuen, auf die ganze Menschheit berechneten Bundes soll ein Trio oder Dreimännerrath stehen, aus den „größten Philosophen" bestehend, welche zugleich die vorzüglichsten Genie's in der Heilkunde, der Physik und Mechanik seyen. Das Trio würde von einer „Centralmeistercompagnie" gewählt, welche die wichtigsten Aemter des Familienbundes zu verwalten hätte. Die einzelnen Districte, Länder, Bezirke und kleinern Familienbünde ständen unter „Meisterkompagnien", aus deren Mitte „Werksvorstände" erwählt würden. Auch sollten den Meisterkompagnien Akademien „für die schönen und angenehmen Arbeiten zur Seite stehen". — Jeder Mensch müßte dann für seine nothwendigen Bedürfnisse, die er von der Gesellschaft in natura erhielte, eine bestimmte Zahl von Stunden arbeiten. — Alle übrigen Bedürfnisse des Luxus und Vergnügens würden nicht mit Gelde, sondern mit freiwilliger Arbeit (Commerzstunden) bezahlt, welche jedem Bürger des neuen Staates in einem sehr complizirten Wanderbuche gut zu schreiben wären. — Eine Flasche Champagner würde z. B. mit 15 bis 18, eine gol=

dene Uhr mit 100 Commerzstunden bezahlt. — Das Zusammenleben in der Ehe müßte freiwillig seyn, und könnte von keiner Seite erzwungen werden. Auch wäre das weibliche Geschlecht, in Beziehung auf die Arbeit, die es verrichtet, eben so organisirt wie das männliche. Es hätte seine Werkvorstände, Meisterkompagnien, Akademien, Commerzstunden u. s. w. Vom dritten oder sechsten Jahre fielen die Kinder der Gesellschaft anheim, welche dieselben in einer „Schularmee" vereinigte. Verbrechen und Strafen gebe es in diesem Familienbunde nicht mehr. Die „Begierdekranken" (heute: Verbrecher genannt) würden in einem Hospital untergebracht, wo ihnen außer den Mitteln, welche angewendet werden müßten, um die Besserung ihrer physischen und geistigen Uebel zu bewirken, „der Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen wäre". Deshalb schlägt der Verfasser auch bereits als vorbereitende Maaßregel zur Herbeiführung einer Uebergangsperiode in den neuen Zustand vor: „daß Niemand von den Gliedern des neuen Bundes wegen einer von der heutigen Gesellschaft ihm zuerkannten Strafe verachtet werde" *).

Weit interessanter als diese Pläne für eine Zukunft, die niemals wirklich werden kann, ist das, was Weitling über die „möglichen Uebergangperioden" sagt. „Das Wohl der

*) Die Art, wie Weitling über den Diebstahl philosophirt, zeigt deutlich, daß er seinen Strauß und Bauer mit Nutzen gelesen hat. „Als Jesus nach Jerusalem reiten wollte, hatte er kein Geld, einen Esel zu kaufen. Was that er? Ließ er etwa darum bitten? — Nein! sondern er sagte zu seinen Jüngern: Gehet hin, an der oder jener Stelle werdet ihr einen Esel angebunden finden, den bindet los, und bringt ihn mir; und wenn euch Jemand fragt, warum ihr das thut, so sagt nur: der Herr braucht ihn".

„Heute sollte unter ähnlichen Umständen Einer kommen und sagen: der Herr braucht ihn, so nähme man Herrn und Gehülfen beim Kragen und klagte ihn des Diebstahls an, denn wir sind seitdem viel raffinirter geworden". — — —

Menschheit wollen sie scheinbar alle, die Wenigsten aber thun Etwas dafür, und von diesen sind wieder die Wenigsten über die Mittel einig, die zu diesem Zwecke angewendet werden müssen". — — — Nun folgt eine höchst beachtenswerthe Kritik dieser Mittel. Soll die Verbesserung der Welt durch Schulen bewirkt werden? „Das einzige Resultat einer allgemeinen Erziehung würde doch nur das seyn, daß es nach diesem keine unwissende, sondern lauter gebildete Arme gäbe; und der einzige Vortheil der, daß diese gebildeten Armen **nicht mehr so dumm seyn würden, geduldig Mangel und Entbehrung zu leiden**, und zu stolz, um die Erhaltung ihrer Existenz bei Andern demüthiger und feiger Weise zu erschmeicheln und zu erbetteln". — — — Eben so wenig ist die Preßfreiheit ein radicales Mittel.

Die Preßfreiheit kann im Geldsystem nicht vollkommen seyn, weil die Scribenten bezahlt werden können. Wenn eine Schrift in diesem System Wahrheit verbreitet, so verbreiten dafür zehn andere Irrthum, Unverstand und Lügen. Diese heutige Preßfreiheit wird mehr dazu benutzt, Einige zu **nähren**, als alle aufzuklären. Man schreibt eben um zu **leben**, weil man ohne Geld nicht leben kann, um zu **schreiben**. Wer aber hat das Geld? Die Geldmänner. Diese sind es also, welche der Literatur eine Richtung zu geben suchen, mit der Schwere ihrer Geldsäckel". — — — „Die Freiheit **Aller** müßt ihr verlangen, die Freiheit Aller ohne Ausnahme! — Diese aber ist nur mittelst der Aufhebung des Eigenthums- und Erbrechts, mittelst der Abschaffung des Geldes und der Wiedereinführung der Gemeinschaft aller Erdengüter möglich. Der ganze übrige politische Trödelmarkt sind nur Nebensachen zu dieser Hauptsache. Seht auf England ihr Blinden, die ihr glaubt mit der Preßfreiheit sey in kurzer Zeit Alles gewonnen! Schon seit 150 Jahren erfreut sich dieses Volk der vollständigsten Preßfreiheit, so vollständig, wie sie nur irgend im Geldsystem möglich ist, und doch ist das arme Volk dieses Landes weniger aufgeklärt, als die ärmste Volksklasse in Deutschland, doch sterben nach 150 unter den Wohlthaten der Preßfreiheit verlebten Jahren die Menschen Hungers. Und schon vor 300 Jahren war das Elend und die Armuth in England groß, schon seit dieser Zeit ist die Armensteuer eingeführt, und immer mehr erhöht worden. Sollen wir darum die Preßfreiheit ver-

langen, statt der allgemeinen Freiheit überhaupt? Salz verlangen, bevor man uns das Brod unserer Freiheit gebracht hat? Seht euch um im Kreise! allen Denen, welche Salz verlangen, mangelt es nicht an der nöthigen Speise, wie euch. Für sie ist schon gedeckt; uns aber fehlt noch die ganze Mahlzeit, welche die gütige Natur für uns Alle bestellt hat. Haben wir einmal diese, dann wird uns auch das Salz; haben wir einmal die allgemeinen Freiheiten, dann brauchen wir auch die verschiedenen vom System der Täuschung ersonnenen, besondern Freiheiten nicht zu verlangen. Besondere Freiheiten aber gibt es nur im Systeme der Ungleichheit, worin der am freiesten ist, der das meiste Geld hat".

„Freilich wollen wir Preßfreiheit, das versteht sich ganz von selbst, aber wir wollen sie für Alle auf gleiche Weise; unter dem Geldsystem aber ist dies nicht möglich". — — —

Die „Versorgung aller Armen, Kranken und Schwachen", das Ideal der heutigen Polizei und Nationalökonomie, genügt dem radicalen Socialisten eben so wenig. „Wenn sie von Unterstützung und Versorgung sprechen, so meinen sie damit nur immer diejenigen Armen, welche Krankheits-, Alters und Schwäche halber unfähig zur Arbeit sind. Dadurch aber, daß man nur Denen hilft, welche schon zur Arbeit unfähig geworden sind, dadurch wird es noch lange nicht anders, dadurch wird das Uebel mit großen Opfern nicht einmal eine kurze Zeit lang gemildert, und noch viel weniger aufgehoben." — — — Luxussteuern helfen nichts, sie vermindern nicht einmal den Luxus. Vermögenssteuern sind freilich „revolutionär", (das Hauptkriterium, nach welchen Weitling die Brauchbarkeit einer Institution beurtheilt!) — aber sie vernichten das Eigenthum nicht, und erreichen sonach auch nicht den erstrebten Zweck. — — — „Denn sobald Einige nicht haben können, was Andere auch haben, so leiden sie Mangel, wenn selbst ihnen Alles zum Leben Nöthige gesichert wäre". — — —

Am beachtenswerthesten ist das, was der Communismus über die Repräsentativconstitutionen und über die allgemeine Wahlfreiheit lehrt.

„Wem die durch die bestehenden Wahlsysteme repräsentirte, sogenannte Volksherrschaft noch nicht zum Ekel ist, der lese nur einige Jahrgänge constitutioneller und republicanischer Repräsentanten-Verhandlungen, wenn ihm dieß möglich ist, und frage sich hernach, ob solches meist unfruchtbare, unnütze, streitige und langweilige Gewäsch wohl geeignet ist, den Fortschritt und Freiheit Aller zu fördern? All dieser Wortschwall ist Spreu, die man den Völkern in die Augen wirft, damit sie nicht sehen, wer ihnen die Körner frißt". — — — „Du lieber Himmel! sind uns denn diese wildköpfigen Durcheinander von armen Teufeln und reichen Göttern noch nicht zum Ekel geworden? Was nützt denn das, wenn wir das Recht haben, einen Namen in den Wahltopf zu werfen? wenn die Wahlen vorüber sind, sehen wir ja doch immer, daß die Reichen Recht haben und wir Unrecht. Mit dem Gelde kann man fünfe grad machen, und die Meinungen der Menschen ändern wie ihre Launen. Wir haben ja das Beispiel davon in Frankreichs Revolutionen gesehen, und sehen es heute noch überall bei den politischen Wahlen des Geldsystems".

„In der ersten französischen Revolution kamen wirklich einige arme Teufel an die Regierung, die saßen nun da unter dem vielköpfigen Ungeheuer der Repräsentantenkammer, und konnten nur mittelst des Schreckens durchdringen, weil die Interessen der Versammlung zu verschieden waren, und weil überhaupt mit einigen hundert Gesetzgebern auf einmal nichts Gescheidtes anzufangen ist, und gar nichts durchgehen kann, ohne vorheriges Gezänk, nach welchem gar oft die Mehrheit der beschränktesten Köpfe Meister auf dem Kampfplatze bleibt".

„Dem abzuhelfen schlugen sich die Partheien in der damaligen französischen Repräsentantenkammer einander die Köpfe herunter, dann machte man es dem reichsten und mächtigsten Adel und Anderen eben so. — So halfen die Partheien den Mängeln des Wahlsystems wie sie es verstanden. Viele Reiche verloren Kopf und Geld, aber der Reichthum überhaupt kam dabei doch um keinem Kopf zu kurz; er wechselte den Mann, ohne dabei weder Köpfe noch Geld zu verlieren? Was man einzelnen Individuen nahm, wußten sich Andere durch feine Speculation anzueignen. Wenn der alte Reichthum sich früher öffentlich zeigte, so wußte sich der neugebackene pfiffig den Blicken der Späher zu entziehen, und arbeitete in seinem verborgenen Dunkel am Sturze seiner Bekämpfer. Die Morde und Beraubungen des Adels verhinderten das Elend nicht, denn das System des Elends war nicht abgeschafft worden; man hatte nur gesagt: Wir wollen eine Republik, eine Volksherr=

schaft, Freiheit und Gleichheit; aber nicht bestimmt, wie man sie wollte. Von dem Verkauf der Güter der Auswanderer, von der Verminderung der Abgaben profitirten nur die, welche nächst den verfolgten Reichen das meiste Geld hatten. Diese haben jetzt das Geschick von dreiunddreißig Millionen auf ihre Banknoten gestempelt und in ihre Geldkasten gesperrt. Da habt ihr des Tages fünf Sou, geht hin und schlagt euch dafür, und die andern fünf Franken: gebt Acht, daß man das Gestohlene nicht wieder stiehlt".

„Diese da regieren jetzt mit ihren Wagen, Ellen, Gewichtern, Börsen, Staatspapieren und Geldsäcken. Für sie hat das Volk sich in zwei Revolutionen geschlagen; sie haben sich in den Raub des, in der Revolution gemordeten Adels getheilt, und die Regierung durch die Macht des Geldes usurpirt".

„Seyen wir darum nicht taub und blind gegen alle Vernunft, und hoffen wir weder vom bloßen Namen Republik, noch von der sogenannten Volksherrschaft und Wahlfreiheit eine Aenderung unserer Lage. Im Geldsystem da liegt der Knoten, da steckt die Wurzel des Uebels, da der Saft, von welchem diese sich nährt, und sonst nirgends so tief. Dieses ist's was mit allen möglichen Waffen bekämpft werden muß, das ist die Ader, durch welche das Gift im Verborgenen schleicht, in welcher es sich dem Auge des Unwissenden unsichtbar macht. Heute zählen wir einen wackern Kämpfer für unser Princip, morgen kann er schon vom Zauber des Geldsystems umstrickt und gewonnen seyn, ohne daß wir es sogleich merken".

„Prüfen wir Alles genau, liebe Brüder! und lassen wir uns nicht mehr täuschen; Wahlfreiheit wollen wir auch! aber nicht die des heutigen Geldsystems; denn diese ist ein Irrthum. Die Freiheit der Wahlen ist im Geldsystem so wenig möglich, als die Aller; diese ist es aber, die wir wollen, so weit es eine Möglichkeit ist, sie zu erreichen". — — —

Für solchen Zweck ist es billig sich in Zeiten nach passendern Mitteln umzusehen.

„Welche Mittel haben wir nun jetzt, die Socialreform herbeizuführen? Diese:

„Erstens fortzufahren und aufzuklären".

„Hierzu brauchen wir außer unserm persönlichen Eifer die Freiheit der Presse und die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen. Damit wird gerathen".

„Wem die durch die bestehenden Wahlsysteme repräsentirte, sogenannte Volksherrschaft noch nicht zum Ekel ist, der lese nur einige Jahrgänge constitutioneller und republicanischer Repräsentanten-Verhandlungen, wenn ihm dieß möglich ist, und frage sich hernach, ob solches meist unfruchtbare, unnütze, streitige und langweilige Gewäsch wohl geeignet ist, den Fortschritt und Freiheit Aller zu fördern? All dieser Wortschwall ist Spreu, die man den Völkern in die Augen wirft, damit sie nicht sehen, wer ihnen die Körner frißt". — — — „Du lieber Himmel! sind uns denn diese wildköpfigen Durcheinander von armen Teufeln und reichen Göttern noch nicht zum Ekel geworden? Was nützt denn das, wenn wir das Recht haben, einen Namen in den Wahltopf zu werfen? wenn die Wahlen vorüber sind, sehen wir ja doch immer, daß die Reichen Recht haben und wir Unrecht. Mit dem Gelde kann man fünfe grad machen, und die Meinungen der Menschen ändern wie ihre Launen. Wir haben ja das Beispiel davon in Frankreichs Revolutionen gesehen, und sehen es heute noch überall bei den politischen Wahlen des Geldsystems".

„In der ersten französischen Revolution kamen wirklich einige arme Teufel an die Regierung, die saßen nun da unter dem vielköpfigen Ungeheuer der Repräsentantenkammer, und konnten nur mittelst des Schreckens durchdringen, weil die Interessen der Versammlung zu verschieden waren, und weil überhaupt mit einigen hundert Gesetzgebern auf einmal nichts Gescheidtes anzufangen ist, und gar nichts durchgehen kann, ohne vorheriges Gezänk, nach welchem gar oft die Mehrheit der beschränktesten Köpfe Meister auf dem Kampfplatze bleibt".

„Dem abzuhelfen schlugen sich die Partheien in der damaligen französischen Repräsentantenkammer einander die Köpfe herunter, dann machte man es dem reichsten und mächtigsten Adel und Anderen eben so. — So halfen die Partheien den Mängeln des Wahlsystems wie sie es verstanden. Viele Reiche verloren Kopf und Geld, aber der Reichthum überhaupt kam dabei doch um keinem Kopf zu kurz; er wechselte den Mann, ohne dabei weder Köpfe noch Geld zu verlieren? Was man einzelnen Individuen nahm, wußten sich Andere durch feine Speculation anzueignen. Wenn der alte Reichthum sich früher öffentlich zeigte, so wußte sich der neugebackene pfiffig den Blicken der Späher zu entziehen, und arbeitete in seinem verborgenen Dunkel am Sturze seiner Bekämpfer. Die Morde und Beraubungen des Adels verhinderten das Elend nicht, denn das System des Elends war nicht abgeschafft worden; man hatte nur gesagt: Wir wollen eine Republik, eine Volksherr-

schädliche Mittel, mit welchen man den Feinden in die Hände arbeitet. Hat einmal das arme Volk das Joch satt, und will es damit enden, so soll es nicht den Personen den Krieg machen, sondern dem Eigenthum. Das ist die schwächste Seite unserer Feinde".

„Sollten wider Vermuthen die Gewaltigen, um der Verwirklichung unsers Princips entgegenzuarbeiten, uns in eine Zuchthausgemeinschaft sperren wollen, sollten sie die Associationen der Arbeiten und Genüsse so zu ihrem eigenen und der Reichen Vortheil benutzen wollen, wie sie die Gewerbsfreiheit dazu benutzt haben, und noch dazu benutzen, so müssen unsere Philosophen den fürchterlichen Brand loslassen, der alsdann nur allein geeignet ist, die Pläne unserer Feinde wirksam zu vereiteln. Dann muß eine Moral gepredigt werden, die noch Niemand zu predigen wagte, und die jede Regierung des Eigennutzes unmöglich macht; eine Moral, welche das blutige Schlachtfeld in den Straßen, in welchem das Volk doch immer den Kürzern zieht, in einen fortwährenden Guerillakrieg verwandelt, der alle Speculationen der Reichen auf den Schweiß des Armen zu nichte macht, und welchen die Macht der Soldaten, Gensdarmen und Polizeidiener nicht zu dämpfen im Stande ist; eine Moral, welche uns ganze Legionen Streiter zuführen wird, deren Entwickelung wir jetzt noch verabscheuen; eine Moral, welche unsern Gegnern keinen andern Rettungsbalken läßt, als den unsers Princips; eine Moral, welche die Auflösung und Niederlage der Herrschaft der persönlichen Interesse mit sich führen wird".

„Diese Moral aber kann nur unter den, in unsern großen Städten wimmelnden und in das gränzenloseste Elend hinausgestürzten, der Verzweiflung Preis gegebenen Massen wirksam gelehrt werden. Das Wort einmal ausgesprochen, so ist das Signal zur neuen Taktik gegeben, der unsere Feinde nun und nimmermehr gewachsen seyn werden".

„Drückt man uns bis auf die Feder, so ist es unsere Pflicht, sie springen zu lassen, und sollte eine zwanzigjährige fürchterliche Unordnung daraus entstehen. Jeder hilft sich, wie er kann. Diese Moral, von der übrigens Christus sogar ein Beispiel gegeben, wird aber ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen".

„Weiter läßt sich auch hierüber nichts sagen". — — —

Für diesen Zweck wird aber „ein zweiter Messias kommen, größer als der erste". — Ist dieser erst aufgetreten, so

„Zweitens: die schon bestehende Unordnung schnell auf den höchsten Gipfel zu treiben. Hierzu bedarf es der Aufopferung einiger, wo möglich hochgestellter Männer, welche von allen Klassen der Gesellschaft als musterhaft und moralisch bekannt sind. Hiermit wird geholfen".

„Dieses Zweite ist, wenn dem Volke der Geduldsfaden reißt, das letzte und sicherste Mittel". — — —

„Den Krieg gegen die Personen, oder die blutige Revolution lassen wir die Politiker machen; den Krieg gegen das Eigenthum, oder die geistige Revolution müssen wir machen".

„In den Zeiten der Ruhe laßt uns lehren, und in den Zeiten des Sturmes handeln".

„Sobald er daher braußt, ist keine kostbare Zeit mit nutzlosen Declamationen zu verlieren, wie damals auf Hambach: sondern rasch wie der Blitz muß gehandelt werden, rasch wie dieser muß Schlag auf Schlag geführt werden, so lange das Volk unter dem Eindrucke des ersten Enthusiasmus lebt".

„Und nicht herumgesucht darf da werden nach einem Führer; und nicht lange gemäkelt darf da werden bei der Wahl des Führers. Wer der Erste aufsteht, wer der Erste vorangeht, wer am tapfersten aushält und dabei seine Lebenslage gleichstellt mit der aller Uebrigen, ist Führer".

„Und keine Waffenstillstände, keine Unterhandlungen mit den Feinden dürfen eingegangen, keinem Versprechen derselben getraut werden. Sobald sie den Kampf hervorrufen, müssen sie nicht anders betrachtet werden, als unvernünftige Thiere, die unfähig sind eine vernünftige Sprache zu verstehen".

„Dieß sind die Verhaltungsregeln für die Zeiten einer allgemeinen Bewegung; für die Zeiten, in welchen man uns wieder zu revolutionären Werkzeugen gebrauchen will, um mit unserer Hülfe die Personen zu wechseln, die uns regieren".

„Jede Bewegung aber, die von Anfang an gleich das Streben der Verwirklichung unseres Princips kund gibt, mit einem Worte jede sociale Revolution, wird anders anfangen, als alle bisherigen Revolutionen. Man wird sich darin nicht vor die Kanonen wälzen, wo der Feind am stärksten ist, auch nicht durch den Mord einzelner Tyrannen zum Ziele zu gelangen suchen. Dieses sind unsichere, und oft sogar

schädliche Mittel, mit welchen man den Feinden in die Hände arbeitet. Hat einmal das arme Volk das Joch satt, und will es damit enden, so soll es nicht den Personen den Krieg machen, sondern dem Eigenthum. Das ist die schwächste Seite unserer Feinde".

„Sollten wider Vermuthen die Gewaltigen, um der Verwirklichung unsers Princips entgegenzuarbeiten, uns in eine Zuchthausgemeinschaft sperren wollen, sollten sie die Associationen der Arbeiten und Genüsse so zu ihrem eigenen und der Reichen Vortheil benutzen wollen, wie sie die Gewerbsfreiheit dazu benutzt haben, und noch dazu benutzen, so müssen unsere Philosophen den fürchterlichen Brand loslassen, der alsdann nur allein geeignet ist, die Pläne unserer Feinde wirksam zu vereiteln. Dann muß eine Moral gepredigt werden, die noch Niemand zu predigen wagte, und die jede Regierung des Eigennutzes unmöglich macht; eine Moral, welche das blutige Schlachtfeld in den Straßen, in welchem das Volk doch immer den Kürzern zieht, in einen fortwährenden Guerillakrieg verwandelt, der alle Speculationen der Reichen auf den Schweiß des Armen zu nichte macht, und welchen die Macht der Soldaten, Gensdarmen und Polizeidiener nicht zu dämpfen im Stande ist; eine Moral, welche uns ganze Legionen Streiter zuführen wird, deren Entwickelung wir jetzt noch verabscheuen; eine Moral, welche unsern Gegnern keinen andern Rettungsbalken läßt, als den unsers Princips; eine Moral, welche die Auflösung und Niederlage der Herrschaft der persönlichen Interesse mit sich führen wird".

„Diese Moral aber kann nur unter den, in unsern großen Städten wimmelnden und in das gränzenloseste Elend hinausgestürzten, der Verzweiflung Preis gegebenen Massen wirksam gelehrt werden. Das Wort einmal ausgesprochen, so ist das Signal zur neuen Taktik gegeben, der unsere Feinde nun und nimmermehr gewachsen seyn werden".

„Drückt man uns bis auf die Feder, so ist es unsere Pflicht, sie springen zu lassen, und sollte eine zwanzigjährige fürchterliche Unordnung daraus entstehen. Jeder hilft sich, wie er kann. Diese Moral, von der übrigens Christus sogar ein Beispiel gegeben, wird aber ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen".

„Weiter läßt sich auch hierüber nichts sagen". — — —

Für diesen Zweck wird aber „ein zweiter Messias kommen, größer als der erste". — Ist dieser erst aufgetreten, so

sind eine Reihe provisorischer Maaßregeln nöthig, mit welchen jede revolutionäre Regierung beginnen muß, z. B.:

„Alle schmutzigen, zerrissene Lumpen, alle verfaulten und zerbrochenen Möbeln, alle stinkigen, verfallenen Wohnungen werden verbrannt und zerstört, und die Armen einstweilen in die öffentlichen Gebäude oder bei den Reichen einquartirt, desgleichen vom Ueberfluß der vorräthigen neuen Kleider gekleidet. Alle Schuldscheine, Schuldverschreibungen und Wechsel werden in den Geschäften des Verwaltungspersonals für null und nichtig erklärt". ——— „Alle Staats- und Kirchengüter werden eingezogen zum Besten der Gemeinschaft, und kein Geistlicher mehr vom Staat besoldet, sey er Jude, Heide, Christ oder Türke. Die Gemeinde, welche einen braucht, soll ihn auf ihre Kosten nähren". ——— „In jedem Dorf, jeder Stadt und jedem Distrikt, wo drei Viertel der Einwohner dafür stimmen, ihre Güter in Gemeinschaft zu geben, muß sich das letzte Viertel fügen". ——— „Der religiöse Unterricht in den Schulen muß allgemein seyn, er darf sich weder zum Katholicismus noch zum Protestantismus, noch sonst einer der vielen christlichen Secten hinneigen. Alle religiöse Sectirerei wird aus den Schulen, so wie überhaupt aus allen von Kindern besuchten Lehranstalten verbannt". ——— „Dadurch, daß man jeden Einzelnen seinen Pfaffen direct selbst erhalten läßt — die Männer des Geldsystems nach ihrer beliebigen Weise und die Gemeinschafter durch die Kommerzstunde, wenn nämlich der ihrige sich der Gemeinschaft nicht anschließen will — dadurch sage ich, merkt sich ein Jeder besser, wie viel ihm das Jahr hindurch derselbe kostet. Wer selber keinen braucht, hat dann auch nicht nöthig, für Einen zu arbeiten. Die Bigotterien und das Vorurtheil werden auf diese Weise durch das persönliche Interesse bebeschnitten, die verschiedenen Religionen werden vom schmutzigen Interesse der Priester gereinigt und veredelt, und mit diesen Interessen fallen auch nach und nach die religiösen Streitigkeiten und Gehässigkeiten weg. Die verschiedenen Geistlichen werden sich bestreben, nach und nach ein thätiges, uneigennütziges Leben zu führen; Viele werden mit ihrer Hände Arbeit ihr Leben verdienen, und sich ein Vergnügen daraus machen, Sonntags dem versammelten Volke zu predigen, was im Zustande der Gemeinschaft recht gut seyn kann, weil alsdann Jedermann mehr Zeit und Mittel dazu haben wird, als je. Dieses scheint mir die beste Methode zu seyn, um allen Religionspartheien den Geist der Duldsamkeit und Friedfertigkeit einzuflößen; der bigotteste Tropf wird dadurch nach und nach zur Einsicht gelangen". ———

Dagegen soll die militärische Disciplin für die Dauer der Uebergangsperiode beibehalten werden. Ebenso überall, wo der Krieg wüthet, ein Theil der alten Gesetze.

Endlich empfiehlt der Verfasser für die Genossen des Bundes, den er begründet hat, und dessen Ausbreitung er durch seine Schrift bezweckt, eine Reihe von Vorbereitungen zur Uebergangsperiode. Zum Beispiel:

„Art. 4. Unsere Meinung wollen wir vor den Richterstühlen der heutigen Gesellschaft niemals verläugnen, da wo die Gerichtsverhandlungen öffentlich sind, und sie überall läugnen, wo sie dies nicht sind". — — — „Art. 10. Kein Bettler erhalte mehr von uns ein Almosen, ohne ihm dabei vorzustellen, daß das Betteln eine Feigheit und Schande sey, und er mit dem größten Recht das, was er braucht, von den Vorstehern der gesellschaftlichen Ordnung, von den Reichen und Mächtigen zu fordern habe". — — — „Art. 11. Wir wollen Niemanden für erhaltene Wohlthaten und Gefälligkeiten danken, noch für die, welche wir Andern erweisen, auf Dank und Vergeltung rechnen". — — — „Art. 14. Wir wollen uns so viel als möglich hüten, Soldaten und Bediente zu werden, und überhaupt kein Amt annehmen, welches einen hohen Grad schimpflicher Ergebenheit bedingt". — — — „Art. 16. Wir wollen den festen Vorsatz fassen, in den Zeiten einer politischen oder socialen Bewegung keinem Revolutionaire zu trauen, der nicht seine Lebenslage mit der aller seiner Anhänger gleichstellt". — — —

Wir haben hier einen wortgetreuen Umriß eines der merkwürdigsten communistischen Pläne zur Zerstörung von Europa mitgetheilt. Die nächste Frage vieler sogenannter Verständigen wird freilich dahin lauten: ob dieß der Traum eines Tollhäuslers sey? Wir bitten jedoch unsere Leser sich bei diesem Gemeinplatze nicht beruhigen zu wollen. — Was sie hier kennen gelernt ist kein Wahnsinn, sondern die nothwendige und unvermeidliche Consequenz von Lehren und Ueberzeugungen, welche tief in der heutigen, europäischen Bildung wurzeln und von ganz andern Leuten gehegt werden, als von dem Schneidergesellen Weitling und seinen Verbündeten. Die revolutionäre Lehre und Praxis ist hier zu ihrer Vollen-

dung und Erfüllung gediehen. Begonnen hat sie im 16ten Jahrhundert mit der Empörung gegen die Kirche. Dann hat sie sich im 18ten gegen das Königthum und gegen jede von Gott gesetzte Obrigkeit gewendet; heute schickt sie sich zum Sturme an auf die Begriffe Familie und Eigenthum. Diese Lehre ist auch kein isolirter Einfall einiger Wenigen, sondern ein nothwendiger Ring, mit welchem eine ganze Kette von Irrthümern in der Geschichte schließen muß. — Ist dem, der sich mühselig und beladen fühlt im Leben, das Jenseits unter dem Hohngeschrei unserer Philosophen zerstört, so will er sich das Dießseits so angenehm und comfortabel einrichten als seine Phantasie es ihm auszumalen im Stande ist. Ihr habt ihm eine Anweisung auf Genuß und Glückseligkeit ausgestellt; wohlan! jetzt steht der ungeduldige Gläubiger an der Pforte und verlangt Zahlung. Ihr habt ihm durch die Künste des Polizeistaates die christliche Gesellschaft zertrümmert, und die katholische Association verwehrt, jetzt will er sich nach seinem besten Wissen und Vermögen eine antichristliche Gesellschaft schaffen! — Seht zu, ob Ihr ihn durch den, von negativen Polizeimitteln unterstützten, sich selbst widersprechenden kläglichen Christianismus vagus, den ihr allenfalls noch gestattet, zufrieden stellen könnt. In Paris hat man eine andere Maaßregel gegen den Communismus ergriffen. Die Kirche beginnt dort wieder, wie in alter Zeit, die Arbeiter in ihren Bruderschaften zu geistlichem Troste und leiblicher Unterstützung zu vereinigen, und schafft in solcher Weise eine undurchdringliche Phalanx gegen das furchtbar um sich greifende Gift der communistischen Lehre. — In den meisten deutschen Ländern ist dieses Mittel aus Gründen unserer Staatskirchenpolizei nicht anwendbar. Wir werden Gelegenheit haben wahrzunehmen, wie weit wir gegen diese neue Wiedertäufersecte mit weltlichen Prohibitivgesetzen reichen.

Eine zweite Folgerung, die wir aus den oben mitgetheilten Thatsachen ziehen, ist die Antwort auf den leidigen Trost, mit dem so Viele unserer Staatsmänner sich selbst zu täuschen

pflegen. Die rationalistisch = pantheistische Entwickelung des Protestantismus, zu welcher er sich unter unsern Augen entfaltet, die consequente Ausbildung des Indifferentismus, in welcher er kraft innerer Nothwendigkeit endet, und enden muß, sey eben nur das Werk und Wesen einer kleinen Anzahl von Gelehrten; das Volk werde von dieser „Schulphilosophie" nicht berührt, das politische Leben und Treiben dürfe billig von diesen Vorgängen keine Notiz nehmen; die Interessen der Religion seyen daher beharrlich unberücksichtigt zu lassen, und die Gesetze des achtzehnten Jahrhunderts, welche die Kirche knebeln und den Unglauben entfesseln, bei Leibe nicht unsanft zu berühren! — Weitlings Buch gibt auf diese klugen Räthe die gebührende Antwort. — Was auf den Kathedern Schulphilosophie ist, wird in der Schneiderherberge blutige Praxis. — Ob aber die heutige Gesellschaft sich mit dem Troste einschläfern dürfe, daß diese Lehre, wegen ihrer rasenden Excentricität keine Proselyten machen werde, darüber bitten wir zum Schluße noch einmal den Mann mit seinen Hoffnungen und Aussichten zu hören, den wir im Obigen sprechen ließen.

„Wenn wir nur wacker jede Gelegenheit benutzen", sagt Weitling, „für unser Princip zu wirken, so wird es sich herausstellen, daß der künftige Revolutionär kein anderes Banner mehr mit Erfolg aufstecken kann, als das unsrige; und dann wird jeder Revolutionsversuch für unser Princip seyn, bis zu dessen endlicher Verwirklichung. Wir haben also jetzt nichts weiter zu thun, als den Eifer für unser Princip beständig wach zu erhalten; alles Andere wird sich von selbst finden. Discutiren wir überall laut und öffentlich dieses Princip, und lassen wir uns dieß von Niemanden verbieten, weder von rohen Dummköpfen noch von hochgestellten Tyrannen, dann wird die Zeit und Gelegenheit zur Verwirklichung desselben nicht ausbleiben".

„Einige Philister = Politiker meinen: man müsse vorher einen Zustand der Ungleichheit erringen, den sie Republik nennen, man müsse eine politische Revolution machen, d. h. die Personen in der Regierung wechseln, zum Vortheil der Gelehrten = und Geldaristokratie die Fürsten und den Adel stürzen. Hierauf entgegne ich: Wenn wir einmal Opfer bringen müssen, so ist es am rathsamsten, sie für das zu

bringen, was uns und der Gesellschaft das Nothwendigste ist". „Wir, das Volk, müssen ja ohnehin immer das Bad ausgießen; wozu denn also einigen Andern in die Hände arbeiten? Wenn diese einmal haben, was sie wollen, dann weisen sie uns über dem Raube eben so die Zähne, wie die heutigen Raubthiere. Trennen wir das Interesse keiner Parthei von dem Interesse Aller; wer aber dieß nicht will, wer das, was er will, nicht für Alle will, der soll auch nicht von uns unterstützt werden Jetzt sind auch die Geldmänner und Gelehrten mit der bestehenden Ordnung unzufrieden; hüten wir uns darum sie zufrieden zu stellen, so lange wir Ursache haben, unzufrieden zu seyn. Je größer und je einflußreicher die Zahl der Unzufriedenen ist, um so sicherer ist der Erfolg einer aus solchem Zustande hervorgehenden Bewegung".

„Eine politische Revolution ist für uns Deutsche viel schwieriger zu machen, als eine sociale, weil wir die Vorurtheile der Religionsverschiedenheiten, und die noch immer wirksame Antipathie der deutschen Völker unter sich nur durch großartige, die Welt in Erstaunen setzende Begebenheiten, und ganz besonders durch materielle Vortheile, welche man den zahlreichsten und ärmsten Klassen augenblicklich gewährt, verwischen können. Jede Revolution, die dieß bewerkstelligt, ist eine sociale Revolution. Die von den Politikern bezweckte deutsche Einheit ist durch eine Socialrevolution am möglichsten".

„Der heutige deutsche Bauer ist mit Phrasen so leicht nicht zu begeistern. Für eine Bratwurst opfert der, wenn's darauf ankommt, so viel als für seinen Fürsten und für die Republik. Er weiß kaum was das ist eine Republik. Wenn ich aber sage: du sollst künftig so gut leben, wie deine Vorgesetzten, und wenn er sieht, daß dem auch wirklich so ist; mit einem Worte, wenn er sieht, daß es sich um sein Interesse handelt, ist er für die Bewegung zu gewinnen".

„Mit dem Interesse allein können wir die Volksmassen gewinnen; warten wollen, bis Alle gehörig aufgeklärt sind, wie man gewöhnlich vorschiebt, das hieße die Sache ganz aufgeben: denn nie wird ein Volk in seiner Gesammtheit sich einer gleichen Aufklärung erfreuen, am wenigsten so lange die Ungleichheit und der Kampf der persönlichen Interessen in der Gesellschaft fortbestehen. Erst müssen sich diese in das allgemeine Interesse verschmelzen, dann erst wird die Aufklärung allgemeiner werden können. So lange die Mittel zur Aufklärung (Sorglosigkeit, Lebensunterhalt, Zeit und Gelegenheit) ungleich vertheilt sind, ist auch die allgemeine Aufklärung nicht möglich".

„Der Umsturz des Bestehenden könnte wohl auch durch einen Monarchen vor sich gehen. Freilich ist dieses eine zweifelhafte, aber keineswegs unmögliche Sache. Nun er mag ausgehen von wo er will, vom Thron oder aus der Hütte, wenn er nebst Kron und Zepter die Vortheile und das besondere Interesse des Egoismus in den Staub wirft, soll uns der wackere Kämpfer bis zur völligen Organisation der Gesellschaft ein willkommener Dictator seyn".

„Einige werden es tadeln, daß ich die Verwirklichung des Bessern durch einen gewaltsamen Umsturz hoffe. Diesen da muß ich entgegnen, daß ich die Sachen so nehme, wie sie sind, und überhaupt nicht gewohnt bin, eine falsche Meinung zu erheucheln. Trägt doch alles Bestehende den Keim und die Nahrung der Revolutionen in sich; das alte System lebt und webt nur in Revolution und Krieg. Nicht unser Princip ist es, welches die Unordnung hervorruft und begünstigt, sondern das Bestehende. Wir wollen nur die Unordnung, wenn sie zu einem gewaltsamen Umsturz aufgährt, dazu benutzen, diese Lage der Dinge aufhören zu machen".

Und nun fahrt fort, ihr staatsklugen Jünger Machiavellis, fahrt fort die Kirche zu fesseln und zu knechten, weil ihr von ihr einen weltlichen Eingriff in die weltliche Ordnung zu besorgen vorgebt; fahrt fort, die Autorität des Papstes, der Bischöfe und der Priester geflissentlich in den Augen des Volkes herabzusetzen, fahrt fort durch Maaßregeln und Staatszeitungen Propaganda zu machen für den Indifferentismus; fahrt fort die Schule von den alten Banden der Religion zu emanzipiren, und im Geist des Unglaubens die niedern Volksklassen zu verwirren; fahrt fort den Keil der Freimaurerei tief in das Herz des Mittelstandes zu treiben; fahrt fort Jagd zu machen auf Jene, die für die Bekehrung der Nationen zur Einheit der alten christlichen Kirche zu beten sich erfrechen; fahrt fort die Schriften zu verbieten, die dem alten allgemeinen Glauben der europäischen Welt das Wort sprechen! Ihr glaubt die Menschheit auf diesem Wege in einen weichen Thon umschaffen zu können, dem der omnipotente Staat jede beliebige Form geben dürfte. Irrt Euch nicht! Andere stehen hinter Euch, für die Ihr arbeitet und die schon

die Hand nach Eurer Erbschaft ausgestreckt haben! Und, während ihr, im Namen einer politischen Legitimität, die ohne den Christenglauben in der Luft hängt, die Quelle alles Rechts und aller Ordnung auf Erden mit unbarmherziger Fehde verfolgt, sind die Füße derer, die Euch hinaustragen und begraben werden, schon vor der Thür! Sie werden freilich auch die treuen Bekenner der Kirche zu Martyrern machen, diese aber wird sich aus dem Meere von Blut und Gräueln wieder erheben. Was aber nicht wieder auferstehen wird, ist die Staatslehre und Praxis des achtzehnten Jahrhunderts, die den Absolutismus und die Revolution, und als Frucht und Ende von beiden, den Communismus geboren hat!

XLVIII.

Die Philosophie und die Philosophen Italiens in der Vergangenheit und Gegenwart.

(Der Redaction mitgetheilt von einem Italiener.)

Dritter Artikel.

Poli's philosophische Werke, Charakter seines Eclecticism, der alte italienische Eclecticism — Gall's Schädellehre und ihre Beurtheilung durch Poli, Poli's Verdienste um die Geschichte der Philosophie, Buhles Handbuch der Geschichte der Philosophie, ins Italienische übersetzt von Lancetti, Longhenas Uebersetzung von Tennemann und die Berichtigungen und Zusätze dazu von Poli, dessen Resultate für die Entwicklungsgeschichte der italienischen Philosophie — Gioja's Empirism, seine Bemühungen um die Erweckung statistischer Studien, sein Werk über Verdienst und Lohn — Romagnosi's Empirism — Borrelli's etymologische Studien.

Der Professor Balth. Poli suchte 1823 in einer Abhandlung (Discorso intorno al vero e giusto spirito filosofico) die Ansicht zu begründen, daß die studirende Jugend in der Philosophie sich zugleich an die Erfahrung (Empirismus) und die rationale Begründung (Rationalismus) halten müsse, die beide wahrhaft vereint zur Erkenntniß

führen, und zu einem wahren und vernünftigen Eclecticism. Und mit diesem Worte verbindet Poli nicht den Begriff, wie er bei den Alexandrinern, den Scholastikern und bei Cousin gilt; sondern er versteht darunter ein System, worin sich zwei große philosophische Principien in ihr rechtes Verhältniß zu einander setzen, nämlich die beiden natürlichen Verfahrungsweisen des menschlichen Geistes; die empirische und die rationelle. Und in der That, wenn der Gegenstand der Philosophie eigentlich darin besteht, die menschliche Seele an sich selbst und in ihren Beziehungen zu betrachten, und also das Sinnliche und das Uebersinnliche (il metafisico) befaßt, so leitet sich daraus, als richtige Folgerung die Nothwendigkeit her sich einem Systeme zuzuwenden, welches dem Einen und dem Anderen entspricht, und daher wirklich im Stande ist, den Gegenstand der gesammten Wissenschaft zu erforschen und aufzuklären. Polis Eclecticism ist daher sehr von dem alexandrinischen verschieden, denn dieser war ein bloßer Syncretism pythagorischer, platonischer und peripatetischer Lehren, mit einer Beimischung orientalischer Ideen und Glaubenssätze; er ist auch von dem scholastischen verschieden, dessen Anhänger Plato und Aristoteles zu vereinigen suchten; endlich unterscheidet er sich auch von dem modernen Cousins in seinem Ursprung, seiner Natur und seinen Principien. Der Eclecticism von Cousin nahm seinen unmittelbaren Ursprung von dem Hegelianism, oder der Berliner philosophischen Schule, während der universale italienische Eclecticism stets geahnt wurde, obschon er nie auf jene universale Form zurückgeführt wurde, deren er fähig gewesen wäre, wenn wir mit den Pythagoräern anfangen und bis auf unsere Tage hinab gehen. Cousins Eclecticism ist blos empirisch psychologisch und historisch, der italienische Eclecticism seiner Natur nach empirisch-rationell. Cousins Eclecticism setzt die Philosophie in die Geschichte und die Thatsachen des Bewußtseyns, oder in das Gebiet der Beobachtung; der italienische dagegen läßt sie in der Vernunft (ragione) vermittelst der Kritik und der Reflection bestehen. Jener errichtet eine absolute Trennung zwischen dem Rationalen und dem Sinnlichen; dieser dagegen nähert beide einander. Cousins Eclecticism leitet das Absolute von dem Empirischen durch eine einfache Intuition ab, der italienische von der Vernunft (ragione) vermittelst der Induction; in jenem sucht man alle philosophischen Systeme auszugleichen, in diesem strebt man nach einer absoluten Reform. Endlich bietet Cousins Eclecticism nichts als die Rückkehr, oder die Reproduction stets identischer Systeme; während dagegen der italienische Eclecticism die Mög-

lichkeit der Neuheit oder Originalität, sey es in den Erklärungen oder in der verschiedenen Anwendung, voraussetzt.

Treu diesem Systeme ließ Prof. Poli es in allen seinen Werken durchblicken. Seit dem Jahre 1828 gab er einen vollständigen Umriß der theoretischen und practischen Philosophie heraus, worin die Fülle der Erkenntnisse gleichen Schritt mit einer strengen Analyse, einer richtigen Kritik und einer soliden rationellen Begründung geht. 1833 schrieb er ein anderes Werk unter dem Titel: Primi elementi di Filosofia; da es für die Biblioteca di educazione bestimmt war, so ist es der gemeinen Verständlichkeit angepaßt, und beschränkt sich auf die beiden Punkte der Erkenntniß des Geistes, oder der Seele und ihrer Vervollkommung, indem es auf diese Weise nicht blos eine speculative, sondern auch eine practische Wissenschaft darbietet, eine Wissenschaft, die nicht blos der Wißbegierde, sondern auch dem wirklichen Leben dient. Dem analytischen Gange stets in seinem Werke folgend, geht Poli von den Wirkungen zu den Ursachen über, oder vielmehr, er geht von den beiden gewöhnlichsten und bekanntesten Thatsachen, welche die Sprache bezeichnet, und die das gesammte wirkliche Leben des Geistes befassen, von der Erkenntniß und der Thätigkeit aus; hierauf geht er darauf über, diese Thatsachen in den Seelenvermögen und dann in ihren letzten Factoren zu generalisiren, und führt die ganze Wissenschaft auf das sehr einfache und schließliche Resultat zurück, daß die Seele oder der innere Mensch nichts thut als wollen-urtheilen, oder urtheilen-wollen, und zwar stets vereint vermöge der Einheit seines Bewußtseyns und seiner Natur.

Von 1822 bis 1825 erschien zu Paris das neue Werk des Doctor Gall über die Verrichtungen des Gehirnes im Allgemeinen, und über jeden seiner Theile. Aus ihm sind die neuen Lehren über die Bedeutung der Schädelbildung entsprungen, die sich alsbald in Frankreich, Schottland, Irland, England und Amerika ausbreiteten. Poli war der Erste, der es unternahm von dem neuen Systeme, nicht von dem physiologischen oder anatomischen Gesichtspunkte aus, sondern in Betreff seiner Anwendung auf die Philosophie zu sprechen. Dieß war um so wichtiger, als die neuen Doctrinen von Vielen zum Himmel erhoben wurden, während andere sie verlachten oder als materialistisch und fatalistisch verdammten, wie man dieß im siebenten Bande des „Dizionario delle scienze mediche“ ersehen kann. Poli unterwarf die Schädellehre einer kritisch-philosophischen Untersuchung in drei Abtheilungen. In der ersten handelt er von dem Ursprung und den For-

schritten, von den Grundsätzen und der Methode der Schädellehre; in der zweiten von ihrer Kritik mit einer raisonirenden Entwickelung der gegen sie erhobenen Einwürfe und der von ihrem Begründer gegebenen Erwiderungen, in der letzten von dem Verdienst der Schädellehre. Seine Untersuchung ist genau und unpartheiisch, und schreibt dem Begründer das große Verdienst der Neuheit in physiologischen und anatomischen Entdeckungen zu? In Betreff der philosophischen Theorie erklärt er dieselbe für eine außergewöhnliche und gewagte, in so fern sie nämlich in feindlichem Widerspruche mit Lehren stünde, die nicht nur das Ansehen der Jahrhunderte für sich hätten, sondern auch als die Grundlagen und Principien für alle wissenschaftlichen Zweige der angewandten Anthropologie angenommen seyen. Ungewiß in ihren Principien, ihren Beweisen und ihrer Anwendung, und daher sehr fern von jener Wahrheit und Gewißheit, die zum Namen einer Wissenschaft berechtige, gänzlich irregeleitet in ihren Schlußfolgerungen, könne demgemäß die Schädellehre, wenn sie auch nicht zum Materialism, wie es scheine, führe, doch nicht von dem Vorwurfe des Fatalism freigesprochen werden.

Wenn sich Poli durch die angeführten Werke einen Rang unter den ersten Philosophen Italiens verdient hat, so erwarb er sich einen neuen Anspruch auf unsere Dankbarkeit durch seine Zusätze zu dem Handbuche der Philosophie von Wilh. Tennemann und durch seinen: „Saggio storico sulla filosofia italiana“ (Versuch einer Geschichte der italienischen Philosophie).

1821 gab ein Göttinger Professor, Amad. Buhle, die Geschichte der neueren Philosophie von dem Wiedererwachen der Wissenschaften bis auf Kant heraus; Vincenzo Lancetti übersetzte dieselbe in's Italienische. Obschon man dieser Geschichte, in Vergleich zu den Werken Stanleis, Bruckers, Buonafedes und anderer ihrer Vorgänger ein gewisses Verdienst nicht absprechen kann, so ist sie doch nicht frei von sehr bedeutenden Mängeln; dazu gehört unter andern, meiner Ansicht nach, daß sie die Geschichte mit der transcendentalen Philosophie von Kant und Fichte schließt, da doch gewiß nicht mit ihnen die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts endet; dann hat sie viele der hervorragenden Denker, sowohl aus diesem, so wie aus den vorhergehenden Jahrhunderten ausgelassen; diese Mangelhaftigkeit wird ganz vorzüglich in Betreff Italiens augenfällig. Hiezu kommt nun noch die übermäßige Weitschweifigkeit in der Darstellung einiger Systeme, und die übermäßige Kürze bei anderen, zwei Fehler, die eine Kenntniß der

verschiedenen Doctrinen sehr schwierig machen. Endlich zeigt Buhle sich partheiisch, was bei jedem Schriftsteller, vorzüglich aber bei einem Historiker, und zwar einem Geschichtschreiber der Philosophie, zu rügen ist. Ueberdieß liebt es dieser Göttinger Professor die Gelegenheit zu ergreifen, auf die deutlichste und unversteckteste Weise von der Welt die gefährlichsten Lehren in Betreff der Politik und Religion ungescheut aufzustellen, und ganz insbesondere in Betreff der katholischen Kirche, dergestalt, daß er sich an mehreren Stellen als einen frechen Socinianer zeigt, und die wahrhaft Gelehrten erkennen läßt, daß er selbst, während er eine philosophische Geschichte schrieb, in manchen Beziehungen eine mehr als dürftige Philosophie besitzt. Diese Mängel hat einigermaaßen die Verständigkeit des Uebersetzers gemildert, mit Anderem hat die Censur mit Fug und Recht kurzen Prozeß gemacht.

1812 erschien in Deutschland Tennemanns Handbuch der Geschichte der Philosophie, 1815 wurde es neu aufgelegt, 1820 veranstaltete Wendt eine neue Ausgabe mit einer genaueren Anordnung einiger Theile und einer Anzahl kleiner Berichtigungen, die in der vierten Ausgabe sich mehrten, und in die fünfte von 1825 übergingen. Hierauf verfaßte 1829 Cousin seine französische Uebersetzung für die studirende Jugend, die seinen Vorlesungen beiwohnte. 1832 wurde dieses Handbuch Tennemanns von Francesco Longhena übersetzt, und erschien mit Anmerkungen des Prof. Giandomenico Romagnosi und des Baldassare Poli.

Indessen kann man auch dieß Handbuch, obschon es recht schätzbar ist, kein vollständiges nennen. Einmal finden wir in Betreff der indischen Philosophie, daß Tennemann sich bloß auf die kosmologischen und theogonischen Mythen dieser Völker beschränkt, statt die Ansichten ihrer wirklichen späteren Philosophen auseinanderzusetzen. Weiter bleibt er in Betreff Englands bei Locke stehen, und verfolgt nicht die Umgestaltung der dortigen Philosophie in der Schule von Edinburg, eben so führt er die französische Philosophie nur bis Condillac, und sagt uns nichts von den philosophischen Systemen der Franzosen vom Jahre 1800 bis 1830, eine Periode, welche sowohl in der Philosophie, so wie in allen andern Gebieten so große Veränderungen aufweist. Was endlich die Philosophie in Italien betrifft, so gehen die italienischen Philosophen bei Tennemann nicht über Vico und Genovesi hinaus, und er gibt auch nicht einmal einen kurzen Abriß von den berühmten Lehrmeinungen dieser beiden ausgezeichneten Geister. Ueberdieß zeigt sich Tennemann an manchen Stellen aus übergroßer Liebe zur Kürze

mehr als Bibliograph, denn als Geschichtschreiber. Ein anderes Bedenken ist Folgendes: obschon er allerdings die Absicht hat, eine allgemeine Geschichte der Philosophie zu geben, so ordnet er nichtsdestoweniger, im Widerspruche mit sich selbst, alle Doctrinen und alle Systeme dem einzigen und alleinigen Princip der Erkenntniß a priori unter, welches er in seinen kantischen Ansichten als ein Fundamentalprincip betrachtet, das würdig sey, von der höchsten Spitze des Idealism aus als Typus des höchsten Fortschrittes zu herrschen. Aus diesen Gründen scheint mir, ermangelt sein Handbuch des Charakters der Allgemeinheit und Unpartheilichkeit.

Poli bemerkte und bezeichnete diese Mängel sehr wohl, und suchte ihnen mit seinen Zusätzen abzuhelfen, die in zwei starken Bänden 1836 erschienen. In dem ersten Supplement handelt er von den indischen, chinesischen und persischen Philosophen, mit Benützung von Quellen, die Tennemann und sein Fortsetzer Wendt allzu leichtfertig übersehen und vernachläßigt haben. Er bemüht sich darin zu zeigen, daß insbesondere in Indien zwei Schulen existiren, die der platonischen und aristotelischen entsprechen, und daß demgemäß die philosophischen Systeme wegen der Identität der menschlichen Vernunft universell sind, und sich so weit wie diese Vernunft selbst verbreiten. In dem zweiten beschäftigt er sich mit der Betrachtung der englischen Philosophen, die sich in die eigentlichen Engländer und in die Schotten und Irländer abtheilen. Zweckmäßig füllt er hier Tennemanns Lücken aus, der der Edinburger Schule keine Erwähnung thut, und auch nichts von den Irländern sagt, die mit den Schotten die Liebe zur Philosophie gemein haben. Von den englischen Philosophen läßt Tennemann die Namen von: Watts, Poley, Graham, Palmer, Butler und Davies aus, auch konnte er nicht bis zu den Zeiten des modernen Benthamism und zu dem neueren Physiologism hinabgehen, der sich in dem spiritualistischem Systeme Broughams gemildert darstellt. Sein drittes Supplement handelt von den drei großen Umgestaltungen der französischen Philosophie, nämlich von dem Eclecticism des Royer Collard und Cousins; von dem Supranaturalism oder der theologischen Schule; von dem Saintsimonism oder von der Schule des Fortschritts, die bis auf unsere Tage geht.

Nach diesen Ergänzungen des tennemannischen Handbuches blieb dem Verfasser der schwierigste Theil seiner Arbeit noch übrig, nämlich der Versuch einer Geschichte der italienischen Philosophie, für den wir ihm in der That vielen Dank schuldig sind. Der Verfasser drang zuerst

tief in das Wesen der Geschichte der Philosophie im Allgemeinen ein, indem dieß ihm mit Recht als die einzige Weise erschien, die Verhältnisse einer einzelnen Geschichte in ihr rechtes Licht zu stellen. Hierauf stellte er sich in Betreff der technischen und spezialen Geschichte der italienischen Philosophie folgende Aufgabe: welches war bei den Italienern der vorherrschende philosophische Gedanke in den verschiedenen, sowohl äußerlichen, als innerlichen Umständen, unter denen er sich offenbart hat? Um eine solche Aufgabe gehörig zu lösen, ist eine vielseitige und tiefe philosophische Fassungsgabe nothwendig; ferner werden dazu, wie jeder leicht einsieht, die genausten Studien und Forschungen in den Quellen und authentischen Originalwerken unserer Philosophie erfordert, und vor Allem in den Pythagoräern und Scholastikern; weiter muß man die italienische Philosophie im eigentlichen Sinne des Wortes von den physikalischen und mathematischen Wissenschaften genau trennen, die Epochen dieser Philosophie nach ihren inneren und äußeren Schicksalen abtheilen, hiemit eine Kenntniß der fremden Philosophien verbinden, und den wechselseitigen Einfluß der einen auf die andere und die Fortschritte, oder die Rückschritte der einen durch die andere wohl in Betracht ziehen; endlich die bürgerliche, politische und Literärgeschichte Italiens damit in Verbindung bringen, um die äußeren Umstände gehörig würdigen zu können, die so mannigfaltig auf unsere Philosophie eingewirkt haben. Auf diese Weise ausgerüstet gelang es Poli seine Aufgabe zu lösen. Seinen gelehrten Auseinandersetzungen verdanken wir Italiener das Resultat, daß die älteste philosophische Schule, auch in Rücksicht der Daten, nicht die griechische oder jonische, sondern die italienische oder pythagoräische ist. Seine Hauptresultate einzeln betrachtet, bestehen in folgenden Sätzen: daß der Pythagoräism sich als ein vollständiges empirisch-rationelles, und vorzugsweise spiritualistisches System herausstellt; daß ferner keine Dunkelheit mehr über die Erklärung der berühmten pythagoräischen Zahlen walten kann, wie dieß gleichfalls Galileo meinte; daß die Eclectiker anders der Vorwurf des Pantheism und Materialism nicht trifft, daher es auch in dieser Hinsicht nothwendig ist, daß die Schriftsteller ihre Ansicht ändern; daß die Ideen der Platoniker nichts anders als eben die Zahlen der Pythagoräer sind, und daher keineswegs dasselbe, was die von den Dingen getrennten Formen, wie es mit den Ideen des Pseusipp der Fall ist, und dieß den gewöhnlichsten Ansichten darüber entgegen; daß die Punkte Zenos anders zu erklären sind, als es von Vico geschieht; daß der alte Pythagoräism in das römische

Rechtswesen überging, so daß dieß nicht der gemeinen Ansicht gemäß als stoisch aufzufassen ist; daß die italienische Scholastik in der Grundlage ihrer Lehren nicht peripatetisch und aristotelisch ist, wie man immer geglaubt, sondern in Wahrheit pythagoräisch, dergestalt, daß von dem angenommenen Pythagoras an bis zum Schlusse der Scholastik vorzüglich in der italienischen Philosophie nur eine Fortsetzung des alten Pythagoräism statt findet, daher denn die italienische Philosophie die einzige sey, die sich eines eigenen Ursprunges und einer eigenen Schule rühmen könne; daß man in Italien das Wiederaufleben der Wissenschaften, und also auch der Philosophie nicht mit Baco und Descartes, wie es die Schriftsteller insgemein hin zu thun pflegen, sondern mit Galileo, und vor ihm mit den italienischen Philosophen des 16ten Jahrhunderts beginnen müsse; endlich daß die italienische Philosophie mehr hervorbrachte als alle übrigen, sowohl in den alten griechischen Schulen, wie auch in den neueren jeder Nation.

Unbezweifelt zeichnet sich überhaupt Poli's Geschichte durch ihren umfassenden Charakter, wie durch ihre Unpartheilichkeit der Sache aus. Seine Erwägungen sind bündig, treffend und tiefeindringend, sey es nun, daß er die Ursachen nachweist, warum der Uebergang aus einem System in das andere stattfand, oder wenn er sie auf einen gemeinsamen Einigungspunkt zurückführt, und wenn er auf die Gründe und die Thatsachen der gemeinschaftlichen Wirkung und Verbindung der Systeme hinweist, oder endlich wenn er sie mit Umsicht klassifizirt, ohne daß darunter die historische Deutlichkeit in Betracht der chronologischen Ordnung leidet.

Doch gehen wir nun zu einigen anderen über. Melchiore Gioja gab 1818 zu Mailand in zwei Bänden seine Elemente der Philosophie zum Gebrauch für Schulen mit synoptischen Tabellen heraus, 1822 seine Ideologie in zwei Bänden, und 1825 ein Werk, das den Titel führt: „Esercizio logico sulli errori d'ideologia e zoologia". Seit lange genährt und aufgewachsen in der inductiven Philosophie und in den mathematischen Disciplinen, und gewohnt, die allgemeinen Massen der Dinge zu erfassen, neigte Gioja immer zur Popularität in seinen ideologischen und logischen Doctrinen und zu dem Bestreben, den Geist der Italiener darauf hinzuweisen, dem Studium der philosophischen Thatsachen obzuliegen, und zur Geltendmachung dieser Vorschriften einer aus der Natur entspringenden Logik. Gioja war ein Empirist im höchsten Grade, da er die Philosophie darin bestehen ließ, Thatsachen zu suchen, und zu sehen, was daraus resultire. Nichts desto weniger

aber unterschied er doch die sinnliche Wahrnehmung von der Idee und dem Urtheil. Allein mit besonderer Vorliebe widmete sich Gioja den Gegenständen der Statistik, der politischen Oekonomie und Untersuchungen über das Verdienst und seinen Lohn. Und ohne Zweifel sein Werk, das 1819 in sechs Bänden unter dem Titel: Nuovo prospetto delle scienze economiche, ossia Somma totale delle idee teoriche e pratiche in ogni ramo d'amministrazione privata e publica" erschien, ist einer besonderen Beachtung werth. Gelingt es ihm auch nicht, den ökonomischen Wissenschaften jene geschlossene und vollendete theoretische Einheit zu geben, die man in diesem Gebiet verlangt, so weckte er doch die Aufmerksamkeit der Italiener und lenkte ihren Forschungseifer auf ein Studium, das früher nur auf sehr wenige beschränkt war. Verschaffte sich Gioja so den Ehrentitel eines Wiedererweckers der ökonomischen Wissenschaften, den auch die Fremden ihm zuerkennen, so erwarb er sich einen ihm ganz eigenthümlichen Ruhm durch sein Werk: Del merito e delle ricompense 1818 — 1819, zwei Bände. Schon ein anderer ausgezeichneter Italiener (der Marchese Dragonetti) sprach in einem kurzen Werklein in lobenswerther Weise von der Tugend und ihrer Belohnung, so unternahm es jedoch Gioja, von der Wichtigkeit des Gegenstandes ergriffen, eigens und mit aller Ausführlichkeit, diese erhabene Frage der gesellschaftlichen Vervollkommnung zu behandeln. Und wenn dieser Gegenstand auch umfassenderer, großartigerer und kräftigerer Ansichten fähig ist, so kann dieß von einem günstiger gestellten Geiste geschehen, der sich dabei der von Gioja gesammelten Thatsachen bedienen mag.

Auch der nicht minder bekannte Giandomenico Romagnosi behandelte die Philosophie im engern Sinne, und war ein Empirist, jedoch nicht in dem eingeschränkten Sinne, wie Gioja, dieweil er in manchen Stellen seiner philosophischen Werke solche Principien aufstellt, daß man ihn als einen rationalen Denker betrachten muß. Seine Doctrinen in Bezug auf Psychologie und Metaphysik lernen wir in zweien seiner Werke kennen; das eine führt den Titel: Mente sana, das andere: Suprema economia dell' umano Sapere in relazione alla mente sana 1827 — 2828; seine logischen Ansichten endlich hat er in einem dritten Werke entwickelt: Vedute fondamentali sull' arte logica, aggiunte alla logica pei giovanetti dell' Abate Antonio Genovesi.

Romagnosi nennt die Psychologie die Dynamik des inneren Menschen, deren Kenntniß ihm von der höchsten Wichtigkeit erschien,

indem ohne sie die Welt der unheilvollsten aller Unwissenheiten preisgegeben sey. In seiner Psychologie stellt er das denkende Ich als Schaubild und Beschauer hin, indem er es, als ein Ganzes betrachtet, als eine menschliche Persönlichkeit, in sofern es mit einem Leibe verbunden ist. Von den psychologischen Verrichtungen sind die drei hauptsächlichsten: das Erkennen, das Wollen und das Ausführen. Die Geistigkeit der Seele erprobt sich in der Empfindung von dem realen Ich als einer einigen und individuellen Substanz, und aus den verschiedenartigen Empfindungen, den vorübergehenden, den zufälligen und den unwillkührlichen leitet er die Existenz der wirklichen Dinge der Außenwelt ab, die durch ihre Einwirkung die empfindende Substanz bestimmen. Daher sind die Empfindungen die realen Zeichen, denen in der Natur die Dinge und die Seynsweisen entsprechen. Das Empfinden ist von dem Erkennen verschieden, und das denkende Princip verbindet kraft eines logischen Sinnes, der von den Anschauungen geweckt wird, das Vielfache mit der Einheit, das Einfache mit dem Vielfachen, das Allgemeine mit dem Besonderen.

Die Zweifel, die sich über sein Princip von der Causalität und den Widersprüchen erhoben, dessen er sich zum Beweis der Existenz der Körper bediente, bewogen ihn, in einem kurzen Ueberblick die Charakterzeichen, die Beweggründe, die Analogien und die Gesetze des menschlichen Wissens darzustellen. Er erschien unter dem Titel: Oekonomie des menschlichen Wissens. In diesem Briefe beabsichtigt er als Endzweck das Aeußerste der Beobachtung mit dem Aeußersten der Demonstration zu verbinden, zur Sicherstellung des menschlichen Wissens. Er sucht darzuthun, daß ein mit Gewißheit Gemuthmaßtes (un opinato certo) existirt, was zu einem unwandelbar Gemuthmaßten (opinato immutabile) werden kann. Das Wissen hat seine Lebensalter und seine Formen. Diese Alter und Formen haben ihren Verlauf, sie verwirklichen sich wie eine Reihe von Metamorphosen, und daher besteht in dem, was das Wissen der Gesellschaft befaßt, ein Leben. Dieses Leben oder diese Oekonomie des Wissens steht in ihrer Entwicklung zuerst unter der Herrschaft der Sinne, dann unter der der Phantasie, endlich unter der Herrschaft der Vernunft. Seine Abhandlung über die höchste Oekonomie des Wissens schließt mit einer historischen Anzeige der berühmtesten Lehren der neueren Zeit in Betreff der Grundlagen des Wissens selbst.

Im Gebiete der Logik haben wir die drei Abhandlungen von Romagnosi: über das Erkennen mit Wahrheit, über das Handeln mit Wirk-

samkeit, über das Beweisen mit Gewißheit. In der ersten dieser Abhandlungen definirt er die Wissenschaft als Erkenntniß (cognizione), er gibt ihre Quellen an, und als solche unter anderen die Thatsachen, die auf irgend einem positiven Empirischen, wenn es nur philosophisch ist, beruhen; er setzt das Kriterium des Wahren in das Princip vom Widerspruch. In der Abhandlung über das Handeln mit Wirksamkeit läßt er sich herbei, von der Ursache zu sprechen, indem er bemerkt, wie sie den Begriff einer Kraft einschließt, die einen Act oder eine Thatsache hervorbringt, und die es gar wohl gelingt zu beweisen und zu folgern, obschon es nicht gegeben ist, in das innerste Wesen der Dinge einzudringen. Er sucht klar zu machen, daß das System von den angebornen Ideen ohne inneren Halt ist, namentlich wegen des Princips, daß das denkende Ich Alles in sich selbst sieht und das Allgemeine von dem Besonderen ableiten kann. Indem er hierauf zur Abhandlung: „über das Beweisen mit Wahrheit" übergeht, stellt er die Idee des Beweises auf, und seiner Mittel seiner Gültigkeit in Bezug auf die Gewißheit, die Wahrscheinlichkeit und den Zweifel.

Man kann auch Romagnosi als den Begründer einer gewissen Rechtsphilosophie in Italien ansehen, und zwar wegen seinem, von Manchen geschätzten Werke: Genesis des Strafrechtes (genesi del diritto Penale), dessen Princip er in den Beziehungen suchte, wie sie in Betreff des Wesens und der wirklichen Verknüpfung der Dinge begründet sind. Dahin gehört auch sein anderes Werk über das Studium des öffentlichen allgemeinen Rechtes, zwei Bände, Mailand 1825, ferner sein Buch: Dell' indole e dei fattori dell' incivilimento, Mailand 1832, worin er im Gegensatz zu den Behauptungen der historischen Schule und zur Lehre vom Fortschritt zu zeigen sucht, daß diese Civilisation in Italien schon auf den von ihm angegebenen Basen vorhanden war. Aus diesen Werken leiten sich dann Romagnosis Theorien rücksichtlich der Moralphilosophie ab. Ihr universales Princip besteht seiner Ansicht nach in der Ordnung der Vervollkommnung, die durch das Gesetz der That auf das Princip der Erhaltung reagirt, sowohl durch Belehrung als durch Darbietung der Mittel zur Verbesserung des menschlichen Daseyns. Derselbe fruchtbare Schriftsteller gab auch in der Vorrede zu dem Werke von Cataldo Janelli: Sulla natura e necessitá della scienza delle cose e delle storie umane, Mailand 1832, eine Uebersicht der Gränzen und der Richtungen der historischen Studien. Endlich hinterließ er noch handschriftlich ein Werk, das den Ti-

tel führt: „Prodromus der gesellschaftlichen Philosophie in Bezug auf das Leben der Staaten“.

Unter dem Namen Lallebasque hat der Cavalier Pasquale Borrelli seine Einleitung zur natürlichen Philosophie des Gedankens, Lugano 1825, herausgegeben. In diesem Werke wünscht er das Studium der Philosophie der Natur mit der Wissenschaft des Gedankens verbunden, und in seinen philosophischen Studien möchte er der Weise Newtons folgen. In seinem zweiten Werke: Principii della genealogia del penseiro, drei Bände, Lugano 1832, handelte er ausführlich von der Empfindung, dem Urtheil, der Beweisführung und dem Willen. Auch ein anderes wichtiges Gebiet fand in ihm einen Bearbeiter, die Etymologie nämlich; 1834 erschien von ihm zu Piacenza sein Buch: Intorno ai principii dell' arte etimologica. Obschon er darin zunächst vorzugsweise die italienische Sprache im Auge hat, so beschließt dieß Buch doch so viele philosophische Andeutungen, daß man daraus eine psychologische Abhandlung bilden könnte. Zweierlei ist dabei sein Hauptstreben: „einmal die Grundsätze festzustellen, und zwar mit wissentschaftlicher Bestimmtheit und Klarheit, wie die Grammatik zu verfahren habe, um die Etymologien nicht nur in der italienischen, sondern in jeder anderen Sprache aufzufinden, und die Begründung dieser Erkenntniß als einer der nützlichsten und angenehmsten in allem menschlichem Wissen. Verbindet man hiemit nun noch ein verwandtes Buch, welches Giuseppe Manno 1831 in Turin herausgab, so zeigt sich, daß auch die Italiener bei den umfassenden Arbeiten unserer Zeit auf dem linguistischen Gebiete nicht unthätig waren.

XLIX.

F. von Florencourt in den Blättern für literarische Unterhaltung über Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß an die Stelle der gesunkenen Theilnahme für Kunst und Poesie das Interesse für Politik, im weitesten Sinne des Wortes, in unserem Vaterlande getreten sey, und wir uns in den ersten Anfangsstadien einer eben so tiefen als dauerenden socialen und politischen Bewegung befinden, haben die Leipziger Blätter für literarische Unterhaltung sich entschlossen, wie es scheint, eine Art politischen Cursus in ihren Spalten zu eröffnen. F. von Florencourt ward zu ihrem Sprecher ausersehen, und er hat sein Amt mit Betrachtungen über den verstorbenen König von Preußen und den Beginn der neuen Regierung eingeleitet, die, in guter Absicht geschrieben, einen allgemeinen deutschen Standpunkt in Anspruch nehmen. Gegenüber dem disharmonischen Berliner Charivarie, wie es sich in den dortigen Blättern nur zu oft hören läßt, eine ehrenvolle Stellung behauptend, sind sie daher auch uns der Beachtung werth erschienen.

Bekanntlich hat der Hofbischof und Ordensfestredner Eylert in Berlin ein Werk über den verstorbenen König begonnen, das an manchen Orten, wie es scheint, eine Aufnahme fand, wie man es kaum hätte erwarten sollen, indem selbst die Allgemeine Zeitung sich herabließ, die Verdienste des neuen Biographen anzupreisen, seine Arbeit den Gesprächen von Eckermann an die Seite zu setzen, und uns eine Probe der überraschenden Beredsamkeit, welche der Bischof seinem Herren

in den Mund legt, mitzutheilen. Das Fragment betraf, wie sich die Leser vielleicht noch erinnern werden, ein Problem, das dermalen den Scharfsinn und die geschmeidige Gewandtheit der Berliner Geister ganz besonders zu beschäftigen scheint, und welches erst jüngst in dem Munde eines königlichen Historiographen den Gegenstand einer akademischen Festrede bildete: der Beweis nämlich, daß Friedrich II. im Grunde seines Herzens ein guter Christ gewesen sey; ein Beweis, worüber der ironische Skepticism des Verstorbenen wohl kaum sich des Lächelns würde enthalten haben, hätte er der Vorlesung des gelehrten Professors in seiner Stiftung an seinem Gedächtnißtage beigewohnt.

Gegenüber der Darstellung, welche uns der salbungsvolle bischöfliche Festredner von dem Leben und Wirken des dahingeschiedenen Monarchen entwirft, wird es gewiß Manchem wohlthuend seyn, das Urtheil eines den Hofkreisen entrückten, unabhängigen deutschen Mannes zu vernehmen, der, im Volke stehend, seinem Herzen über die Einwirkung jener Regierung auf das Nationalleben Luft macht. Sein Urtheil aber ist nicht so geschmeidig, es ist streng, es ist sehr streng, ja es wird vielleicht Vielen, welche Gelegenheit hatten, Zeugen der anspruchslosen Privattugenden des dahingeschiedenen Fürsten zu seyn, allzu hart erscheinen; allein wir glauben nicht, daß es, so es ihn selbst betrifft, ungerecht ist; uns will bedünken, es sey dieß die einzige Weise, Friedrich Wilhelm III. Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn das Maaß seiner Herrschergaben als König, gegenüber einer stürmischen Zeit voll unermeßlicher, kaum lösbarer Schwierigkeiten, denen größere Geister nicht gewachsen waren, scharf geschieden wird von seinen persönlichen Absichten und Tugenden. Die Leser werden selbst urtheilen, wenn sie Florencourts eigene Worte hören. Sie lauten:

„Es ist schon oft gesagt worden und es ist wahr, daß Friedrich Wilhelm III. alle Tugenden besaß, die zur Durchführung einer einfachen, bürgerlichen Existenz erforderlich

sind. Die Eigenschaften, welche den guten, ruhigen Bürger in friedlicher Zeit machen, Thätigkeit, Pflichttreue, Ordnung und Sparsamkeit, Anhänglichkeit an seine Familie, Redlichkeit und kirchliche Frömmigkeit sprechen sich zu scharf in seinem Charakter aus, als daß auch der entschiedenste Gegner sie nicht anerkennen müßte. Trotz dieser durchaus achtungswerthen Eigenschaften war seine Regierung weder für Preußen noch für Deutschland eine glückliche. Wer wollte läugnen, daß Bedeutendes, Großes unter ihr geschah, daß eben unter ihr das Fundament zu der künftigen Geschichte Deutschlands und Preußens gelegt wurde? Aber alles dieses geschah nicht durch ihn, sondern trotz ihm, es wurde ins Werk gesetzt durch den Geist der Zeit, durch eine Menge der edelsten, genialsten Männer, welche ein günstiges Geschick unter seiner Regierung versammelte und ohne sein Zuthun durch die Gewalt der Umstände in die Mitte eines ausgebreiteten Wirkungskreises hineindrängte. Alles Große, was in Preußen geschah, knüpft sich an andere Namen als an den Friedrich Wilhelm's. Städteverfassung und Befreiung des Grundes und Bodens, neues Wehrsystem, Freiheitskriege, wissenschaftliche und patriotische Charakterentwickelung des Volks, Selbstgefühl und Gemeinsinn u. s. w., alles das entstand fast wider seinen Willen. Ueberall aber, wo diese große, welthistorische Entwickelung auf Hindernisse stieß, wo die Thätigkeit großer Männer paralysirt wurde, wo das Gegebene wieder beschnitten und genommen, wo die Bewegung aufgehalten wurde, wo Kleinmuth, Engherzigkeit, Undeutschheit die Politik Preußens bezeichnet, da tritt uns die Persönlichkeit des verstorbenen Königs von Preußen als wesentlichste Ursache mit entgegen. Nicht aus bösem Willen, nicht aus niedriger Selbstsucht — Gott bewahre! Friedrich Wilhelm strebte mit Aengstlichkeit nach Erfüllung seiner Pflicht, mit einer Aengstlichkeit, deren Leiden wohl wenige Menschen so gekostet haben, wie er, und die nur im spätern Alter äußerlich zu einer scheinbar trotzigen, entschiedenen Abgeschlossenheit überging. Aber das

höchste Unglück, was Gott über den einzelnen Menschen verhängen kann, ist, wenn er ihn an einen Platz stellt, den er nicht ausfüllen kann, wenn er Pflichten auf ihn legt, die ihn erdrücken und denen er sich doch nicht entäußern kann. Dann werden selbst seine Tugenden zu Fehlern und jede gute Absicht schlägt in ihr Gegentheil um. Friedrich Wilhelm war ein Mann des Friedens, seine Friedensliebe war durchaus wahr und aufrichtig; und eben diese Friedensliebe war doch die Ursache jener antinationalen Politik Preußens, welche es von Deutschland trennte, welche Oesterreich 1805 bei dem gerechtesten Kriege im Stiche ließ, welche zum Raube Hannovers, zum Treubruche an England verleitete, und welche endlich doch zur Schlacht bei Jena, zu einem Kriege führte, den man vermeiden wollte, und der das Reich an den Rand des Verderbens brachte".

„Friedrich Wilhelm war ein Mann, der gesetzliche Ordnung aufrichtig wollte, und dennoch artete unter seiner Regierung das lebendige, organische Gesetz in einen bloßen mechanischen todten Buchstabendienst, in eine äußere Beaufsichtigung und hierarchische Beamtencontrole aus, wodurch das Recht keineswegs immer gesichert wurde, sondern Willkühr und Nepotismus einen weiten Raum für ihre verderbliche Thätigkeit fanden. Er war ein Mann, der religiöse Freiheit und Toleranz liebte, und dennoch zählt seine Regierung mehr als ein Beispiel, wo er, eben um die Toleranz zu fördern, dieselbe hintansetzte und die religiöse Freiheit seiner Unterthanen gefährdete. Friedrich Wilhelm war durch und durch redlich und ein absichtlicher Wortbruch von seiner Seite war eine moralische Unmöglichkeit, und dennoch hat nicht leicht eine Regierung so viel Doppelzüngigkeit, so viel Wortdreherei sich zu Schulden kommen lassen, als die seinige, und das Vertrauen der Unterthanen auf die Versprechungen derselben ist selten so tief verletzt und angefochten worden. Wissenschaft, Jugenderziehung wollte er befördern und trotz aller Anstrengungen

sind. Die Eigenschaften, welche den guten, ruhigen Bürger in friedlicher Zeit machen, Thätigkeit, Pflichttreue, Ordnung und Sparsamkeit, Anhänglichkeit an seine Familie, Redlichkeit und kirchliche Frömmigkeit sprechen sich zu scharf in seinem Charakter aus, als daß auch der entschiedenste Gegner sie nicht anerkennen müßte. Trotz dieser durchaus achtungswerthen Eigenschaften war seine Regierung weder für Preußen noch für Deutschland eine glückliche. Wer wollte läugnen, daß Bedeutendes, Großes unter ihr geschah, daß eben unter ihr das Fundament zu der künftigen Geschichte Deutschlands und Preußens gelegt wurde? Aber alles dieses geschah nicht durch ihn, sondern trotz ihm, es wurde ins Werk gesetzt durch den Geist der Zeit, durch eine Menge der edelsten, genialsten Männer, welche ein günstiges Geschick unter seiner Regierung versammelte und ohne sein Zuthun durch die Gewalt der Umstände in die Mitte eines ausgebreiteten Wirkungskreises hineindrängte. Alles Große, was in Preußen geschah, knüpft sich an andere Namen als an den Friedrich Wilhelm's. Städteverfassung und Befreiung des Grundes und Bodens, neues Wehrsystem, Freiheitskriege, wissenschaftliche und patriotische Charakterentwickelung des Volks, Selbstgefühl und Gemeinsinn u. s. w., alles das entstand fast wider seinen Willen. Ueberall aber, wo diese große, welthistorische Entwickelung auf Hindernisse stieß, wo die Thätigkeit großer Männer paralysirt wurde, wo das Gegebene wieder beschnitten und genommen, wo die Bewegung aufgehalten wurde, wo Kleinmuth, Engherzigkeit, Undeutschheit die Politik Preußens bezeichnet, da tritt uns die Persönlichkeit des verstorbenen Königs von Preußen als wesentlichste Ursache mit entgegen. Nicht aus bösem Willen, nicht aus niedriger Selbstsucht — Gott bewahre! Friedrich Wilhelm strebte mit Aengstlichkeit nach Erfüllung seiner Pflicht, mit einer Aengstlichkeit, deren Leiden wohl wenige Menschen so gekostet haben, wie er, und die nur im spätern Alter äußerlich zu einer scheinbar trotzigen, entschiedenen Abgeschlossenheit überging. Aber das

höchste Unglück, was Gott über den einzelnen Menschen verhängen kann, ist, wenn er ihn an einen Platz stellt, den er nicht ausfüllen kann, wenn er Pflichten auf ihn legt, die ihn erdrücken und denen er sich doch nicht entäußern kann. Dann werden selbst seine Tugenden zu Fehlern und jede gute Absicht schlägt in ihr Gegentheil um. Friedrich Wilhelm war ein Mann des Friedens, seine Friedensliebe war durchaus wahr und aufrichtig; und eben diese Friedensliebe war doch die Ursache jener antinationalen Politik Preußens, welche es von Deutschland trennte, welche Oesterreich 1805 bei dem gerechtesten Kriege im Stiche ließ, welche zum Raube Hannovers, zum Treubruche an England verleitete, und welche endlich doch zur Schlacht bei Jena, zu einem Kriege führte, den man vermeiden wollte, und der das Reich an den Rand des Verderbens brachte".

„Friedrich Wilhelm war ein Mann, der gesetzliche Ordnung aufrichtig wollte, und dennoch artete unter seiner Regierung das lebendige, organische Gesetz in einen bloßen mechanischen todten Buchstabendienst, in eine äußere Beaufsichtigung und hierarchische Beamtencontrole aus, wodurch das Recht keineswegs immer gesichert wurde, sondern Willkühr und Nepotismus einen weiten Raum für ihre verderbliche Thätigkeit fanden. Er war ein Mann, der religiöse Freiheit und Toleranz liebte, und dennoch zählt seine Regierung mehr als ein Beispiel, wo er, eben um die Toleranz zu fördern, dieselbe hintansetzte und die religiöse Freiheit seiner Unterthanen gefährdete. Friedrich Wilhelm war durch und durch redlich und ein absichtlicher Wortbruch von seiner Seite war eine moralische Unmöglichkeit, und dennoch hat nicht leicht eine Regierung so viel Doppelzüngigkeit, so viel Wortdreherei sich zu Schulden kommen lassen, als die seinige, und das Vertrauen der Unterthanen auf die Versprechungen derselben ist selten so tief verletzt und angefochten worden. Wissenschaft, Jugenderziehung wollte er befördern und trotz aller Anstrengungen

hat er beide gefährdet und ihre natürliche Entwickelung gehemmt. Und so ließe sich ohne Schwierigkeit noch ferner nachweisen, wie alle guten Eigenschaften, aller guter Wille des verstorbenen Königs fast nur dazu gedient haben, das Gegentheil von Dem zu erzeugen, was beabsichtigt wurde".

„Doch lassen wir diese schmerzliche Kritik. Hat sein Volk unter der falschen Stellung Friedrich Wilhelm's III. gelitten, so ist er nicht minder unglücklich gewesen. Das düstere Bewußtseyn einer Aufgabe, der er nicht gewachsen war, drückte schwer auf sein Lebensbewußtseyn und machte sein Loos zu keinem beneidenswerthen. „„Mein Leben in Unruhe"", so beginnt sein Testament — ja, sein Leben war in Unruhe, in tiefster Gewissensunruhe, wie das Leben Aller, deren Aufgabe nicht in Harmonie mit ihren Kräften steht. Fürst und Volk waren unglücklich zu gleicher Zeit, aber dem letztern muß nachgerühmt werden, daß es sein Unglück mit einer Pietät, mit einer Geduld getragen, wie die Geschichte selten ein ähnliches Beispiel zeigt. Kein lautes Murren, kein Ungehorsam. Man wußte, daß der Fürst es wohl meinte, man wußte, daß er unglücklich war, und mit der edelsten Theilnahme, die den schönsten Lohn verdient, suchte man das eigene Leiden zu verbergen, um den Kummer des Fürsten nicht zu vermehren. Und als Friedrich Wilhelm III. starb, folgte ihm die allgemeine Trauer aller seiner Unterthanen ins Grab".

So weit Florencourt, der nun den Beginn der neuen Regierung als das Erwachen des Frühlings begrüßt, in dem das preußische Volk „seit langer, langer Zeit den ersten, tiefen, freien Athemzug" gethan habe.

Wenn wir an dieser wenig erfreulichen Schilderung etwas als irrig auszusetzen haben, so ist es die übertriebene Schätzung der Einwirkung zweier Persönlichkeiten auf das gesammte Volksleben, im Bösen wie im Guten. Ein Einzelner, und wäre er auch noch so sehr mit Gewalt bekleidet, macht weder den Winter noch den Frühling eines Volkes. Schuld und Verdienst theilen sich in der Regel gleichmäßiger

unter Volk und Fürst. Aber gesetzt auch den Fall, ein solcher entscheidender Einfluß bestände, welches Urtheil müßte man aber dann über ein Volk fällen, welches sich so sehr allen selbstständigen Lebens entkleidet hätte, so sehr ein Automat geworden wäre, daß es jeden Lebenshauch von oben empfienge und ohne ihn zusammensänke. Dieses Urtheil fällt aber in der That Florencourt von dem preußischen, ja von dem ganzen deutschen Volke, wenn er, die Folgen jener Regierung schildernd, spricht: „Das Lebensbewußtseyn war in den letzten Jahren immer dumpfer, immer hoffnungsloser geworden an sich selber, an seiner Zeit, an seiner Bestimmung; man hatte auf Freiheit, auf höheres menschliches Glück verzichtet. Unzählige gebrochene Herzen, erstarrte Gemüther, verdorbene Charaktere, erstarrte, in ihrer Entwickelung gehemmte Bestrebungen, verfehlte Bestimmungen bildeten damals die Bevölkerung unseres Vaterlandes. Nicht Einer, der nicht mehr oder weniger bewußt gehemmt worden wäre, der nicht Schaden genommen an seiner Seele“. Klingen diese Worte nicht wie Laute einer geheimnißvollen Märchenwelt? ist es nicht, als hörten wir die Sage von dem blühenden Leben, das von dem Spindelstiche der Alten auf dem Dachkämmerlein in langen, tiefen Schlaf gesunken sey? Ist aber unser Volk in Wahrheit so nervenschwach, so charakterlos, so aller Selbstthätigkeit baar, daß ein einziger Sterblicher solche Gewalt über es sollte üben können; in der That, dann wäre es kaum eines besseren Looses werth, und gewiß würde es nicht so bald besser werden. Was müssen das für Herzen, für Gemüther, für Charaktere, für Bestrebungen seyn, die sich unter der verhängnißvollen, allmächtigen Zauberruthe eines gekrönten Sterblichen also brechen und erstarren, sich verderben und hemmen lassen. Und zumal dann, wenn derselbe uns noch als ein wohlmeinender Mensch geschildert wird; wenn er in keiner Weise ein Mann war, dessen Geistesrichtung als eine so reiche und so eigenthümlich durchgebildete wirkte, daß sie eine hinreißende Gewalt auf seine Umge-

bung hätte üben können. Wo waren denn die Männer von geistigem Adel und selbstständiger Kraft und Hoheit des Charakters, die Männer einer bessern Zukunft, die in dieser Oede und Verlassenheit einer beklagenswerthen Vergangenheit aufgetreten wären, und einen schwachen, ängstlichen, verkümmerten Geist siegreich zu sich hinübergezogen, und ihm so als die schützenden Genien seines Volkes den Weg des Unheils versperrt hätten? Waren wirklich die Paladine jener Tafelrunde alle so klägliche Ritter, daß nur Einer zählte, und wenn er sie nicht führte, ihrer Hand das Schwert entsank? Wenn die Berliner sich für ihren Theil solche Worte gefallen lassen, so müssen wir sie im Namen Deutschlands auf das entschiedenste zurückweisen. Uns scheint, daß F. von Florencourt mit dieser Sprache, ohne es selbst zu ahnen, sein Volk als ein würdeloses, weibisches aufs tiefste entehrt. Was würde ein Engländer dazu sagen, würde sich ein Redner in dieser Weise hören lassen? Allein jene geistige Erstarrung zugegeben, daß aber an all diesem Unheil die Persönlichkeit des verstorbenen Königs schuld gewesen sey, dieß halten wir jedenfalls für eine große Ungerechtigkeit, obwohl wir leider zugeben müssen, daß in der trübseligen Schilderung selbst, neben großer Uebertreibung, auch allerdings einiges Wahre ist; aber eben deswegen können wir auch nicht in den Frühlingsgesang mit den überschwänglichen Hoffnungen einstimmen, womit Florencourt die neue Regierung begrüßt. Trägt der vorige König nicht allein die Schuld jener gerügten, charakterlosen Mattherzigkeit, jener dumpfen Erstarrung, jener kraftlosen Verkümmerung und Verkrüppelung, so ist es dem gegenwärtigen gewiß zu viel zugemuthet, wie mit einen Zauberschlag, dort, wo der Winter und der Tod herrschte, plötzlich einen blühenden Frühlingsgarten zu schaffen, wo Alles in Kraft und Jugend strahlt. Sagt aber Florencourt etwas anderes, wenn er in seinem politischen Hymnus ausruft: „Und es ist Alles anders geworden. Es frühlingt wieder in jeder Brust; längst zu Grabe gegangene Wünsche erwachen wieder, erstarrte Hoff-

nungskeime brechen wieder hervor an Gottes Lebensluft. Die Menschen schauen sich wieder an, freier, frischer, das gebückte Haupt hebt sich wieder, man sieht sich ins Auge, man fühlt sich. Alles, Alles sieht anders aus. Es sind nicht mehr dieselben Menschen, die uns auf der Straße begegnen; man geht rascher, fröhlicher, der Morgenschein der Hoffnung liegt auf allen Antlitzen, strahlt aus allen Blicken; es ist, als wenn jeden Augenblick ein unendlicher Jubel aus allgemeiner Brust hervorbrechen wollte. Selbst der mit einem Fuße im Grabe Stehende fühlt eine neue, zweite Jugend über sich ergossen, und wirft einen letzten innigen Blick nach dem hereinbrechenden Morgenrothe der Freiheit. Und wem verdanken wir diese wunderbare Umwandlung, diese gänzliche Umstimmung unseres Lebensgefühls? Wer ist es, der dieses neue „„Werde““ über Deutschland ausgesprochen? Laßt uns aufrichtig, laßt uns dankbar seyn, laßt es uns laut und unumwunden anerkennen: es ist die edle, freie, geistreiche und großherzige Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's IV. Er war der Concertmeister, der durch sein richtiges, moralisches Ohr und seinen richtigen, moralischen Takt mit einem Male wieder Einheit und Lust in das desorganisirte Orchester brachte“.

Niemand ist bereitwilliger als wir, die persönlichen Eigenschaften und guten Absichten des jetzt regierenden Monarchen anzuerkennen, Niemand wünscht es aufrichtiger, daß es ihm gelingen möge, seine schwere Aufgabe zu lösen, da es sich ja dabei nicht blos um das Schicksal von Preußen, sondern von Deutschland handelt; allein diese überschwänglichen Hoffnungen können wir nicht theilen. Der Grund der Disharmonie liegt allzutief, als daß es blos des Wechsels eines „Conzertmeisters“ bedürfte, um Alles in Wohlklang, in Wonne und Seligkeit aufzulösen. Allein eben diese unselige Verkettung der Umstände beachtend, muthe man dem Regenten nicht das Unmögliche zu, und überhaupt entwöhne man sich, Alles und Alles nur von oben zu erwarten; denn sonst müßte man einem deutschen Staatsmanne Recht geben, der den Staat in

Administrirende und Administrirte eintheilte. Leider ist es nur zu wahr, daß der Papierstaat, die große gouvernementale Administrationsmaschine unter der vorigen Regierung, minder durch die Schuld des Königs, als den Mangel an eigener Energie, immer übermächtiger jede selbstthätige Bewegung hemmte; soll es aber besser werden, so fange jeder nicht bei dem König, sondern bei sich selbst an, und sey ein Mann in seinem Kreise und unterstütze dadurch den guten Willen des Königs, statt ein müßiger Phrasenmacher und unthätiger Kritiker, alles Heil vom Throne herab zu erwarten. Florencourt hat dieß wohl gefühlt, und mit einer Naivetät, wie sie nur einem Deutschen eigen seyn dürfte, nimmt er daher auch für sich das Recht eines eigenen Urtheils in Anspruch; sich auf die bescheidene Voraussetzung berufend, daß der König von Preußen doch wohl nicht beabsichtige, für alle seine Unterthanen denken und sprechen zu wollen, wie dieß nach seiner Darstellung unter der abgetretenen Regierung der Fall gewesen zu seyn scheint. Ja, er geht noch weiter, und kündet sogleich seine Stellung als eine vorzugsweise oppositionelle an; denn trotz dem hellklingenden Lerchentriller seines Frühlings-Gesanges, womit er dem Nachfolger Friedrich Wilhelms III. entgegenjubelt, kann er sich doch nicht enthalten, zu erklären; daß der bisherige Gang dieser Regierung keineswegs seinen Wünschen entsprochen habe, und er ihren einzelnen Maaßregeln seinen vollen Beifall zolle, indem er schon beim Eingang über die neuesten Preßverfügungen sein Verdammungsurtheil spricht. Allein eben die Presse, noch mehr aber die Frage über die Lehrfreiheit und die wenig erbaulichen Verhandlungen über die Revision der Ehegesetze, hätten in ihm den Gedanken erwecken können, daß es in Preußen Disharmonien gibt, deren Lösung nicht von dem Willen des Herrschers abhängt, sondern in der Natur der Dinge, in den Beherrschten selbst begründet ist, und daher ohne eine innerliche Umwandlung sich als unmöglich erweist. Es sind eben die Früchte des ausgebildeten negativen protestantischen Princips, mit denen der König

zu kämpfen hat, und diese Erbschaft war es in viel höherem Grade, als die Persönlichkeit des vorigen Monarchen, welche jener Zeit die aschgraue Farbe lieh, und die von Florencourt gerügte „Regierungsmaxime, die alles gesunde selbstständige Leben unterdrückte, und die falsche verderbliche Erziehungsmethode, welche statt einen reichen Saamen von offener Empfänglichkeit und Liebesfähigkeit auszustreuen, den ganzen Menschen deprimirte und zerstörte, um nur einige Kopfnerven anzureizen und auszubilden“, sind aus dieser Quelle geflossen. Florencourt selbst kann sich einer Ahnung dieses tieferliegenden Grundes des Uebels nicht erwehren, wenn er von den Schwierigkeiten, welche dem neuen Monarchen sich in den Weg stellen, sprechend, sich eben nicht sehr troſtreich vernehmen läßt. Es ist „die dialektisch-kritisch verneinende Richtung, welche sich des größeren Theiles unserer wissenschaftlichen Jugend bemächtigt hat“, die ihm gar wohl bekannt ist, von der er aber nur im Vorübergehen spricht, da diese doch durch den Thronwechsel nicht neue Menschen geworden sind, sondern die alten geblieben. In erster Linie erscheint ihm dann: „Jener rohe, neidische Sansculottismus, jene bösartige Pöbelhaftigkeit, die von vornherein einen Widerwillen hat, das Höhere und Edlere anzuerkennen, und um so mehr, als es von einer höheren Stellung im Leben ausgeht. . . . Diese rohe Verworfenheit, dieses Demagogenthum“, fährt er fort, „in seiner häßlichsten Gestalt findet sich freilich bei uns Deutschen so gut, wie bei anderen Völkern, aber im Ganzen ist die Zahl doch geringe. Weit zahlreicher ist die Classe, der sich ein tiefes Mißtrauen gegen Alles bemächtigt hat, was von Fürsten und Beamten ausgeht. Und dieses Mißtrauen hat im Allgemeinen nur einen zu guten Grund. Seit hundert Jahren und länger ist das Volk auf die selbstsüchtigste Weise von der Beamtenwelt . . . . . ausgebeutet worden . . Es ist eine Thatsache, gegen die man sich nicht verblenden darf, daß das Vertrauen

schwer erschüttert, daß es vergiftet ist, und daß in diesem Augenblicke die Fürsten wegen der Sünden ihrer Väter zu leiden haben. . . . Man schenkt der Beharrlichkeit und der Kraft, die guten Vorsätze durch die geschlossene, widerstrebende Phalanx einer selbstsüchtigen, herrschsüchtigen Beamtenwelt siegreich durchzukämpfen, kein Vertrauen".

Alle diese Betrachtungen des gewiß es recht wacker meinenden Redners, dessen Wärme und rückhaltlose männliche Freimüthigkeit uns freut, dürften wohl geeignet seyn, unsere Frühlingsgefühle, hätten wir sie mit ihm getheilt, bedeutend herabzustimmen.

Nichts aber kann mehr überraschend seyn, als wenn er nach allen diesen traurigen Geständnissen zum Beschluß seiner Meditation das hohe Lied von der Hegemonie Preußens anstimmt. Er selbst scheint darüber verwundert, und fügt daher zu seiner Rechtfertigung vor den Augen des nicht minder erstaunten Lesers hinzu: „Selbst diejenigen, die sich gegen eine sogenannte preußische Hegemonie sperren und mit allen Kräften dagegen eifern, beschäftigen sich in diesem Augenblicke mit weiter nichts, als Preußen und ihre Blicke sind dahin gebannt. Sie führen dadurch, ohne es zu wollen und zu wissen, den Beweis, daß jene sogenannte Hegemonie, jene Präponderanz Preußens für die deutschen Angelegenheiten doch einmal thatsächlich vorhanden ist. Und so ist es auch". — So! — also nachdem ihr uns gesagt, das Resultat einer vierzigjährigen Regierung sey nichts anders gewesen als: unzählige gebrochene Herzen, verfehlte Bestimmungen, verderbte Charaktere, gehemmte Bestrebungen; nicht Einer sey unversehrt geblieben, der nicht Schaden genommen an seiner Seele, indem eine falsche Erziehung den ganzen Menschen deprimirt und zerstörte, nachdem ihr uns alle diese Geständnisse des eigenen Elendes, des Erstarrens und Verkommenseyns gemacht, erklärt ihr in einem Athem, statt in aller Demuth einen guten Vorsatz künftiger Besserung, dieser Erweckung von Reue und Leid folgen zu lassen, euch noch für gut und vortrefflich genug, die

Hegemonie Deutschlands zu führen. Wenn man bedenkt, wie Deutschland während mehr denn zwanzig Jahren die ungemessenen Lobpreisungen anhören mußte, womit man die vorige Regierung feierte, und Preußen als den Musterstaat aller Intelligenz und jeden Fortschrittes uns unermüdet anrühmte, und wenn wir nun das obige Urtheil, welches die edle Freimüthigkeit in diesem Todtengericht gesprochen, damit vergleichen: dann möchte sich denen, die solches erfahren, wohl eher geziemen, in zwanzigjährigem Schweigen in Sack und Asche Sühne für jene herausfordernden Prahlereien zu leisten. Ein edles Volk, dem solch ein tragisch Geschick zu Theil geworden, wird sich mit hingebendem Herzen um den schaaren, der ihm als ein Führer zu einer bessern Zukunft erscheint, und statt sich jenen Großsprechereien hinzugeben, durch Thaten das Andenken der alten Schmach vergessen zu machen streben; die Anerkennung wird ihm alsdann nicht ausbleiben.

Zum Schluß noch ein Wort über den von Florencourt geführten Beweis jener bestehenden geistigen Präponderanz Preußens. Es ist wahr, auch wir haben mehr als einmal von der gegenwärtigen Unmöglichkeit dieser preußischen Hegemonie gesprochen; wir haben wiederholt gesagt und sagen es noch: stellt erst Einheit und Einigkeit unter Euch selbst her, ehe ihr dem gesammten Vaterland als Mittelpunkt seiner Einheit, als sein moralisches Haupt dienen wollt; allein so lange eine bloße Fraction sich noch nicht einmal, trotz dem besten Willen des Königs, darüber einigen kann, auch nur den himmelschreienden Scandalen in den ehelichen Verhältnissen, den sittlichen Basen der Gesellschaft, durch ein Gesetz ein Ziel zu setzen: so lange gebt den Gedanken auf, Deutschland werde in euerer Geistesanarchie den Mittelpunkt seiner Einheit ehren, und mit bewunderender Willfährigkeit diesem tausendköpfigen Ungeheuer folgen.

Wenn wir aber von Preußen sprechend, auch zu Jenen gehörten, die von anderen deutschen Gebieten geschwiegen, oder nur einsylbig und andeutend gesprochen, so geschah dieß

keineswegs, weil wir ihre Wichtigkeit so gering angeschlagen hätten, daß es sich nicht der Mühe lohne, ein Wort darüber zu verlieren; es geschah vielmehr aus ganz anderen Gründen, die von uns selbst durchaus unabhängig sind.

Wir Deutsche haben in den jüngsten Jahrhunderten öffentliches Leben und öffentlichen Geist guten Theils eingebüßt; wir sind nur zu sehr ein kleinliches, ängstliches, philisteriges, pedantisches, höchst empfindliches Volk geworden; die freie Luft können wir, an den Ofen und die Schreibstube gewöhnt, kaum vertragen; jedes freimüthige, aus frischer Brust laut ausgesproche Wort erschreckt uns; den wohlgemeintesten Tadel nehmen wir übel; jede Begeisterung, jede freie, nicht zehnmal controlirte Bewegung scheint uns gefährlich, und fordert uns zur Bewachung auf; tausend und tausend kleine und große Rücksichten sind wir gewohnt zu nehmen; um nicht vorn und nicht hinten anzustoßen, ziehen wir es vor, uns lieber gar nicht zu rühren; wir schweigen aus Furcht mißverstanden zu werden, oder uns linkisch auszudrücken. Ist einmal in diese Stagnation ein Hauch von Leben gefahren, hat ein außerordentliches Ereigniß die schlummernden Geister geweckt, dann wird es als rathsam erklärt, sich stille zu halten, um die bedenkliche Bewegung nicht noch zu steigern; schlummert aber alles den ermüdenden, dumpfen Schlaf des alltäglichen Schlendrians, dann soll kein lautes Wort die glücklich Beruhigten aufs Neue stören, mag der Böse immerhin unterdessen auf das geschäftigste die Fundamente unserer Schlafstätte untergraben und das Dach in lichten Flammen stehen; die Sache ist uns verdrießlich, wir halten die Augen zu, und die, welche uns unsanft aufrütteln wollen, denen binden wir die Hände und schließen ihnen den Mund, und alles, was wir thun, läuft darauf hinaus, daß wir uns die steifleinerne Schlafmütze gähnend tiefer über die Ohren ziehen, unbekümmert darum, daß wir der Spott der Fremden und Vorübergehenden geworden sind. In diesen Verhältnissen, und nicht in dem von Florencourt vermutheten, liegt der Grund, warum wir uns vorzugsweise mit

Preussen, und minder mit anderen Ländergebieten des alten heiligen Reiches deutscher Nation beschäftigt haben; allein welchen Gewinn, diese von einer solchen Abschliessung und Entfremdung von allem geistigen deutschen Leben ziehen, das mögen sie aus der Deutung schliessen, welche der Verkündiger der preussischen Hegemonie unserem Schweigen unterlegt. In der That in der Politik ist das Schweigen nicht selten verderblicher als der Tadel; denn es kömmt einer moralischen Vernichtung gleich, während es das Zeichen ruhiger, ihrer selbst bewußten Kraft ist, wenn man neben verdientem Lobe auch wohlgemeinten Tadel zu ertragen und zu nutzen weiß, statt ihn mit dem Interdict zu belegen.

L.

Englische Zustände.

Revolution und Reform.

(Fortsetzung.)

(Siehe 9. Band S. 273 bis 292 und 388 bis 400.)

Die Engländer gelten in ihren Augen und in der öffentlichen Meinung für das freieste Volk Europas. Mit Stolz und Eifersucht weisen sie auf die habeas corpus Acte, die schon mehr als ein Jahrhundert vor Erstürmung der Bastille allen lettres de cachet ein Ziel setzte. Dieser Grundstein der englischen Verfassung, wie sie Blackstone nennt, ist jedoch aus einer Periode, wo man die Modificationen der englischen Verfassung noch nicht nach einem Partheizwecke, der Ausschliessung der katholischen Dynastie, einrichten zu müssen glaubte. In der nachfolgenden Periode, unter der Herrschaft eines Geschlechtes, das mit dem Bestand des Protestantismus unzertrennlich schien, ward nicht nur dieser Grundstein der engli-

schen Freiheiten nach Willkühr beseitigt, nach dem Gutdünken eines Ministers die Acte für sieben Jahre, für ein Drittheil des Reiches, für Districte suspendirt, sondern man verwickelte sich auch sonst in die grellsten Widersprüche. Einerseits ward durch die Bill of rights (3. Febr. 1689) dem Könige durch einen Staatsvertrag die Macht genommen, ohne besondere Genehmigung des Parlaments neue Gesetze zu geben, vorhandene abzuschaffen, zu suspendiren, sowie ein stehendes Heer im Frieden zu unterhalten. Andererseits nahmen die englischen Politiker in demselben Jahre keinen Anstand, den Inbegriff der königlichen Macht in die folgende merkwürdige Definition einzuschließen: Rex est pontifex maximus, summus regni custos, ultimus regni haeres*), omnipraesens, omnipotens, infallibilis. In Gemäßheit des Thronwechsels sollten von nun an auch alle Parlamentswahlen frey seyn; allein die damals siegende Parthei begann ihre Herrschaft mit Ausübung einer solchen Bestechlichkeit, daß, wie später Wilkins richtig sagte, das Unterhaus die feilste Versammlung in Europa war, und nur wer mehr bieten konnte, den Sturz jener Parthei herbeizuführen hoffen konnte. Es war ferner bestimmt worden, das Parlament sollte alle drei Jahre gewählt werden; allein schon im Jahre 1715 ward zum Besten der Machthaber beschlossen, statt drei Jahre, je sieben festzusetzen. Einer der Hauptpunkte der Freiheit jedes Volkes, und worauf die Engländer mit Recht besonderen Nachdruck legten, das Selbstbesteurungsrecht, ist, wie dieß gegenwärtig auch in den Continentalstaaten immer mehr zu Tage tritt, durch die Masse und Höhe der indirecten Steuern eine Fabel geworden. Ja man muß selbst zugestehen, daß die freie Verfassung der Engländer keineswegs um ihrer selbst willen entstanden ist, sondern um einer Parthei die Herrschaft, die Regierung des Landes, den Sieg über die übrigen Partheien zu verschaffen.

---

*) Hierin lag für Wilhelm III. eine besondere Wahrheit, indem er jedenfalls die letzten Ansprüche auf den Thron hatte.

Eben deshalb war es auch ganz unausbleiblich, daß damit ein solches Gewebe von Ränken, Hinterlist, Gewalt, Lüge und Bestechung emporkam, welches die wahren Interessen der Nation vernachlässigte, und so lange Partheizwecke verfolgte, bis endlich durch die Höhe der Staatsschuld und der öffentlichen Lasten der Versuch nothwendig wurde, auch die amerikanischen Colonien der Besteurung zu unterwerfen. Das System, welches diese Provinzen als Versorgungsanstalten für die Söhne der Aristokratie betrachtete, sollte geändert werden: die Colonien sollten in eine Versorgungsanstalt für den Staat selbst verwandelt werden. Der nordamerikanische Krieg brachte aber die große innere Veränderung hervor, daß er in der Nation selbst das Gefühl mannigfacher Reform erzeugte, das Schicksal der Katholiken und Dissenters linderte, und als das Streben nach Reform endlich so groß geworden war, daß es nur durch den Revolutionskrieg aufgehalten werden konnte, entstand als äußerste Folge aus ihm die Nothwendigkeit, entweder das Unterhaus zu reformiren, oder die ganze Verfassung umzuändern. Allein zu dieser Bewegung hatte sich unerwartet eine andere und so unabweisbar gesellt, daß die Regierung, sie mochte wollen oder nicht, zuerst noch jenen Lieblingsgrundsätzen entsagen mußte, auf welche Wilhelm III. das Uebergewicht der Engländer in Europa begründet hatte — die ausschließliche Bevorrechtung des Protestantismus in den drei Reichen. Man hatte gehofft, durch die Unionsacte zwischen Irland und Großbritannien (2. Juli 1800) jedem weiteren Drängen Schweigen gebieten zu können. Allein die Ungerechtigkeiten der frühern Zeit waren so schreiend, das Schicksal der katholischen Irländer so entsetzlich, die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche auf größere Freiheiten so außer allem Zweifel, daß sie unter den Protestanten selbst Vertreter fanden. Jedoch erst, als sie eine gebieterische Nothwendigkeit geworden und Irland mit Aufruhr drohte, als es sich nicht mehr darum handelte, ob sie zulässig sey oder nicht, sondern als sie unabweisbar und durch die Stimme

des Volks geboten war, erfolgte — allein nicht aus einem Rechtsgefühle, sondern nur aus politischer Nothwendigkeit — das Gesetz über die Erleichterung der Rechte englischer Katholiken. 25. April 1829.

Es war das Vorspiel zur Reform des Parlamentes. In England, sagt ein gründlicher Kenner englischer Verhältnisse*), hatte die ganze Nation, im Gedränge großer Unternehmungen, alle von Principien abgeleiteten Fragen aus dem Gesichte verloren. Sie ward durch die Entwicklung aller individuellen Kräfte, die sich auf den Erwerb beziehen, durch den Reichthum, die gränzenlose Privat- und öffentliche Verschwendung und durch das Bewußtseyn der Nationalgröße und Ehre vollkommen befriedigt. Endlich aber, nachdem sie mit allen diesen gefährlichen Genüßen übersättigt war, und nach dem Frieden von 1815 der schreckliche Tag erschien, da allenthalben Rechnung gezogen werden mußte, traten die Resultate so vieler Anstrengungen in das hellste Licht. Es zeigte sich, daß England durch das Uebermaaß seiner Kräfte und den Mißbrauch derselben in die gefährlichste Lage gestürzt war. Schon von dem Ende des siebenjährigen Krieges an (1763) hatten mit dem Reichthume und der Macht auch die Bedürfnisse des Ganzen und der Einzelnen, Schulden und Auflagen, Noth und Uebermuth in gleichem Grade zugenommen. Durch die Kriege gegen die französische Revolution und gegen Napoleon war aber Alles über jedes Verhältniß hinausgetrieben. Einige einsichtsvolle Minister (Huskisson und Robinson) suchten durch ein verständiges Finanzsystem zu helfen. Es ergab sich aber bald, daß hierin eine unbedeutende Hülfe gegen den Druck der Zeiten liege, und daß dem Finanzminister auch sogar in seiner eigenen Verwaltung die

*) L. Porchester's Aufenthalt in Spanien während der Revolution d. J. 1820. Aus dem Englischen übersetzt mit Bemerkungen über die neuesten Ereignisse in England v. A. W. Rehberg. Braunschw. Vieweg 1834. S. 124.

Quellen des Uebels unzugänglich waren. Eine gränzenlose Verschwendung der öffentlichen Gelder, und Mißbräuche aller Art herrschten in jedem Zweige des Haushaltes, und die Habsucht hatte alle Theile des Staates ergriffen. Seitdem Untersuchung, Prüfung und Verbesserung an der Tagesordnung sind, ist alles dieses klar geworden, daher denn auch die Hoffnung und das Bestreben, die Reform auch in andere Zweige auszudehnen: und nun erstaunt man über die Summen, welche dem Volke von der Staatsverwaltung, und noch mehr von den Einzelnen, von allen Seiten, unter dem Vorwande ihrer eigenen Bedürfnisse, von Beamten und Rechtsgelehrten abgepreßt wurden. Kein Minister durfte es wagen, dieses Unwesen ernstlich anzugreifen; denn die Fortdauer der allgemeinen Plünderung war die Bedingung, unter der ihm gestattet ward, zu regieren. So entstand ein Kreislauf der Verderbniß. Verschwendung und Mißbräuche mußten als heiliges Herkommen geschützt werden, um diejenigen zu befriedigen, von welchen die Mehrheit im Parlament abhing: und eine solche Mehrheit mußte durch alle jene Mittel geschaffen werden, um das ganze verderbliche Gewebe der Verschwendung und der Mißbräuche aufrecht zu halten. Je weiter sich dieses verbreitete und je mehr die Clientel der Minister zunahm desto mehr gewann im Grunde nur die Parthei, welche die Regierung durch ihren Einfluß auf die Wahlen in Abhängigkeit von sich zu erhalten vermochte; die Krone selbst war dadurch unter eine Art von Vormundschaft gefallen; denn es konnte sich ihr Niemand zum Minister anbieten, ohne Genehmigung jener Parthei, die das Parlament mit so vielen sichtbaren und verborgenen Fäden nach Gefallen leitete. Unter den Wenigen, welche sich dieser übermächtigen Parthei geneigt zu machen wußten und sich ihr unbedingt unterwarfen, mußte der König seine Rathgeber und Diener wählen".

Dahin war es gekommen, als um das Jahr 1782 von einer Parthey eine allgemeine Reform des Wahlsystems verlangt

ward, Torys und Whigs sich dagegen vereinten, und der große Haufe des Volkes die Sache selbst mit Gleichgültigkeit aufnahm. Pitt selbst erdrückte zuletzt die Parthei derjenigen, welche eine Veränderung der Verfassung wünschten. Jetzt aber traf die siegreiche Parthei die Nemesis von Irland, das sie durch ihr Unterdrückungssystem seit 1688 für politisch todt gemacht zu haben hofften. Erst mußte England die bisher behauptete Suprematie des Protestantismus mit einem Systeme vertauschen, das auf den Grundsätzen größerer Gleichheit der Confessionen beruhte; damit aber legte es selbst Hand an, denen die politische Suprematie zu entreißen, welche sie durch das frühere System gewonnen und in seinem Geiste behauptet hatten. In England verlangte die Masse des reichgewordenen Volkes, die Fabrikanten, die Manufacturstädte größeren Antheil an der Repräsentation, und die Sache kam endlich zum Ausbruche, als der Herzog von Wellington als Chef des Ministeriums erklärte, er wolle keine Reform. Eine Parthei des Adels erkannte, man müsse sich an das Volk anschließen und eine Reform des Unterhauses einleiten, um die Constitution gegen eine radicale Umgestaltung zu schützen; endlich fühlte der König selbst, daß jetzt oder nie die Monarchie von den ererbten Fesseln einer Partheiregierung befreit werden müsse. Die Reform des Parlaments ward eingeleitet und erfolgte den 25. Juni 1832.

Es war ein bedeutendes Argument gegen die Ansicht von der großen Freiheit des englischen Volkes, als jetzt nachgewiesen wurde, daß von 513 englischen Stellen im Unterhause nur 70 durch unverfälschte Volkswahl, sechs Siebentel aber durch aristokratischen Einfluß oder Erkaufung von Stimmen besetzt wurden. Man entzog nur 56 Wahlflecken das Stimmrecht, theilte es bevölkerteren Städten zu, und beschränkte den Einfluß des Adels, ohne jedoch den des Volkes auch nur nach Gebühr zu erhöhen. So schwanden die Besorgnisse der Conservativen vor einem Siege des Demokratismus; allein obwohl man bekannte, „daß das neue Parlament seine Unab-

hängigkeit von dem Willen einzelner Versammlungen und anderer Volksvereine zu bewahren gewußt habe" *), so mußte doch bald die Spaltung zwischen denjenigen, welche eine weitere Reform der Verfassung und Jenen, die dieselbe beschränkt wissen wollten, eintreten. Man hatte von den Tories die Genehmigung ertrotzen müssen; dieser Umstand machte sie so unpopulär, daß sie bis 1841 nicht mehr zum Ruder gelangen konnten. Eben dieser Umstand hielt aber auch eine gewaltsame Erweiterung der Reform auf, indem die Männer des Vertrauens die Gewalt hatten, und eben dadurch auch den Strom mannigfaltig zu hemmen vermochten, der sonst überfluthet wäre.

Es ist, da die Partheien so unmäßig übertreiben, schwer geworden, in Betreff der Reformverhältnisse den wahren Zustand der Dinge darzustellen. Es gelang der Regierung, die sogenannten Chartisten, welche von einer außerordentlichen Erweiterung der Constitution die Abhülfe aller Leiden des Volkes erwarteten, und bald in die wildesten Uebergriffe ausarteten **), zu bezwingen; allein die Lage Englands hat sich seitdem auf eine Weise verändert, die nicht in jeder Beziehung das Heil des Staates begründen dürfte. Als durch Abtretung des Tory-Ministeriums die Whigs zur Regierung kamen, schien ihnen nichts so am Herzen zu liegen, als Herabsetzung der Taxen, Erhaltung des öffentlichen Credits, Gewinnung eines Ueberschusses der Einnahmen mittels einer strengen Oekonomie, und die allmählige Liquidirung der Nationalschuld ***). Statt dessen aber trat im Staatshaushalte ein Deficit ein, das in den letzten fünf Jahren 7,500,000 Pf. St. betrug; die Nationalschuld ward um 110,000 Pf. jährlich vermehrt, und der Einfluß der (whigischen) Aristokratie

---

*) Rehberg S. 139.

**) Mittheilungen eines Naturforschers über England, Basel, 1842.

***) Siehe the Whig dissolution in Blakwoods magazine. Juli 1841.

zuletzt noch dadurch wieder hergestellt, daß die jüngeren Zweige des Adels Aemter und Besoldungen im Betrage von einer und einer halben Million Pf. St. sich verschafften.

Man versprach sich von der Reform-Bill Heilung aller Gebrechen, Harmonie der Legislatur mit der Masse der Communen, Ausgleichung der Ansprüche des Volkes mit denen der bestehenden Verfassung; man glaubte es würde für die Armen, wenn auch nicht Ueberfluß, doch eine gerechte Behaglichkeit erfolgen. Eine völlige Einheit des Gefühles, der Interessen und der Wünsche würde sich unter den verschiedenen Klassen der Gesellschaft kund thun. Allein das Schwanken der Verhältnisse, die Ungewißheit der Lebenszustände ward eher vermehrt als vermindert; die politischen Leidenschaften erwachten und erreichten einen lange nicht gekannten Grad, die arbeitenden Klassen geriethen in offene Feindschaft mit der Regierung; ein allgemeines Mißvergnügen und ein fruchtloses Sehnen nach einer idealen und unerreichbaren Vollkommenheit bemächtigte sich ihrer, ein Taumel, der zu Excessen führte und während Irland ruhig ward, die Regierung zwang, die Streitmacht in England um ein Bedeutendes zu vermehren; Bristol und Nottingham sollten den Flammen übergeben werden; Birmingham und Newgate retteten sich mit Noth vor Brand und Plünderung, und England stand damals wiederholt auf dem Punkte, fast allgemeinem Blutvergießen anheim zu fallen.

Anstatt aber die Reform auf den Punkt zu lenken, wo es vor Allem Noth that, verfiel die Regierung ähnlichen phantastischen Ideen, gleich jenen, welchen das niedere Volk anheimfiel. Einerseits von übertriebenen kosmopolitischen Ideen und andererseits von den Doctrinen einer revolutionären Politik geleitet, unternahm die Regierung, nachdem die Reform des Parlamentes gelungen, die Sclavenemancipation in Westindien. Man ging von dem unerwiesenen Satze aus, daß die Arbeit der Freien unendlich wohlfeiler sey, als die der Sclaven; Industrie, Wohlfahrt und Frieden meinte man, müß-

ten die unausbleiblichen Segnungen einer solchen Maaßregel seyn. Namentlich hoffte man aber, daß die Zuckercultur sich besonders heben werde. Man verwandte 20 Millionen zur Entschädigung für die Pflanzer, ärndtete aber nur die traurige Erfahrung, daß Arbeit und Ertrag seitdem um ein volles Drittheil ab *), und der Preis des Zuckers um eben so viel zunahm, so daß das englische Volk für seinen Zucker 2 bis 3 Millionen Pf. St. jährlich mehr zu bezahlen hatte. Anstatt daß aber hiedurch der Sclavenhandel aufgehört hätte, stieg er von 100,000 bis 190,000 selbst bis 300,000 Sclaven, und verloren dabei noch Hunderte von Europäern, die man als Anbauer nach Westindien lockte, und Tausende von Culies ihr Leben, ohne daß für die Civilisation der Afrikaner eine besondere Frucht erfolgt wäre.

Viel näher wäre es unstreitig gelegen, auch der Masse unglücklicher Irländer die Wohlthaten der Durchführung eines freisinnigen Systems, nicht blos durch Einräumung politischer Rechte, welche Tausende von ihnen in ihrem Leben kaum jemals genießen werden, sondern durch Verschaffung einer auch nur halbwegs angenehmen Existenz genießen zu machen. Ja ein Berg von Reformen, die noch gar nicht berührt wurden, wartete ihrer in England selbst, wenn sie sich vielleicht nur aus Mangel an Beschäftigung mit Regulierung der Sclavenverhältnisse abgegeben hätten **). Dazu gehört vor

*) Der Boden Westindiens ist jedoch so ausgesogen, daß diese Besitzungen auch ohne die Emancipation der Sclaven und trotz der höchsten Schutzzölle ihrem vollständigen Ruin entgegen gegangen wären. Freilich ist damit noch nicht gesagt, daß das neue System ihnen aufzuhelfen vermöchte.

**) Man kann es jetzt als eine ausgemachte Wahrheit betrachten, daß die englische Regierung zu diesen gewagten Maaßregeln in Westindien durch die Umtriebe der verschiedenen protestantischen Religionsvereine gezwungen ward, und andrerseits diese denjenigen englischen Staatsmännern in die Hände arbeiteten, welche durch Emancipation der Sclaven und Aufhebung des Sclaven=

Allem die englische Rechtspflege, welche wie ein nagender Wurm an dem Mark der Nation zehrt. Das ganze gemeine Recht, dessen Aussprüche in tausend Fällen des menschlichen Lebens so tief eingreifend sind, beruht auf einem in Acten begründeten Herkommen und der Autorität unverfälschten Gedächtnisses vergangener Dinge. Noch existirt keine von dem Staate beglaubigte Sammlung der Vorschriften und Entscheidungen des gemeinen Rechts, und schon zu Blackstone's Zeiten reichten zwanzig Jahre emsiger Forschung kaum hin, um eine vollständige Kenntniß der richterlichen Entscheidungen bei einzelnen Vorkommnissen zu erwerben. So kömmt es, daß der Ausspruch des Lordkanzlers Jakobs I., des als Regenerator der philosophischen Wissenschaften hochberühmten Baco's, noch für unsere Zeiten gilt: die englischen Gesetze unterlägen großer Unsicherheit, durch Verschiedenheit der Auslegungen; endlosem Verzuge und unberechenbaren Winkelzügen. Hieraus entsteht von selbst, daß, wer nicht großes Vermögen um die Proceßkosten zu bestreiten und noch größere Zeit hat, um den endlosen Ausgang zu erwarten, lieber Alles erträgt, um nur Processe zu vermeiden. Andrerseits ist die Androhung eines Processes ein wirksames Mittel, einen schüchternen Gegner zu entwaffnen und zu bedrücken. Die Rechtshändel vermehren sich, weil auch die ungerechteste Sache bei der Unbestimmtheit des Rechtes mit Hülfe eines intriguanten Advocaten glücklich hinausgesponnen werden kann *). Der Streitsüchtige wird bewaffnet, der Bedrückte ermüdet und der Richter zur Willkühr verleitet. Die Krankheit der Vervielfachung der Gesetze, in den Continentalstaaten so herrschend, und von Schwachköpfen als Beweis einer guten Justiz betrachtet, hat sich auch

handels die Plantagen in den südlichen Staaten der Union zu Grunde zu richten hoffen. Man sehe darüber den II. Bd. von Lester: The glory and shame of England. London 1843.

*) Vergleiche die einschlägigen Schilderungen in Dickens Romanen, vorzüglich im Pickwiker-Club.

nach England gezogen und dort ihre Früchte so reichlich getragen, daß die Pflichten eines Friedensrichters aus einem dünnen Duodezbande in fünf Octavbände von 1100 Seiten angewachsen sind. — Zu diesem, was über das gemeine Recht gesagt werden muß, kömmt aber erst noch das sogenannte statutarische Recht, welches aus der zahllosen Menge der Parlamentsacten entstanden ist und fortwährend noch vermehrt wird. — Wer vermag diese zu übersehen, und welchem Unfug wird nicht hiebei Thür und Thor geöffnet?! Wie das Finanzwesen in Frankreich, ist das Rechtswesen in England mit seinen Formularen eine Art von unantastbarem Heiligthume geworden, bei dessen Berührung Tausende von Interessen beleidigt, Tausende von Personen gekränkt und deren Zeter so laut werden würde, daß ihn kein Ministerium zu ertragen vermöchte, besonders da auch hier die Corporationen, in deren Händen Erziehung der Juristen und Ausübung der Justiz liegt, nachdem sie den Mißbrauch verjähren ließen, eine Reform mehr aufzuhalten, als zu befördern gewillt seyn dürften. Als aber das Ministerium die Reform durch Modification der Korngesetze fortführen wollte, erlitt es die Niederlage, welche seinen Rücktritt veranlaßte. Es war dieß nicht nur eine Ministerialfrage, es war eine Handels- und Landesfrage zugleich, ein Conflict zwischen den Interessen der Grundbesitzer und der Kaufleute. Der alte Kampf, der schon bei der Reformbill aufgetaucht war, zwischen der Mittelklasse und der Aristokratie, ward erneut; allein dießmal waren die Massen sowohl der Landarmen *) als der Fabrikarmen noch viel mehr betheiligt. Seit dem unterdessen erlassenen Armengesetze sind die Armen noch inniger an das Geschick der Manufacturen und des Handels geknüpft, der Aristokratie noch mehr entfremdet worden. Die Handelsleute verwiesen ihre Arbeiter, wenn sie Erhöhung des Lohns verlangten, auf die

*) Wir entlehnen diesen Ausdruck, den wir für bezeichnend halten, der deutschen Vierteljahrsschrift.

Korngesetze hin, die den Handel beschränkten und den Betrieb verringerten und somit eine Erhöhung des Lohnes nicht gestatteten. Die Landleute aber, die schon jetzt mit Schelsucht auf den höhern Taglohn der Fabrikarbeiter sehen, werden, wenn dieser Lohn noch vermehrt werden sollte, Gleiches für sich in Anspruch nehmen. Die Grundbesitzer, hiedurch in die Enge getrieben, machten andererseits geltend, wie durch größere Einfuhr des fremden Korns der heimische Markt zerstört werde, indem dadurch die Pächter arm würden. Was man nun auf der einen Seite gewonnen, ginge auf der andern verloren. Mit dem Aufhören der Wohlfahrt der Pächter gehe aber auch die Verminderung des Absatzes der Fabrikate Hand in Hand, der jetzt auf 100 Millionen Pf. St. sich belaufe. Werde das Brod durch die Korneinfuhr wohlfeiler, so müsse auch mit dem wohlfeileren Brode der Arbeitslohn sinken. Wenn aber Alles im Preise sinke, was solle dann aus der ungeheuern Nationalschuld werden, was aus der Masse der Privatschulden, durch die jedes Individuum im Lande berührt werde? Wenn Preise und Lohn um die Hälfte sänken, steige die Schuld um eben so viel; es drohe dann die Crisis der Jahre 1819 und 1826 aufs Neue, und dann würden die großen Fabrikanten am meisten darunter leiden, und damit auch die städtische Bevölkerung, welche sich ihrer Leitung am meisten hingegeben habe *).

Nun ward aber den Fabrikarbeitern bei Arbeitsstillständen durch das neue Armengesetz eine nicht unbeträchtliche Unterstützung entzogen, die sie in dem früher bestandenen gefunden. Während einerseits den schwer belasteten Gemeinden eine Erleichterung zu Theil wurde, verfielen die Betheiligten einem Loose, welches ihnen die Wohlthat der Gesetzgebung der ärgsten Beeinträchtigung gleichstellte. Die Männer wer-

*) Blackwood Magazine Juli 1841. The Whig dissolution, und: Einige Beiträge zur Kenntniß des jetzigen Englands. Deutsche Vierteljahrsschrift 1842, Nro. 17.

den von den Frauen, die Kinder von den Aeltern getrennt, einem Helotismus, dem drückenden Gefühle preisgegeben, daß in ihrer Heimath nur der Reichthum frei mache, Armuth aber das größte Elend sey. Ein Sechstel der Bevölkerung Englands sollte aber in dieser Calamität begriffen seyn. Diese Massen sind durch neue politische Ideen, durch die Unbehaglichkeit ihres Zustandes, ihre zum Theil grausenhafte Immoralität furchtbar aufgeregt worden. Wer wird alle diese Dilemmas zu lösen, diese streitenden Bedürfnisse zu stillen, die entgegengesetzten Interessen auszugleichen im Stande seyn?

Die Stellung, welche Peel den Whigs und den Tories, den Chartisten und den Grund- und Fabrikbesitzern gegenüber, im Angesichte so vieler innerer und äußerer Zerwürfnisse eingenommen hat, ist eine großartige, bewunderungswürdige; sie erinnert an den „Piloten", der mit starkem Arme der Revolutionsfluth widerstand. Peel hat es versucht, die wichtigste aller politischen Fragen Englands, die Kornfrage, so zu lösen, daß, was unabweisbar war, für den Augenblick geschah, und der Zukunft eine weitere Entwicklung, eine Ausgleichung der streitenden Interessen vorbehalten ward. Freilich sind für die Gegenwart die Nachtheile seiner gleitenden Scala so hervorgetreten *), daß die Vortheile derselben beinahe verschwanden, und Peel vielleicht selbst in nächster Zeit zu Abänderungen seines Systems getrieben werden wird. Allein immer ist damit viel gewonnen, daß der Zukunft etwas vorbehalten werden konnte; daß bisher der Geist der Mäßigung noch so die Oberhand gewann, daß die wichtigste aller Maaßregeln auf dem Wege der Reform, und nicht der Revolution begonnen und fortgeführt werden konnte. England hat in seiner Geschichte die großartige Eigenthümlichkeit gezeigt, daß die größten Verlegenheiten, welche sich seinen Staatsmännern entgegenstellten, häufig ganz unerwartet wieder verschwanden. Es hat dieß seinen Grund in einer der merkwürdigen Eigenschaften

*) Siehe die Darstellung in dem Auslande 1842, Nro. 342.

der unverwüstlichen, angelsächsischen Race, die zwar auf das festeste auf dem besteht, was sie für Sache des Rechts und der Nothwendigkeit erkennt, aber auch die persönlichen Ansprüche auf die Seite zu stellen weiß, wenn es sich um das Wohl des sonst gefährdeten Ganzen, um die Aufrechthaltung Altenglands handelt. Es ist etwas Rührendes und in ihrer Einfachheit Unwiderstehliches in jenen Berichten gewesen, die vor nicht zu langer Zeit über das Elend der untern Klassen Englands auf den Continent gelangten: „Noch nie waren Engländer in einen solchen Abgrund hoffnungsloser Armuth gestürzt, und nie haben Engländer dieselbe mit solcher Resignation, Festigkeit und Ruhe ertragen. Es ist hart, aus Mangel an Brod zu Grunde zu gehen, rief einer dieser braven Leute aus, als ein Magistrat ihm vorstellte, wie er kein Brod stehlen dürfe. Lange hatte er diesen Mangel schon gefühlt, ehe er die Hand darnach ausstreckte, und als es geschehen war, übergab der, der es that, im Gefühle der Ungesetzlichkeit seiner Handlung wie des Grundes dieses Uebels sich ohne Widerstand den Händen der Gerechtigkeit“ *).

Daß aber nicht Alle so denken, ist bekannt, und es genügt in dieser Beziehung das wenig gekannte Zeugniß eines Mannes, der, selbst ein geborner Engländer, mit ruhigem Blicke die Geschichte unseres Jahrhunderts studirte: Alisons, welcher in seiner history of Europe von 1789 bis 1815 Englands Unabhängigkeit im Innersten bedroht glaubt **). Die beständige und ununterbrochene Zunahme von Verbrechen, die keine Wachsamkeit der Gesetze aufhalten, keine geistige Cultur vermindern kann, erscheint ihm als ein beunruhigendes Symptom einer seinem Vaterlande so drohenden Gefahr, daß er meint, der Untergang des alten freien Englands müsse in nicht zu langer Zeit erfolgen; er werde durch die Vernachlässigung der Nationalvertheidigung und der ungeheuren Na-

*) The Atlas. Jan. 1842.

**) Bd. VII. p. 11.

tionalschuld geradezu unaufhaltsam. Eine solche Behauptung aus dem Munde eines Mannes, dem selbst seine Gegner weder bedeutende Talente, noch ausgebreitete Kenntnisse, noch Ruhe des Gemüthes absprechen können, hat ein gewisses Gewicht. Allein nichts dessenohngeachtet haben auch jene Recht, welche auf die elende Leitung des Krieges vom Jahre 1793 bis 1799, auf die gleichschlechte Administration während des nordamerikanischen Krieges, und daneben auf die Aufrechthaltung Altenglands, auf die in jener Zeit erst um 100 Mill., dann um 150 Mill. vermehrte Nationalschuld, und daneben auf die Thatsachen hinweisen, daß fünfundzwanzig Friedensjahre genügten, um Reichthum, Bevölkerung und Hülfsquellen des brittischen Reiches auf einen nie geahndeten Grad zu steigern; um die Bevölkerung fast um die Hälfte zu vermehren, die Aus- und Einfuhr zu verdopeln, das Tonnengewicht der Handelsflotte und den Ackerbau gleichfalls beinahe um die Hälfte des vorigen Bestandes zu vermehren. Im Anblicke dieses schwellenden Reichthumes scheint daher die Behauptung nicht so ungegründet *), es trage England an seinen 800 Millionen gegenwärtig nicht so schwer, als es ein Jahrhundert früher an der Schuldenlast von 80 Millionen getragen. Und wenn auch vielleicht schwere Opfer nothwendig werden dürften, so liegt in dem angelsächsischen Blute ein zu großer Kern von Kraft und Stärke, als daß 20 Millionen Menschen durch 150 Jahre von Ruhm gegen Außen und Freiheit im Innern gekräftet und gekernt, sich durch pecuniäre Verlegenheiten aus ihrem europäischen Range vertreiben lassen würden **). Wer wird auch läugnen wollen, daß wie bei Einzelnen, so auch bei ganzen Völkern in großen Crisen zuletzt doch immer die bessere Natur den Ausschlag gibt. Hat sich China nach tausendjährigem Abschlusse endlich eröffnen müssen, so wird die politische Schranke, welche schon in der letzten Zeit für den

*) Edinb. Review CLIII. Oct. 1842. p. 37.

**) Edinb. Rev. l. c. p. 39.

beschränkten und erstarrten Anglicanismus nur mehr eine schwache Stütze war, gleichfalls immer mehr sich lösen müssen. Noch hat England Kraft genug, sich aus sich selbst zu regeneriren, und man hat deshalb nicht Noth, zur sogenannten Congregation des Continents seine Zuflucht zu nehmen, und der Einwirkung materieller Mittel zuzuschreiben *), was das Ergebniß eines natürlichen, innern Processes ist.

Niemand kann läugnen, es hat England, Europa gegenüber, eine unermeßliche Schuld auf sich genommen, und wenn es in der Absicht der göttlichen Vorsehung liegen sollte, da und dort dem selbstsüchtigen Wirken dieses Staates entgegenzutreten, so mögen die Freunde des Rechts und gemäßigter Freiheit sich nicht weniger freuen, als wenn der Tyrannei der Völkerzertreter ein Ziel gesetzt wird. Als nach dem Sturze Napoleons die drei siegreichen Monarchen des Continents den heiligen Bund schloßen, und die Durchführung christlicher Principien vorzüglich zur Bändigung der Revolution, die den besiegten Corsen auf den Thron erhoben, und jener phantastisch=politischen Gesinnung, die sich in der letzten Zeit des Kampfes besonders in Folge der Aufstellung der spanischen Constitution kund gegeben hatte, gegenseitig versprachen, so schied sich England von dem allgemeinen Interesse aus und beschloß eine eigne Bahn zu verfolgen. Von nun an sehen wir die Engländer — treu den Principien des Jahres 1688, kraft welcher sie ihren legitimen Monarchen vertrieben — fast in

*) Das Ausland hat unlängst die Entdeckung gemacht, die Puseiten wären durch den Einfluß der Congregation, des bekannten Hirngespinnstes vom Jahre 1831, bereits zur katholischen Kirche übergetreten, und warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, sich offen dazu zu bekennen. Welche gutmüthige Selbsttäuschung! Woher kommt es wohl, daß so viele Leute, welche sich für besonders intelligent erachten, keinen geistigen Zusammenhang und Einwirkung, sondern immer nur materielle und greifbare sich vorstellen können!

allen Erdtheilen die Völker gegen die Fürsten aufwiegeln und die Erweiterung ihres Handels auf den Umsturz der bestehenden Ordnung, die Ausbreitung der Anarchie gründen *). Daß sie sich hiebei zuletzt selbst betrogen, ward im Taumel des augenblicklichen Vortheils nicht beachtet. Damals ward die Losreißung Neuspaniens von dem europäischen Mutterlande nach Kräften gefördert; in Spanien aber durch geheime Gesellschaften der Keim zu der Blutsaat gelegt, die seit acht Jahren daselbst aufgegangen ist, und die Spanien, seiner Colonien beraubt und in innere Zerüttung begriffen, in commer-

*) „Die großartige und freisinnige Politik, wie die deutschen Radicalen sie nennen, des unsterblichen Canning hat Rußland, diesem für die Sicherheit und Freiheit Europas so unendlich gefahrvollen Reiche in den letzten zwei Jahren, ohne daß es (außer gegen die armseligen Perser) einen Flintenschuß gethan hätte, so viele Vortheile zugewendet, als es in den glücklichsten Feldzügen kaum erreichen konnte. Für Rußland allein haben England und Frankreich gearbeitet, für Rußland allein den unseligen Tripeltractat unterzeichnet, für Rußland allein die türkische Seemacht vertilgt. Die Conventionen von Akjerman haben die moralische und politische Eroberung der Fürstenthümer an der Donau vollendet; zu der materiellen bedarf es nur eines Schrittes, der Weg nach der Hauptstadt des türkischen Reiches ist jetzt den Russen auf allen Seiten geöffnet; denn während ihre Flotte im schwarzen Meere ihre Landarmeen ungehindert begleiten und versorgen kann, gibt ihnen die Linie des Araxes und der Besitz des nördlichen Persiens den Eingang in die asiatischen Provinzen Preis. Der Friede, den sie so eben mit Persien geschlossen haben, setzt sie in den Stand, in vier oder fünf Tagemärschen den Schah aus Teheran zu treiben; in acht oder zehn Tagen können sie Erzerum überfallen; und wenn jemals die so oft angekündigte Gefahr für die englischen Besitzungen in Ostindien mehr als ein Traum war, so ist unstreitig jetzt die Zeit gekommen, wo dieser Traum in Erfüllung gehen könnte". Gentz an L. Stanhope. 1827. Auserw. Schriften von Gentz. Herausgg. v. Schlesier V. S. 144. Um wie viel ärger ist es nicht seitdem geworden!?

cieller, politischer und religiöser Beziehung in Abhängigkeit von England bringen sollte. Ein ähnliches Spiel ward mit Portugal getrieben, das seine Allianz mit England mit der Losreißung Brasiliens, mit dem Umsturze der alten Succession, mit der Schwäche seiner Marine, einem erschöpfenden Bürgerkriege, dem Ruin seiner Finanzen und einer großen Schuldenlast bezahlen mußte. Schon früher war in Sicilien der Aufstand begünstigt worden, der sich dann von da aus nach dem Continente von Italien, Neapel, dem Kirchenstaate, der Lombardei und dem Königreich Sardinien hinzog. Jetzt hat man Sicilien und Apulien auf andere Weise in Abhängigkeit zu bringen gewußt, und beutet die herrlichsten Producte dieser schönen Länder nach Wohlgefallen aus. Nicht weniger ward der Aufstand der Griechen auf eine Weise begünstigt, daß dadurch jenes Land in seine gegenwärtige Schwäche hineingezogen wurde, welches gegen den Anprall Rußlands zu befestigen, vor Allem das Interesse des civilisirten Europas forderte.

Die Rückwirkung auf England ist nicht ausgeblieben, nicht nur, daß diese von ihnen schon fast beherrschten Länder einen unvertilgbaren Haß gegen die Engländer äußern, und um sich, so lange es noch Zeit ist, von ihnen unabhängig zu machen, an andere Nationen anschließen und den Handel mit diesen befördern, sondern auch in gar vielfach anderer Beziehung.

(Schluß folgt.)

LI.

Die Schelling'sche Philosophie und die christliche Theologie.

Es geht die Sage von der Schelling'schen Philosophie, daß sie nunmehr eine christliche geworden und eine rein vernünftige Erklärung der Grundwahrheiten der Offenbarung aufstelle. Ueber die Intention des Philosophen kommt uns kein Urtheil zu, sie verdient unsere ganze Anerkennung. Selbst mag er auch davon überzeugt seyn, daß sein jetziges System den richtigen Begriff christlicher Dogmen enthalte. Wenn man aber die Principien seiner Philosophie mit den Grundlehren des Christenthums zusammenstellt, so wird man bald inne werden, daß zwischen beiden eine unübersteigliche Kluft sey; ja so groß ist der hier obwaltende Gegensatz, daß, wer an den christlichen Lehren von der Dreieinigkeit Gottes, von der Schöpfung der Welt, von der Menschwerdung des Sohnes, und der Erlösung des menschlichen Geschlechts glaubt, das Schulsystem nothwendig verwerfen muß; wer aber dies annimmt, seinem christlichen Glauben zu entsagen hat. Um die Erhabenheit göttlicher Weisheit, für deren Dollmetscher Sch. sich gibt, gegen alle Angriffe zu wahren, beruft er sich auf die Schriftstelle: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege, sondern so viel der Himmel höher ist, denn die Erde, sind meine Gedanken höher, denn eure Gedanken, und meine Wege, denn eure Wege". Wir aber nehmen diese Worte in Anspruch gegen Sch. selbst, und behaupten, daß ein himmelweiter Unterschied sey zwischen christlicher Theologie und Sch. Philosophie.

Wir haben uns bei dieser Arbeit das Werk des Dr. Frauenstädt: Schellings Vorlesungen in Berlin, Darstellung und Kritik, bedient. An der Richtigkeit uud Genauigkeit dieser Darstellung Sch. Philosophie haben wir keinen Grund zu zweifeln; sie stimmt ganz mit dem überein, was uns von andern Zuhörern Sch. mündlich ist mitgetheilt worden. Wir finden hier dieselben Grundansichten wieder, die er früher in seiner Abhandlung über die menschliche Freiheit veröffentlicht hat. Die Darstellung ist aus den Vorlesungen Sch. über die Philosophie der Offenbarung und der Mythologie geschöpft. Nach Sch. Ansicht sind die Principien der Offenbarung und der Mythologie dieselben, es sind dieselben Grundideen, nur in verschiedenen Formen ausgedrückt. Diese von ihm erörterte Uebereinstimmung ist leicht zu erklären, denn er hat sein System in die christliche sowohl, als heidnische Urkunden hineingelegt. Ob seine Ansichten von der Symbolik heidnischer Mythologie und polytheistischer Philosophie die richtigen sind, darüber maaßen wir uns kein Urtheil an; darüber mag er sich mit den Bewunderern griechischer Weisheit verständigen. Daß aber seine Auslegung der Offenbarnng nicht die christliche ist, dieß zu beweisen, wird nicht schwer seyn.

Gegen seine Idee von der Offenbarung ist nichts einzuwenden, sie stimmt ganz mit der christlichen überein. Sch. protestirt gegen jenen allgemeinen Begriff, kraft welchem jede Aeußerung des Geistes eine Offenbarung zu nennen sey. „Hätte sie mir diesen Sinn, so wäre es ohne Interesse, sich mit ihr zu beschäftigen. Soll die Offenbarung ein besonderes Intresse für uns haben, so muß sie etwas enthalten, was *über die menschliche Vernunft geht*“. Seltsam genug ist es, daß diese seine eigenen Worte ihn nicht stützig gemacht haben; denn wenn die Offenbarung Wahrheiten enthält, die über die menschliche Vernunft gehen, wie ist es denn möglich, diese Wahrheiten in die Formeln menschlicher Begriffe einzuzwängen, und mit menschlicher Vernunft das zu

erfassen, was über die menschliche Vernunft ist. Dennoch glaubt sich Sch. dieser Unternehmung gewachsen, und protestirt feierlich gegen die Zumuthung, er habe seine Philosophie aus der Offenbarung geschöpft. „Philosophie der Offenbarung heißt keineswegs eine aus der Offenbarung geschöpfte Philosophie, auch ist sie nicht erfunden, um die Offenbarung zu stützen; sie ist vielmehr ganz unabhängig von der Offenbarung, durch den Begriff der Philosophie selbst gefordert, sie ist folglich eine streng philosophische Untersuchung, ausgehend von philosophischen Principien". Die Folge wird zeigen, daß die von ihm erfundene Philosophie in ihren strengen Untersuchungen zu ganz andern Resultaten gelangt ist, als die von jeher geglaubte christliche Auslegung der Offenbarung.

Ueber das Verhältniß seiner Philosophie zur Offenbarung erklärt sich Sch. dahin, daß es damit dasselbe Bewandtniß habe, wie mit den seiner frühern Naturphilosophie zur Erfahrung: „Die positive Philosophie geht nicht von der Erfahrung, sondern von sich aus, auf die Erfahrung hin, und in sofern ist sie ein apriorischer Empirismus". Dieser Ausdruck enthält einen Widerspruch, denn, was apriorisch ist, kann nicht Empirismus seyn, und was empirisch ist, nicht apriori. Die günstigste Auslegung der besagten Worte kann nur die seyn, daß die apriorischen Begriffe zuletzt mit der Erfahrung übereinstimmen, und dieselben Resultate liefern. Indeß hat die Geschichte längst über den apriorischen Empirismus, der Sch. Naturphilosophie, das Endurtheil gesprochen. Ungeachtet vieler geistreicher Blicke des Schöpfers der rationellen Naturkunde sind unter den Naturforschern nur wenige geblieben, die noch daran glauben. Der Empirismus hat dem Apriorismus ein Ende gemacht. „Aber", fährt Sch. fort, „wie die Natur auf die Naturwissenschaften eine Autorität ausübt, warum sollte nicht mit demselben Rechte auch das Factum der Offenbarung eine Autorität ausüben dürfen auf eine Philosophie der Offenbarung"? Ohne Zweifel wird Niemand der Offenbarung diese Autorität nicht ab-

sprechen wollen, sondern man wird umgekehrt einräumen, daß die Autorität der Offenbarung so groß und gebieterisch ist, daß die Philosophie sich vor ihr beugen müsse, und ihre eigene Ohnmacht bekennen. Wie die Naturphilosophie von der Autorität der Natur verstummt ist, so auch wird es seiner Offenbarungsphilosophie mit der Offenbarung gehen.

Sch. scheint dieß selbst zu fürchten, und ungeachtet seiner streng philosophischen Methode gesteht er es ein, daß er seine Beweisführung nicht bis zur streng logischen Evidenz durchzuführen vermöge. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht die folgende Aeußerung, die in der That seinem ganzen System den Untergang droht. „Hier — zur Philosophie der Offenbarung — ist freilich ein Denken erforderlich, das aber kein nothwendig zwingendes, sondern ein freies, gewolltes Denken ist, ein Denken, das man wollen muß". Einsehend, daß seinem Systeme die innere Evidenz und zwingende Kraft abgeht, appelirt er an den Willen, und fordert, daß man sein Denken wollen müsse. Wer demnach sein Denken nicht will, für den hat es seine bindende Kraft verloren.

Gehen wir aber näher auf die besagten Worte ein, fragend, was denn das für ein Denken sey, das man wollen muß, um zur Ueberzeugung zu gelangen, so ergibt es sich, daß ein gewolltes Denken dasselbe ist, was auch Glauben genannt wird. Der Glaube ist ein Denken, das man wollen muß, er nimmt den ganzen Menschen in Anspruch, die Vernunft und den Willen. Darum ist der christliche Glaube eine Tugend, denn er fordert die Zustimmung des Willens, in dem alle Tugenden ihre Wurzeln und Haltung haben. Sch. fordert also offenbar, daß man an sein System glauben solle. Wir würden demselben diesen Glauben nicht versagen, wofern es wahrhaft das christliche wäre, das heißt wir würden daran glauben, nicht in sofern es das System Schellings ist, sondern in so fern es die Exposition der göttlichen Offenbarung wäre, und göttliche Autorität für sich hätte. Da

dem aber nicht so ist, da es vielmehr der christlich verstandenen Offenbarung widerspricht, und nur menschliche Autorität für sich hat, so versagen wir demselben schlechthin den Glauben, ohne deßhalb von unserm Gewissen im mindesten beunruhigt zu werden. Wir wollen aber auch diesen unsern Unglauben an Sch. Philosophie rechtfertigen, die Principien seines Systems mit denen der christlichen Weisheit zusammenstellen, und die Grundverschiedenheit beider nachweisen.

Sch. Philosophie geht vom absoluten Seyn aus, aber dieß Seyn ist nicht das göttliche, ewig selbstbewußte Seyn; das Seyn Sch. geht dem Begriffe Gottes voran. „Die positive — Schelling'sche — Philosophie geht von der Existenz zum Begriffe Gottes über. Das Seyende aber, das vor seinem Begriffe ist, das blind oder geradezu Seyende. Gott ist demnach im Umfang der positiven Philosophie das an und vor sich, d. h. vor seiner Gottheit Seyende, das blind Existirende, ganz wie die absolute Substanz, mit der Spinoza anfängt". Diese Hypothese von einem blinden Seyn, aus welchem der sehende Gott sich entwickelt, und welches er, nach Sch. Ausdruck zu überwinden hat, kennen wir schon aus seiner Abhandlung über die menschliche Freiheit. Dort wird dies blinde Seyn der dunkle Grund genannt, und dort eben so, wie hier, behauptet, daß Gott in seinem Anfange nicht dasselbe ist, was er am Ende wird. Das blinde Seyn wird dort der Gott A, und der sehende, selbstbewußte Gott der Gott O genannt.

Diese der Majestät Gottes so unwürdige und allen christlichen Begriffen widersprechende Vorstellung von einem Seyn, der, wenigstens dem Grunde nach, älter ist als Gott, ist noch ein Erbstück vom Systeme des transcendentalen Idealismus. Zur Zeit der Erscheinung dieses Systems klebte Sch. noch an der Fichteschen Ichheitslehre, und der ganze Aufwand von Dialectik, wovon das System zusammengewebt ist, hatte nur den Zweck, zu beweisen, daß das Ich durch einen organischen Proceß der Natur aus dem Nichtich hervorgegangen sey.

liche Ewige war zuerst mit jämmerlicher Blindheit geschlagen, es war Seyn schlechthin, nachdem aber die Gottheit sich davon losgesagt hat, wird es Andersseyn, und zwar das Andersseyn Gottes. Gott hat demnach ein doppeltes Seyn, er ist Seyn und Andersseyn. Das Andersseyn ist aber die Materie, oder wie Sch. sie nennt, die mater rerum, denn aus diesem Andersseyn seiner selbst macht Gott die Welt, wie wir bald hören werden.

„Das gerade oder blind Existirende kann man passend das Unvordenkliche nennen". Gewiß; denn selbst kann es nicht denken; Gott hat auch nie daran gedacht; er findet es vor, als das Residuum seiner selbst. Sch. ist der erste, der es gedacht und erdacht hat, daher es von ihm billig das Unvordenkliche heißt. Sch. erklärt uns die Ausbildung Gottes durch ein aus der täglichen Erfahrung genommenes Beispiel. „Was sich nicht von seinem blinden, vorgefundenen Seyn zu sich selbst zu befreien, ein Mensch, der sich nicht von seiner Naturbasis, die ihm ohne seinen Willen geworden, loszureißen und selbstständig zu werden vermag, bleibt roh und ungebildet". Alle Bildung besteht nur in dem Sichlosreißen, Befreien vom blinden Naturgrund zu sich selbst, zur Selbstständigkeit". Wäre es also der Sch. Gottheit nicht geglückt, sich vom blinden Naturgrund zu sich selbst zu befreien; so wäre sie roh und ungebildet geblieben, und wie stände es dann um die Welt? Nachdem Sch. uns so die Civilisation seiner Gottheit erklärt hat, fährt er fort: „Das blinde Seyn, das Exstatische, das Außersichseyn Gottes folgt also nicht dem freien Gott nach, sondern geht ihm als die Potenz des wirklichen Gottes vorher, hat sich der wirkliche Gott einmal aus seiner blinden, unmittelbaren, unwillkührlichen Existenz zu sich selbst befreit, so kann er sich nicht wieder ins Andersseyn verlieren, und außer sich kommen". Das ist ein Glück und ein Vorzug dieses Gottes vor dem gebildeten Menschen, der sich nicht selten in das Andersseyn verliert.

Es ist schon vor Zeiten durch Fichte und Sch. erörtert,

daß ohne Nichtich das Ich ohne Bewußtseyn und ohne Leben wäre, dasselbe Raisonnement applicirt Sch. nun auf seine Gottheit: „Lebendig ist aber Gott nur durch diesen Gegensatz — des blinden Seyns — in sich selbst; die spinozistische Substanz ist todt, weil sie diesen Gegensatz nicht kennt, in ihrer unvordenklichen Ewigkeit bleibt, nicht aus sich heraus zum Andern ihrer selbst fortgeht". Daß seine Gottheit lebt, verdankt sie also der blinden Substanz, sie hat darin einen Gegenstand, woran sie ihre Thätigkeit üben kann; sie hat kein Leben in sich, in der Wechselwirkung mit der Substanz wird sie lebendig. „Der theistische, rationalistische Gott, der gleich von Hause aus selbst bewußt und lebendig ist, ist darum ein scheinlebendiger Gott, während der wahrhaft pantheistische auch der wahrhaft lebendige Gott ist". Wir Christen aber glauben an einen Gott, der von Hause aus lebendig ist, der keines blinden Seyns bedarf, um lebendig zu seyn, da er es vielmehr ist, der allem Seyenden Daseyn und Leben spendet. Sch. schilt diesen Gott den rationalistischen, behauptend, daß sein pantheistischer Gott allein lebendig sey. Da er den Gott der Christen den rationalistischen nennt, so wollen wir seinen pantheistischen Gott den irrationellen oder unvernünftigen Gott nennen.

Ueber die Geistwerdung Gottes vernehmen wir folgendes: „Das blind Seyende, als das zufällig Nothwendige, ist ein aufhebliches, und Gott wird durch diese Aufheblichkeit seines zufälligen Seyns aus einem blind Nothwendigen zu einem seiner Natur nach Nothwendigen, oder er wird Geist". Wir wollen diese höchst tiefsinnige und höchst begreifliche Exposition der Geistwerdung Gottes dem Philosophen und seinen Bewunderern überlassen; sie mögen selbst herausbringen, wie das blind Nothwendige zu einem seiner Natur nach Nothwendigen wird. Uns genügt es zu glauben, daß Gott von Ewigkeit Geist ist, den werdenden Gott und den werdenden Geist mögen sie für sich behalten, sich daran amüsiren und ihren philosophischen Scharfsinn daran üben. Sie

mögen sich an ihrem entäußerten Gott erbauen, von dem es heißt: „Gott entäußert sich nicht seines Wesens, so daß die Entäußerung nachfolgte, sondern er ist entäußert und kommt aus der Entäußerung zu sich, zu seinem Wesen". Von diesem wahrhaft pantheistischen Gott wird ferner gelehrt: „Die Existenz der Gottheit läßt sich nicht beweisen, wohl aber die Gottheit des Existirenden. Nur durch Aufhebung des von ihm ungewollten blinden Seyns kann Gott sich selbst wollen und setzen". Der Sch. Gott ist nicht allmächtig, vor ihm existirt ein Seyn, das er nicht gewollt hat; dieß muß er vorher aufheben, sonst hätte er nimmermehr Gott seyn können.

Wir Christen glauben, daß die Seligkeit Gottes in seiner Selbstanschauung, in der Contemplation der unendlichen Vollkommenheit seines Wesens besteht; und daß in eben dieser Anschauung die Seligkeit der Erlösten besteht. Mit dem Sch. Gott verhält es sich ganz anders. Der muß produciren, um glücklich zu seyn: „Wer der Menschen", sagt Sch., „möchte aber diese Pein auf sich nehmen, ewig nur mit sich selbst beschäftigt zu seyn, nur an sich zu denken, nicht von sich hinwegkommen zu können. Alle Seligkeit besteht vielmehr in dem Hinwegkommen von sich, im Denken eines Andern, im Produciren". Zum Beweis dieser Ansicht werden Joh. von Müller und Göthe citirt. „Ich bin nur glücklich, wenn ich producire", sagt der Erste; „ich denke nur, wenn ich producire", sagt der Zweite. „So kann auch die Seligkeit Gottes nur in dem Denken und Produciren seiner Geschöpfe, seiner Welt, bestehen". Weil es die Marter eines endlichen Wesens wäre, sich selbst ewig betrachten zu müssen, so schließt Sch., daß dieß auch der Fall mit dem Unendlichen seyn muß. Und wenn Joh. v. Müller, Göthe und Schelling so gern allerlei produciren, so kann das bei Gott nicht anders seyn. An solche große Männer zu denken, muß für Gott eine ganz besondere Freude seyn.

Die Gottheit des Sch. Gottes besteht nicht in ihm selbst,

er muß herrschen, sonst ist er nichts. „Um zu herrschen, um Herr des Seyns zu seyn, worin die Gottheit Gottes besteht, muß er Etwas zu beherrschen haben“. Dazu kommt ihm das blinde, von ihm ungewollte Seyn, sehr gelegen, daran kann er seine Gewalt üben, das blinde Seyn weiß doch sonst nichts mit sich zu machen. Durch das Hantieren mit dem blinden Seyn wird die Sch. Gottheit erst persönlich. Die Persönlichkeit ist nach Sch. kein inneres Attribut, sie wird von einer Wirkungsweise nach Außen abgeleitet. „Persönlichkeit besteht nur in der Herrschaft über ein Seyn, nur als Herr ist Gott persönlich; und dieß ist die Nothwendigkeit der Schöpfung“. Versteht sich, Gott muß schaffen, sonst wäre er nicht Herr, und wenn er nicht Herr wäre, so wäre er auch nicht persönlich. Darum ist die Schöpfung nothwendig, sie constituirt den Grund der Persönlichkeit Gottes, diese hängt von der Schöpfung ab. „Dieß“, fügt Sch. hinzu, „sollte wenigstens diejenigen nicht befremden, welche so sehr auf das negative Moment in Gott dringen“. Diese Worte sind ein Stich gegen die Hegel'sche Schule und ihre negative Philosophie. Ob seine Ansicht diese Schule befremdet, vermögen wir nicht zu sagen; desto mehr aber befremdet sie uns, die wir kein negatives Moment in Gott statuiren.

Durch das bisher Gesagte haben wir das blinde Seyn, den exstatischen Gott und den zur Besinnung gekommenen Sch. Gott hinlänglich kennen gelernt. Nun müssen wir auch seine Theorie von den drei Potenzen, die in seiner Philosophie eine so bedeutende Rolle spielen, kennen lernen. Daß diese drei Potenzen mit den drei göttlichen Personen des einen christlichen Gottes nichts gemein haben, ergibt sich schon aus dem Ausdruck Potenzen; denn die drei göttlichen Personen sind keine bloßen Potenzen. Noch dazu erklärt Sch. ausdrücklich: „Gott geht nicht ein in den Proceß der drei Potenzen“. Nach ihm steht Gott über den drei Potenzen, die Theorie der drei Potenzen ist eine ganz neue Entdeckung seiner positiven Philosophie, ihm allein gebührt

die Ehre dieser Erfindung. Ueber den Ursprung der drei Potenzen wird uns keine deutliche Auskunft gegeben; sie sind da, das möge uns genügen. Ihre erste Wurzel haben sie in dem blinden Seyn, dieß wird uns gleich Anfangs gesagt.

„Das erste blinde Seyn, die erste Potenz, ist die causa materialis, der Stoff, woraus alles gemacht wird, die causa, ex qua omnia fiunt“. Dadurch erfahren wir, daß die Materie ewig ist, denn das blinde Seyn ist älter als Gott; die Materie ist also nicht aus Nichts erschaffen. „Der dieses Blinde, die schrankenlose Materie, in Fassung bringende Wille, die zweite Potenz, ist die causa efficiens per quam, das Wodurch“. Woher dieser Wille kommt, ob es der Wille des blinden Seyns oder ein göttlicher Wille ist, wird nicht gesagt; genug daß er da ist. „Das Dritte, den Prozeß Ueberwachende, Regulierende, damit der überwindende Wille nicht zu weit in der Ueberwindung geht, ist die causa, secundum quam, das Muster, exemplar, dem die Ueberwindung folgt“. Aus der Function der dritten Potenz glauben wir schließen zu müssen, daß der Wille der zweiten Potenz kein anderer ist, als der des blinden Seyns; denn aus dessen Blindheit lassen sich allerlei Mißgriffe erwarten. Nun sagt zwar das wohlbekannte Sprichwort: Ein blindes Huhn findet auch manchmal ein Körnlein; aber dieß ist doch auch manchmal nicht der Fall; und so mag es auch dem blinden Seyn gehen. Manchmal mag es das Rechte treffen, manchmal mag es auch daneben gehen. Darum ist die dritte Potenz wohl nöthig, um dem blinden Willen zur Hand zu gehen, und ihn auf den rechten Weg zu führen.

„Ist endlich die Materie ganz überwunden, hat sie gleichsam ausgehaucht, exspirirt, so tritt als Viertes, Alles Ueberwaltendes, als die causa causarum, Gott hervor, erhaben über den ganzen Proceß“. Die drei Potenzen haften also offenbar an der Materie, an dem blinden Seyn, dann erst, nachdem diese exspirirt und den letzten Hauch von sich gege-

ben, tritt Gott als Viertes hervor. Auch dieß war nöthig, wenn aus dem ganzen Proceß was Ordentliches werden sollte. Denn ohne den Beitritt der causa causarum kann man sich auf den ganzen Proceß nicht sonderlich verlassen.

Zwischen der christlichen Idee der Schöpfung und der Sch. Ansicht derselben ist ein diametraler Gegensatz. Sch. System kennt keine Schöpfung im christlichen Sinne des Wortes: das blinde Seyn ist von Ewigkeit da zur Disposition Gottes. Nachdem der Sch. Gott sich aus dem blinden Seyn herausgebildet hat, reagirt er auf die alte Materie, und bildet daraus die Welt. „Wenn Gott einmal sich zur Schöpfung entschließt, so tritt die Welt nicht unmittelbar aus seinem Willen hervor, sondern Gott bedient sich jener ersten zu überwindenden Potenz, der Materie, der mater aller Dinge“. In seinem Systeme hat die Welt nicht nur einen Vater, sondern auch eine alte blinde Mutter, die älter ist, als der Vater. „Die Ideen sind das Mittelglied zwischen dem göttlichen Willen der Weltschöpfung — sage: Weltbildung — und der Materie, dem blinden schrankenlosen Seyn“. Für die Ewigkeit der Materie beruft sich Sch. auf die alten heidnischen Religionen, die von der Schöpfung nichts wußten; aber was merkwürdiger ist, er findet sogar in den Sprüchen Salomons ein Zeugniß für die Präexistenz seines blinden Seyns. Dieß blinde Seyn, behauptet er, wird von Salomon die Weisheit genannt. „Die Welthebamme, die Fortuna primigenia, bei den Indiern die Moya, d. h., die über Alles ihr Netz ausspannende Materie der zufälligen Erscheinungswelt; in den Sprichwörtern Salomons die Weisheit die vor Gott spielt — alles dieses sind Ausdrücke für die erste zu überwindende Potenz des blinden, schrankenlosen Seyns“. Diese Auslegung und Identifizirung des blinden Seyns mit der Weisheit mag ihm doch selbst beinahe zu kühn scheinen, und einer Rechtfertigung zu bedürfen. Um dem Anstößigen vorzubeugen, setzt er hinzu: „Es darf nicht auffallen, daß wir auch die Weisheit

als Bezeichnung dieser Potenz ansehen, da oft Etwas schon nach dem benannt wird, was die höchste Stufe ist, die sich aus ihm entwickelt: das zu überwindende Seyn ist Weisheit, weil die Weisheit aus seiner Ueberwindung hervorgeht".

Als Probe dieser Auslegungsweisheit wollen wir noch folgende Stelle anführen: „In der Bibelstelle, wo von der Weisheit die Rede ist, lautet es: der Herr hat mich gehabt im Anfang seiner Wege, ehe er was machte, war ich da. So wie Gott ist, ist auch die erste Potenz als Möglichkeit einer Schöpfung schon da. Sie ist nicht Gott selbst, aber auch nicht Geschöpf, sondern ewig wie Gott, das ihm die Möglichkeit einer Schöpfung Zeigende und Darbietende". Ohne sie wäre also die Schöpfung unmöglich gewesen. Aus den Worten: im Anfang seiner Wege, folgert Sch., geht hervor, „daß Gott einen Weg hat, also sich bewegt". „Ferner lautet es in jener Stelle: Gott hatte Lust an mir, ich spielte täglich vor ihm, wie ein Kind im Hause des Vaters. Die erste Potenz ist das Gott willkommne, ist bei ihm einheimisch, wie ein Kind im Hause des Vaters". Da aber dieß liebe Kind das blinde schrankenlose Seyn ist, so war es wenigstens Anfangs ein sehr ungezogenes Kind.

Wir Christen glauben, daß Gott die Welt geschaffen, um Freude und Seligkeit um sich zu verbreiten, nach Sch. war es ein Mangel, ein Bedürfniß, die seinen Gott zum Bilden bewegte; denn so lauten seine Worte: „Eine freie That des Willens bleibt zwar immer unbegreiflich und läßt sich nicht deduciren, aber Gott muß doch in seiner vorweltlichen Bedürfnißlosigkeit Etwas entbehrt haben, das er durch die Schöpfung erlangen wollte. Dieses konnte aber nichts anderes seyn, als erkannt zu werden". Der Sch. Gott genügte sich nicht selbst, er hatte die Ambition, sich zu zeigen. „Es ist das Bedürfniß der edelsten Naturen, erkannt zu werden als das, was sie sind". Sch. Gott theilte also dieses Bedürfniß mit den andern edeln

Naturen, es geht ihm wie unser einem, die wir uns gern sehen lassen, und es lieben, Aufsehen zu erregen.

In den Vorlesungen über die Philosophie der Mythologie werden dieselben Ideen unter etwas veränderten Formen wiederholt. Da wir sie nun hinlänglich kennen gelernt, wollen wir uns nicht länger dabei aufhalten, sondern nur einiges daraus hervorheben, das neu und eigenthümlich ist. Hier erfahren wir, daß die drei Potenzen die Elohim sind, von denen in der Genesis die Rede ist. „Aber das außer Gott Seyende muß doch auf gewisse Weise als Gott betrachtet werden können, wenn man sagt: daß außer Gott kein anderer Gott ist. Dieß sind nun die Potenzen, wahre Elohim, obwohl nicht Jehovah. Sie haben die Möglichkeit an sich, in die Gottheit zurückgesetzt zu werden". Die Elohim waren Jehova abhanden gekommen, konnten aber glücklicherweise in ihn zurück versetzt werden.

„Im wahren — Schelling'schen — Monotheismus sieht man also in Gott zugleich die Pluralität der Potenzen und seine Ewigkeit". Was diese Philosophie alles in Gott sieht, wäre unglaublich, wenn sie es nicht selbst behauptete. Sie sieht in Gott die Einheit und die Vielheit, und behauptet, daß diese Einheit der Einheit und Vielheit der wahre Monotheismus sey. „Als Mehrere sind sie nicht Gott, sondern nur in der Einheit sind sie Gott". Zum Beweis wird die Schriftstelle angeführt: „Höre Israel, außer Jehovah ist kein anderer Jehovah; also außer Gott ist kein anderer Gott; aber daß gar Nichts außer ihm sey, liegt nicht im Monotheismus".

In der Philosophie der Offenbarung durfte die Lehre von den drei göttlichen Personen nicht fehlen. Sie hat darüber auch eine eigene Theorie, die mit dem ganzen Systeme übereinstimmt, aber von der christlichen Idee ganz abweicht. In diesem Systeme wird alles; wenn wir das alte, blinde Seyn ausnehmen; dieß allein ist. Gott der Vater wird dadurch, daß er sich von dem blinden und tauben Seyn los-

macht. Mit dem Sohne ist es nicht anders; denn so wie der Geselle, um Meister zu werden, erst sein Meisterstück machen muß, so muß er auch sein Probestück machen, um Gott zu werden. Die drei göttlichen Personen der Sch. Philosophie gehen aus den drei Potenzen hervor, die sie erst überwinden müssen, um ihrem Amt vorzustehen; denn so lautet die neue Lehre.

„Die erste Potenz für sich ist nicht der Vater, sondern die zeugende Potenz des Vaters". Der Vater ist also von der ersten Potenz gezeugt worden. Der Sohn ist die zweite Potenz, aber nach der völligen Ueberwindung der ersten, als solcher — als Sohn — gesetzt". Dieß muß nicht so mißverstanden werden, als wenn der Sohn den Vater überwunden hat; er hat nur die zeugende Potenz des Vaters unter sich gebracht. „Die dritte, das Seynsollende ist der Geist. Als göttliche Persönlichkeit ist jede aber erst nach Vollbringung ihrer Aufgabe gesetzt". Wie gesagt, jede der drei Personen muß ihr Meisterstück machen, dann erst werden sie als Personen gesetzt und installirt. Darüber ist kein Zweifel. „Der Vater hat das Leben in sich, er gibt dem Sohne das Leben in sich selbst zu haben, ihm die erste Potenz zur Ueberwindung überlassend". — Er hat vermuthlich selbst nicht dadamit fertig werden können — „aber der Sohn gibt sie ihm überwunden zurück. Persönlichkeiten werden die drei, Vater, Sohn und Geist, erst durch die Verwirklichung". Es sind also gewordene Persönlichkeiten; sie haben sich im Kampf mit den Potenzen verwirklicht und das Scepter errungen. Sch. gibt aber zu verstehen, daß es der Sohn ist, der die Hauptsache gemacht; denn sagt er: „Erst wenn der Sohn die erste Potenz völlig überwunden, die Materie also zur Exspiration gebracht hat, ist er, und mit ihm auch der Vater und der Geist als Persönlichkeit verwirklicht".

Man sollte nun vermuthen, daß die Potenzen endlich ganz überwunden, und nachdem sie exspirirt haben, kein Le-

benszeichen mehr von sich geben können, daß sie gänzlich todt und stille seyn müßten; aber mit nichten. Bald kommt der Mensch und bringt die Potenzen, die der Sohn völlig überwunden hatte, wieder in Aufruhr, so daß dieser die Arbeit von vorne wieder anfangen muß, „denn der Proceß der Ueberwindung fand sein Ziel in dem ursprünglichen Menschen. Dieser sollte die Potenzen in ihrer Einheit bewahren. Allein er konnte sie wieder in Spannung setzen, in der Meinung, selbst als ein Gott damit nach seiner Weise zu schalten". Groß war also die Macht des ursprünglichen Menschen; er vermochte es, die drei Potenzen, aus denen drei göttliche Personen entsprungen waren, von neuem in Bewegung zu setzen, und die ganze Weltmaschine in ihrem Gange zu stören. Dieß geschah nun auch wirklich, und zwar mit solchem Erfolge, daß die drei göttlichen Schellingischen Personen selbst an ihrer Herrlichkeit einen Abbruch litten. Das Nähere behalten wir unserm folgenden Artikel vor.

LII.

Wünsche, das preußische Schulwesen betreffend.

(Schreiben aus Westphalen.)

Das kirchlich-religiöse Leben nimmt von Tag zu Tag einen höheren Aufschwung, und äußert sich auf eine erfreuliche Weise nicht minder in öffentlichen als Privatverhältnissen. Die traurige Zeit eines dumpf niederhaltenden Schlummers ist vorüber, und eine lebenskräftige Regsamkeit ist eingetreten, indem die Kirche sich immer freier von heterogenen Einflüssen zu bewegen anfängt. Wer erkennt und ehrt hier nicht den tiefen Blick unseres erleuchteten Königs, welcher das kirchliche Element, als den Haupthebel der inneren Kraft des

Staates zu würdigen weiß. Seine erfreulichen Worte: „ich werde mit Entzücken es sehen, wenn die katholische Kirche ihre Wunden heilt", erinnern einerseits an traurige Zeiten der Vergangenheit, wo die Hirten der Kirche leider ihren heiligen Beruf nicht unverrückt im Auge behielten, andererseits enthalten sie für diese eine kräftige Mahnung, das apostolische Hirtenamt mit Kraft und Eifer zu führen. Je schwieriger dieses aber in unserer Zeit ist, desto größer ist die Pflicht der Kapitel, von wahrem Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Kirche beseelt, leidenschaftslos und frei von irdischen Rücksichten, Männer für die bischöflichen Stühle zu wählen, welche an Geist und Körper rüstig der schweren Bürde gewachsen sind, welche das bischöfliche Amt ihnen auflegt. Nicht ist es die Schuld des Königs, der im eigentlichen Sinne Wahlfreiheit gestattet hat, sondern die Kapitel haben es zu verantworten, wenn in neuerer Zeit die Bischofswahlen nicht so ausfielen, wie es das wahre Wohl der Kirche, der noch so manche Wunde blutet, fordert. Werfen wir blos einen Blick auf unsere höheren Lehranstalten; welche heilige, unabweisbare Pflichten haben ihnen gegenüber nicht die Bischöfe, über deren Erfüllung sie einstens vor dem Richterstuhle Gottes, vermöge ihres Amtes, Rechenschaft geben müssen? Die katholischen höheren Lehranstalten Westphalens, theils von Bischöfen, theils durch fromme Vermächtnisse gestiftet, waren ursprünglich unter der Leitung der Jesuiten, wie auch anderer geistlicher Orden. Nach Aufhebung der respectiven Orden waren andere Weltgeistliche, welche sich zum Lehrfache qualificirten, in ihre Stelle getreten, und setzten die Ausbildung und religiöse Erziehung unserer Jugend fort, und somit standen diese Lehranstalten in der unmittelbarsten Verbindung mit der Kirche. Man hatte gegründete Ursache, mit Berücksichtigung der angewandten Lehrkräfte und Lehrmittel mit ihren Leistungen zufrieden zu seyn. Was sie geleistet haben, davon liefert den schlagendsten Beweis der gegenwärtige Beamtenstand, sowie auch die jetzt wirkende Geistlichkeit,

welche größtentheils alle ihre Ausbildung und religiöse Erziehung von eben erwähnten Lehrern erhalten haben. Indessen sind in neuerer Zeit diese Schulen der Kirche entzogen, und gänzlich dem Provinzial-Schulcollegium untergeordnet. Dieses läßt sie durch einen protestantischen Consistorialrath und Referenten beaufsichtigen und leiten. Diese Einrichtung verwundet das katholische Herz und verletzt das katholische Interesse. Die Stimmung des katholischen Publikum ist nur eine einzige, und der Wunsch allgemein, daß der geistlichen Behörde wieder der gebührende Einfluß auf die Schulen verstattet, und mit ihr in Verbindung eine Section von Katholiken, welche wegen ihrer religiösen Gesinnung und Fähigkeit bei ihren Glaubensgenossen Zutrauen haben, im Provinzialschulcollegium errichtet, und mit den katholischen Schulangelegenheiten beauftragt werde. Die Gewährung dieses Wunsches muß um so mehr erwartet werden, da schon längst wiederholt und unter andern im allgemeinen Schulplane vom Ministerium der Grundsatz ausgesprochen ist, daß das Band zwischen Schule und Kirche unverletzt erhalten werden sollte, und da die Garantie des Staates uns geworden ist, das religiöse Gefühl und Interesse keiner Glaubensconfession im Mindesten zu verletzen, noch die geringste Verletzung zu dulden. Die geistliche Behörde, deren heiligste Pflicht es ist, für eine ächte und gediegene Bildung der heranwachsenden Jugend Sorge zu tragen, und welche dennoch nicht einmal eine berathende Stimme weder bei der wissenschaftlichen Prüfungscommission, noch bei Anstellung der Directoren und Lehrer hat, ist hinsichtlich ihres Einflusses auf die katholischen Gymnasien den protestantischen Curatorien der Städte Westphalens nachgesetzt, welche an den protestantischen Gymnasien mit dem Ernennungsrechte der Lehrer beibehalten sind. — Religiös sollte der Unterricht und die Erziehung der studirenden Jugend seyn, und Männern anvertraut werden, welche, bei gehöriger Qualification, selbst religiöse Frömmigkeit besäßen, ihren Schülern mit einem erbaulichen Beispiele vorgingen,

in Ansicht und Liebe vereint sich gegenseitig unterstützten, und ohne in anderweitige Verhältnisse sich zu verwickeln, ihre ganze Thätigkeit ihrem hohen Berufe, dem Schulunterrichte widmeten; das war die Absicht der Stifter unserer Schulen, und deßhalb übertrugen sie die Gymnasien geistlichen Lehrern. Die hohe Absicht der Stifter ist erreicht. Aus den Schulen gingen wohlunterrichtete, und religiös-gebildete Jünglinge hervor, welche dem Staate und der Kirche wichtige Dienste geleistet haben. Die schönen Verhältnisse haben sich geändert, seitdem das Provinzialschulcollegium weltliche Lehrer, so oft disharmonirend mit dem seit Jahrhunderten bewährten Geiste der Anstalten, angestellt hat; seitdem die geistlichen Directoren und Lehrer immer mehr und mehr verschwinden, so daß die Absicht der völligen Verweltlichung aller Institute unverkennbar am Tage liegt. Tief betrübt im Allgemeinen die Gemüther der Katholiken diese neue Einrichtung, wozu man keinen Grund einsieht. Die Geistlichen haben sich nichts zu Schulden kommen lassen, und die bisher gemachte Erfahrung hat nichts weniger gelehrt, als daß die weltlichen Philologen vor den geistlichen Vorzüge verdienen und geeigneter wären, die Gymnasien an Wissenschaftlichkeit, Zucht und Ordnung der Jugend zu heben, sondern vielmehr gerade das Gegentheil. Ja mit Furcht muß uns der Gedanke an die Zukunft erfüllen, seitdem der Kirche die religiöse Erziehung der studirenden Jugend entzogen wird und weltliche Lehrer angestellt werden, welche sich hauptsächlich nur mit philologischen Wissenschaften befaßt haben und befassen. Mitunter hat man auch weltlichen Philologen, welche nicht einmal eine gründliche Kenntniß in der katholischen Glaubens- und Sittenlehre besitzen, mit dem Ordinariate der Klasse auch den Religionsunterricht übertragen. Steht es fest, daß dieser Unterricht eigens den Dienern der Kirche zukommt, in sofern denselben dazu eine besondere Auctorität und Vollmacht geworden ist, so ist es andererseits auch als ausgemacht anzunehmen, daß weltliche Philologen, welche kein eigentliches

theologisches Studium betrieben haben, keineswegs als gehörig qualificirte Religionslehrer angesehen werden können, ebensowenig als in anderen Fächern Jemand für zulässig als Lehrer anerkannt wird, welcher nicht sein Studium darin schulgerecht absolvirt hat. Beantwortung einzelner Fragen aus theologischen Disciplinen im Examen des Schulamtscandidaten, welche von jedem Katholiken gefordert werden kann, gibt keineswegs Bürgschaft, daß der Examinirte Religionslehrer seyn kann *). Fordert ferner der Lehrstand überhaupt in einem hohen Grade eine äußere Würde und Eingezogenheit im Wandel, so gilt dieß vom Religionslehrer vorzugsweise, wenn nicht die Religionswahrheiten kraftlos, und ihre heiligen Zwecke bei den Schülern ganz vereitelt werden sollen. Welchen nachtheiligen Contrast aber mancher weltliche Lehrer im Leben und als Religionslehrer in der Schule den Schülern bietet, das hat uns die Erfahrung hinreichend gelehrt. Sagt man aber, daß an unseren Gymnasien in der Regel in zwei, oder hie und da in drei wöchentlichen Stunden Religionsunterricht von einem dazu angestellten Geistlichen ertheilt wird, so ist dieses gerade die wunde Seite bei der religiösen Erziehung unserer studirenden Jugend. Der Fachunterricht überhaupt an den Gymnasien gehört zu den sehr problematischen Fragen über die gediegene Heranbildung unserer Jugend, und hat selbst der höheren Behörde schon viele Bedenklichkeit erregt. Es ist hier nicht der Ort, Vortheile und Nachtheile des Fachunterrichtes bei Gymnasien zu entwickeln und gegen einander abzuwägen; nur will ich erwähnen, daß der für den Religionsunterricht bei den Gymnasien angestellte Geistliche ein Fachlehrer ist, welcher auf die Gymnasiasten

*) Wie die bischöfliche Behörde zu Paderborn sich hinsichtlich der Erfüllung ihrer heiligsten Pflicht verantworten will, wenn sie von dem am dortigen Gymnasium ertheilten Religionsunterrichte auch keine andere Kenntniß nimmt, als aus der öffentlichen Anzeige im jährlichen Schulprogramme, ist unbegreiflich.

weiter keinen Einfluß hat, als in den Religionsstunden. Sein Wille mag noch so gut, sein Eifer noch so groß seyn, er kann die Jünglinge nicht in die praktische Ausübung der Religion hineinführen. Was für Früchte kann also der Religionsunterricht bringen bei dem so leichten Sinne und welchen Herzen der Jugend? In früherer Zeit hatte jede Klasse ihren eigenen Ordinarius, in dessen Händen der Religionsunterricht und die übrigen Hauptfächer sich befanden. Er führte seine Zöglinge mehrere Jahre lang in den Klassen hinauf. Die religiöse Erziehung seiner Schüler hatte er stets im Auge, und benutzte jede passende Gelegenheit, um auf den Religionsunterricht zurückzuweisen. Er konnte auf jeden Einzelnen am leichtesten und am besten einwirken, da er seine individuelle Beschaffenheit, vermöge seines öfteren und längeren Umgangs mit ihm, am genauesten kannte. An ihm, als seinem Lehrer und väterlichen Erzieher zugleich, hing der Schüler mit kindlicher Ergebenheit; er war sein Seelenführer und Gewissensrath. Schöne Früchte mußte eine solche Lehr- und Erziehungsmethode hervorbringen! Wie ganz anders hat sich jetzt Alles gestaltet! Welche nachtheilige Folgen daraus nach und nach für Staat und Kirche hervorgehen werden, liegt jedem tiefer blickenden Auge am Tage. Hat man doch selbst höheren Orts, wie es verlautet, Anstalten, welche in den Händen weltlicher Philologen sind, schon die Frage gestellt: „Woher es komme, daß sich so wenige Schüler von ihrer Anstalt für das Studium der Theologie bestimmten"? Man lasse die allgemeine und lebhafte Theilnahme der Katholiken an der Errichtung der seminaria puerorum sprechen. Ob die Bischöfe das, was den katholischen höheren Schulanstalten Noth thut, unserem Könige, welcher mit Scharfblick die Zeit begreift, worin er auf Preußens Throne herrscht, welcher ein gerechter König zu seyn versprochen, und als solcher sich auch schon bewiesen hat, vorgestellt haben, ist noch nicht bekannt geworden. Ehrenvoll verdient es aber anerkannt zu werden, daß die Stände auf dem jetzt geschlossenen Landtage zu Mün-

ster eine Petition an Se. Majestät den König gerichtet haben, worin ausgesprochen ist, was das katholische Interesse bei den katholischen Gymnasien nothwendig erheischet. Es ist nicht zu übersehen, daß die Zahl der protestantischen Mitglieder dieses Landtags die Katholiken weit überbot, und dessenungeachtet die Petition mit 53 Stimmen gegen 11 durchging. Wie alles Gute nur durch Reaction ins Leben gerufen und gefördert wird, so hatte auch der Widerspruch, welchen diese katholische Angelegenheit bei einzelnen Landtagsmitgliedern erfuhr, zur Folge, daß selbst Protestanten sich mit vieler Wärme für die Rechtmäßigkeit der Petition ausgesprochen haben. Unser König wird gewiß das Vertrauen, welches seine Unterthanen zu ihm gefaßt und schon so unzweideutig an den Tag gelegt haben, rechtfertigen, und durch eine alle Confessionen gleichmäßig umfassende gerechte Regierung einen Nationalsinn in seinem Reiche hervorrufen, der nicht von außenher eingeflößt, sondern von innen heraus gebildet und daher unvertilgbar ist; und dieser wird Preußens Stütze zur Zeit der Noth und Gefahr seyn.

LIII.

Was hat die Menschheit den Mönchen zu verdanken?

Wissenschaft und Geschmack waren entartet, noch bevor die Barbaren in das römische Reich eindrangen. Wie aber vom Norden und von Osten in ununterbrochener Fluth die Horden sich hinabwälzten, verglomm immer mehr das Licht des Wissens, verklangen die Töne der Poesie. Aber in jugendlicher Lebensfrische, alle Elemente eines neuen, geistigen Seyns und alle Kräfte zu gesellschaftlicher Gestaltung in sich

schliessend, hatte in der zerfallenden alten Welt das Christenthum festen Fuß gefaßt.

Während mit Cassiodorus und Boethius die letzten Stellvertreter der Wissenschaft zu Grabe getragen wurden, bildeten sich überall jene Anstalten, welche mit so anerkennungswerther Sorgfalt bewahrten, was als Erbschaft eines untergegangenen Geisteslebens nur immer vor den Barbaren gerettet worden. Die Namen dieser Männer, die man in diesen Häusern weilen sah, prangen nicht auf den Verzeichnissen der hohen Reichswürdenträger; verloren in ihre Menge und in Dunkelheit geborgen verlangten, sie nichts weiter, als Brod und Wasser. Aber diese Männer waren belebt von redlichem Glauben; ja noch mehr, sie erkannten im allgemeinen die tiefsten und die zartesten Bedürfnisse der Völker, denn sie waren aus dem Volk ausgegangen, liebten mit brüderlicher Zuneigung das Volk. Ihnen, den Mönchen, ward die große Aufgabe, der Erwartung kommender Zeiten einen Theil wenigstens der edelsten Geistesblüthen der am höchsten gebildeten Völker zu überliefern.

Bischöfe und Weltgeistliche erhielten die Schulen an ihren Domkirchen. Hier lehrten sie die freien Künste, erläuterten die heilige Schrift und die Väter, und unterwiesen in Sittenlehre, Zucht und Uebung der Kirche. Aber den Mönchen war eine zweifache Aufgabe geworden. Indeß sie hier der Erde ihre Früchte abgewannen, welche sie, ohne den Fleiß ihrer Hände, vielleicht manchem Orte jetzt noch nicht darbringen würde; indeß sie Dörfer, Flecken und selbst Städte hervorriefen, verbreiteten sie zugleich eine Menge höherer Kenntnisse. Athanasius, Basilius, Gregorius, Augustinus, Ambrosius, was von hocherleuchteten Schriftstellern zu finden war, wurden von ihnen erforscht, mit dem sorgsamsten Fleiß vervielfältigt. Mönche, Feldarbeiter und Gelehrte zugleich waren es, welche in ihren armseligen Cellen jenen reichen Stoff zu den umfassenden Sammlungen häuften, die in spä-

tern Zeiten als riesenhafte Erscheinungen des Bücherwesens uns sich darstellen, und stets fort den Geist der Neuern in Staunen setzen werden; dann um so mehr, wenn derselbe von den schlammichten Wegen, auf welchen er sich herumziehen läßt, freudiger zur Wahrheit zurückkehren wird.

„Durch das Geschäft des Bücherabschreibens“, sagt ein Abt jener Zeit zu seinen Mönchen, „wird in der Einsamkeit der Geist gebildet; es ist das Mittel, die Lehren des Herrn in weitem Kreise zu verbreiten. Glückliche Uebung! glückliche Beschäftigung, die das Geheimniß lehrt, mit der Hand zu predigen, mit den Fingern zu sprechen, den Menschen, unter Beobachtung des Schweigens, das Heil zu verkünden, und mit Feder und Dinte die trugvollen Ränke des Bösen zu bekämpfen! denn mit jedem Wort des Herrn, welches der Schreiber niederschreibt, versetzt er dem Satan einen Stich. Ohne seine Arbeitsstätte zu verlassen, durchläuft er durch Verbreitung seiner Werke die Länder. Seine Schriften werden an heiligen Oertern gelesen; die Völker vernehmen ihren Inhalt, und finden darin Heilmittel gegen ihre ordnungswidrigen Leidenschaften, Kräfte, um reinen Herzens Gott zu dienen. So wirkt er an Stätten, von denen er ferne lebt“.

Das Abschreiben der Werke, war daher für die Mönche nicht blos Befolgung einer Vorschrift, sondern eine Pflicht, deren Erfüllung durch die Stimme des Gewissens gefordert ward. Sie boten hierin der Weltgeistlichkeit die Hand zu Erreichung des gleichen Zweckes.

Der heilige Avitus von Vienne, der heilige Cäsarius von Arles, der heilige Gregor von Tours, Fortunatus von Poitier, Alcuin und Rabanus Maurus und so viele Andere machten der Kirche Ehre nicht allein durch ihre Tugenden, sondern auch durch ihr Dichter-, Redner- Geschichtschreiber-Talent. Neben so ruhmreichen Prälaten zeichneten Aebte und Mönche nicht minder sich aus. Konnte man mehr fordern von einer Zeit, in welcher Alles geistig tiefer herabsank; von ei-

ner Zeit, in welcher die rohe Kraft an die Stelle jeder andern Macht zu treten sich bestrebte?

Wohl zeichneten sich noch in Gallien Chilperich aus, welcher Theologe und Dichter zugleich seyn, und dem Alphabet vier neue Buchstaben anfügen wollte; der Burgunderkönig Gondebald mit seiner Neigung für Beredsamkeit; der Wisigothe Alarich mit seiner Gesetzesbearbeitung; im morgenländischen Reich Justinian durch seine Förderung der Rechtswissenschaft; aber vor dem Einfluß und den Diensten der Mönche traten die Bestrebungen der Kaiser und Könige in das Dunkel; diese faßten nur einen Gegenstand ins Auge, jene wirkten für alle Theile des Wissens. Sie folgten dem Zug der Triebe und Gedanken, welche die Welt versittlichend umgestalten sollten; er ward für sie zum Heber, zur wirkenden Kraft.

Aber größere Wohlthaten sind den Mönchen zu verdanken. Im allgemeinen aus dem Volk hervorgegangen, durch Herkunft und Gewohnheiten dem Volk nahe stehend, waren sie es, welche die Menge in die Menge verschmolzen durch das Mittel eines und desselben Glaubens; waren sie es, welche, die eine Hand am Pflug, in der andern das Evangelium, den zahllosen Kriegsknechten, die wie Löwen und Tiger auf die gesittete Welt sich geworfen hatten, mit dem Beispiel einer hervorbringenden Arbeit vorangingen; waren sie es, die mit erfolgreichem Wirken auf andere Güter hinwiesen, als auf diejenigen, welche Geburt und Eroberung geben; sie waren die kräftigen Wurzeln jenes Stammes, der so kräftige Zweige trieb, die wir mit dem Worte die Mittelstände bezeichnen.

Bischöfe und Clerus nahmen etwa die Stelle ein, welche die alten Religionen den Priestern angewiesen hatten; aber die Mönche waren der Gegensatz zu den Kriegerstämmen, von denen das Abendland sich überschwemmt sah. Sie brachten das gesellschaftliche Grundgesetz in Anwendung, welches Pflichterfüllung im Interesse des Ganzen fordert; sie begannen die

Neigung der untern Klassen von dem Niederreißen auf das Bauen hinzulenken. Den Söhnen des heiligen Basilius, Augustin, Benedict verdankt das Abendland die Wiedergeburt des Menschengeschlechts; durch sie ist die Neigung hervorgerufen worden, die Verehrung von den Werkzeugen der Verwüstung auf die Werkzeuge des Friedens und des allgemeinen Wohlseyns überzutragen.

In unsern Zeiten hat man sich eine Liebhaberei daraus gemacht, die alten Völker hoch zu erheben. Geschichtschreiber, die als tiefgehende Forscher sich geltend gemacht haben, stellen die germanischen Völker als die würdigen Repräsentanten der politischen Freiheit dar; sie können nicht Worte genug finden, um die Versammlungen der Franken zur Wahl ihrer Könige anzupreisen; man hat dieses Princip der freien Wahl mit ganz besonderer Zuthulichkeit hervorgestellt. Wenn man aber so viel von Grundsätzen spricht, warum hat man nie eine Vergleichung aufgestellt zwischen dem Wahlgrundgesetz der Germanen und demjenigen der Mönche? Welche Verschiedenheit zwischen beiden; welche Verschiedenheit zwischen dem fränkischen Geist und dem Geist des heiligen Benedicts!

Wie ging es bei den Franken, bei denjenigen Völkern, über welche Tacitus und die ältesten Geschichtschreiber berichten, vor und nach den Königswahlen zu? Alles athmete Krieg; Alles trug das Gepräge gesellschaftlicher Ordnungslosigkeit, des Vorspiels und der nothwendigen Folge des Krieges. In den Häusern des heiligen Benedicts war bei der Wahl eines Obern Alles von einem erhaltenden, ordnenden Geist durchdrungen. Handelte es sich bei den Germanen um eine Königswahl, so sammelte sich das Volk in stürmischem Zusammenlauf aus dem Geschlecht des verstorbenen Königs, und demjenigen ward die Ehre der Erhebung auf den Schild, der einer kriegerischen Neigung am besten zu entsprechen schien. Galt es aber im Orden des heil. Benedicts einen Abt zu wählen, so sammelte sich die ganze Genossenschaft zum Gebet, flehte um Erleuchtung der Geister, um Festigung des Gewis-

sens, und derjenige wurde gewählt, welchem Verdienst und Lehre zur Empfehlung dienten. Die Wahl der Germanen befestigte unabläßig die Verschiedenheit des Standes; die Wahlen der Mönche geschahen in brüderlichem Sinne und zu brüderlichem Zwecke. Indeß die über das ganze Abendland verbreiteten Germanen die Idee der Autorität zersetzten, begründeten die Mönche dieselbe auf ungleich ehrenwertheren Grundlagen, als bloß diejenigen der Vergangenen — auf das geistige Uebergewicht; ihnen war die Autorität nicht die Macht der Starken gegenüber dem Schwachen, sie war die Macht des Geistes, des Herzens, des Wissens, der Arbeitsamkeit, der Tugend; und hierin vornehmlich erzeigten sich die Mönche hinaufgestellt über die Germanen. Hierin sowohl, als in ihren Arbeiten des Landbaus, in ihren Studien erwiesen sie ihren wohlthätigen Einfluß auf die Gesellschaft.

Die Völker und die Welt haben das reiche Erbe, was die Mönche retteten und bewahrten, mißbraucht; sie haben die Wohlthat der katholischen Kirche vernachläßigt, verachtet und ihre Lebenskraft bei dem alten Heidenthum gesucht; sie haben Mord an Mord, Verbrechen an Verbrechen gereiht, nnd riesenhaftes Elend auf riesenhafte Trümmer gethürmt; dessen tragen die Mönche keine Schuld. Sie haben gethan, was ihnen in ihrer Stellung möglich; vereinsammt und ohne andern Beweggrund als ihre Hingebung haben sie ihren Zeitgenossen und der Nachwelt die schönsten Denkmale abendländischer Geistesüberlegenheit aufbewahrt. Ihren Zeitgenossen, den Nachkommen lag ob, Anerkennung der hohen Unpartheilichkeit zu zollen, die kein Bedenken trug, jetzt die hervorragenden Geister des Heidenthums, dann die großen Männer des christlichen Glaubens an das Licht zu ziehen; sie erkannten den Beruf, hervorzusuchen, was dieser Ausgezeichnetes darbietet, um desto besser zu verstehen, was Gott auch jenen hatte zu Theil werden lassen.

Um die Wohlthaten, welche den geistlichen Orden zu verdanken sind, unter einem andern Gesichtspunkt zu würdigen,

darf man sich nur in die Zeit ihres Entstehens und ihrer höchsten Blüthe versetzen. Auf der einen Seite Unglauben, Unwissenheit, Zweifelsucht, geistige Erschlaffung; auf der andern Lust zu Kampf, Krieg, Plünderung; das sind die gesellschaftlichen Elemente dieser Vergangenheit.

Es galt den Kampf, nicht gegen den eigenmächtigen Druck der Fürsten. — Diese gehen schnell vorüber; es galt den Kampf gegen allgemeine Auflösung, gegen einen Zustand, der als Abstractum überall und nirgends zu finden war. Es handelte sich darum, die römischen Schlacken und die germanischen Urstoffe in eine Form zu gießen, und dem Erzeugniß dieses geistig-alchymistischen Products durch den belebenden Hang eines übereinstimmenden Glaubens eine menschlich-gesellschaftliche Thatkraft einzuflößen. Nehmet die Geistlichkeit und die religiösen Orden weg, wer hätte solcher Aufgabe genügen können?

Wahrscheinlich haben die Mönche die ganze Wichtigkeit, den vollen Umfang derselben nicht einmal durchschaut; sie waren zu demüthig, um in so hochfahrender Vorstellung sich zu wiegen. Haben sie beharrlicher Arbeit obgelegen, so thaten sie es des Heils ihrer Seele, der Erbauung ihrer Brüder und der Gläubigen wegen. Aber es darf als mathematische Wahrheit gelten: Mönche und Priester waren es, welche die öffentliche, die allgemeine, die am richtigsten ausgeprägte Richtung gaben, die Richtung, aus welcher aller Glanz und Ruhm der europäischen Geschichte sich entwickelt hat. Sie haben mitten durch alle Schwächen und Gestaltlosigkeiten jener Uebergangsperiode der Welt einen sichern Gang verliehen.

Mücken, wie wir sind, wollen wir es wagen, um den Bienenkorb, in welchem die ersten Ansätze des reinsten Honigs europäischer Civilisation eingetragen wurden, Verunglimpfungen zu summen? Schonung für unsere Meister, Schonung mit uns Schülern!

Man sagt zwar, die Klöster wären Stätten gewesen, in welche manche Männer sich zurückgezogen, deren Kraft dem

Reich gegen den Einbruch der Barbaren wohl hätte können zu statten kommen. Erforschet und erwäget die Geschichte!

Befanden sich nicht schon vor dem Einbruch der Barbaren Morgenland und Abendland in solchem Zustand der Auflösung, daß das Auseinanderfallen durch bloß materielle Mittel nicht mehr konnte gehindert werden? Waren nicht die Völker so tief gesunken, daß jedes erfolgreiche und nützliche Wirken nur darauf sich hingewiesen sah, Sieger und Besiegte umzubilden, und sie beide mit einer und derselben Lehre zu tränken.

Die Mönche haben sich daher große Verdienste um das Menschengeschlecht erworben, indem sie dieses mühevolle Werk über sich genommen haben.

LIV.

Beiträge zur Würdigung des kirchlichen Sinnes und Lebens in Baden.

(Fortsetzung.)

Zweites Tableau.

Als im Dezember 1842 zu Winchester ein Comité, das für die Armen sich betheiligte, ein Conzert zu geben die Absicht hatte, dessen Ertrag den Armen zugewendet werden sollte, da sah man sich um ein Lokal von weitem Raume um. Es geschah dieses, weil man bei einem Conzerte, zur Linderung der Noth der Armen aufgeführt, auf die Theilnahme eines zahlreichen Publikums gerechnet hatte. Man gerieth daher, einmal aus dem schon angeführten Grunde, andererseits aber auch, weil ein christlicher Gedanke dem ganzen Werk zu Grunde lag, auf den nicht unpassend scheinenden Gedanken, für die Aufführung des Conzertes eine Kirche auszuwählen. Abgeordnete des Comités gehen sofort zum Bischof von Winchester, tragen ihre gute Absicht dem Bi-

schof vor, und bitten um die Erlaubniß in einer Kirche, die geeignet schien, ihr edles Vorhaben verwirklichen zu dürfen. Was geschieht? Die Sache schien, wer sollte es glauben, einem Bischof der Hochkirche zu profan für einen Tempel der anglicanischen Kirche. Und sieh! der Mann weigert sich eine Kirche auszuliefern, um darin ein Conzert zum Besten der nothleidenden Menschheit abzuhalten! Die Abgeordneten, die sich auf eine Antwort solcher Art nicht vorgesehen hatten, sahen verwundert, ja fast unwillig einander an. Der Bischof bemerkte dieß; da fragte er sie, wie viel denn wohl das Conzert im besten Falle zur Unterstützung der Armen abwerfen dürfte? Die Antwort war: zweihundert Pfund. Da wendet sich der Bischof nach einem Schranke hin, kehrt dann wieder und händigt in Papieren die bemerkte Summe den Abgeordneten ein zur Verwendung für den angegebenen Zweck! So handelt ein Bischof der englischen Hochkirche. Wenn aber ein Geistlicher einer Confession, deren Tempel, nach unserer Ansicht, wenig mehr, als weite Räume sind, um darin religiöse Reden an ein großes Publikum zu halten, dennoch einen dieser Orte für so heilig hält, daß er nicht ohne Profanation für Aufführung eines Conzerts zum Frommen der Armen ausgeliefert werden könne, und darum lieber zu einem Opfer von 200 Pfunden sich entschließt, als eine Kirche zu einem Zwecke hinzugeben, der ihm mit der Heiligkeit des Ortes nicht in Harmonie zu stehen scheint — dann, ja dann wissen wir in der That nicht, wie wir es bezeichnen sollen, wenn ein katholischer Geistlicher sich entschließen kann, seine Pfarrkirche für ganz gewöhnliche Beutelschneidereien fahrender Künstler zu öffnen, wie solches jüngst in Konstanz vor sich gegangen, wie man aus einem zum Theil ironisch geschriebenen Artikel im süddeutschen katholischen Kirchenblatte, Nro. 2 von 1843, ersehen kann, welcher also lautet: „Konstanz den 6. Jan. (Orgelkonzert in der katholischen Kirche zu St. Stephan.) Da bei uns favente lumine das Kirchengehen so ziemlich außer Mode gekommen, und, wie zur Zeit des sinkenden Heidenthums im römischen Reiche, auch in unsern Tempeln allmählich der größte Theil der etwa dort noch sich findenden Beter nur dem frommen Frauengeschlechte angehört, so ist man auf den plausibeln Gedanken gekommen, den soliden und geräumigen Gebäuden, welche bisher ausschließlich kirchlichen und religiösen Zwecken dienten, eine andere Bestimmung zu geben, damit die ehemaligen Tempel Gottes nicht ganz ohne Zwecke und Nutzen bestünden. So hat man in Bezug der erst vor Kurzem mit großen Kosten restaurirten Kirche zu St. Stephan die Anordnung getroffen, daß ihre weiten Räume in

Zukunft etwa, wie das Odeon in München, zu Conzerten und musikalischen Unterhaltungen verwendet werden sollen. Und am 2. Jan. 1843 ist mit der Ausführung dieses sinnigen Gedankens der Anfang gemacht, und die erste musikalische Abendunterhaltung mit Genehmigung des Pfarrers und Decans zu St. Stephan in den heiligen Räumen aufgeführt worden. Der Italiener Vinzenzo Maria Nardini, ein fahrender Künstler von ganz ordinärer Fertigkeit im Orgelspiel, hat zum Besten seines Beutels Abends halb sieben Uhr (sage halb sieben) bei schwacher Beleuchtung, in Gegenwart eines kunstliebenden Publikums und des Sanctissimum, ein brillantes Orgelconzert aufgeführt. Das Kunstlokal, d. h. die St. Stephanskirche, war freilich nicht so stark besucht.

Die Ankündigung aber, womit der Künstler in öffentlichen Blättern und Anschlagezetteln, wie jeder andere Marktschreier in landüblicher Form das kunstliebende Publikum einlud, lautet wörtlich so:

„„Geistliches Orgelconzert

von

Vinzenzo Maria Nardini

Montags Abends halb 7 Uhr in der St. Stephanskirche.

(Hier folgt die Aufzählung der aufzuführenden Stücke, dann wird fortgefahren.) Eintrittskarten à 24 kr. sind beim Meßner zur St. Stephanskirche und im Gasthofe zum Adler zu haben. Kinder zahlen die Hälfte. Die geehrten Besucher sind gebeten, Eintrittskarten an besagten Orten holen zu lassen, da dieselben an der Kirchthüre nicht abgegeben werden können. (Siehe Konst. Zeit.)““.

Drittes Tableau.

Als der Landtag von 1841 in Folge der berühmten Urlaubsfrage aufgelöst und die Volksvertreter entlassen worden waren, da sandte man einigen, bei denen Solches thunlich war, Versetzungen in deterius zum Willkomm in die Heimath nach. In Folge dieser Maaßregel wurde auch Decan Kuenzer vom landesherrlichen Decanat auf seinen Urstand reduzirt, d. h. zum einfachen Pfarrer von St. Augustin zurückversetzt. Es war dieser Act freilich ein kleiner Widerspruch mit jenem Ministerialrescript vom 18. April 1840, worin Kuenzers freies Reden geschirmt und gern gesehen wurde, so lange jene Libertät innerhalb der katholischen Kirche und den modernen Synoden sich bewegte. Aber als der Mann den bizarren Einfall hatte, sich dem Wahne hinzugeben: was in geistlichen Dingen gut ist, wird wohl auch in weltli-

chen nicht übel seyn, da wollte man in Karlsruhe ein solches Thun nichts weniger als in Ordnung finden, und zum Beweise dessen wird Kuenzer abgesetzt vom landesherrlichen Decanat und solches einem Andern übertragen. Allein die Gunst des Publikums entschädigte ihn dafür. Er wird zu Stockach, wo er jüngst der Stadt zu Ehren eine Synode hielt, von Neuem zu einem Deputirten auserwählt; der Präsident der Synoden wird von den Freunden des Fortschrittes und der Cultur materieller Interessen in Konstanz zum Präsidenten eines Comité erhoben, welches sich vorgesetzt hat, eine Eisenbahn von Basel über Schaffhausen ins Leben einzuführen. Kuenzer, der die Ueberzeugung hat, daß ein Weltpriester für die Welt und ihre Interessen zu leben habe, hat diese Erhebung natürlich mit beiden Händen freudig angenommen. Bald darauf sind Seine Hochwürden im Auftrage und Interesse des Comité am 14. Januar, d. h. am Samstag vor dem zweiten Sonntag post Epiphan. nach Waldshut abgereist, um, statt am Sonntage zu St. Augustin die geistigen Interessen seiner Gemeinde und der katholischen Kirche zu besorgen, zu Waldshut die zeitlichen, ja überdieß nur imaginären Interessen der chevaliers d'industrie am Oberrhein und Bodensee zu fördern. Jesus wies die Wechsler und Händler aus dem Tempel, bei uns nimmt man die Priester vom Altar in die Wechselstuben. Allein was kann selbst für das Weltinteresse verkehrter seyn, denn solch ein Thun? Soll ein Staat, sagt Plato, sich gut befinden, so soll ein Jeder nur das Seine treiben. Allein hier sehen wir wieder dieselbe Erscheinung, wie bei der Viehausstellung von Freiburg.

Bei der überwiegenden Neigung unserer Zeit nach materiellen Interessen und Genüssen thut es jedenfalls nicht Noth, daß die katholischen Geistlichen sich noch unberufener Weise an die Spitze dieser Richtung stellen, um die schon längst exzentrisch gewordene durch ihr eigenes Beispiel gut zu heißen und zu sanctioniren. Allein Dominik Kuenzer weiß alle diese Gegensätze, alle Widersprüche auf's Beste zu vereinen, und in Eins und in volle Harmonie zu bringen. Heute präsidirt er eine geistliche Synode in Stockach, müht sich für die Wissenschaft und Förderung „der deutschen Kirche", und spricht von Geist und Herz und Herz und Geist; morgen sitzt er im Dienste des Materialism auf dem Präsidentenstuhle eines Eisenbahn-Comités und hält weltkluge Reden, wie auf der Eisenbahn das Gold von Peru und Chili dem Vaterlande zugeführt werden könne; und übermorgen steht der Jünger Christi in Mitte eines liberalen Wahlmännercollegiums, und strengt

sich an, der Regierung einen Mann auf den Hals zu schicken, der aller schlechten und verpönten Gesellschaften Mitglied war *), und in öffentlichen Blättern auf die Abschaffung des Christenthumes drang **), als einer Wohlthat für die Menschheit. Dieß weiß man in Karlsruhe, man weiß es in Freiburg, und Kuenzer treibt dennoch sein verderblich Wesen im Lande unbehindert fort; ja er nimmt sogar an den öffentlichen Verhandlungen der zweiten Kammer Theil, und bezeichnet „die antinationale, kirchlich-schädliche Parthei" als die, welche mit Feuer und Schwert im Lande auszurotten sey. Seine Behörden sind herzlich froh, wenn Kuenzer sie selber ungeschoren läßt. Darum kommt und geht Kuenzer von seiner Pfarre wann und so oft es ihm beliebt. Der Zeit der einzige Geistliche seiner Pfarre, reist er am Samstag in Eisenbahn-Angelegenheiten ab, und läßt Gott für seine Kirche sorgen, da er als Eisenbahn-Präsident wichtigere Interessen und Pflichten zu betreiben hat. Während aber der Herr Pfarrer von St. Augustin in der Fremde für die Eisenbahnen spricht und er, der katholische Priester, sich unter Toasten moderner Weltverbesserer „einen tapfern Kämpfer für die germanische Kirche" nennen läßt, pocht zu Konstanz an der Thüre des Pfarrhofes der Amtsdiener mit der Mahnung in der Hand, „das Pfarramt möge endlich einmal die Dupplicate von den Standesbüchern pro 1842 pflichtgemäß dem Oberamte übermachen"; zum Zeugniß dessen, daß Plato die Wahrheit ausgesprochen, wenn er sagt: „Soll ein Staat sich gut befinden, so thue ein Jeder das Seine".

Viertes Tableau.

Man sollte glauben, daß das, was wir bisher der Welt zur Beschauung vorgeführt und bloßgelegt haben, sich in guter Art nicht leicht mehr übertreffen ließe; allein in der Welt ist alles perfectibel; und es ist deshalb schwer zu sagen, wo der höchste Grad dessen steht, was der Mensch in dieser Welt erreichen kann.

Es ist allbekannt, mit welcher Achtung und Sorgfalt Juden und Heiden die Gräber ihrer Verstorbenen behandelten und schmückten. Wer Muretus gelesen hat, der weiß, daß es Zeiten gab, wo ganze Völker wegen Entweihung der Grabmäler ihrer Ahnen schwere Kriege un-

*) Siehe Karlsruher Zeitung Jahr 1842 und das Landtagsblatt desselben Jahres. Ueber die Prüfung der Wahlacten der Deputirten von der Stadt Konstanz.

**) Siehe „Katholische Zustände in Baden" und die badische Nationalzeitung.

ternommen haben. Hat aber auf solche Weise schon das Heidenthum die Grabmäler der Verstorbenen geehrt und hoch gehalten, so steht zu erwarten, daß die katholische Kirche, welche an eine Auferstehung des Fleisches glaubt, unmöglich wollen kann, daß der Ort, wo die Leiber der im Herrn Entschlafenen beerdigt sind, auf irgend eine Art mißachtet oder entheiligt werde. Der katholischen Kirche ist der Friedhof geweihter Boden, das Saatfeld für die Ewigkeit, das sie alljährlich im feierlichen Zuge überwandelt, wo sie Psalmen singt, Gebete zum Himmel emporsendet und mit geweihtem Wasser die Todtenhügel besprengt. Und die Gläubigen, sie besuchen dann die Gräber ihrer geliebten Verblichenen, benetzen dieselben mit ihren Thränen, und flehen zu Gott für das Heil ihrer Verstorbenen. Was außerdem Kunst und Geschmack in größern und wohlhabenden Städten für den Schmuck und die Verschönerung der Friedhöfe gethan haben und annoch thun, ist ohnehin bekannt und preiswürdig zugleich. Es sind dieß Dinge, die sonst jeder Christenmensch weiß und achtet, und die eben deßwegen am allerwenigsten von einem katholischen Priester, wie man meinen sollte, unbeachtet gelassen werden dürften. Nun sehe man aber, wie man's mit diesen Dingen vor einiger Zeit in Baden hielt. Einem Dorfe im Capitel Stockach ist, wie so vielen andern, das Geschick geworden, „einen aufgeklärten und helldenkenden Mann“ als Seelsorger zu erhalten. In Folge eines alten Herkommens hat nun der Pfarrer dieses Dorfes das wunderliche Recht, das Gras, welches etwa auf dem Gottesacker über den Gräbern seiner verblichenen Schäflein wachsen sollte, einheimsen zu dürfen. Allein unglücklicherweise wuchs dieses Gras dem industriösen Hirten nicht groß und dicht genug über den armen Leibern seiner verblichenen Schäflein. Was thut nun „der helle, vorurtheilslose Kopf“, um dem schwachen Graswuchs auf dem Friedhof seiner Gemeinde in usum suum nachzuhelfen? Er läßt den Abtritt räumen und das Güllenloch, und gibt Befehl der Dienerschaft, diesen Dünger statt des magern Weihwassers über die Gräber und Todtenhügel der Dahingeschiedenen hinzuschütten. — Hat man in der katholischen Christenheit je so Etwas erhört? Ich meiner Seits habe manch Unglaubliches von den „helldenkenden Köpfen“ unserer Tage in ihren Gemeinden aufführen gesehen, aber nie ist mir etwas vorgekommen, was so durch und durch erleuchtet, dem so alles christliche Bewußtseyn abhanden gekommen wäre, daß es bis zu diesem Grade des Abtrittschmutzes herabgesunken wäre. Der Eindruck auf die Pfarrgemeinde läßt sich begreifen. Das Attentat war kaum bemerkt, als die

Kunde davon, wie ein Lauffeuer, sich durch das ganze Dorf verbreitete, und augenblicklich waren eine Menge Bürger versammelt, um die schändliche Entweihung der Grabstätten ihrer Verstorbenen abzuwehren gegen den, der vor allen dieselben hätte ehren sollen und schützen. Und es fehlte nicht viel, so hätte der gute Hirt sammt seinen Hausgenossen seine Profanation schwer gebüßt. Nur sein Amt und Stand schützte ihn. Die ganze Sache hat aber auf die Pfarrgemeinde einen so widrigen Eindruck gemacht, daß sie nicht ruhen wollte, bis sie den Mann genöthigt haben würde, die Gemeinde zu verlassen. Und da noch andere gravamina zu diesem Handel sich gesellten, so hat die Cura sich endlich veranlaßt gesehen, ihn der bisherigen Gemeinde abzunehmen und einer andern aufzubürden.

LV.

Preßfreiheit in Würtemberg.

Jemand, der im verflossenen Frühjahre in München sich befand, und dort die Hunde sämmtlich mit Maulkörben herumlaufen sah, bemerkte einem Freunde: das wäre der Zustand der würtembergischen Katholiken. In der That ist es dort dahin gekommen, daß Vorkehrungen und Thatsachen, actenmäßig begründet, nicht einmal mehr bekannt gemacht werden, dem Glaubensgenossen nicht einmal ein Wort des Trostes oder der Ermahnung an den Glaubensgenossen zu sprechen vergönnt ist. Mehrere Schriften, die über Verfügungeh gegen Personen getreulich Aufschluß ertheilten, wie z. B. diejenige in Betreff der Bestrafung des Pfarrers Zell u. A., die in der Hurter'schen Buchhandlung erschienen, wurden, so bald man sie ausgewittert hatte, alsbald confiscirt. Dieß geschah auch am Ende des vorigen Jahres einer kleinen Schrift: „An die Katholiken Würtembergs". Vielleicht sind den Spähern nur wenige Exemplare entwischt. Da aber dieselbe durch Sprache und Gedanken sich auszeichnet, so mögen hier einige Auszüge stehen.

„Katholiken! — Noch nenne ich Euch also. Und ich nenne Euch so mit einem warmen und glühenden Herzen — warm und glühend für

die Ehre Gottes, aus der und für die Alles ist; warm und glühend für die heilige Mutter, deren Namen Ihr traget allzumal; warm und glühend für jedes Kind dieser Mutter, das sein Herz ihr ganz und gar zu schenken nicht verschmähet" . . . .

„Eine Vergangenheit, reich an Kampf, reich an Bitterkeit und Uebermuth, reich aber auch an Opfern und Sieg — liegt hinter uns. Eine Welle schlug die andere, ein Feuer entzündete das andere, ein Schlag traf den andern, und wir fragen: was haben wir erreicht? Gerade die Welle, gerade das Feuer, gerade den Schlag; aber Welle und Feuer und Schlag sollen so treffen und zünden und schlagen, daß wir endlich es auch vor Augen liegen haben: wo es gezündet und geschlagen und getroffen hat. Und wir haben auch schon Manches vor Augen: es hat hineingeleuchtet in so viele Herzen, die vordem von allerlei Nebeln bedeckt und umzogen waren, vor denen sie das reine Licht der Wahrheit und die erhabene Schönheit dessen, was sich ihren Blicken bis dahin entzogen hatte, nicht schauen konnten. Der ehrwürdige greise Oberhirt der Diöcese hat selber den Schleier gelüftet und alle diejenigen, denen es um Wahrheit und Recht zu thun ist, in seine und der heiligen Sache Interessen gezogen. Wie könnte es also insbesondere den ihm untergeordneten Priestern noch verborgen seyn, daß von nun an jedwede Halbheit oder Unentschiedenheit oder gar starres und widerstrebendes Festhalten an verworfenen Principien nicht nur keine Entschuldigung mehr hat, sondern offenbare Gemeinschaft mit dem die Kirche Gottes hassenden Geiste der Welt und des Abfalles von der Wahrheit und dem schuldigen Gehorsame wäre? Wer aber will in diese Gemeinschaft treten? Bei wem könnte der Hochmuth und die Selbstverblendung so weit gehen, daß er annoch diesen Abfall als Liberalismus verkleistern möchte? Nein in die Herzen derjenigen, die am meisten — durch Stand und Amt — dadurch berührt sind, mußte es am tiefsten und entschiedensten hineinleuchten; und wir haben es vor Augen, wie das System antikirchlicher Regierung in eine todte Vergangenheit mehr und mehr hinabsinkt, aus der kein Todtenbeschwörer sie zurückzurufen, weder Macht noch Lust haben dürfte". . . . .

„Daß die Tage des erstarrenden Winterfrostes vorübergegangen sind, daß eine neue, Leben weckende und schaffende Frühlingsluft allenthalben zu wehen begonnen hat, das ist Keinem unempfunden und verborgen geblieben, der nicht außer allem Bereiche äußerer Mittheilung steht; und daß diese Frühlingsluft nicht in ihm selber altes Leben

geweckt und neues geschaffen hat, könnte nur bei demjenigen der Fall seyn, der für jede Weckung und Neuschaffung unfähig geworden ist. Also wir haben Manches vor Augen, worin Welle und Feuer und Schlag getroffen und gezündet haben"! —

„Aber es ist all dieses mehr nur eine moralische Errungenschaft, der, wenn sie nicht selber wieder untergehen und in den erstarrenden Winterfrost wieder umschlagen soll, auch factische Errungenschaften zur Seite gehen müssen". . . . .

„Ein „„Vater der Gläubigen"" ist uns gegeben: wir, die Kinder, strecken die Hände aus nach dem Stabe, den der Herrscher aller Herrscher mit der obersten Gewalt bekleidet hat; wir, die Kinder, öffnen mit Ehrfurcht die Ohren der Stimme, die als eine gottberechtigte uns entgegentönt; wir, die Kinder, richten sehnsüchtig unsern Blick nach dem Auge, das die ganze große Heerde an des unsichtbaren Hirten Stelle überwacht. Mit diesem Stabe, mit dieser Stimme, mit diesem Auge wollen wir den begonnenen Kampf fortsetzen und ihn auskämpfen und vollenden". . . . .

„Wenn Ihr die Stimme dessen nicht hören dürfet, der Euch zum Wächter des wahren, himmlischgeborenen Heiligthums gesetzt ist, traget Ihr dann noch mit Recht den Namen, mit dem Ihr für dasselbe besiegelt seyd? Wenn man Euch das Ur- und Grundrecht nimmt, könnet Ihr dann noch auf andere Rechte warten? Unser Leben im Schooße der geistigen Mutter, die uns geboren und großgezogen, ist ein innerlich und äußerlich wohlgestaltetes: ein Herz trägt es in sich, von dem aus Alles sich regt und lebt und bewegt, das alle Theile zusammenhält und zur Ordnung bindet, und ohne welches der einzelne Theil die Lebenskraft verliert und abstirbt. Absterben wollet Ihr? Euerm eigenen Tode könntet Ihr zuschauen, könntet sehen, wie das Haupt vom Leibe getrennt und abgeschnitten, und der Rumpf, stumpf und abgezehrt und ausgesogen, zu Grabe getragen wird"?!

„Ihr könnet es nicht: was Ihr moralisch schon errungen habet, ist Bürge dafür. Alle Kraft, die Ihr im treuen Kindesherzen in Euch traget, werdet Ihr aufraffen, allen Muth, den Gott und Gottessache in Euch ausgegossen, werdet Ihr doppelt stählen, alle Liebe, die Ihr für den Himmel und des Himmels Pforte, die Kirche Gottes auf Erden, in Euch nähret, werdet Ihr zu neuer, unauslöschlicher Gluth entflammen — und so Euer Leben und Euern Namen retten! Und dieser Kraft, und diesem Muthe und dieser Liebe — wer wird ihr widerstehen? Sie wird Euch hintreiben zum Throne des Herrschers,

dem Ihr in Ehrfurcht und Gehorsam Euere Treue immer bewahret habt, und der Euer Vertrauen in Liebe der Wahrheit und Gerechtigkeit noch nie hat zu Schanden werden lassen — Ihr werdet hinlegen vor seinen Thron Euere Rechte, Euere Bitten, Euere Thränen — Ihr werdet nicht ablassen — Ihr werdet wieder und wieder kommen — Ihr werdet für Gott und seine heilige Sache nicht ermüden: und **Gott ist mit Euch**, und das Machtwort, das er niedergelegt in Eures Herrschers Mund, wird mit einem „„Ja““! in den Abgrund peitschen den Geist, der nur verneint; und von des Herrschers Mund wird es gehen von Mund zu Mund und von Herz zu Herz — **eine neue Gegenwart ohne Wehe** — ist das Pfand des Sieges! Darum **furchtlos** und **treu**, wie dem Könige so der Kirche, und wie der Kirche so dem Könige“!

LVI.

Briefliche Mittheilungen aus Holland.

Gewöhnlich wendet man gegen die Missionen ein, daß sie das Ansehen des gewöhnlichen Seelsorgers in den Schatten stellen, indem das Volk, aus Vorliebe für's Neue und Ungewöhnliche, den Missionären mit besonderer Liebe anhängt, und seinen eigentlichen Seelsorgern, als weniger befähigt für sein geistiges Wohl zu sorgen, geringeres Vertrauen und weniger Achtung schenkt, da doch die Missionen nur außerordentliche Weckstimmen sind, um die schlechten und lauen Christen einer Gemeinde zur Umkehr und zu größerem Eifer anzuregen, und dadurch die gewöhnliche Wirksamkeit des Pfarrers in Aufrechthaltung des Guten zu erleichtern. Hören wir jetzt vor allem, welch' kräftiges Zusammenwirken der Pfarrgeistlichkeit mit den Missionären in jenen Gegenden statt findet, wo die heilige Kirche, ungehindert in ihrer segensreichen Wirksamkeit, unter dem Schutze des Staates, jene außerordentlichen Mittel anwenden kann, die ihr zu Gebote stehen, um ächtchristliche Gesinnung und Gesittung unter den Gläubigen neu zu beleben. In einem uns vorliegenden Berichte heißt es also: Es werden von den

Pfarrern der apostolischen Vicariate Breda und Herzogenbusch so viele Missionäre verlangt, daß die in dem holländischen Missionshause der Versammlung des allerheiligsten Erlösers zu Witten anwesenden holländischen Missionäre ungenügend sind, obgleich dieses Haus zehn bis zwölf Priester zählt. Ganz besonders unterstützt der apostolische Vicar von Breda den frommen Sinn der Pfarrer und Gemeinden, und er selbst hat geäußert: Die Missionen müssen der Reihe nach in all' meinen Pfarreien gehalten werden; und erst dann werde ich ruhig und freudig ausrufen: Nunc dimittis servum tuum Domine. Da es also der Versammlung des allerheiligsten Erlösers unmöglich ist, für so viele Anforderungen die nöthige Zahl von Missionären zu liefern, so haben sich die Pfarrer selbst ihren Bischöfen zur Aushülfe angeboten, und wenn eine Mission in irgend einem Orte angenommen ist, so berichtet der Pfarrer dem Bischofe, wie viel Priester er, außer den Missionären, bedarf, worauf dieser die nöthige Zahl unter denen auswählt, die ohne Nachtheil für ihre Gemeinde dieselbe auf einige Tage verlassen kann. Bevor diese Weltgeistlichen aber den Missionären helfen, werden gemeinschaftlich einige Conferenzen über die im Beichtstuhl zu befolgenden Grundsätze gehalten, worauf erst die Mission selbst beginnt. Diese dauert gewöhnlich zwölf Tage; den ganzen Tag über werden von den Missionären und Weltgeistlichen Generalbeichten aufgenommen, während zugleich die Missionäre die Hauptpredigten über diejenigen Wahrheiten und die Belehrungen für die verschiedenen Stände halten. Man sorgt besonders dafür, daß der Segen der Mission dem Orte zufalle, der sie berufen hat, weßhalb außerordentliche Feierlichkeiten, die eine große Menge herbeiziehen würden, unterbleiben; auch ist es eingeführt, daß man nur die Mitglieder der Gemeinde Beicht hört. Die Pflanzung des heil. Kreuzweges, wozu die Missionäre vom heil. Stuhl an jenen Orten, wo keine Franciskaner sind, ermächtigt worden, ersetzt gewöhnlich die Kreuzpflanzung. Ganz besonders rührend sind die feierlichen, nach den Ständen getrennten, allgemeinen Communionen, und es macht auf die Protestanten, die den Missionen häufig beiwohnen, nichts größeren Eindruck, als die Andacht und Versammlung, mit welwelcher die langen Züge der Männer, Frauen, Jünglinge, Jungfrauen, und besonders der Knaben und Mädchen, die festlich, und im Sommer mit Blumen geschmückt, sich dem Tische des Herrn nahen.

Daß die Wirkungen der Mission nicht vorübergehend, sondern wenn sie von gewissenhaften Seelsorgern unterhalten werden, für immer bleibend sind, das hat mehrjährige Erfahrung, namentlich in dem an-

gränzenden Belgien verbürgt, und die frühern Vorurtheile gegen die Missionen sind für ganz und gar gefallen.

Obgleich diese Missionen meist in ganz katholischen holländischen Provinzen gehalten werden, so ist es dennoch nicht zu vermeiden, manchmal mit protestantischen Gemeinden in Berührung zu kommen, und es ist wirklich bewunderungswürdig, daß bis jetzt noch durchaus keine ernstliche Reibungen zwischen den beiden Confessionen statt gefunden haben. In einer bedeutenden Stadt von 26 bis 28,000 Einwohnern mußten die Missionäre die Gläubigen vor dem Besuch des Theaters warnen, in welchem von einer französischen Truppe unsittliche Stücke aufgeführt wurden, und siehe, der beliebteste protestantische Prediger jener Stadt wollte den Katholiken nicht nachstehen, und erhob sich ebenfalls in seinen Vorträgen heftig gegen die sittenverderbende Truppe, so daß dieselbe nach einigen Tagen, aus Mangel an Besuch, die Stadt verlassen mußte. In einer andern bedeutenden Stadt begannen zwar einige protestantische Prediger damit, während der Mission Controverspredigten zu halten, mußten aber bald wieder aufhören, da selbst die Protestanten ausblieben und in die katholische Kirche strömten, wo die Missionäre, ohne im Geringsten auf die Protestanten und ihre Prediger Rücksicht zu nehmen, sich damit begnügten, den Gläubigen die Wahrheiten unserer heiligen Religion, und besonders jene, die aufs ewige Leben und die Mittel dahin zu gelangen Bezug haben, ans Herz zu legen, und sie zur wahren Bekehrung zu einem christlichen Wandel zu ermahnen. An einem andern Orte, den ebenfalls eine, von Protestanten und Katholiken gemischte Bevölkerung bewohnte, und wo man allgemein der ersteren die daselbst herrschende Sittenlosigkeit zuschrieb, hielten die Prediger, mit der heiligen Schrift in der Hand und alle ihre Behauptungen durch dieselben bekräftigend, drei Predigten über die Unzucht und die unkeuschen Reden, was einen so tiefen Eindruck auf die Protestanten des Ortes machte, daß keiner mehr dergleichen Worte auszusprechen wagte, da die Katholiken ihnen alsdann Geringschätzung der heiligen Schrift vorwarfen, die sie doch als einzige Quelle ihres Glaubens so hoch rühmten. Daß bei diesen Missionen die Conversionen sehr häufig sind, versteht sich wohl von selbst in einem Lande, in welchem nächst England, gewiß am meisten Protestanten zur Kirche zurückkehren, weßhalb dann auch solch ein Schritt gar nicht mehr auffallend ist und zu den gewöhnlichen Tageserscheinungen gehört.

Dieß sind einige wenige Züge, die wir aus dem uns zugekommenen Bericht über diese holländische Missionen unsern Lesern mittheilen

zu müssen glaubten, und die wir mit einem Briefe des bekannten Pater Rembrand schließen, welchen derselbe unterm 24. März dieses Jahres an einen seiner Mitbrüder gerichtet hat: „Die Mission von Prinsenhagen ist so glücklich ausgefallen, daß ihr Erfolg die kühnsten Erwartungen übertroffen hat. Die beiden Pfarreien haben sich mit bewunderungswürdiger Andacht und Stille in der großen Kirche von Prinsenhagen versammelt, und obgleich Breda so nahe ist, so hat dennoch nicht die geringste Unannehmlichkeit statt gefunden. Das Wetter hat uns sehr begünstigt, und achtzehn Beichtväter haben die ganze Zeit über fast nie den Beichtstuhl verlassen. Unsere Gesundheit hat sich auf wirklich wunderbare Weise aufrecht erhalten. So haben sich denn also im Laufe von einem Jahre in dem apostolischen Vicariat Breda allein 30,000 Gläubige in den Missionen im Geiste erneuert, eine Bemerkung, welche für viele fromme Personen ein Gegenstand großen Trostes gewesen ist. Rechnen wir hierzu die 25,000 Katholiken, welche seit der Mission von Uden (die erste vor zwei Jahren in Holland gehaltene), im Vicariate Herzogenbusch, an den Segnungen Theil genommen, so finden wir, daß beinahe 60,000 Katholiken zu neuem Eifer belebt worden sind, von denen gewiß nur ein kleiner Theil in den Stand der Sünde und Lauigkeit in so kurzer Zeit zurückgefallen seyn wird. Wenn solch' ein Erfolg auch geeignet ist, denjenigen zu erschrecken, der eines Tages dem Herrn Rechenschaft über all' diese Seelen abzulegen hat, so ist er doch auch sehr tröstlich, da er die Erbarmungen kund gibt, die Gott in dieser wichtigen Mission wirken will".

LVII.

Englische Zustände.

Revolution und Reform.

(Schluß.)

Das Handelsmonopol, das England seit 1651 behauptet, hat dem Reciprocitäts-System weichen müssen. Dieses hat zwar den Handel Englands verdoppelt, aber den der auswärtigen Völker verdreifacht. Der Handel mit den bal-

tischen Staaten (Preußen, Schweden, Norwegen und Dänemark) fiel größtentheils in die Hände der Fremden, und die brittischen Schiffe, welche sich hiemit beschäftigten, haben seit 1822 um ein Achtel ab, die Schiffe dieser Nationen in ihrem englischen Handel um ein Drittel zugenommen. Der Absatz mit Deutschland ist seit dem Entstehen des Zollvereines in bedeutender Abnahme. In Polen und Rußland sehen sich die Engländer immer mehr ausgeschlossen, und die russischen Vorkehrungen wirkten überhaupt auf und über den Verkehr von Mittelasien dermaßen, daß die ostindische Compagnie kein Gegenmittel als die Gewalt fand, und sich zu dem höchst kostbaren und noch mißlicheren Kriegszuge nach Afganistan entschloß, worauf die Russen zur Behauptung ihres Ansehens in Mittelasien nach Chiwa zogen. Züge, deren kümmerliche Resultate für die eine wie für die andere Seite jetzt vor den Augen von Europa liegen.

Eine andere Folge war die Freigebung des Handels mit Ostindien. Dieser ist jetzt in den Händen der ganzen Nation, und dadurch ward der Besitz Ostindiens der Grund, auf welchem jetzt die Weltmacht Englands beruht *), bis in einer vielleicht nicht mehr zu entfernten Zeit in Folge einer außerordentlichen Bedrängniß des Mutterlandes Ostindien dem Beispiele Nordamerikas folgt, und Vandiemensland wird, was jetzt Calcutta und Bombay sind. Der Zustand Ostindiens hat den kostspieligen Krieg mit China zu einer politischen Nothwendigkeit gemacht. Eben dieser ward zwar „durch die Verbesserung des englischen Geschützes" auf eine bewunderungswürdige Weise beendigt, und das silberreiche China hat neben unermeßlichen Handelsvortheilen an England auch ein Bedeutendes von seinem, den Engländern so „nothwendigen" Metalle zugestehen müssen. Ein neuer Markt ohne Gleichen ist damit aufgeschlossen; die Verwicklungen, welche selbst die

*) Einige Beiträge zur Kenntniß des jetzigen Englands. In der deutschen Vierteljahrsschrift Nro. 17. S. 4.

größten Freunde Englands aus dem Fortgange dieses Krieges so sehr fürchteten, sind mit einem Male beseitigt, und das civilisirteste Volk Asiens, das Jahrtausende in seiner Abgeschlossenheit beharrt, ist durch das größte Ereigniß des neunzehnten Jahrhunderts in den Bereich einer neuen Geschichte getreten. Dieß aber geschah in dem Augenblick, als die Engländer, gleich den Römern im Zeitalter des August und Hadrian auf einer Seite den Eroberungen Gränze steckten, während die siegreichen Legionen sich zurückzogen und einer der Weltflüsse Markstein der englischen Besitzungen wird!

Daß man einem solchen Staate nicht leicht die Zukunft wird streitig machen können, sieht jetzt wohl Jedermann ein. Daß aber fast alle begonnenen Reformen doch nur die Außenseite und noch nicht den Kern der Nation betrafen, daß durch sie der Hauptsitz des Uebels wenig oder gar nicht berührt wurde, ist wenigstens allen denjenigen klar, welche die Zustände Englands seit dem Jahre 1688 reiflich in Erwägung zogen. Man hat im Angesichte des entsetzlichen Elendes zu Hause, der vor Hunger sterbenden Armen, der Gefühllosigkeit der geistlichen und weltlichen Aristokratie, und der Unfruchtbarkeit und Unzulänglichkeit aller kirchlichen und weltlichen Mittel dem Elende zu steuern, alles Recht, gegen die apostolische Wirksamkeit, welche das protestantische England für sich in Anspruch nimmt, einige billige Zweifel zu erheben. Andererseits ist es aber eben so wahr, daß wohl kein Staat der Erde eine solche unendliche Möglichkeit besitzt, günstig auf den geistigen und materiellen Zustand zahlreicher halb- oder uncivilisirter Völker einzuwirken als England — und keiner verhältnißmäßig noch weniger gethan hat. Indem wir kein Bedenken tragen, dieß im Angesichte aller Bibel- und Tractätchengesellschaften auszusprechen, erkennen wir bereitwilligst die wirkliche, unermeßliche Aufgabe an, die die Vorsehung diesem ersten Staate der Welt gestellt hat. Allein, wenn nun die Frage erhoben wird, in wiefern er diesem erhabenen Berufe wirklich nachgekommen sey, so dürfte als Antwort ein

so ungeheures Versäumniß, eine so offene Schuld klar werden, daß die Ereignisse, welche England auf die rein weltliche, mäkelnde und schachernde Bahn geschleudert, die Männer, welche es seinem Berufe entfremdet haben, einer furchtbaren Censur nicht entgehen dürften. Eben deshalb sind auch die Vorgänge auf dem kirchlichen Gebiete Englands von so ungemeiner Bedeutung, indem hier ein Streit ausgefochten wird, dessen Resultate über das Wohl und Weh von nahe an 200 Millionen Menschen entscheidend werden können. Sey es uns vergönnt, gerade hierin, in Vorgängen, für welche der Theil der Deutschen, welcher am lautesten das Wort ergreift, am wenigsten Sinn zu haben scheint, die Bürgschaft für Englands Zukunft zu erblicken. Wo die weltliche Macht verzweifelnd zurücktritt, beginnt die helfende, tröstende, heilende Bahn der Kirche. Sie allein vermag Gegensätze auszugleichen, welche, von ihrem Hauche nicht berührt, im grimmigsten Haße auflodern, und keine andere Wahl haben, als sich gegenseitig aufzuzehren. Sie nur vermag Naturen umzuwandeln, die sonst Verderben um sich verbreiten würden, und die Hand zum Gebet emporzurichten, welche sonst mit dem Dolche sich bewaffnet, sich mit dem Bruderblute befleckt haben würde. Nicht am Hoangho und nicht am Ganges oder dem Indus, sondern an der Themse und der Liffey *) wird das Geschick Englands entschieden; der Kampf, zu welchem die rüstigen Streiter nicht blos alle Kraft des Einzelnen, sondern die Mächte des Himmels selbst aufgeboten haben, und von dessen Lösung die Zukunft Chinas und Indiens, Afrikas und Oceaniens abhängt. Die Gefahr ist übrigens größer als man glaubt, da selbst im günstigsten Falle noch immer die drohende Frage im Hintergrunde schwebt, ob nicht schon, wie einst im Römerreiche, der günstige Augenblick verstrichen ist, in welchem der Pulsschlag des Herzens auch den Extremitäten neues Leben verleihen kann.

---

*) Dem Fluße, an welchem Dublin liegt.

LVIII.

Weitere Berichte über Rußland.

Noch vor gar nicht langer Zeit konnte man es als eine ausgemachte Sache betrachten, daß, wenn nichtdeutsche, katholische Journale Berichte über Rußland und die Verfolgung der katholischen Kirche mittheilten, sie von den deutschen Zeitungen mit vornehmem Zweifel, im absprechenden Tone, als partheiisch, ungegründet, leichtfertig behandelt wurden, und es ist nicht zu läugnen, sie gaben auch oft genug Veranlassung dazu. Allein die Aufhellungen, welche die päpstliche Staatsschrift gewährte, beweisen, daß selbst manche der dem Anscheine nach übertriebensten Berichte hinter den Thatsachen zurückgeblieben waren, und es ist jetzt wenigstens dahin gekommen, daß über den Urheber, über den Zweck, Mittel und moralischen Werth des Ganzen kein Zweifel mehr statt finden kann. Auch darüber ist man jetzt im Reinen, daß keine Verfolgung der neueren Geschichte mit der noch gegenwärtig herrschenden verglichen werden kann. Nicht die schlauen und gewaltsamen Gesetze der „jungfräulichen Königin", nicht was Gustav Wasa, Heinrich VIII. und alle die glorreichen Häupter mächtiger Staaten verübten, welche dem Gotte, dem s i e dienten, einen Dienst zu erweisen hofften, indem sie die Kirche Jesu Christi verfolgten. Und wir entschuldigen es jetzt, daß deutsche Journale in dem vorherbezeichneten Irrthume sich ergingen. Sie gedachten wohl noch der Zeit, wo Rußland, unter dem milden Scepter seines Alexanders, der großen Bewegung Europas vorstand, welche den corsischen Schlächter der Völker stürzte. Sie vergaßen, daß die gräßliche Epoche Katharinens II., welche von vorneher alles zu legitimiren schien, was die Revolution nachher in ihrer Entwicklung mit sich führte, weder gesühnt, noch widerrufen, sondern nur für einen Augenblick durch Alexanders Regierung unterbrochen war, die, wie das alte italienische Sprüchwort sagt, dem Loche glich, das der Stein in die Fluthen macht, welche sich schnell wieder schließen und mit der alten Gewalt vorüberrauschen. Während somit die Principien, welche der Welt bei Gelegenheit der Gründung der heiligen

Allianz vorgelegt wurden, mit denjenigen vergleicht, die bei Anlaß der jetzigen Verfolgung thatsächlich ausgesprochen worden sind, wird einen solchen Unterschied bemerken, daß keine Vergleichung möglich wird. Allein in den Worten wird derselbe dennoch nicht sehr erheblich seyn. Da die russische Diplomatie in der Kunst, Worte zu handhaben und den wahren Sinn durch einen willkührlichen Ausdruck zu bedecken, Meisterin ist, so darf man von vornherein überzeugt seyn, daß sie auch die crassesten Contraste zu verwischen und unscheinbar zu machen verstehe.

Daß diese Kunst vor Allem gegen die einfache, klare und durch innere Wahrheit wie durch ruhige, gemessene Haltung schlagende Staatsschrift Papst Gregors XVI. würde angewandt werden, hätte man glauben sollen. Das russische Cabinet war aber klug genug, zu bemerken, daß es auf dieser Bahn keine Lorbeeren pflücken könne, und während man daher in Europa eine offene Antwort auf die römische Darlegung erwartete, ward, außer der problematischen Anrede des Kaisers an die polnischen Bischöfe, keine weitere Erklärung bekannt. Somit ist also die römische Darlegung nicht nur ein unwiderlegtes, geschichtliches Document geblieben, das mit der zerschmetternden Kraft der Wahrheit die öffentliche Meinung der civilisirten Völker zum Zeugnisse der Gerechtigkeit aufruft, sondern es vermag auch Papst Gregor XVI. wenigstens den Triumph zu feiern, die geheimen Machinationen seiner Gegner enthüllt zu haben und, wenn es ihm auch nicht gelang, ihre unheilvollen Pläne zu vernichten und den Hülferufenden Hülfe zu bringen, so hat sich doch unter ihm, dem mächtigen Autokraten gegenüber, das päpstliche Ansehen, das allein die Stimme der Wahrheit und des Rechts zu erheben den Muth hatte, so erhaben gezeigt, daß die glorreichsten Zeiten des Mittelalters eine würdige Nachfolge hierin gefunden haben.

Sehen wir nun, was uns auswärtige Journale noch Weiteres über die Verfolgung mittheilen.

Nach dem Muster des heil. Synodes, welchen Czar Peter an die Stelle des russischen Patriarchen setzte, um die Landeskirche zur Staatsanstalt zu machen, ist in St. Petersburg ein ähnliches Collegium von katholischen Bischöfen errichtet, zu welchem abwechselnd und als außerordentliche Mitglieder jedes Jahr mehrere Bischöfe aus den katholischen Reichstheilen berufen werden, Fügsamkeit zu lernen und die erhaltenen Befehle bei ihrer Rückkehr desto umsichtiger in das Werk zu setzen. Während alle Verbindung mit ihrem kirchlichen Oberhaupte auf das Strengste

LVIII.

Weitere Berichte über Rußland.

Noch vor gar nicht langer Zeit konnte man es als eine ausgemachte Sache betrachten, daß, wenn nichtdeutsche, katholische Journale Berichte über Rußland und die Verfolgung der katholischen Kirche mittheilten, sie von den deutschen Zeitungen mit vornehmem Zweifel, im absprechenden Tone, als partheiisch, ungegründet, leichtfertig behandelt wurden, und es ist nicht zu läugnen, sie gaben auch oft genug Veranlassung dazu. Allein die Aufhellungen, welche die päpstliche Staatsschrift gewährte, beweisen, daß selbst manche der dem Anscheine nach übertriebensten Berichte hinter den Thatsachen zurückgeblieben waren, und es ist jetzt wenigstens dahin gekommen, daß über den Urheber, über den Zweck, Mittel und moralischen Werth des Ganzen kein Zweifel mehr statt finden kann. Auch darüber ist man jetzt im Reinen, daß keine Verfolgung der neueren Geschichte mit der noch gegenwärtig herrschenden verglichen werden kann. Nicht die schlauen und gewaltsamen Gesetze der „jungfräulichen Königin", nicht was Gustav Wasa, Heinrich VIII. und alle die glorreichen Häupter mächtiger Staaten verübten, welche dem Gotte, dem sie dienten, einen Dienst zu erweisen hofften, indem sie die Kirche Jesu Christi verfolgten. Und wir entschuldigen es jetzt, daß deutsche Journale in dem vorherbezeichneten Irrthume sich ergingen. Sie gedachten wohl noch der Zeit, wo Rußland, unter dem milden Scepter seines Alexanders, der großen Bewegung Europas vorstand, welche den corsischen Schlächter der Völker stürzte. Sie vergaßen, daß die gräßliche Epoche Katharinens II., welche von vorneher alles zu legitimiren schien, was die Revolution nachher in ihrer Entwicklung mit sich führte, weder gesühnt, noch widerrufen, sondern nur für einen Augenblick durch Alexanders Regierung unterbrochen war, die, wie das alte italienische Sprüchwort sagt, dem Loche glich, das der Stein in die Fluthen macht, welche sich schnell wieder schließen und mit der alten Gewalt vorüberrauschen. Während somit die Principien, welche der Welt bei Gelegenheit der Gründung der heiligen

Allianz vorgelegt wurden, mit denjenigen vergleicht, die bei Anlaß der jetzigen Verfolgung thatsächlich ausgesprochen worden sind, wird einen solchen Unterschied bemerken, daß keine Vergleichung möglich wird. Allein in den Worten wird derselbe dennoch nicht sehr erheblich seyn. Da die russische Diplomatie in der Kunst, Worte zu handhaben und den wahren Sinn durch einen willkührlichen Ausdruck zu bedecken, Meisterin ist, so darf man von vornherein überzeugt seyn, daß sie auch die crassesten Contraste zu verwischen und unscheinbar zu machen verstehe.

Daß diese Kunst vor Allem gegen die einfache, klare und durch innere Wahrheit wie durch ruhige, gemessene Haltung schlagende Staatsschrift Papst Gregors XVI. würde angewandt werden, hätte man glauben sollen. Das russische Cabinet war aber klug genug, zu bemerken, daß es auf dieser Bahn keine Lorbeeren pflücken könne, und während man daher in Europa eine offene Antwort auf die römische Darlegung erwartete, ward, außer der problematischen Anrede des Kaisers an die polnischen Bischöfe, keine weitere Erklärung bekannt. Somit ist also die römische Darlegung nicht nur ein unwiderlegtes, geschichtliches Document geblieben, das mit der zerschmetternden Kraft der Wahrheit die öffentliche Meinung der civilisirten Völker zum Zeugnisse der Gerechtigkeit aufruft, sondern es vermag auch Papst Gregor XVI. wenigstens den Triumph zu feiern, die geheimen Machinationen seiner Gegner enthüllt zu haben und, wenn es ihm auch nicht gelang, ihre unheilvollen Pläne zu vernichten und den Hülferufenden Hülfe zu bringen, so hat sich doch unter ihm, dem mächtigen Autokraten gegenüber, das päpstliche Ansehen, das allein die Stimme der Wahrheit und des Rechts zu erheben den Muth hatte, so erhaben gezeigt, daß die glorreichsten Zeiten des Mittelalters eine würdige Nachfolge hierin gefunden haben.

Sehen wir nun, was uns auswärtige Journale noch Weiteres über die Verfolgung mittheilen.

Nach dem Muster des heil. Synodes, welchen Czar Peter an die Stelle des russischen Patriarchen setzte, um die Landeskirche zur Staatsanstalt zu machen, ist in St. Petersburg ein ähnliches Collegium von katholischen Bischöfen errichtet, zu welchem abwechselnd und als außerordentliche Mitglieder jedes Jahr mehrere Bischöfe aus den katholischen Reichstheilen berufen werden, Fügsamkeit zu lernen und die erhaltenen Befehle bei ihrer Rückkehr desto umsichtiger in das Werk zu setzen. Während alle Verbindung mit ihrem kirchlichen Oberhaupte auf das Strengste

verboten ist, wird so die mit dem weltlichen sorgfältig unterhalten, gewinnt die oberste Stelle die Möglichkeit, jedweden Widerstand im Keime zu vernichten, und vermögen die Mittel der Verführung, wie der Bestrafung desto nachdrücklicher zu wirken. Als nun im verflossenen Jahre zwei polnische Bischöfe, der erhaltenen Weisung gemäß, sich nach St. Petersburg auf den Weg machen wollten, verlangte der Fürststatthalter des ehemaligen Königreiches von ihnen, einen Canonicus honorarius von Augustow, Ludeke, einen ehemaligen Protestanten, welcher dann convertirt hatte, und als Spion in Holland und Belgien gebraucht worden war, um die Verbindungen der dortigen Katholiken mit der russischen auszukundschaften, als Secretär mitzunehmen. Als beide Bischöfe sich weigerten, einen Menschen von so anerkannt schlechtem Rufe in ihrer Umgebung zu dulden, wurden demselben bei 400 Silberrubel als Reisegeld angewiesen, und Ludeke ward dadurch nicht blos zu den Geheimnissen des heil. Synodes gezogen, sondern wohnte auch jener berühmten mündlichen Erklärung bei, welche die Katholicität des Urhebers der Verfolgungen und die Unwahrheit der letzteren darthun sollte, von welchen, wie natürlich, die Bischöfe selbst die umfassendsten Zeugnisse hätten leisten können. Als hiebei der Berichte Erwähnung geschah, welche der heil. Stuhl hierüber empfangen hatte, deren lügnerischer Inhalt die Allocution Papst Gregors veranlaßt haben sollte, wandte sich der Redner an den Canonicus mit der Frage: „Nicht wahr, Canonicus, alle diese Berichte sind Lügen“. Eine so schmeichelhafte Auszeichnung konnte ihre Wirkung auf das loyale Herz des so ergebenen Mannes unmöglich verfehlen; der Canonicus antwortete, wie sich erwarten ließ, mit einer bekräftigenden Bejahung, und genoß hierauf die besondere Ehre, bei dem Diner, das dem ganzen heil. Synod gegeben wurde, den ersten Platz einzunehmen, und dann auch die Insignien des St. Anna-Ordens zu empfangen, mit dessen minderen Graden gewöhnlich diejenigen Russen und Polen begnadigt werden, welche sich der Apostasie in die Arme werfen. Später erhielt dasselbe Individuum eine Pfründe zu Warschau, mit welcher die Incumbenz verbunden ist, die zahlreichen deutschen Arbeiter dieser Stadt zu catechisiren. In welchem Cultus dieses geschieht, bedarf keiner weiteren Erwähnung.

LIX.

Bilder aus dem italienischen Volksleben in der Vergangenheit und Gegenwart.

Siebenter Artikel.

Nicht leicht hat wohl ein Fremder die Stadt der sieben Hügel und der sieben Basiliken heimgesucht, dem nicht der Name der Borghesen im Gedächtniß geblieben wäre. Hätte er ihn auch früher nie vernommen, er würde ihm hier unwillkühr-lich vor Augen getreten seyn, da er mit dem Größten und Herrlichsten, was Rom besitzt, so vielfach verbunden ist. Denn trat der fremde Pilger, wie dieß gar oft zu geschehen pflegt, sogleich nach seiner Ankunft den Gang nach dem Grabe des Ersten der Apostel, nach dem Dome von St. Peter, an; ging er über die Engelsbrücke, vorüber an dem alten Grab-monumente Hadrians, dem Castell von Sant Angelo ihm zur Rechten, vorüber ihm zur Linken an dem unermeßlichen Spi-tale von San Spirito, auf welches von grünem Hügel die Grabkirche Tassos mit der zerschmetterten Eiche herniedersieht; ging er weiter, gerade aus, der hohen Kuppel zu, die ihm auf der Brücke schon entgegensah, vorüber an dem Pallaste, den einst die Gesandten der immer noch getrennten Meereskönigin, Britanniens, bewohnten, wo nun ein fürstlicher Banquier den reichen Fremden aller Nationen seine Winterfeste, Bälle und Concerte gibt; öffnete sich ihm endlich die Straße, trat er auf den von Arkaden eingeschlossenen Petersplatz, Nero's ehemaligen blutigen Circus; sah er den Obelisken, den die Pharaonen dem Sonnengott in Heliopolis errichtet und den Kaligula zum Schmu-cke seines Circus herübergeführt; sah er ihm zur Seiten die

beiden herrlichen Springbrunnen ihr Wasser schneeweiß, wie ein Staubgewölke, aus der Höhe mit zierlicher, anmuthiger Fülle in die unteren Schaalen herniedergießen; blickte er dann über den großartigen Platz hinweg, gerade vor sich die hohe Treppe hinan, nach den Portalen von St. Peter und hinauf nach den kolossalen Steinbildern, welche von den Zinnen seiner Stirnseite den Platz beherrschen: dann sah er auf einem breiten Gürtelbande dieses größten Domes der katholischen Christenheit die Worte: IN HONOREM PRINCIPIS APOSTOLORUM PAULUS V BURGHESIUS ROMANUS PONT. MAX. ANNO MDCXII. PONTIFICATUS VII. Diese Inschrift ist in Metallschrift geschrieben, und die kolossalen Buchstaben sind in den riesenmäßigen Verhältnissen des ganzen Baues, der sie auf seiner Stirne dem Eintretenden entgegenhält.

Es war aber ein ganz besonderer Glücksstern, der dem Geschlechte der Borghesen diese Ehre zu Theil werden ließ, daß die erste Kirche Roms, das Denkmal so vieler Päpste, das Werk so vieler Künstler, gerade ihren Namen auf der Stirne trägt. Denn Paul V. war bekanntlich nicht der Begründer, er war nur der Erweiterer dieses heiligen Bauwerkes; unter ihm wurde das griechische Kreuz des früheren Planes von Michelangiolo in ein lateinisches umgewandelt; der lange Arm des Kreuzes wurde um drei Bogen verlängert, und der Bau des gegenwärtigen Porticus und der Facade hinzugefügt; eine Erweiterung, die, wie es gar häufig geschieht, den Bau zwar materieller größer, aber durch die Vernichtung seiner Idee in der That kleiner machte, indem der hinzugefügte Theil alle Harmonie des ursprünglichen Planes störte, und hauptsächlich nur dazu diente, die erhabene Größe und Einfachheit des Ganzen unsichtbar zu machen und seinen Anblick zu verkleinern.

Wenn nun aber auch die Zeit Pauls V. in ihren Kunstbestrebungen durchweg den Charakter verfehlter Nachahmung und geschmackloser, unnatürlicher Ueberladung trägt: so hat

dieser thätige, energische Papst jedenfalls mit der großartigsten Freigebigkeit zur Ausschmückung dieses ehrfurchtgebietenden Tempels mitgewirkt, von dem einer der größten der neueren protestantischen Dichter, Byron, singt:

„Nicht alte Tempel, heutige Altäre
Kommen Dir gleich! Du, einzig unter allen
Werth, daß in Dir den wahren Gott man ehre!
Seit Er, da Sion's Mauern eingefallen,
Den frühern Dom verließ, gibt's keine Hallen
Von Menschenhand, von solcher hehrer Macht!
Ernst, Hoheit, Würde, Glorie, Reiz umwallen
Die ew'gen Bogen in vereinter Pracht,
Wo reiner, würd'ger Dienst dem Herrn wird dargebracht".

Von Paul V. rühren auch die kolossalen Steinbilder der Heiligen, der Heiland und die Apostel her, welche von der Höhe der Facade St. Peters herniederblicken.

Allein nicht nur die Peterskirche, sondern so viele andere, der Religion oder dem gemeinen Besten gewidmeten Bauwerke Roms bewahren noch immer dankbar das Andenken seiner hochherzigen Gesinnung, und nennen ihn den Ausschmücker und den Wohlthäter der heiligen Stadt. Mehr jedoch als durch jedes andere Denkmal wird dieser Borghese im Munde der Lebenden stets gesegnet fortleben durch den Namen der Acqua Paola, die ihn so glorreich verewigt, indem sie seine Erinnerung mit einer der größten Wohlthaten und Zierden Roms für immer dankbar verknüpft.

Der Ruhm, in einer quellenlosen Lage sich eines reichen Ueberflußes an klarem, kühlen, gesunden Gebirgswasser zu erfreuen, ist bekanntlich ein alter des kaiserlichen heidnischen Roms; ein Ruhm, der jener Zeit gebührt, als, nach dem Ausdrucke Chateaubriands, die Imperatoren die kühlen Wasser der Bergquellen dem Herrschervolke auf Triumphbögen durch die Campagna hinzuführten, und ihre Fora, ihre Circen, ihre Arenen, ihre Basiliken, ihre Thermen, die öffentlichen Plätze, die Straßen, die Vorhallen ihrer Tempel und

Theater mit marmornen Springbrunnen verschwenderisch ausschmückten.

Wohl steht das neuere Rom in dieser Hinsicht weit der alten, prachtvollen Weltstadt der Imperatoren nach; die Trümmer zerfallener Aquäducten durchziehen nun melancholisch, mit ihren unregelmäßig unterbrochenen und zerrissenen Bogen, in langen Reihen, in verschiedenen Richtungen, halbeingestürzten Brücken gleich, die menschenleere, baumlose, sonnenverbrannte Campagna, unverwüstliche Denkmäler dahingesunkener Größe: allein dennoch kann sich wohl keine der größeren Städte Europas an Reichthum des Wassers, an Springbrunnen und architektonisch geschmückten Fontainen jeder Art mit Rom vergleichen; eine Wohlthat und eine Zierde, welche die Stadt St. Peters dem väterlichen und großartig freigebigen Sinne ihrer Päpste verdankt, die sich hierin als wahre Restauratoren erwiesen.

Drei Hauptleitungen aber sind es, die der dürstenden Tiberstadt das reine Bergwasser zuführen und in reichen, vollen Strömen in die marmornen Becken so vieler Springbrunnen, ausgießen. Die eine dieser Leitungen trägt den Namen Pauls V.; die zweite die Acqua Felice, den Taufnamen von Sixtus V., der nach dem Vorgange des um die Kirche viel verdienten Gregors XIII. ihr Wiederhersteller wurde; die dritte endlich, die Acqua Vergine, oder di Trevi verdankt ihre Wiederherstellung Nicolaus V., dessen Nachfolger Sixtus IV., Pius IV. und V., Gregor XIII. sich gleichfalls um sie verdient machten.

Wie die Peterskirche, so bewahrt auch die Acqua Paola, einst die Acqua Trajana des kaiserlichen Roms, in mehreren Inschriften das Andenken ihres priesterlichen Wiedererbauers. Fünfunddreißig Miglien zieht sich der Aquäduct hin, der aus dem See von Bracciano, in dem etrurischen Gebirge bei Trivigniani, das Wasser nach der Höhe der Tiber hinführt; drei seiner Inschriften verknüpfen das Andenken des Pontifex mit dem der Imperatoren *); dort aber, wo der Hauptarm von

*) Die eine dieser Inschriften bei dem Bogen nahe an der Villa

dem Tiberhügel aus zum erstenmal die ewige Stadt zu seinen Füßen begrüßt, auf der Höhe hinter San Pietro Montorio, unweit der Kapelle Bramantes über der Stätte, wo St. Peter gekreuzigt ward, an einer der herrlichsten Stellen Roms, wo der Blick das ganze alte und neue, das heidnische und christliche Rom, mit seinen zahllosen Kuppeln, seinen Obelisken, seinen Triumphsäulen, seinen Tempeln, Thermen und Arenen beherrscht, wo er weithin über die Oede der Compagna schweift und nach dem Meeresufer hindringt, dort wo die blaue Bergwelt der Latiner und Sabiner, der Monte Cavo und der Soracte, aus der Ferne die Aussicht begränzend, in der feierlichen Ruhe, in der milden Heiterkeit des italienischen Himmels herüber winken, hier hat Paul V. seiner etrurischen Acqua Paola eine wahre, die ganze ewige Stadt beherrschende Porta triumphalis erbaut; hier stürzt die Fülle seines Wassers in fünf Strömen lichthell in das unermeßliche marmorne Becken; die Säulen dieses Triumphbogens tragen die Wappenthiere der Borghesen, den Drachen und den Adler, zu oberst prangt das Wappen des Papstes, und darunter stehen in großer, weit lesbarer Metallschrift die Worte: Paulus V. pontifex maximus aquam in agro Braccianensi saluberrimis e fontibus collectam, veteribus aquae Alsietinae ductibus restitutis, novisque additis, XXXV ab milliario duxit. Anno Domini MDCXII. pontificatus sui septimo.

Außer diesem Triumphbogen auf der Höhe des Janiculus verherrlichen auch noch drei öffentliche Springbrunnen den Namen desselben Papstes auf ihrer Stirne, nämlich: die fontana di ponte Sisto, deren Inschrift verkündet, wie der Papst das Wasser dem Nutzen der gesammten Stadt gewidmet; dann der Springbrunnen in dem Ghetto oder Judenviertel, ein sprechendes Monument päpstlicher Sorgfalt für

---

Pamfili vor dem Thore San Pancrazio lautet: Paulus V. Pont. opt. max. aquaeductus ab Augusto Caes. extructos aevi longinqua vetustate collapsos in ampliorem formam restituit. An. Sal. MDCIX. Pont. V.

die abgeschiedene Volksklasse der Hebräer, was gleichfalls ihre Inschrift verkündet, die da lautet: **Paulus V. Pont. opt. max. aquam ex agro Brachianensi in vertice montis aurei sua munificentia deductam,** ***ad Hebraeorum inopiam sublevandam,*** **hunc in locum duci concessit An. MDCXIV. Pont. sui X;** endlich steht der borghesische Drache auch auf der **Fontana di piazza castello,** wo Paul V. gleichfalls dem mangelleidenden Stadttheil diese unschätzbare Wohlthat zu Theil werden ließ. Allein auch die beiden stolzen Fontainen vor der Peterskirche selbst, mit ihrem hochsteigenden Wasserstrahle, verdanken ihren Wasserreichthum *) seiner freigebigen Großmuth, da er einen Hauptarm seiner großen Leitung hier hinüberführte, und auch sie tragen das borghesische Wappen. Diese Sorgfalt der Päpste, die Stadt mit dem reinigenden, lebennährenden, von dem Alterthume heilig gehaltenen Elemente zu versehen, erinnert selbst an das früheste Alterthum, das seinen hohen Priestern den Namen der **Pontifices,** der Brückenbauer, beilegte; sie erinnert an die Zeit römischer Könige, der Erbauer jener uralten, noch bestehenden, reinigenden Kloaken; sie weist uns endlich nach dem patriarchalischen Oriente

*) Diese beiden Springbrunnen, die mit Recht zu den schönsten von Rom gezählt werden, zeichnen sich in der That durch ihren außerordentlichen Wasserreichthum aus, indem der Arm, der nach St. Peter und den vaticanischen Gärten von der Acqua Paola abgeleitet wird, 780 Unzen faßt. Man erzählt daher auch, als der verstorbene König von Preußen, an Berlins künstliche Wasserwerke gewöhnt, den Petersplatz besuchte, habe er dem ihn begleitenden Kardinal zu wiederholtenmalen ein Zeichen gegeben, als dieser es aber nicht verstanden, habe er hinzugefügt: schon genug! schon genug! so daß endlich der Prälat ihn ehrerbietigst fragte, was der Befehl Seiner Majestät sey; worauf der Monarch erwiedert habe: man möge nur die Maschinen stille stellen, da er schon genug gesehen habe. Der Kardinal erklärte ihm nun zu seinem Erstaunen, daß diese Springbrunnen hier Tag und Nacht für Jedermann fließen, und daß er nichts von still zu stellenden Maschinen wisse.

hinüber, wo gastlicher Sinn, großmüthige Milde und Barmherzigkeit in der gluthheißen Oede der Sandwüste, auf grüner Oase, Quellen erbaut und Zisternen gräbt, die Jahrhunderte hindurch die schmachtenden Menschen und Thiere der vorübergehenden Karavanen laben und stärken, und den Pilger mit dankbarer Freude erfüllen.

Doch kehren wir aus den einsamen Sandsteppen des Ostens, die schwerbeladen das bedachtsame Kameel durchzieht, und in windesschneller Eile das flüchtige Araberroß durchfliegt, zurück nach der heiligen Priesterstadt des Westens. Hat hier der Fremde an der Größe der Peterskirche sein Gemüth erhoben, in dem Gedanken, wie hier der Mensch alles, was sein Kunstgenie im kühnsten Fluge zu erstreben vermocht, allen Glanz, alle Pracht irdischen Reichthums mit freigebiger Hand dem Höchsten, Unsichtbaren, Ewigen opfernd geweiht, hat ihn in der drückenden Tageshitze ein kühler Trunk aus der Acqua Paola erquickt, und kehrt er dann in die Stadt zurück, so bietet ihm der Palast der Borghesen, den derselbe Papst Paul V. seiner Familie angekauft, einen andern erhebenden Genuß dar.

Der mächtige Bau mit seinen hohen Säulenhallen, seinen antiken Statuen und reichgeschmückten Gemächern alter Pracht, erinnert an die hingeschiedenen Zeiten römischen Reichthums, da das Gold der Welt noch bei St. Peter zusammenfloß, und seine Großen von Hunderten von bewaffneten und unbewaffneten Dienern umgeben, in ihren Palästen altrömischer Größe residirten. Die Familie Borghese, ursprünglich aus Siena, ist eine von den wenigen römischen Familien, fünfen oder sechsen, die sich noch einen fürstlichen Reichthum in ihren Besitzungen, die über ganz Italien ausgebreitet sind, erhalten haben. Freilich der Glanz und die Macht der Feudalherrlichkeit ist auch von ihrem Hause gewichen; dafür aber steht es durch andere persönliche Verdienste nicht minder Achtung und Ehrfurcht gebietend in Mitte seiner Mitbürger da, ein würdiger Vertreter der alten Grandezza Romana. In dem

die abgeschiedene Volksklasse der Hebräer, was gleichfalls ihre Inschrift verkündet, die da lautet: Paulus V. Pont. opt. max. aquam ex agro Brachianensi in vertice montis aurei sua munificentia deductam, *ad Hebraeorum inopiam sublevandam*, hunc in locum duci concessit An. MDCXIV. Pont. sui X; endlich steht der borghesische Drache auch auf der Fontana di piazza castello, wo Paul V. gleichfalls dem mangelleidenden Stadttheil diese unschätzbare Wohlthat zu Theil werden ließ. Allein auch die beiden stolzen Fontainen vor der Peterskirche selbst, mit ihrem hochsteigenden Wasserstrahle, verdanken ihren Wasserreichthum *) seiner freigebigen Großmuth, da er einen Hauptarm seiner großen Leitung hier hinüberführte, und auch sie tragen das borghesische Wappen. Diese Sorgfalt der Päpste, die Stadt mit dem reinigenden, lebennährenden, von dem Alterthume heilig gehaltenen Elemente zu versehen, erinnert selbst an das früheste Alterthum, das seinen hohen Priestern den Namen der Pontifices, der Brückenbauer, beilegte; sie erinnert an die Zeit römischer Könige, der Erbauer jener uralten, noch bestehenden, reinigenden Kloaken; sie weist uns endlich nach dem patriarchalischen Oriente

*) Diese beiden Springbrunnen, die mit Recht zu den schönsten von Rom gezählt werden, zeichnen sich in der That durch ihren außerordentlichen Wasserreichthum aus, indem der Arm, der nach St. Peter und den vaticanischen Gärten von der Acqua Paola abgeleitet wird, 780 Unzen faßt. Man erzählt daher auch, als der verstorbene König von Preußen, an Berlins künstliche Wasserwerke gewöhnt, den Petersplatz besuchte, habe er dem ihn begleitenden Kardinal zu wiederholtenmalen ein Zeichen gegeben, als dieser es aber nicht verstanden, habe er hinzugefügt: schon genug! schon genug! so daß endlich der Prälat ihn ehrerbietigst fragte, was der Befehl Seiner Majestät sey; worauf der Monarch erwiedert habe: man möge nur die Maschinen stille stellen, da er schon genug gesehen habe. Der Kardinal erklärte ihm nun zu seinem Erstaunen, daß diese Springbrunnen hier Tag und Nacht für Jedermann fließen, und daß er nichts von still zu stellenden Maschinen wisse.

hinüber, wo gastlicher Sinn, großmüthige Milde und Barmherzigkeit in der gluthheißen Oede der Sandwüste, auf grüner Oase, Quellen erbaut und Zisternen gräbt, die Jahrhunderte hindurch die schmachtenden Menschen und Thiere der vorübergehenden Karavanen laben und stärken, und den Pilger mit dankbarer Freude erfüllen.

Doch kehren wir aus den einsamen Sandsteppen des Ostens, die schwerbeladen das bedachtsame Kameel durchzieht, und in windesschneller Eile das flüchtige Araberroß durchfliegt, zurück nach der heiligen Priesterstadt des Westens. Hat hier der Fremde an der Größe der Peterskirche sein Gemüth erhoben, in dem Gedanken, wie hier der Mensch alles, was sein Kunstgenie im kühnsten Fluge zu erstreben vermocht, allen Glanz, alle Pracht irdischen Reichthums mit freigebiger Hand dem Höchsten, Unsichtbaren, Ewigen opfernd geweiht, hat ihn in der drückenden Tageshitze ein kühler Trunk aus der Acqua Paola erquickt, und kehrt er dann in die Stadt zurück, so bietet ihm der Palast der Borghesen, den derselbe Papst Paul V. seiner Familie angekauft, einen andern erhebenden Genuß dar.

Der mächtige Bau mit seinen hohen Säulenhallen, seinen antiken Statuen und reichgeschmückten Gemächern alter Pracht, erinnert an die hingeschiedenen Zeiten römischen Reichthums, da das Gold der Welt noch bei St. Peter zusammenfloß, und seine Großen von Hunderten von bewaffneten und unbewaffneten Dienern umgeben, in ihren Palästen altrömischer Größe residirten. Die Familie Borghese, ursprünglich aus Siena, ist eine von den wenigen römischen Familien, fünfen oder sechsen, die sich noch einen fürstlichen Reichthum in ihren Besitzungen, die über ganz Italien ausgebreitet sind, erhalten haben. Freilich der Glanz und die Macht der Feudalherrlichkeit ist auch von ihrem Hause gewichen; dafür aber steht es durch andere persönliche Verdienste nicht minder Achtung und Ehrfurcht gebietend in Mitte seiner Mitbürger da, ein würdiger Vertreter der alten Grandezza Romana. In dem

großartigen, wahrhaft fürstlichen Gebrauche, den es von seinen Reichthümern macht, kann man es dem Adel aller Länder als ein Muster vorstellen, welche Stelle er in unserer Zeit einnehmen könnte und sollte, statt seine Geistesgaben und seine materiellen Mittel in selbstsüchtiger Eitelkeit und Frivolität zu vergeuden, und dann als Opfer eigener dünkelvoller Unbedeutendheit und fremder Geringschätzung zu fallen.

Es sind nicht sowohl die glänzenden Feste, welche die Fremdenwelt nach dem borghesischen Palast hinziehen; sein größter Schatz ist seine Gallerie, und während jene immer nur einem ausgewählteren Kreise zugänglich sind, steht diese einem jeden aus aller Welt offen. Sie ist bekanntlich von allen römischen die ausgezeichnetste; ihr gehört eines der größten Meisterwerke Raphaels, die Kreuzabnahme an, und sie besitzt Gemälde italienischer Meister, die sich den ersten Zierden königlicher Gallerien an die Seite stellen können. Auch sie verdankt ihre Perle, jene Kreuzabnahme, dem Gründer des borghesischen Glanzes und Reichthums, Paul V. Raphael hatte das Bild im Auftrage der Atalanta Baglioni für ihre Kapelle zu St. Bernardino in Perugia malen lassen, von wo es der Papst erwarb.

Und diese Sammlung, deren Werth sich schwer berechnen läßt, schenkte der Vater des gegenwärtigen Fürsten, der sel. Don Franzesco, in gewissem Sinne dem Publikum, indem er durch sein Testament sie als unveräußerliches Fideicommiß erklärte. Eine Kunstsammlung, die nicht mehr veräußert werden kann, wird eben dadurch ein Gemeingut; der ärmste Beschauer hat den gleichen Genuß, wie ihr reicher Besitzer, dem nur die Last noch anheimfällt, für ihre Aufbewahrung Sorge zu tragen und einen Theil seines Palastes den Fremden aller Nationen zu öffnen, wie dieß in der That von den Borghesen geschieht. Es ist aber dieß auch die einzige Weise, das unersetzliche Erbe kunstliebender Vorfahren vor Zerstreuung und Verschleuderung in alle Welt und vor Zerstörung

zu bewahren. Gewiß wäre manches Meisterwerk, das nun in dem unbekannten Winkel eines englischen Millionärs vermodert und vergessen wird und zu Grunde geht, der Welt erhalten worden, hätte eine ähnliche, der Würde großer Familien entsprechende Verfügung die Kunstsammlungen vor dem Verkaufe gesichert.

Der Palast besitzt auch eine Bibliothek, worin unter den Autographa berühmter Männer auch Handschriften Pauls V. aufbewahrt werden, dann Briefe der Earls von Tyrconnell und Tyrone, die in Rom als Vertriebene „jene Freiheit ihres Altars" gefunden, wofür sie gegen die Unterdrücker ihres Vaterlandes vergeblich gekämpft; ihre Grabschrift auf einem Monumente bei S. Pietro Montorio bewahrt hieran die Erinnerung. Wenn aber auch die borghesische Bibliothek allerdings nicht unter die ersten Roms gehört, so erwarb sich doch auch in dieser Beziehung Paul V. ein Recht auf die Anerkennung der Nachwelt, indem er und Clemens XI. es waren, welche den von Sixtus V. durch Fontana aufgeführten Prachtbau der Biblioteca Vaticana durch die Hinzufügung umfassender Räume erweiterte.

Gehört aber die borghesische Gallerie Rom an und allen denen, welche die Pflegerin der Künste besuchen, so knüpft sich an den Namen der Borghesen noch ein anderer, ungleich populärerer Genuß, wofür ihnen Römer und Fremde zum größten Danke verpflichtet sind. Wir meinen ihre herrliche Villa vor der Porta del populo, die im Style altrömischer Größe Jedem, er sey zu Fuß, zu Wagen oder zu Pferd, von Morgens bis Abends gastlich geöffnet ist, und die gleichsam eine Fortsetzung des Corsos der Stadt vor dem Thore bildet. Keine andere römische Villa kann sich mit dieser, die an festlichen Tagen von vielen Tausenden von Fußgängern und vielen hunderten der glänzendsten Equipagen besucht wird, vergleichen. Und wer sollte auch Anstand nehmen, in ihre weitgeöffneten Thore einzutreten, der den edlen, gastlichen Sinn ihrer Besitzer kennt, der Niemanden ausschließt, und

den Gast als den freiwaltenden Herrn in seinem Eigenthume begrüßt, ohne ihn mit Warnungen, mit Reglements und Wächtern zu belästigen, die ganze Villa vielmehr mit hochherzigem Vertrauen unbedingt dem Zartgefühl des Gastes für Anstand und Schicklichkeit preisgebend. In dieser Weise begrüßt eine Inschrift den Eintretenden mit den Worten:

Zur Hut der borghesischen Villa beim Pincio bestellt, ergehet also mein Wort: Wer du auch immer seyest, wenn nur ein Freier, fürchte hier nicht der Gesetze Fesseln; gehe wohin du willst, pflücke was du willst, scheide von dannen, wann du willst; mehr für die Gäste, denn für den Herrn ward die Villa hergerichtet.

Die zweite Inschrift *) lautet:

In einem goldenen Weltalter, wo der Zeiten Sicherheit Alles vergoldet, verbot der Hausherr eiserne Gesetze dem wohlgesitteten Gaste vor die Augen zu stellen; dem Freunde gelte hier als Gesetz das eigene Zartgefühl; sollte aber einer böslicher Weise, freiwillig und wissentlich des Anstandes goldene Gesetze verletzen, so hüte er sich, daß ihm nicht hinwiederum des Gartens zürnender Herr den Ring der Freundschaft zerbreche.

---

*) Beide Inschriften sind lateinisch; zum Beweis der Treue obiger Uebersetzung mögen sie hier stehen. Die erste: Villae Burghesianae Pincianae custos heac edico, quisquis es, si liber, legum compedes ne hic timeas, ito quo voles, carpito quae voles, abito quando voles; exteris magis heac parantur, quam hero. Die zweite lautet: In aureo saeculo, ubi cuncta aurea temporum securitas fecit, bene morato hospiti ferreas leges praefigere herus vetat; sit hic amico pro lege honesta voluntas; si

Ein Engländer, der diese Inschriften in seinen römischen Erinnerungen mittheilt, vergleicht mit dieser gastlichen Großmuth römischer Größe die Selbstsucht und den zurückstoßenden Stolz seiner eigenen reichen Landsleute. Er erinnert an die geschlossenen Thore ihrer Villen, an die hohen Mauern, die den Zutritt für sich schon thatsächlich untersagten, ohne daß es noch der gewöhnlich mit großer Schrift an der Gränze der Besitzung geschriebenen Drohung bedürfe: Jedermann, der diese Vorschriften übertritt, wird mit der äußersten Strenge des Gesetzes verfolgt werden, oder gar der ungastlichen Warnung: Hüte dich vor Fußangeln und Selbstschüssen! Noch trauriger und unendlich verdammlicher als diesen ausschließlichen Egoism des brittischen Adels in Betreff seiner Parke und Schlößer findet er die schmutzige Speculation, welche die englischen Kathedralen nur in den wenigen kanonischen Stunden des Dienstes offen hält, und sie dann unerbittlich schließt, um sie nur dem reichen Besucher gegen klingende Münze zu öffnen. Er stimmt daher auch in das Urtheil Chateaubriands über die von nor-

---

quis dolo malo, lubens, sciens aureas urbanitatis leges fregerit, caveat, ne sibi tesseram amicitiae subiratus villicus advorsum frangat. Und diese sind nicht die einzigen römischen Inschriften, die den Geist wahrhaften Adels athmen, der den Verkehr auch mit der untersten Volksklasse so sehr veredelt, indem er das Gefühl ihrer Würde durch ein würdevolles Entgegenkommen erhebt. Auch ein Thor der Villa Medizi, nun die französische Akademie, spricht sich in zwei Inschriften auf der inneren und äußeren Seite in gleicher Weise aus, dieselben lauten: Aditurus hortos hospes in summo, ut vides, colle hortulorum consitos, si forte quid audes probare, scire debes, hos hero herique amicis esse apertos omnibus. Die zweite drückt sich nicht minder edel aus: Ingressus hospes hosce, quos ingentibus instruxit hortos sumptibus suis Medices Ferdinandus, expleare visendo licet atque his fruendo, plura velle non decet. Welcher Abstand von den ellenlangen Polizeivorschriften anderer Länder mit ihren Strafandrohungen!!

dischen Kritikern oft mit ignoranter Geringschätzung mißhandelten Römer ein: man kann, so urtheilte derselbe in einem Briefe an M. de Fontaine, leicht in dem Charakter dieses allzu streng beurtheilten Volkes Züge von Muth, Geduld und Genie erkennen, noch gewahrt man bei ihm tiefe Spuren seiner alten Sitten, und eine gewisse gebietende Haltung (je ne sais quel air de Souverain) und adeliche Gebräuche, denen noch stets die Königsmiene aufgedrückt ist (qui sentent encore de la royautè *).

Uebrigens scheint dieß Zutrauen keinen Unwürdigen geschenkt. Obschon die Villa antike Statuen, Sculpturen und Inschriften ganz im Freien und Jedermann zugänglich enthält, und man keinem Aufseher begegnet, so werden diese Kunstgegenstände, so wie überhaupt die reizenden Anlagen der Villa, von dem sehr gemischten Publikum, wie sichs geziemt, respectirt. Lange Zeit ein täglicher Besucher der Villa Borghese, und zu jeder Stunde des Tages, habe ich nie irgend eine Ungebührlichkeit wahrgenommen. Und überhaupt, mag man sonst von dem italienischen, und namentlich von dem römischen Volke denken, was man will, so viel ist gewiß, daß man unanständigen Auftritten, rohen Scherzen und Plumpheiten in Wirthshäusern und auf öffentlichen Plätzen, insbesondere in dem Verkehr der beiden Geschlechter, nur höchst selten begegnet. Eine Pöbelhaftigkeit und Verkommenheit, wie die der untersten Klasse z. B. in Berlin, würde man in Rom, bei allem Elende und aller ungezügelten Leidenschaftlichkeit, vergeblich suchen.

Das Volk von Rom besitzt ohne Zweifel die herrlichsten Anlagen, man kann Bettlerkinder von der Straße hereinnehmen, die vom Elend und Ungeziefer aufgezehrt werden, und

*) Siehe Reminiscences of Rome: or, a religious, moral, and literary view of the Eternal City; in a series of letters addressed to a friend in England by a member of the Arcadian Academy. London 1838. I. S. 14.

dennoch in ihrer Haltung und ihren Worten Züge der edelsten Gesinnung wahrnehmen. Das Unglück Roms ist, die Wahrheit fordert von uns das traurige Zeugniß, die allzugroße Vernachläßigung der Erziehung; es gibt alte vortreffliche Einrichtungen und Anstalten genug, allein viele leben, durch den Schlendrian fast unwirksam gemacht, nur noch wie historische Erinnerungen fort; neben den ausgezeichnetsten Priestern, die sich ganz und gar opfern, und als wahrhafte Heilige das Unglaubliche leisten, gibt es leider auch nur gar zu viele, die, statt sich des verlassenen Volkes anzunehmen, den Kirchendienst wie jeden andern Lohndienst versehen, und deren einziges Sinnen und Trachten darauf hinausgeht, ihre Pfründen zu mehren und in ihrer sogenannten Carriere höher zu steigen, um ihrem Müßiggange zu fröhnen, unbekümmert darum, ob sie bei ihrer Unwissenheit und Unwürdigkeit dem Amte gewachsen sind. Nimmt man hiezu nun auch noch, daß Rom alljährlich von so vielen Tausenden und Tausenden von Fremden aller Nationen überschwemmt wird, die ihm verführerisch das Gold und die Laster des Reichthums aller Länder und Völker, und aller Stände und Stellungen des Lebens zuführen; bedenkt man endlich, daß weitum aus allen Landschaften des römischen Staates, aus dem Neapolitanischen und Toscanischen, alljährlich eine Masse des ärmsten Volkes nach Rom hinüberzieht, um durch Arbeit, durch Betteln, oder im Nothfall auch durch Räuberei seinen Unterhalt sich zu gewinnen, und daß diese Klasse mit der untersten Klasse von Rom in beständiger Berührung lebt: dann muß man sich im Gegentheil sehr wundern, daß dieselbe sich noch so erhalten hat, wie sie ist. Ungerecht aber wäre es, zu verkennen, daß nicht in neuester Zeit, und insbesondere durch die eifrige Mitwirkung der Franzosen, namentlich durch die dames du sacrè coeur und die frères ignorantins Vieles geschieht, was eine bessere Zukunft verspricht.

Allein auch bei aller Verwahrlosung und Verwilderung offenbart sich jene unverwüstliche römische Natur, und mitten

aus dem tiefen Blau italienischer Luft herniederschauen. Diese Wohlthaten aber, geistliche und leibliche, jeder Art, welche das Haus Borghese täglich den Armen Roms erweist, erwecken in uns die Erinnerung an eine theuere Verstorbene dieses edeln Geschlechtes, deren Name auch in Deutschland mit Liebe und Ehrfurcht genannt wird, an die Fürstin Guendaline Borghese, die in jugendlicher Schönheit, geschmückt mit allem Glanze des Adels, der Geburt und des Geistes, umringt von Ehren und Reichthümern, das Fürstendiadem bei dem Bette des ärmsten Kranken niederlegte, um sich als dienende Magd Christi eine unvergängliche Krone zu gewinnen. Sie war ein Stern milden, himmlischen Glanzes, der nur kurze Zeit über Rom leuchtete, sie hat aber in dieser kurzen Zeit, als eine Mutter der Armen, so viele und so Vielen Wohlthaten erwiesen, daß Rom kaum jemal eine seiner Töchter, so wie sie, beweinte. Auch unseren Lesern wurde ihr Name schon zum öftern genannt, und sie lebt noch in so vielen Erinnerungen gesegneten Andenkens fort, daß auch wir, die wir nur die Nachklänge liebender Trauer um die Hingeschiedene vernommen, ihrer, als einer Zierde Roms, in den folgenden Blättern gedenken werden.

LX.

Ueber die Motive der wahren und der falschen Reformation.

Je tiefer die Spaltung in Lehre und Gottesdienst, welche im sechszehnten Jahrhundert durch die Christenheit ging, bis auf den heutigen Tag in alle Lebenskreise gegriffen hat, — desto näher liegt die Frage nach deren Ursachen. Daß diese nicht bloß in der Persönlichkeit der Anstifter der Trennung, und überhaupt nicht in Zufälligkeiten gelegen haben können, welche, wie z. B. der Ablaßstreit, die unglückliche Veranlassung zum Bruche wurden, dieß ist gewiß und alle Partheien sind darüber einig. Eben so gewiß ist es aber auch, wenn gleich nicht von Allen anerkannt, daß die Frage nach den Motiven der sogenannten Reformation von den meisten neuern Historikern aus einem völlig verschobenen Gesichtspunkte aufgefaßt, und in ganz verfehlter Weise beantwortet wird. — Es ist nicht möglich über die große, welthistorische Bedeutung der Glaubenstrennung in's Klare zu kommen, ohne daß der Beruf und die Stellung der sichtbaren Kirche auf Erden richtig gewürdigt wird. Der göttliche Stifter derselben sendete ihr den heiligen Geist, der sie in alle Wahrheit leiten soll, und legte als Mittel des Heils die wahre Lehre und die sieben Sacramente des neuen Bundes in ihr nieder. Diese göttlichen Geschenke bewahrt die reine Braut des Herrn bis zu dem Tage, wo Christus wieder kommt, zu richten die Lebendigen und die Todten, und sie pflanzt die Fähigkeit zur unfehlbaren Auslegung des Glaubensinhaltes sowohl, als zur Ausspendung jener heilenden und erlösenden Mittel von Generation zu Generation weiter fort, bis an's Ende der Zei-

ten. — Das Gefäß zur Bewahrung dieser Gnaden ist die, in den Grundzügen ihrer Verfassung von Christus selbst geordnete, sichtbare, allgemeine, apostolische, den Nachfolgern Petri zur Regierung anbefohlene, kirchliche Gesellschaft, die bis zum jüngsten Tage eben so wenig untergehen kann, wie die Mittel der Erlösung selbst, welche der Herr ihr anvertraute. Als ein von Gott selbst gestiftetes, und durch die göttliche Gnade erhaltenes Institut kann die Kirche mithin die in sie gelegten Gnaden eben so wenig verlieren, wie die Kennzeichen, kraft welcher sie zu allen Zeiten von Jedem, der eines guten Willens ist, mit voller Sicherheit als die wahre Kirche erkannt werden muß. In Folge dessen wird dieselbe, kraft eben jenes, ihr vom Sohne Gottes gewordenen Vermächtnisses die Fähigkeit ungeschwächt und ungeschmälert bis an das Ende der Zeiten behalten: Jedwedem, der ihr glauben und gehorchen will, den alleinigen Weg zum ewigen Leben mit vollkommener, keinem gegründeten Zweifel ausgesetzter Gewißheit zu weisen. Hierauf beruht ihre Unfehlbarkeit und Incorruptibilität. Diejenigen aber, welche der Herr als seine Apostel und Jünger um sich sammelte, blieben nicht minder wie Alle, welche sich später dieser Kirche anschloßen und ferner noch anschließen werden, für ihre Person unvollkommene, der Sünde und dem Irrthum ausgesetzte Menschen, wenn gleich kraft der Fügung der göttlichen Barmherzigkeit das Depositum, welches die Kirche verwahrt, von der Sündhaftigkeit der Menschen nicht berührt werden kann. Die Kirche also, welche mit dem Haupte in den Himmel ragt, steht gleichzeitig mit den Füßen auf der Erde, und in dieser Hinsicht, als menschliche, auf Erden weilende Gesellschaft, ist sie eines historischen Processes fähig, und somit nach innen und außen allen Wechselfällen des Lebens Preis gegeben. Sie muß deßhalb eine zu jeder Zeit gegen die Sünde und deren Folgen streitende seyn; und wenn gleich die Pforten der Hölle sie in diesem Kampfe nicht überwältigen können, so ist sie dennoch, nach dem Ausspruche ihres Herrn und Hauptes, wie ein

Lamm unter die Wölfe geschickt, und der Fürst dieser Welt versucht mit immer steigendem Grimme die gottgeborne von der Erde zu vertilgen, um das Werk der Erlösung zu vereiteln.

In dieser Weise ist die gesammte Geschichte der Kirche, vom ersten Pfingstfeste an bis zu dem Tage, wo Christus in seiner Herrlichkeit wieder kommen wird zum Gericht, eine Prüfung ihrer Treue gegen ihren göttlichen Bräutigam. Die Kirche als solche kann in dieser Freiheitsprobe nicht unterliegen; die Frage ist nur: wer sich von den ihr Angehörigen als wahres und ächtes Glied des mystischen Leibes Christi, d. h. der Kirche erweisen wird, indem von denen, die nach äußern, für die Menschen erkennbaren Zeichen Kinder der Kirche sind, und die der Versucher ohne Aufhören sichtet, nur jene die Krone des Lebens empfangen, die bis an's Ende treu geblieben sind. So erklärt es sich, wie einerseits die Kirche eine reine, unbefleckte, unfehlbare Braut Christi ist, und wie dennoch andrerseits von Mißbräuchen, Verunstaltungen, Ausartungen und von deren Reformen die Rede seyn kann. — Denn auch innerhalb der Kirche streut der Feind das Unkraut in den Waizen. Daß jenes aber die göttliche Saat überwuchere, daß die christliche, seligmachende und allein die Menschheit erlösende Wahrheit aus der Kirche jemals verdrängt werden könnte, dieß ist nach der göttlichen Verheißung eben so unmöglich, als daß der, das Heil der Seele gefährdende Irrthum und Mißbrauch nicht von allen denen, die eines guten Willens sind, erkannt und nicht von den, mit dem Haupte der Kirche vereinigten Leitern und Vorstehern derselben, sobald er öffentlich hervortritt, verworfen und bekämpft werden sollte. Die Erhaltung der Kirche, wie die Geschichte und der Augenschein sie bekunden, beruht demnach auf der göttlichen Verheißung, deren Erfüllung sich in einer durch ihre ganze Geschichte laufenden Reform, d. h. dem fortwährenden Bestreben, sowohl der ordentlichen, kirchlichen Autoritäten, als der, wie die Propheten des alten Bundes

von Gott zu diesem Behufe gesendeten Heiligen und Kirchenlehrer äußert: die Mißbräuche auszurotten, und die Gefahren abzuwehren.

So begegnen sich in dem Lebensprocesse der Kirche die göttliche Gnade und die menschliche Thätigkeit; das von Gott gewirkte Wunder und die innerhalb der natürlichen Ordnung der Dinge waltende Fügung. Mit andern Worten: Gott erhält die Kirche durch übernatürliche und natürliche Mittel, die sich wechselseitig durchdringend für denselben Zweck zusammenwirken. Zu jenen gehören außer der durch die Sacramente wirkenden Gnade, die Wunder, welche bis auf diesen Augenblick die fortdauernde Anwesenheit des heil. Geistes in der katholischen Kirche bezeugen. — Unter den natürlichen Mitteln, wodurch Gott die letztere als menschliche Gesellschaft reinigt und erhält, steht dagegen die von außen hereinbrechende Verfolgung des wahren Glaubens, und die sich öffentlich von der Kirche sondernde Häresie oben an. Durch beide wird die im ruhigen und gewohnten Verlaufe der Dinge unvermeidlich emporkommende Lauigkeit und Trägheit aus ihrem Schlummer gerüttelt, die schlafende Kraft der Gläubigen geweckt und gespannt, den Sorglosen und Verblendeten über die Gefahren, die auch ihnen drohen, plötzlich das Verständniß geöffnet, überhaupt Allen, die noch zu retten sind, das hohe Gut des Glaubens, in dem Augenblicke, wo sie es bedroht sehen, doppelt theuer gemacht. „Deßhalb sind nicht die Zeiten einer dahinmodernden, den Indifferentismus vorbereitenden oder pflegenden Ruhe, sondern die des Kampfes die glänzendsten Epochen der christlichen Geschichte. Daher der Gegensatz in der großen Haushaltung Gottes, der Geschichte. In den innerlich abgestorbenen und dem Geiste nach der Kirche entfremdeten Gliedern, die mit der Liebe den Glauben verloren haben, arbeitet eine Unruhe, die sie treibt und drängt, den Gehorsam von sich zu werfen. Dem Hoffärtigen ist es unmöglich, in Gemeinschaft mit der Demuth zu leben. Es duldet ihn nicht in dem geweihten Hause, und über kurz

oder lang sieht der im Herzen Abgefallene, selbst ohne äußere Veranlassung, sich von innen heraus genöthigt, troß aller Hindernisse und Abmahnungen sich auch äußerlich von der Kirche zu sondern. Ist dieser Schritt geschehen, so wird es zwar die Kirche immer beweinen, daß Einzelne ihrer Kinder die Finsterniß dem Lichte vorzogen, aber die Heerde wird durch ihr offenkundiges Ausscheiden von der viel größern Gefahr der geheimen Ansteckung befreit.

So geschieht auch auf diesem Gebiete, wie überall in der Oekonomie der Vorsehung, kraft göttlicher Zulassung, das Böse nur, um als Hebel des Guten zu dienen. Doch gilt hier, wie in allen sonstigen Beziehungen, das Wort: daß das Aergerniß zwar kommen muß, daß aber dem, durch den es geschieht, besser sey, er wäre nicht geboren.

Das bisher Gesagte bezeichnet im Allgemeinen den weltgeschichtlichen Standpunkt, von welchem aus eine kirchliche Gesinnung die seit der Stiftung der Kirche immer neu hervorbrechenden Irrlehren und Spaltungen zu begreifen, und diesen thatsächlichen Erscheinungen geistig den Platz anzuweisen sucht, der ihnen gebührt. Jene Lossagung von der allgemeinen Kirche, welche im Begriff und Geiste der Häresie liegt, ist das Sicherheitsventil, durch welches die störenden und schädlichen Dämpfe aus der Lebenswerkstätte der Christenheit scheiden, um draußen im schrankenlosen Raume der Licenz spurlos verweht zu werden, sobald sie durch die Rückwirkung, die sie in der Kirche hervorriefen, den Zweck erfüllt haben, um derentwillen die Vorsehung sie zuließ. Dieß gilt, wie von allen Irrthümern, so insbesondere auch von der vermeintlichen Reformation. Sie war kein zufälliges Unglück, kein ungefährer Effect momentaner Ursachen, sondern der Ausschlag, der sich aus dem innern Organismus auf die Hautoberfläche warf. Begreiflicherweise darf jedoch dieses Gleichniß nicht in der Weise mißverstanden werden, als ob die Trennung aller der Völker und Einzelnen, welche in jener betrübenden Crisis zum Theil ohne ihre Schuld, Viele selbst ohne ihr Wissen,

von der Kirche Christi losgerissen wurden, als bloße Secretion schädlicher Säfte leicht zu verschmerzen sey. Im Gegentheil: abgesehen davon, daß die Kirche noch heute an den schmerzlichen Nachwehen leidet, so sind ihr durch jenen Scheidungsproceß zugleich mit den ihrem Organismus fremden Elementen der Krankheit sehr edle Säfte entzogen, und sie hat keinen Augenblick weder die Hoffnung, noch die Bemühung aufgegeben, Jene zu enttäuschen und in ihren Schooß zurückzuführen, welche mehr der That als dem Willen nach getrennt von ihrer Gemeinschaft leben.

Nehmen wir nach dieser allgemeinen Erörterung die Frage nach den besondern Motiven der „Reformation“ wieder auf, so lassen sich diese, die Frage vom höchsten Gesichtspunkte aufgefaßt, auf die allgemeine Sündhaftigkeit der menschlichen Natur zurückführen, welche sich bekanntlich seit dem Beginn der Kirche gegen das Werk der Erlösung und ihr eigenes Heil beharrlich gesträubt hat. An diesem weltumfassenden Verderben hatten Päpste und Bischöfe, Kaiser und Könige, Prälaten und Ordensgeistliche, Laien und Priester, im Mittelalter wie zu jeder Zeit ihren bescheidenen Theil, und es waren in Folge dieser Gebrechlichkeit unsers Geschlechtes auch in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters, in allen Sphären der Kirche unter Geistlichen und Laien, an Haupt und Gliedern, Verbrechen, Sünden und Mißbräuche in Schwang gekommen, die zwar die, durch die göttliche Gnade gegründete und durch die Verheißung Christi geschirmte Anstalt zur Erlösung der Menschheit weder zerstören, noch in ihrem Wesen verringern konnten, wohl aber im Laufe der Zeit eine solche Höhe erreichten, daß sie zuletzt, durch Gottes unerforschliche Zulassung, der Rebellion nicht nur die Waffen liehen, sondern auch als die Mitstreiter und Verbündete der Abtrünnigen der Kirche feindlich und selbstständig von außen her entgegentretend, zur Züchtigung und Buße über die Schuldigen, und zum Behufe heilsamer, prophylaktischer Behandlung über die Unschuldigen losgelassen wurden. Werden von

der neuen, außerkirchlichen Geschichtschreibung diese, in der Kirche herrschenden Mißbräuche als Grund der „Reformation“ angeführt, so hat dieß seine vollkommene Richtigkeit, jedoch mit dem sehr erheblichen Unterschiede, daß neben der Entrüstung und dem Zorne über die unläugbaren Uebelstände, auch dieselben sündhaften Neigungen, in denen die Mißbräuche innerhalb der Kirche wurzelten, nun auf die Spitze getrieben, in den Anstiftern der außerkirchlichen Bewegung als die wahren Motive zur Trennung der Kirche erscheinen.

In der That kann der Umstand, daß Andere das ihnen dargebotene Heil nicht ergreifen, sondern sich Sünden und Verbrechen zu Schulden kommen lassen, welche die Kirche selbst zu allen Zeiten verabscheut und bekämpft hat, für denjenigen, der dieselben ernstlich zu meiden entschlossen ist, nie und in keinem Falle ein Grund zum Ausscheiden aus einer von Gott gestifteten Gemeinschaft werden, welche allein die Mittel der Erlösung verwahrt. Die ächte und wahre „Reform“ fängt mit der Strenge gegen sich selbst an, weil diese allein der Warnung vor den Lastern und Gebrechen der Zeit Kraft und Nachdruck geben kann. Und diese Reform ist von vielen Ordensstiftern, Lehrern, Bischöfen und Päpsten, auch während der verderbtesten Perioden des Mittelalters, mit segensreichem Erfolg versucht worden. Umgekehrt: diejenigen, die selbst in den fehlerhaften Richtungen der Zeit befangen sind, haben weder das Recht noch den Beruf als Reformatoren aufzutreten, und sie werden bald, wenn sie in hochmüthiger Erhebung ohne göttliche Mission sich dennoch dieses hohen Amtes unterwinden, sich in ihrer Wirksamkeit vergreifend, statt der schädlichen Auswüchse die Sache, statt einer, vielleicht fehlerhaften Verwaltung die Verfassung angreifen, zuletzt aber die Gnade des Glaubens verlierend, den Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Gewalt in Kirche und Staat als ein lästiges Joch von sich werfen.

Die Wahrheit dieser Anschauungsweise ergibt sich aus

einer in's Einzelne gehenden Prüfung jener eigenthümlichen Irrthümer und Laster des spätern Mittelalters, in denen man nicht mit Unrecht die Ursachen der Glaubensspaltung sucht. — Der am meisten hervorstechende Fehler dieser Zeit, in welcher allerdings die Liebe bei Vielen erkaltet war, ist ein, jedes Maaß übersteigender Geiz. Im Clerus aller Grade und Ordnungen wüthete dieser als die Sucht, die kirchlichen Taxen, Sporteln, Renten und Einkünfte aller Art und Benennungen auf den möglichst höchsten Punkt zu steigern. Aber genau dasselbe Streben zeigt sich auch bei den Fürsten und Obrigkeiten derselben Periode in der Form der damals zuerst emporkeimenden Fiscalität, beim Adel in dem Schinden und Schatzen der Bauern, bei den Kaufleuten und Seefahrern als brennender Neidesdurst nach dem Golde neu zu entdeckender Zonen. Welche Lockspeise und Versuchung mußte solchen Zeitgelüsten gegenüber eine reiche Kirche seyn. Endlich, als der allgemeine Geldhunger sich in naturgemäßem Wachsthum auf die Spitze getrieben, brach er wie ein verzehrendes Fieber gerade in den Ländern aus, welche, zu ihrem bittern Verdruße, an dem von Spaniern und Portugiesen neuentdeckten Goldindien keinen Theil hatten, und stillte sich hier, unter der gleißnerischen Hülle zeitgemäßen Eifers für die Wiederherstellung der Kirche, in einer schamlosen Plünderung des geistlichen Guts. Vielleicht gibt es keinen bezeichnendern Typus für diese „Bevorzugung der materiellen Interessen", welche bei den meisten Beförderern des neuen Religionswesens das instinctartig vorwaltende Grundmotiv ihrer Lossagung von der alten Kirche war, als jene denkwürdige Untersuchung, die der „großmüthige" Landgraf von Hessen im Grabe seiner Ahnfrau zu Marburg abhielt. Als er dieses nach versteckten Kleinodien umwühlte, riß er die Gebeine der heil. Elisabeth eigenhändig aus ihrer Grabesruhe, wofür dann natürlich die Lossagung von der katholischen Reliquienverehrung den bequemsten Deckmantel bot.

Eng verwandt mit diesem Gebrechen der gesammten da-

maligen christlichen Welt war zweitens die, auf rohem Eigennutze beruhende, jeder höhern Idee, jedes Strebens sich an Gott anzuschließen, völlig baar und ledig gewordene Politik des Zeitalters. Machiavell hat die nach seinem Namen genannte Staatskunst nicht erfunden, sondern erst, nachdem sie in voller Blüthe entwickelt vor ihm stand, sie mit Vorliebe geschildert und das, was er sah, in seiner classisch objectiven Weise in ein System gefaßt. Bis in welchem Grade auch Päpste, als Fürsten, in diese weltliche Politik verflochten, ja zum Theil selbst von deren Geiste berührt waren, beweist die Geschichte Innocenz VIII., Alexander's VI., Julius II. Erst nachdem dieselbe Politik sich auch der äußern Form nach außerhalb der christlichen Glaubenseinheit stellte, und in Philipp von Hessen, Albrecht von Preußen, Moritz von Sachsen, Wilhelm von Nassau, vor allen aber in der jungfräulichen Königin Elisabeth sich nicht mehr bloß wie früher gegen das Patrimonium Petri, sondern gegen das innerste Wesen der Kirche wendend, dieser als protestantisches Staatsinteresse entgegentrat, da gewann auch die Politik des Kirchenoberhauptes und der treuen Katholiken wiederum ihren höhern Halt und ein würdiges Interesse. Daß der Machiavellismus des sechszehnten Jahrhunderts sich im Protestantismus auf die Spitze trieb, war allerdings ein Motiv der Trennung, zugleich aber auch ein Heilmittel und Gegengewicht gegen die von Gott entfremdete Staatskunst der katholischen Welt.

Ein drittes Motiv der Glaubensspaltung war die derselben unmittelbar vorhergehende Entsittlichung, nicht bloß eines großen Theiles der Geistlichkeit, sondern aller Stände der Gesellschaft. — In der That begegnen wir gegen das Ende des Mittelalters in allen europäischen Ländern einer Liederlichkeit, deren Naivität unsrer heutigen, wenn auch nicht tugendhaftern, so doch bei weitem vorsichtigern und zurückhaltendern Zeit wahrhaft unglaublich vorkommen muß. Die glaubenseinträchtige Christenheit, welche gleichsam im Familienkreise lebend, sich vor den fernen Saracenen keinen

Zwang anzuthun brauchte, hatte es, seitdem der Orient dem Abendlande durch die Kreuzzüge näher gerückt, und der alte heidnische Kunstgeschmack wieder erwacht war, im Punkte der Sittlichkeit zu einer überaus betrübenden Unbefangenheit gebracht. Daß selbst die höchsten Sphären der Geistlichkeit von dieser Pest des Jahrhunderts heimgesucht waren, beweist nicht bloß die Geschichte des römischen Hofes unter Innocenz VIII. und Alexander VI., sondern in fast noch stärkerm Maaße die Lebensweise der deutschen, geistlichen Fürsten. Allein man würde sehr irren, wollte man die Trennung von der Kirche einer rigoristischen Reaction gegen jene sittliche Erschlaffung zuschreiben. Es bedurfte nicht erst der Glaubensspaltung um zu wissen, daß Wollust und Ueppigkeit sündhaft seyen. Nur der sittliche Ernst fehlte in ruhigen Zeiten Vielen, und leider manchmal denen am meisten, die der christlichen Welt kraft ihres Amtes, oder ihrer hohen Geburt ein Vorbild hätten seyn sollen. So kömmt in den revolutionären Bewegungen des sechszehnten Jahrhunderts das langsam herangereifte Uebel zum Ausbruch. Ein großes Zeitgeschwür bricht auf, und gerade die tiefverderbteste Schichte sittlich verkommener Pfaffen entspringt aus den Klöstern, bricht in tollem Jubel die Gelübde, und ergreift mit Freuden jene Lehre, welche die Theorie zu ihrer langgeübten Praxis bot: daß der Mensch, ohnedieß zu allem Guten untüchtig, die Kreuzigung des Fleisches sorgsamer als die Sünde fliehen, und Wein, Weib und Sang mehr als die alte Zucht der Kirche üben müsse. Der englische Puritanismus und die deutsche Wiedertäufersecte sind freilich durch eine Art von sittlicher Reaction hervorgerufen; aber diese war nicht gegen die Mißbräuche in der katholischen Welt gewendet, sondern der nothwendige, auf dem Gebiete der neuen Kirche selbsterfolgende, pseudomystische Rückschlag gegen die laxe Moral des offiziellen Protestantismus, als dieser für seine Schöpfungen dieselbe Autorität in Anspruch nahm, die er der alten Ueberlieferung bestritt. Nur in Frankreich trägt die Lossagung von der

Kirche wenigstens der äußern Form nach nicht, wie in Deutschland und England, das Gepräge des letzten Stadiums der sittlichen Auflösung, sondern sie tritt hier von vornherein behaftet mit dem düstern Gepräge sittlichen Hochmuthes und einer Affectation scheinheiliger Strenge auf, die sich vorzugsweise in der blutdürstigen Verfolgung der alten Kirche äußert. Diese eigenthümliche Stellung des Calvinismus in Frankreich erklärt sich hinreichend aus der, den wildesten Fanatismus begünstigenden, politischrevolutionären Opposition, in welche derselbe dort von seinem ersten Auftreten an gerieth; eine Stellung, die begreiflicherweise leichtfertige Liederlichkeit viel weniger aufkommen ließ, als in andern Ländern.

Eine vierte Ursache der Reformation wird von neuern außerkirchlichen Schriftstellern, namentlich von Leo in dem Einfluße gesucht, den der heidnische Humanismus auf das, der kirchlichen Revolution vorhergehende Zeitalter geübt habe. Die Thatsache dieses Einflußes kann nicht geläugnet werden, daß aber die sogenannte Reformation eine Abweisung jenes antiken Heidenthums, eine Protestation des christlichen Geistes gegen den Humanismus gewesen, diese Behauptung ist eine, das höchste Maaß marktschreierischer Keckheit überbietende Entstellung des wahren Sachverhaltes. Die heidnisch-humanistische Strömung hatte allerdings einen großen Theil der Gelehrten jener Zeit, Geistliche wie Laien, eine gute Strecke weit mit sich fortgerissen. Allein ein großer Theil des Clerus, nach dem eigenen Zeugnisse der Kirchenstürmer der bei weitem zahlreichere, erhob hiergegen den schärfsten Widerspruch, der sogar nicht immer von Leidenschaft und Uebertreibung frei war. Reuchlin's Streit mit den kölnischen Dominikanern ist weltbekannt. Daß diese, und die mit ihnen übereinstimmend dachten, dem wiedererwachenden Heidenthume geschmeichelt hätten, ist ihnen noch nie, desto häufiger aber das Gegentheil vorgeworfen worden. Kurz vor der Zeit der Glaubensspaltung hatte sich diese literarische Fehde zu einem die ganze, christliche Welt bewegenden Kampfe entwickelt, und die wüthendsten Ver-

fechter der antiken Bildung waren in Deutschland und Frankreich in ein förmliches, auf Ausrottung des Christenthums gerichtetes Bündniß getreten. Der thätigste Beförderer und Verbreiter desselben, Ulrich von Hutten, wird nicht bloß vom ersten Auftreten Luthers an dessen Partheigänger, sondern es ist offenkundige Thatsache, daß er in der ersten Periode der Kirchenstörung der eigentliche und vornehmste, wenigstens der schlaueste und thätigste Leiter der ganzen Bewegung war, der sich des leidenschaftlichen, aber nichts weniger als heldenmüthigen Wittenberger Reformators, für den ihm von Seiten der Reichsritterschaft zugesagten Schutz, als eines Werkzeuges für die Zwecke der letztern bediente.

Der von Ulrich von Hutten vertretene, excentrische Humanismus ist also allerdings ein wichtiges Motiv der falschen Reformation, aber nur in sofern, als er gleichzeitig mit den übrigen, irrigen Richtungen der Zeit zum Bruche mit der Kirche trieb, und dann aus dieser heraustretend, den Gegensatz gegen die christliche Autorität vollenden und befestigen half. Uebrigens war auch hier wieder der Exceß des Uebels eine Warnungstafel für die spätere, katholische Wissenschaft, sich wenigstens vor ähnlichen Verirrungen zu hüten, wenn gleich die richtige Würdigung des Alterthums bis auf den heutigen Tag ein Problem geblieben ist, dessen Lösung sich erst unsre Zeit zu nähern beginnt.

Unter allen verderblichen Dingen, welche die Verirrungen mancher Päpste seit dem Schisma in ihrem Gefolge hatten, bot die von den reformatorischen Concilien zu Pisa, Costnitz und Basel eingeschlagene Richtung: die Verfassung der Kirche in einer, die Rechte ihres Oberhauptes gefährdenden Weise zu bestimmen, die größte Gefahr. Dieser in der Theorie und Praxis geführte Streit um die Bedeutung des Primats war unter allen Motiven der falschen Reformation, wenn auch nicht das nächste, so doch das tiefliegendste und wirksamste. Um das, nicht ohne Schuld sowohl der rechtmäßigen Päpste, als ihrer Gegner herbeige-

führte Unglück der Trennung in der höchsten Sphäre des Kirchenregiments zu beseitigen, griff bekanntlich der sonst hochverdiente Kanzler der Pariser Universität, Johannes Gerson, zu der aristotelischen Lehre: daß die Kirche, wie jede andere Gesellschaft das natürliche Recht jeder unabhängigen Gesammtheit habe, jeden, beharrlich gegen das Gemeinwohl handelnden Vorsteher und Fürsten abzusetzen. Auf dieser Basis, die nicht aus dem Evangelium und der Tradition der Väter, sondern aus den Schriften desselben griechischen Philosophen entlehnt war, der als Vater der Theorie des gesammten neuern Staatsthums noch lange nicht genug erkannt und gewürdigt ist, auf dem Boden dieser politischen Doctrin bewegte sich zum größten Theile die Thätigkeit der Concilien, welche im fünfzehnten Jahrhundert das Haupt der Kirche unter deren vornehmste Glieder beugen wollten, ähnlich wie drei Jahrhunderte später in England der König seinem Parlamente, und wiederum hundert Jahre nachher der Beherrscher von Frankreich der in ihren Vertretern versammelten Nation gehorchen sollte. Was heute nur noch eine fast verschollene Theorie einiger gallicanischen und josephinischen Halbgelehrten ist, die Lehre: daß das Concilium über dem Papste sey, schien im fünfzehnten Jahrhundert, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, die Kirche zuerst mit einer nie versiegenden Saat von Kirchenspaltungen, und demnächst mit der Vernichtung des Primats zu bedrohen. Schon die Synode von Basel hatte durch die endlosen Schwierigkeiten, welche sie statt der gehofften Verbesserungen in's Leben rief, gezeigt, welch' ein Gräuel von Verwirrung durch jene Doctrin in die christliche Welt geschleudert war, und welche Folgen sich unvermeidlich dem Versuche anschließen mußten, die natürliche Ordnung jeglichen Regiments zumal in der Kirche umzukehren. Und kaum war dieser Sturm mit unsäglicher Mühe beschworen, so drohte Ludwig XII. von Frankreich in jenem rein weltlichen Streite mit Julius II., der sich aus der Fehde des Papstes mit Herzog Alphons von Este entsponnen hatte, der

christlichen Welt auf's Neue das Aergerniß einer Zerreißung der christlichen Einheit zu geben. Einige Cardinäle, welche der König für diesen Zweck gewonnen und zur Flucht aus Rom bewogen hatte, pflanzten, gestützt auf die aristotelische Theorie der Basler Synode, auf's Neue die Fahne der Empörung gegen das Oberhaupt der Kirche auf, protestirten im Voraus gegen alle Censuren des Papstes und beriefen (1512) eine Synode nach Pisa, die, wenn König Maximilian's zweideutige Gesinnung, mit welcher er Ludwig's selbstsüchtige Absichten aus allen Kräften unterstützte, bei den deutschen Prälaten Anklang gefunden, das traurige Schauspiel des Basler Concils noch einmal durchgespielt hätte. Konnte doch, nach des Papstes Tode, in dieser Zeit der beginnenden Verwirrung und Auflockerung der Grundlagen der Societät, der abentheuerliche Plan des „letzten Ritters" reifen, mit Beibehaltung seiner weltlichen Kronen, da er gerade Wittwer war, selbst Papst zu werden! Um so gewisser war zu erwarten, daß jeder künftige, weltliche Herrscher, der die Kirche drücken oder die Nachgiebigkeit des heil. Stuhles erzwingen wollte, zu demselben Mittel greifen würde, wie Ludwig XII. Mochte auch der Papst den von Gerson zuerst formulirten, kirchlichen Constitutionalismus verworfen haben, die falsche Ansicht hatte sich zu tief in die Gemüther gepflanzt, und zu viele Anhänger unter den höchsten Würdenträgern der Kirche gewonnen, als daß es nicht in Zukunft jedem weltlichen Herrscher hätte leicht werden sollen, den Vorgang der Synode von Pisa wiederholen zu lassen. Und so stand, menschlichem Ansehn nach, der Kirche derselbe Proceß allmähliger Auflösung bevor, den vier Jahrhunderte später der fürstliche Staat bei den germanischromanischen Nationen unter dem siegreichen Einfluße derselben politischen Ideen durchmachen muß, welche im fünfzehnten Jahrhundert ihr Heil an der Civitas Christi versuchten.

Ist einmal das Gift einer falschen Lehre in einen socialen Körper gedrungen, so ist an Heilung erst zu denken, wenn

der Irrthum alle seine Stadien durchlaufen und in seinem eignen Extrem sein Ziel und seinen Abschluß gefunden hat. Wie aber jede falsche, kirchliche oder politische Tendenz am sichersten durch ihre eigenen Uebertreibungen zu Grunde geht, so fand auch der falsche, kirchliche Liberalismus des fünfzehnten Jahrhunderts in dem sansculottischen Radicalismus der Häresien des sechszehnten sein sicheres Grab. Auch in dieser Beziehung war der Protestantismus ein heroisches äußeres Mittel, durch dessen Anwendung Gott die Kirche in einer schweren Crisis in ihrem Innern rettete. — Einer Lehre gegenüber, die den Papst für den Antichrist erklärte, konnte fortan kein Cardinal, kein Bischof, kein Canonist, der auch nur den leisesten Anspruch auf Katholicität machte, — die Gewalt des Nachfolgers Petri in Gerson's Weise unterhöhlen und mediatisiren wollen. Die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts haben durch ihre Uebertreibung den Pseudoliberalismus des fünfzehnten todtgeschlagen. — Als in dem nun folgenden, furchtbaren Kampfe, der die Christenheit in zwei feindliche Feldlager schied, Licht und Finsterniß sich in großen Massen sonderten, und die Hölle gegen den Felsen losgelassen schien, auf den der Herr seine Kirche gegründet hat, da zeigte es sich, wozu es einen Papst in der Kirche gäbe, und auch dem Befangensten wurde klar, warum ein sichtbares Oberhaupt die Fülle unabhängiger Gewalt empfangen habe. Deshalb war zu Trident von der Anwendung aristotelischer Staatstheorien auf die Anstalt zur Erlösung der Welt nicht weiter die Rede, desto mehr aber von der Reform unläugbarer Mißbräuche. Das Bewußtseyn der katholischen Welt erstarkte in der Anfechtung, und während die eine Hälfte der Welt vom Glauben der Väter abfiel, ging in der andern durch eine hellleuchtende Schaar von Heiligen eine jener Erneuerungen des christlichen Geistes vor sich, wie deren die Geschichte der Kirche mehrere aufzuweisen hat.

Aus dem eben Gesagten ergibt sich, daß der Katholik in keiner Weise genöthigt ist, eine treue Schilderung jener trau-

rigen Mißbräuche zu fürchten, als deren äußerste Spitze der Bruch eines Theiles der europäischen Menschheit mit der Kirche erscheint. Nur gegen die lügenhafte und verstümmelte Darstellung der Thatsachen, gegen das Herausreißen derselben aus dem Zusammenhange der Zeit und der Verhältnisse, gegen das Verschieben und koulissenartige Zurechtstellen der Gesichtspunkte, gegen die einseitige Schönfärberei dessen, was den Partheizwecken dienlich scheint, gegen das Unterschlagen des Mißfälligen, gegen diese Schooßsünden der unkirchlichen und außerkirchlichen Geschichtschreibung, muß die Kirche sich verwahren, und mit dem Propheten Wehe rufen über Jene, die das Gute bös, und das Böse gut nennen.

Zu einer vollständigen und wahrhaften Geschichte jener Periode gehört dagegen dreierlei. Erstens: eine Schilderung der Mißbräuche, die in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts innerhalb der Kirche herrschten; zweitens: eine Beschreibung der falschen und vorgeblichen, aber völlig verunglückten Reformation Luther's und Calvin's, welche erst in unsern Tagen in völlige Lossagung vom christlichen Namen, und in die endlose Zersplitterung derer ausgelaufen ist, welche dem Strome der Bewegung folgten; drittens eine Darstellung der wahren Reform, bewirkt durch die Beschlüße des Conciliums von Trident, und durch das Leben und die Thaten großer und heiliger Männer, wie Pius V., Ignazius von Loyola, Franz von Sales, Gaetano von Thiene, Johann vom Kreuze u. s. w. und durch Frauen, wie die heil. Theresia und Johanna Franziska von Chantal. Eine in solcher Weise vervollständigte Geschichte der Periode der Glaubensspaltung kann aber nur einen Beleg zu der Wahrheit des Satzes liefern, auf welchem unser Glaube ruht: daß Gott die Kirche, die er gestiftet, bis an das Ende der Zeiten nicht verlassen wird, daß menschliche Bosheit und menschlicher Wahn sie daher nicht zu Grunde richten können, und daß jeder Abfall im Innern, jeder Angriff von außen nur dazu dienen muß, sie von solchen Gliedern zu befreien, die dem Ebenmaaße ih-

res göttlichen Organismus fremd sind. Daher wird, wenn die Irrlehre ihren Beruf in der Geschichte erfüllt und ihren Kreislauf geschlossen hat, dessen Ende sie jetzt nahe zu seyn scheint, der Gegensatz verschwinden, der heute die Kirche zerreißt, und es wird wieder ein Hirt und eine Heerde seyn.

LXI.

Die Philosophie und die Philosophen Italiens in der Vergangenheit und Gegenwart.

(Der Redaction mitgetheilt von einem Italiener.)

Vierter Artikel.

Mamiani della Rovere, seine Lehre von der Bedeutung der Methode und seine Ansicht von dem Gemeinsinne — Paolo Costa, Gaetano Lusverti und der Abate Alfonso Testa — Bianchetti und Tommasseo und Bonelli — Manzonis katholische Moral — Mastrofini — Die Philosophie in ihrer Anwendung auf Erziehung, Aesthetik und Religion — Die Philosophie der Geschichte und die Schule Vico's — Ferrari über Vico — Martinis Geschichte der Philosophie.

In einem Werke, das unter dem Titel: „Del rinovamento della filosofia antica Italiana" von dem Conte Mamiani della Rovere erschien, zeigt der Verfasser sich unzufrieden mit jener so viel verbreiteten Meinung, daß nämlich jeder feindliche Zusammenstoß philosophischer Meinungen seinen Grund in der unüberwindlichen Schwierigkeit habe, welche die Wissenschaft der Philosophie darbiete; er sucht daher den Grund davon in der Mannigfaltigkeit und dem Mißbrauche der Methode. Er ist der Ansicht, daß jede philosophische Reform, offen oder versteckt, ihr Princip in dem Wechsel oder im Fortschritte der Methode habe. Eine solche philosophische oder natürliche Methode glaubt nun Mamiani, sey das Eigenthum der alten Italiener. Daher geht seine Absicht dahin, klar auseinanderzusetzen, wie man mit der Erneuerung der alten italienischen Philosophie zu einer besseren

Bestimmung einer solchen Methode gelangen würde. Er stellt nun seine Idee von einer solchen Methode auf, und wendet sich alsdann zu ihrer Anwendung. Und in diesem letzteren Theile, der der wichtigere ist, unternimmt er die Darstellung der obersten Gewißheit durch die Intuition, die objective Realität, die allgemeinen Ideen, die allgemeinen apodictischen Principien, das Princip der Causalität, das menschliche Zeugniß, das Criterium jeder Wahrheit, den Gemeinsinn und endlich das Absolute. Alle Gewißheit und Wahrheit in der Philosophie, oder in der Welt der Ideen, das Band zwischen dem Inneren und Aeußeren, ruhen dem Mamiani zufolge auf der unmittelbaren oder mittelbaren Intuition, und in letzter Analyse auf dem inneren Sinne und auf dem Gemeinsinne, unterstützt von dem Principe des Widerspruches. Die letzte Consequenz seiner Theorie würde also lauten: daß die letzten Schlußfolgerungen der rationalen Philosophie mit den Meinungen des Gemeinsinnes zummenfallen müssen.

Um nicht ungerecht zu seyn, müssen wir den bereits genannten italienischen Denkern noch die Namen von Paolo Costa, Gaetano Lusverti und des Abate Alfonso Testa beifügen.

Costa gab in einem 1834 zu Bologna gedruckten Werke eine genaue Analyse der verschiedenen Vermögen und Operationen des menschlichen Geistes, und indem er sich an die natürliche Folge der Thatsachen hält und die Sprache umbildete, um unter den Ideen jeder Gattung die eine von der andern mit angemessenen Worten zu unterscheiden, zeigte er die Gesetze ihrer Bildung und ihrer Association; er that dar, daß wir neben dem Vermögen zu abstrahiren, auch das besitzen, die abstracten Elemente dieser oder jener Idee zu verbinden. Er bemüht sich, uns den Ursprung und die Natur der allgemeinen Ideen zu zeigen, indem er darthut, wie sie so nöthig zur Zusammensetzung des Urtheils seyen. Er spricht von dem Willen, von der Ueberlegung, untersucht diese Vermögen in ihrer Natur und in ihren Wirkungen, und erklärt den Menschen durch eben diese zwei Vermögen vor allen Thieren bevorzugt, daher in den Stand gesetzt, seine unordentlichen Begierden zu bekämpfen, sie zu besiegen und zum Frommen der menschlichen Gesellschaft zu handeln. Mit Scharfsinn bespricht er die Frage von der Existenz der menschlichen Seele und ihrer Unsterblichkeit, und bemüht sich zu zeigen, daß man mit Unrecht der Experimental-Philosophie den Vorwurf des Materialism mache.

Lusverti's Buch: Istituzioni logico-metafisiche, Modena 1825, betrachtet die menschlichen Vermögen als eine Fähigkeit zur Hervor-

bringung einer Wirkung, die nicht von den Sinnen, sondern von der geistigen Kraft abhängt. Er bekämpft jene Formeln der Empiristen und Sensualisten, als ob alle Seelenvermögen nichts seyen, als das Resultat des Organism oder verschiedene Empfindungsweisen.

Der Abate Alfonso Testa aus Piacenza gab von 1834 bis 1837 die folgenden Werke heraus: eine Einleitung zur Philosophie des Affects; eine Philosophie des Affects; Vorlesungen über die Philosophie des Geistes; eine Untersuchung über Rosmini's Werke vom Ursprunge der Ideen. Er zeigt sich, meinem Urtheile nach, in allen diesen Arbeiten von klarem, eindringenden Verstande, und damit verbindet er eine wohlgewählte Sprache und einen gebildeten Stil.

Der Beachtung nicht unwerth dürften auch die philosophischen Studien von Giuseppe Bianchetti seyn, der die Gewißheit der Philosophie auf den Zusammenhang und die Uebereinstimmung dessen gründet, was das ganze Menschengeschlecht denkt, und auf die Thatsachen des Gewissens. Er sucht zugleich, jedoch nicht ohne gewisse Einschränkung, das Wort der Idee auf seine ursprüngliche, platonische Bedeutung zurückzuführen. Desgleichen müssen wir hier auf der philosophischen Studien Tommaseo's gedenken, die 1840 erschienen. Er handelt dort in aphoristischer Weise von der religiösen und rationalen Philosophie; seine vorzügliche Stärke jedoch besteht in einer gewissen Präzision und Kräftigkeit des Gedankens, und in einigen tiefen und originellen Ansichten, so wie in einer höchst angemessenen Sprache, die auf das glücklichste den Gedanken wiedergibt. Auch den Namen des Prof. Bonelli von Rom dürfen wir hier nicht auslassen. Derselbe hat in vier Abhandlungen, die sich in den Annali delle scienze religiose des Ab. Antonio de Luca finden, das französische Werk von Barchou de Penhoen: Geschichte der deutschen Philosophie von Leibnitz bis Hegel, Paris 1836, seiner Kritik unterworfen.

Betrachten wir die Philosophie in ihrem weiteren Sinne, so sind wir auch unserem berühmten Manzoni ehrenden Dank schuldig für seine „katholische Moral, Mailand 1829", worin er nachweist, daß die menschliche Erkenntniß von Recht und Unrecht mangelhaft ist, wenn sie von der Religion abstrahirt. Nicht minder verdient Mastrofini unsere Anerkennung, der in seinen, zu Turin 1834 gedruckten Schriften die Idee einer erhabenen Metaphysik verfolgte, worin die Philosophie sich auf die Theologie angewendet findet. Ferner sind hier zu erwähnen Olivieri, der über Moralphilosophie schrieb, Genua 1828, zwei Bände; Prevosto Antonio Ricardi: La pratica de' buoni

studii ad uso della gioventú studiosa, Bergamo 1823, worin er den Supranaturalism behandelt.

Es fehlen Italien in unserem Jahrhundert auch solche nicht, die die Philosophie auf die Erziehung, die Aesthetik und die Religion anwenden. In Bezug auf welche letztere man dargethan, daß, wie die Philosophie sich nicht mit ihr gänzlich identifiziren, so auch ihr nicht widersprechen dürfe, sondern daß sie mit ihr Hand in Hand gehen müsse, indem man die natürliche Vernunft von dem Glauben unterschied; ein Punkt, der von Tommaseo richtig aufgefaßt und erörtert wurde.

Hinsichtlich der Erziehung haben wir die Schrift Rosmini's Saggio sull unità dell educazione, Florenz 1826. Er hat sich darin zur Aufgabe gestellt, zu beweisen, daß das höchste Princip der menschlichen Erziehung darin bestehe, den Menschen dahin zu führen, daß er seinen Geist der Ordnung der Dinge außer ihm verähnliche und nicht umgekehrt darin, die Dinge außer ihm den zufälligen Neigungen oder Vorurtheilen seines Geistes anzupassen. Ein Princip, welches eine von den drei Regelen oder Maximen des Descartes bildete. Denselben nützlichen Weg der angewandten Philosophie betrat auch Pasetti in seinem: „Saggio di educazione fisico-morale, Padua 1824", und Boneschi mit seinem: „Trattato fisico-morale sull' educazione in generale"; ferner der Abate Fontana: „Manuale per l'educazione umana", Modena 1834, dann Tommaseo in einigen zu Lugano in demselben Jahre erschienenen Schriften, die von der praktischen Erziehungslehre in ihrem weitesten Umfange handeln, als einer Wissenschaft, die Alle zur Sittlichkeit führt und sie aus der Knechtschaft des Bösen zu befreien trachtet; desgleichen der berühmte Abate Assarotti mit dem Princip der Individualität auf die Taubstummen angewendet; Bagutti und Moscatelli, der erstere mit seinen: „Osservazioni sull' origine e sui progressi dell' arte di istruire i sordi-muti della nascita", der zweite mit seinen: „Cognizioni ideoliche", die darauf hinausgehen, eine solche Erziehungsweise zu verbesseren; der Salvatore de Renzi endlich, dessen Buch über das Wesen der Blindgebornen philosophische Betrachtungen enthält.

Hinsichtlich der Aesthetik können wir: Venanzio, den Abate Talia, Tommaseo, Lichtenthal und Zuccala nennen. Der erste nimmt in seiner Schrift: „Calofilia" (Padua 1830) zur Begründung des Schönen seinen Ausgangspunkt von der Empfindung, indem er das Schöne nicht für eine Wahrheit, sondern eine Empfindung hält; als Grundprincip gilt ihm der beständige Drang des Menschen, seine vita-

len Kräfte zu üben, ihnen gegenüber treten die natürlichen Gegenstände als ihre Thätigkeit anregend: die nothwendige Bedingung des Schönen aber ist die Uebereinstimmung, die Harmonie der Einheit mit der Mannigfaltigkeit, und das allgemeine Mittel, die Darstellung des moralisch Schönen selbst. Der Abate Talia gab die: Principi di estetica, Venedig 1827, zwei Bände, heraus. Er geht darin auf den Grund, oder das Princip der Schönheit ein, und behandelt ihre verschiedenen Arten: nämlich die sinnliche, die bildliche (expressiva), die künstlerische und die ideale. Indem er als Element der sinnlichen Schönheit die Vollkommenheit des Wesens, als Element aber der künstlerischen, die Einheit durch die Mannigfaltigkeit annimmt, und somit das Schöne in der Natur von dem in der Kunst unterscheidet, welches Letztere seiner Ansicht nach in der möglichst vollkommenen Nachahmung des unvollkommenen Wesens besteht. Er verbindet in dieser Schrift eine gewisse Tiefe der Forschungen mit dem Empirism. Nach den Ansichten endlich, welche Tommaseo von dem Schönen hat, so ist das Schöne die Vereinigung der wahrsten Begriffe der Seele in einer Gesammtauffassung, eine Definition, die die vorzüglicheren unter den früheren bis auf jene von dem Einen im Mannigfaltigen in sich befaßt. Auch Lichtenthal suchte in seiner „Aesthetik“, Mailand 1831, die Idee des Schönen philosophisch zu entwickeln, er nennt sie eine Idee auf gleicher Linie mit der erhabenen des Wahren und des Guten; sie müsse eine formelle und reale Vollendung haben, und weiter müsse in ihr die sinnliche Form verschwinden, damit sie eine Form oder ein Ausdruck des Idealen werde. Zuccala unterscheidet in seinen: principi estetici“, Pavia 1833, das Schöne von dem Vergnügen, welches es bewirkt, so wie von seiner Vollendung; er setzt es in den Gegenstand, der den Sinnen oder dem Geiste eine Vollendung physischer oder moralischer Harmonien darbietet, die alle ihrem einen obersten Endzwecke entsprechen.

In Betreff der Anwendung philosophischer Studien auf die Religion im Sinne Tommaseo's genüge es, unter den zahlreichen Arbeiten, die in dieß Feld einschlagen, die zwölf Conferenzen des dermaligen englischen Bischofs Wisemann über den Zusammenhang der Wissenschaften mit der geoffenbarten Religion zu erwähnen. Sie erschienen von 1836 bis 1839 zu Rom in den: „*Annali delle scienze religiose*“, übersetzt von C. Mazio. In dieser Arbeit, und ganz insbesondere in den beiden Abhandlungen, die von der Ethnographie und der Eintheilung der Völker nach den Resultaten des vergleichenden Sprachstudiums

handeln, dürfte es schwer seyn, zu sagen, was größere Bewunderung und Anerkennung verdient, die vielseitige und ausgebreitete Gelehrsamkeit, oder die Sicherheit des Urtheils in der Kritik zwischen schwachen und ungewissen, und zuverläßigen und wohlbegründeten Beweisen, oder endlich die tiefe Einsicht in das Wesen menschlicher Dinge und die Zusammenreihung wohlbegründeter Ergebnisse zu einer großartigen Anwendung und zur Gewinnung eines höchsten Endresultates.

Auch das große Beispiel, welches uns Vico in seiner Scienza nuova gegeben, ermangelte nicht unter meinen Landsleuten in dem gegenwärtigen Jahrhundert zahlreiche Nacheiferer zu erwecken, welche die Geschichte einer philosophischen Behandlung unterzogen. Betraten Herder, Hegel, Ballanche und Cousin dieselbe Bahn, so fand Vico auch unter uns in den verschiedenen Disciplinen Nachfolger; wie z. B. Gravena in der positiven Jurisprudenz; in der Staatengeschichte Giannone, Rogadei, Bertola, Micali; ja auch im engeren Sinne seiner Philosophie folgte ihm keine geringe Zahl. Ich rechne hierunter nicht blos Stellini, Genovesi, Filangeri und Marko Pagano, sondern seit dem Jahre 1815 bis auf den heutigen Tag gibt sich eine besondere Hinneigung zu Vicos Philosophie, oder zur Philosophie der Geschichte kund. So war es z. B. Romagnosi, der in seinen historischen Forschungen über Pythagoras, über die italienische Culturgeschichte, noch mehr aber in seinen Ansichten von dem Leben der Staaten den Fußstapfen Vicos folgte, so wie auch Lallebasque sein Beispiel zu benutzen weiß, um aus der Etymologie die menschlichen Vermögen und Ideen abzuleiten; desgleichen nicht minder Sanchez, der in seinem Werke: „Influenza delle passioni sullo scibile umano“, Neapel 1825, die Philosophie aus dem Wesen der Dinge und der Geschichte ableitet. Außer diesen sind es noch mehrere der Zeitgenossen, die in dem schönen Vaterlande Vicos seine Schule fortsetzen und vertreten, als da sind: Capitelli, Nicolini und Cataldo Janelli. Der erstere läßt in seinem Werke: „La teorica della genesi e del progressivo sviluppamento ideologico-politico-storico dell azione civile del reato“, Neapel 1833, und in seinem zweiten: „La scienza del diritto e le arti, che ne derivano“; in diesen beiden Werken, sagen wir, läßt er die Theorie und die Kunst des Rechtes aus der Geschichte und den historischen Forschungen über diese Materien des praktischen Rechtes hervorgehen. Nicolini ist der Verfasser einer: „Storia de' principii per la istruzione delle prove ne' processi penali“, darin untersucht er die Geschichte der

Grundsätze, die bei der Instruction von Strafprozessen gegolten, als eine Institution, die aus der Natur des Menschen hervorgeht, und die daher in Bezug zu dem intellectuellen Zustande der Nationen steht. Von Janellis Schrift: „Cenni sulla natura e necessità della scienza delle cose e delle storie umane", erschien die zweite Ausgabe zu Mailand 1832; der Verfasser folgt darin einer Methode historischer Deduction, indem er einen Abriß seiner Wissenschaft vermittelst der schon gefundenen Ideen und der schon in der Geschichte gekannten Thatsachen gibt. Diesen Genannten ließe sich auch noch Giuseppe Ferrari beifügen, der die Werke Vicos nicht nur ordnete und erläuterte, sondern in einem eigenen Werke, das unter dem Titel: „La mente di Vico" 1838 erschien, eigene, tiefe Betrachtungen anstellte, die da zeigen sollten, wie Vicos Philosophiren sich allerdings über den Standpunkt seiner Zeit erhoben, ohne daß es sich jedoch gänz lich davon frei gemacht hätte, und wie viel der Arbeit daher unserem Zeitalter noch vorbehalten sey, um zu einer vollendeten Historiosophie zu gelangen.

Ehe ich diese kurze Uebersicht, die einen Begriff der Geschichte unserer neueren Philosophie in Italien geben soll, schließe, will ich noch eines Buches erwähnen, das erst jüngst erschienen, eben denselben Gegenstand behandelt; ich meine die Geschichte der Philosophie von Lorenzo Martini, 1840, Professor der Physiologie an der Universität zu Turin. Sie ist in dreiundfünfzig Vorlesungen oder discorsi getheilt, und schließt mit zwei Betrachtungen aus der Metaphysik, wovon der Stoff der einen den Psalmen Davids, der der anderen der Ilias Homers entlehnt ist.

Aus dem Vorhergehenden wird man einigermaaßen ersehen, wie die philosophische Bewegung unseres Zeitalters in Italien beschaffen sey, oder richtiger gesprochen, man wird davon doch einen annähernden Begriff erhalten; denn eingeengt in die Gränzen einer Zeitschrift konnte Manches kaum berührt werden, und es war kaum eine Möglichkeit vorhanden, alle diejenigen mit Vollständigkeit aufzuzählen, die in unserem Jahrhundert durch ihre Schriften ihre Liebe zu philospophischen Studien bewährt, und auch für ihren Theil Einiges in diesem Gebiete geleistet haben.

LXII.

Briefe eines Deutschen über Rom.

I.

Es hat mir Freude gemacht, Ihnen aus Rom zu schreiben; lassen Sie mich jetzt, da ich in die Heimath zurückgekehrt bin, einige Betrachtungen über Rom in diesen Zeilen niederlegen. Man schaut mit mehr Sammlung auf einen solchen Lebensabschnitt, wie eine Reise ihn bildet, zurück, als dieß während der Zeit des Aufenthalts in der Fremde möglich ist. Die verschiedenen Ereignisse, die man erlebt, ordnen sich mehr, und es läßt sich über die Verhältnisse, die man kennen gelernt, ein um so unbefangeneres Urtheil fällen. Ich habe in Rom meine Augen nicht verschlossen, meine Ohren nicht verstopft; aber ich richtete die Frage an mich, ob ich nicht vielleicht meinem Munde Stillschweigen gebieten und meine Wahrnehmungen für mich behalten, oder wenigstens sie wirklich nicht weiter, als in dem Kreise vertrauter Freunde kund geben sollte. Denn einestheils ist schon so entsetzlich viel über Rom und Italien geschrieben, daß es überflüssig erscheinen möchte, noch einen Tropfen ins Meer zu tragen, anderntheils sind manche der Verhältnisse, über welche ich vorzugsweise zu reden hätte, von sehr zarter Natur, so daß ein ungeeignetes Wort mehr schaden als nützen könnte. Wenn ich dennoch diese Briefe zur Oeffentlichkeit bringe, so geschieht dieß, weil ich mir die Fähigkeit zutraue, jedes Wort der bezeichneten Art vermeiden zu können, und weil meine Absicht eine durchaus ungetrübte ist. Ist diese Zeitschrift für das katholische Deutschland bestimmt, so muß Alles, was nur irgend

zu einer richtigen Auffassung des Verhältnisses Deutschlands zu Rom, als dem Mittelpunkte unserer heiligen Kirche, dienen kann, da wir in keinerlei Art die Wahrheit zu scheuen brauchen, hier an geeigneter Stelle seyn. Daß ein Deutscher manche Dinge anders empfindet und fühlt, als der Franzose und Engländer, beruht eben auf der Nationalität, und ich bin auch nicht gesonnen, diesem meinem Gefühle einen Zwang anzuthun; deutsch und römisch-katholisch sind zwei Dinge, die — was auch im verkehrten Patriotismus und in unkirchlicher Gesinnung dagegen geeifert wird — recht wohl mit einander gehen. Man wolle doch nicht, indem man von dem Unfrieden in einem einzelnen Volke redet, vergessen, daß der Unfrieden in der großen Völkerfamilie, die Christus erlöst und zu Seiner Kirche berufen hat, ein viel schmerzlicherer ist; stiftete man erst den Frieden in der Kirche, vereinigten sich die Deutschen Alle zu dem großen und wahren Bündnisse Christi, im deutschen Bunde würde bald Frieden seyn! Dann würden jene Reden von „deutsch und welsch“, jene naturwidrigen Unterscheidungen von „römisch und katholisch“, jene elenden Verdächtigungen undeutscher Gesinnung aufrichtiger Katholiken, bald aufhören; Germanen und Romanen sind in der Kirche Ein Volk, diese aber, die in ihren allumfassenden Kreis alle Völker einschließen soll, und darum die katholische heißt, muß, wie jeder Kreis, ihren Mittelpunkt haben; als solchen hat ihr Christus Rom bestimmt, und darum ist katholisch: römisch. Eben deshalb müssen aber auch die Glieder der Kirche in Deutschland von Grund des Herzens wünschen, daß das Verhältniß unsers Vaterlandes zu Rom ein durchaus aufrichtiges und inniges werde, und wenn in dieser Beziehung nicht Alles so ist, wie es seyn sollte und seyn könnte, so möchte ein freimüthiges Wort, welches Rom und Deutschland ehrt, welches nicht aus deutschen Vorurtheilen gegen Rom, und nicht aus römischen gegen Deutschland hervorgeht, sondern dem deutschen wie dem römischen Nationalcharakter seine volle Anerkennung zollt, als ein Beitrag zur Verstän-

digung nicht ganz unwillkommen seyn. Darum versetzen Sie Sich mit mir für einige Augenblicke nach Rom; ich will Sie in der ewigen Stadt herumführen, und Ihnen von meinem dortigen Aufenthalste Verschiedenes berichten.

Es war am Nachmittage des achten Oktobers vorigen Jahres, als die sonst ziemlich öden Straßen, welche von dem Colosseum und von St. Maria Maggiore nach dem Lateran führen, sich allmählig mit einer ungewöhnlich großen Menschenmenge füllten. Linienmilitair und die römische Nationalgarde mit ihren antiken Insignien S. P. Q. R. zogen mit klingendem Spiel daher und stellten sich auf die sanfte Anhöhe des viminalischen Hügels, die sich von der Kirche St. Giovanni nach dem Thore, welches diesen Namen führt, hinzieht, auf. Der schöne Herbsttag begünstigte die Feier des Empfanges des heiligen Vaters, welchen man nach längerer Abwesenheit heute von Castel Gandolfo zurückerwartete. Ist jede Stelle Roms in irgend einer Beziehung merkwürdig, so ist es gerade diese, wo an jenem Tage die fröhliche Volksmenge auf- und abwogte, ganz besonders. Das Baptisterium des Kaisers Constantin, die heilige Stiege, und dann der durch Alter ehrwürdige und Schönheit ausgezeichnete Lateran, von dessen Treppe man die herrlichste Aussicht nach dem Albanergebirge genießt, im Vordergrunde neben dem neuen das antike, wohlerhaltene, aber vermauerte, epheubewachsene Stadtthor, links die Reste des Triclinium Papst Leo's III., dessen Tribüne in Mosaik die bekannten Bilder: Christus inmitten von Sylvester und Constantin, Petrus inmitten von Leo und Karl dem Großen darstellt, und dann im Hintergrunde die Kirche St. Croce in Gerusalemme, welche die heil. Kaiserin Helena auf jerusalemitischer Erde zu Ehren des von ihr aufgefundenen Kreuzes des Erlösers bauen ließ. Alles dieses bietet sich dem Schauenden in wenig Augenblicken dar. Die dort harrende Menge wurde bald durch die Ankunft des heil. Vaters erfreut; Dragoner sprengten zum Thore hinein, dann

folgte der päpstliche Wagen, begleitet von der Nobelgarde, die Musik ertönte, das Volk und das Militair sank auf die Knie und der heilige Vater, langsam den Hügel hinanfahrend, ertheilte mit der großen Milde und Freundlichkeit, die sich stets in seinen Zügen malt, den Segen. Unter den Knieenden war auch eine Schaar in rothem Talar gekleideter Cleriker, zu denen der Papst, als er ihrer ansichtig wurde, sich eigens hinneigte, um ihnen seinen apostolischen Segen zu ertheilen. Ich hatte diese Jünglinge schon früher nicht aus meinen Augen verloren; mich zog, da ich sie reden gehört — so wohltönend die italienische Sprache auch ist — der melodische Klang vaterländischer Zunge zu ihnen hin. Es waren unsere Germaniker, diejenigen jungen Männer, welche unter der Aufsicht mehrerer würdigen Väter aus der Gesellschaft Jesu in dem Collegium Germanico-Hungaricum — von dessen Geschichte und innerer Einrichtung bereits ausführlich in diesen Blättern die Rede war (s. Bd. IX, S. 235) — ihre clericalische Erziehung erhalten. Ich wurde bald mit ihnen bekannt und habe — Dank sey es der zuvorkommenden Güte ihrer Vorstände — manche frohe Stunde während meines Aufenthaltes in Rom mit ihnen zugebracht. Ich habe sie in ihrem, neben der Kirche al Gesù belegenen Hause, und mit ihnen im Collegio Romano ihre Vorlesungen besucht; ich habe sie nach ihrer Villa, wo sie in jeder Woche den Donnerstag zuzubringen pflegen, und auf ihren Spaziergängen begleitet; ich habe ihre harmlosen Freuden und — als ein hoffnungsvoller frommer Jüngling durch den Tod aus ihrer Mitte abgerufen wurde — ihr Leid mit ihnen getheilt. Immer hat es mir wohlgethan, unter meinen jungen Landsleuten zu weilen, verbunden mit ihnen durch das gemeinsame Vaterland, dem sie alle mit Liebe anhängen, und durch den gemeinsamen Glauben, welchen sie in seiner ganzen Schönheit und Fülle dort in sich aufnehmen. Ja unter ihnen, die es dankbar anerkennen, welch ein Glück für sie diese gute Erziehung ist, und von denen so Mancher das Gefühl hat, daß es ihm im ferneren Le-

ben wohl nimmer so gut, wie hier, gehen werde, da habe ich recht empfunden, wie schön sich deutscher Sinn und römischer Glauben eint. Und was dabei am meisten erfreut, ist die Fröhlichkeit und Heiterkeit, welche in dem Kreise dieser deutschen Familie herrscht, und wie der Deutsche gern die gesellige Freude durch Gesang sich würzt, so ist auch hier das deutsche Lied nicht verstummt. Ich habe überhaupt die Bemerkung gemacht, daß man in Deutschland viel musikalischer, als in Italien ist. Ich bin durch einen guten Theil der Halbinsel gereist, und habe vergeblich auf den bei uns nirgend fehlenden Gesang des Volkes gewartet; hie und da hört man wohl eine krächzende Stimme, welche im erzählenden Balladentone ein melancholisches Ritornell anstimmt, oder man vernimmt, ohne daß man es für einen Ohrenschmauß halten möchte, während des Oktoberfestes den etwas wilden Gesang der trasteveranischen Mädchen, die je zu neun oder zehn in einer Chaise, festlich geschmückt mit Blumen auf ihren grauen Filzhüten, durch die Straßen Roms fahren, und dann in der Villa Borghese ihren Santarello tanzen; allein man kann, obgleich Alles in den Gränzen der Sitte und Zucht, doch den Gesang zum wenigsten nicht schön nennen. Allerdings kann man in der Kirche ausnahmsweise herrliche Gesänge vernehmen; in der Sistina, in St. Peter, im Lateran wird freilich der Gottesdienst oft, namentlich in der Charwoche, von einem Gesange begleitet, den man in der ganzen Welt nicht so schön hört, doch ist dazu fast erforderlich, daß das Gehör sich allmählig mit demselben ganz befreundet habe; hört man ihn zum ersten Male, so ist man nicht im Stande, auch nur im Entferntesten, ihn zu begreifen, denn immer und immer lösen sich die Töne, wenn's zum Schluße eines Satzes geht, in ganz unerwarteter und überraschender Weise auf. Im Uebrigen aber muß ich offen gestehen, ist, so sehr er auch in Italien gefällt, der Kirchengesang ziemlich herabgekommen, es fehlt hier, wie auch bei mancher andern Kunst, an allem Geschmack; man liebt wie das mit schreienden Farben in die

Augen Fallende, so bei der Musik den Lärm; der kann bei den Figuralämtern und bei den gesungenen Vespern nicht groß genug seyn, und wenn die menschlichen Stimmen und die übrigen Instrumente nicht genügen, so muß die Orgel noch das Ihrige thun, die dann auf eine unbarmherzige Weise gehandhabt wird. Im Gegensatze dazu hat es mich wahrhaft erquickt, als ich in der Kirche S. Saba und ein anderes Mal in S. Stefano in Rotondo, in welchen Kirchen die Germaniker den Dienst versehen, von ihnen einen wohlgeordneten und erbauenden Kirchengesang vernahm. Eben so erscheinen sie auch öfters bei den kirchlichen Functionen al Gesù, und genießen vor andern Collegien den besondern Vorzug, daß bei allen Feierlichkeiten in S. Peter wenigstens eine Abtheilung von ihnen gegenwärtig ist, namentlich am Tage Mariä Reinigung und am Palmsonntage, um an jenem eine Kerze, an diesem eine Palme aus den Händen des heiligen Vaters zu empfangen. Erst der gegenwärtig regierende Papst Gregor XVI. hat den Germanikern dieß in früherer Zeit in Vergessenheit gerathene Privilegium wieder verliehen.

In der unmittelbaren Nähe des Oberhauptes der Kirche, in jeder Beziehung in wohlgeordneten Verhältnissen, darf das Collegium Germanico-Hungaricum in der That als eine kräftige Stütze gelten, worauf die Hoffnungen des katholischen Deutschlands sich gründen. Es dient dasselbe dazu, die so nothwendige Verbindung Deutschlands mit Rom zu vermitteln, die Anhänglichkeit unsers Clerus an Rom zu befestigen. Begreiflicherweise vereint daher das Collegium in sich junge Männer aus allen Theilen Deutschlands; sie sind aus der österreichischen Monarchie, aus Preußen, Bayern, Hannover, Oldenburg, Hessen, Nassau u. s. w., auch befinden sich darin einige Schweizer, ein Elsasser und ein Belgier. An der Mannichfaltigkeit fehlt es in dieser Beziehung also nicht: anders stellt sich aber die Sache, wenn man die numerischen Verhältnisse nach den einzelnen deutschen Ländern betrachtet. Das Institut heißt Collegium Germanico-Hungaricum; man

wird daher schon durch den Namen unwillkührlich vorzugsweise auf die österreichische Monarchie hingewiesen. Für Ungarn und Deutsche ist dasselbe bestimmt, in Italien sind aber Tedeschi die österreichischen Unterthanen, wir Andere sind Bavaresi, Prussiani u. s. w. Nun ist aber seit der Wiederherstellung des Collegiums bis auf den heutigen Tag von den 6 Millionen Katholiken, welche Ungarn zählt, noch kein Einziger in das Collegium gekommen, und bis zum 22. Dec. 1841 nur zwei aus den deutschen Staaten Oesterreichs, deren katholische Bevölkerung nicht weniger als 11 Millionen zählt. An jenem Tage wurde wieder Einer, und zwar aus Salzburg, aufgenommen, und nachmals ist noch Ein junger Mann aus Böhmen hinzugekommen. Dagegen zählt das Collegium unter seinen vierundfünfzig Alumnen siebenundzwanzig aus Bayern, welches also die Hälfte stellt; Bayern, das nur drei Millionen Katholiken, die in acht Diöcesen vertheilt sind, zählt, während man in Oesterreich den Gedanken, junge Leute nach Rom ins Collegium Germanicum zu senden, bisher so selten zur Ausführung gebracht hat. Wir wissen nicht, in wiefern diese seltene Ausnahme, bei welcher der Böhme Ungarn vertritt, auf der Ansicht beruhe, daß die mehrerwähnte Anstalt etwa den kirchlichen Anforderungen nicht genügend entspreche, oder auf der, daß kein Bedürfniß vorhanden sey, eine innigere Verbindung mit Rom auch dadurch noch zu bewirken, daß man einige jüngere Cleriker Rom kennen lernen und dort erziehen lasse. Wir wagen hierüber kein Urtheil zu fällen, nur scheint aus den obigen Beispielen, so gering ihre Zahl auch ist, so viel zur Genüge hervorzugehen, daß die etwa vorhandenen Hindernisse nicht unübersteiglich seyen, und hegen daher die frohe Hoffnung, daß das Beispiel des Herrn Cardinals, des Fürstbischofs von Salzburg noch mehr und viele Nachahmung finden werde.

Noch jetzt erinnert sich Rom mit Freuden der Zeit, als der eben erwähnte hochwürdigste Kirchenfürst als Gast die ewige Stadt heimsuchte. Seit langer, langer Zeit hatte man

keinen deutschen Bischof dort gesehen, denn seit unser hochwürdigster Herr Erzbischof die Limina sanctorum Apostolorum besuchte, sind zwei Decennien verflossen. Glauben sie mir, daß man das in Rom empfindet. Als der heilige Vater am Ostertage in feierlichem Zuge nach St. Peter kam, da schritt vor ihm her eine Schaar von Bischöfen und stellte sich, als das Amt begann, an seinem Throne auf. Da waren, amerikanische, französische, griechische, armenische Bischöfe, kurz Hirten der verschiedensten Nationen, aber kein Deutscher war da; wundern wir uns nicht, daß das römische Volk, welches eben urtheilt nach dem, was es sieht, zu der Meinung kommt, Deutschland gehöre gar nicht recht zur katholischen Kirche, ein Umstand, der begreiflicher Weise nicht sehr zur Empfehlung der Deutschen beiträgt. Besteht ja doch die eidlich übernommene Pflicht der Bischöfe, zu Zeiten selbst in Rom sich einzufinden oder taugliche Stellvertreter zu senden. Wenn dem so ist, so bleibt es eine sehr auffallende Erscheinung, daß man deutsche Bischöfe in Rom nicht erscheinen sieht. Es seyen nun die rechtfertigenden Ursachen, welche sie mögen, so muß man für Deutschland und die Kirche aufrichtig und herzlich wünschen, daß sie hinwegfallen mögen, denn wenn die Bischöfe weit übers Meer aus entfernten Welttheilen kommen können, so müssen denn doch die Alpen und Apenninen zu übersteigen seyn? oder sind wir durch eine chinesische Mauer von Italien getrennt? Ja gewiß, wenn wir so weit entfernt sind, es ist ein künstliches Bauwerk der Menschen, Gott hat es in der himmlischen Natur seiner Kirche anders geordnet! Diese Natur besteht aber darin, daß in dem organisch gegliederten Körper der Kirche die Glieder auch miteinander, insonderheit mit ihrem Haupte, verbunden, nicht aber die Adern unterbunden sind, wodurch der freie Umlauf des Blutes gehemmt würde. Gerade dieser Umstand, daß so selten ein deutscher Bischof nach Rom kommt, ist einer der Hauptgründe, warum im Allgemeinen — ich spreche natürlich nicht von den mit kirchlichen Geschäften

wird daher schon durch den Namen unwillkührlich vorzugsweise auf die österreichische Monarchie hingewiesen. Für Ungarn und Deutsche ist dasselbe bestimmt, in Italien sind aber **Tedeschi** die österreichischen Unterthanen, wir Andere sind **Bavaresi, Prussiani** u. s. w. Nun ist aber seit der Wiederherstellung des Collegiums bis auf den heutigen Tag von den 6 Millionen Katholiken, welche Ungarn zählt, noch kein Einziger in das Collegium gekommen, und bis zum 22. Dec. 1841 nur zwei aus den deutschen Staaten Oesterreichs, deren katholische Bevölkerung nicht weniger als 11 Millionen zählt. An jenem Tage wurde wieder Einer, und zwar aus Salzburg, aufgenommen, und nachmals ist noch Ein junger Mann aus Böhmen hinzugekommen. Dagegen zählt das Collegium unter seinen vierundfünfzig Alumnen siebenundzwanzig aus Bayern, welches also die Hälfte stellt; Bayern, das nur drei Millionen Katholiken, die in acht Diöcesen vertheilt sind, zählt, während man in Oesterreich den Gedanken, junge Leute nach Rom ins Collegium Germanicum zu senden, bisher so selten zur Ausführung gebracht hat. Wir wissen nicht, in wiefern diese seltene Ausnahme, bei welcher der Böhme Ungarn vertritt, auf der Ansicht beruhe, daß die mehrerwähnte Anstalt etwa den kirchlichen Anforderungen nicht genügend entspreche, oder auf der, daß kein Bedürfniß vorhanden sey, eine innigere Verbindung mit Rom auch dadurch noch zu bewirken, daß man einige jüngere Cleriker Rom kennen lernen und dort erziehen lasse. Wir wagen hierüber kein Urtheil zu fällen, nur scheint aus den obigen Beispielen, so gering ihre Zahl auch ist, so viel zur Genüge hervorzugehen, daß die etwa vorhandenen Hindernisse nicht unübersteiglich seyen, und hegen daher die frohe Hoffnung, daß das Beispiel des Herrn Cardinals, des Fürstbischofs von Salzburg noch mehr und viele Nachahmung finden werde.

Noch jetzt erinnert sich Rom mit Freuden der Zeit, als der eben erwähnte hochwürdigste Kirchenfürst als Gast die ewige Stadt heimsuchte. Seit langer, langer Zeit hatte man

keinen deutschen Bischof dort gesehen, denn seit unser hochwürdigster Herr Erzbischof die Limina sanctorum Apostolorum besuchte, sind zwei Decennien verflossen. Glauben sie mir, daß man das in Rom empfindet. Als der heilige Vater am Ostertage in feierlichem Zuge nach St. Peter kam, da schritt vor ihm her eine Schaar von Bischöfen und stellte sich, als das Amt begann, an seinem Throne auf. Da waren, amerikanische, französische, griechische, armenische Bischöfe, kurz Hirten der verschiedensten Nationen, aber kein Deutscher war da; wundern wir uns nicht, daß das römische Volk, welches eben urtheilt nach dem, was es sieht, zu der Meinung kommt, Deutschland gehöre gar nicht recht zur katholischen Kirche, ein Umstand, der begreiflicher Weise nicht sehr zur Empfehlung der Deutschen beiträgt. Besteht ja doch die eidlich übernommene Pflicht der Bischöfe, zu Zeiten selbst in Rom sich einzufinden oder taugliche Stellvertreter zu senden. Wenn dem so ist, so bleibt es eine sehr auffallende Erscheinung, daß man deutsche Bischöfe in Rom nicht erscheinen sieht. Es seyen nun die rechtfertigenden Ursachen, welche sie mögen, so muß man für Deutschland und die Kirche aufrichtig und herzlich wünschen, daß sie hinwegfallen mögen, denn wenn die Bischöfe weit übers Meer aus entfernten Welttheilen kommen können, so müssen denn doch die Alpen und Apenninen zu übersteigen seyn? oder sind wir durch eine chinesische Mauer von Italien getrennt? Ja gewiß, wenn wir so weit entfernt sind, es ist ein künstliches Bauwerk der Menschen, Gott hat es in der himmlischen Natur seiner Kirche anders geordnet! Diese Natur besteht aber darin, daß in dem organisch gegliederten Körper der Kirche die Glieder auch miteinander, insonderheit mit ihrem Haupte, verbunden, nicht aber die Adern unterbunden sind, wodurch der freie Umlauf des Blutes gehemmt würde. Gerade dieser Umstand, daß so selten ein deutscher Bischof nach Rom kommt, ist einer der Hauptgründe, warum im Allgemeinen — ich spreche natürlich nicht von den mit kirchlichen Geschäften

betrauten Personen — Deutschland in Rom so wenig gekannt und in vieler Beziehung auch verkannt wird. Hievon ein Beispiel. Es pflegen in Rom nach Monaten abwechselnd in einzelnen Kirchen am Sonntag Nachmittag Missionen gehalten zu werden, und zwar in der Form, daß von zweien Priestern, der Eine gegen die einzelnen Dogmen und Moralvorschriften der Kirche solche Einwendungen macht, wie sie wohl öfters im gemeinen Leben aufgestellt werden, während der Andre dann dieselben widerlegt. Es ist dieß unstreitig eine sehr zweckmäßige Methode, um das Volk in religiösen Wahrheiten zu unterrichten. Eines Tages war der Gegenstand des Gespräches die religiöse Erziehung der Kinder; der Zweifler stellte ganz unbefangen den Satz auf: er könne an die Nothwendigkeit einer solchen Education um so weniger glauben, als die Kinder der Engländer und Deutschen, die doch keine Religion hätten (chè hanno nessuna religione), sehr wohlerzogen seyen. Der andre Theil ließ es sich gar nicht angelegen seyn, diesen Satz, so weit er die Religiosität der Engländer und Deutschen betraf, zu widerlegen, sondern sagte nur: eine solche Erziehung ohne Religion sey für die Welt berechnet, aber nicht für den Himmel. — Ja, in solchem Renommée stehen wir! Wir können freilich sagen: das ist sehr ungegründet, kommt zu uns nach Deutschland, Ihr werdet Euch eines Andern überzeugen, aber klopfen wir an unsere Brust, so müssen wir bekennen, wir sind nicht ganz unschuldig daran. Was Rom außer einigen hochgestellten Personen, einigen frommen Priestern und einigen wahrhaft christlichen Künstlern von Deutschland kennen lernt, ist wahrlich nicht dazu geeignet, um seinem Volke eine sehr hohe Meinung von der katholischen Gesinnung der Deutschen beizubringen. In dieser Beziehung ist das, was man sonst als ein Unglück beklagen möchte, öfters ein Glück zu nennen, daß nämlich die deutsche Sprache so wenig von den Römern verstanden wird, denn sonst hätten sie an öffentlichen Orten Gelegenheit Gespräche zu hören, voll von Hohn über die Kirche, voll von unsaubern Scherzen, wie man sie aus dem Munde keines Eng-

länders und Franzosen geschweige eines Italieners vernimmt. Im Uebrigen freilich muß man die Scheidung durch die Sprache allerdings als einen großen Uebelstand bezeichnen; gerade dadurch bleibt der Deutsche, welcher das Italienische nicht lernt, dem Römer fremd. Man könnte zwar entgegnen, dieser solle deutsch lernen, und es ließe sich wohl das Gleichniß anführen, daß ja bei den römischen Banquiers jeder Ausländer Jemand fände, der seine Sprache rede. Wenn also die Welt so sorgt, warum nicht auch die Kirche? warum veranlaßt sie nicht ihre, unmittelbar in ihrem Centrum wohnenden Kinder, sich die Sprachen der auswärtigen Christen anzueignen, und diese dadurch an die Kirche zu fesseln? warum eilen diese nicht hinaus zu den Völkern, sie zu belehren und dann als Genossen desselben Glaubens zu begrüßen und also für ihr Wohl zu wirken?! Allein dieß scheint mir zu viel gefordert; der *specifische* Beruf Roms ist nicht, die Nationen zu bekehren und ihnen zu dem Ende nachzugehen, sondern die Einheit des Glaubens und der Kirche *unter den Gläubigen* aufrecht zu erhalten. Zu jenem Berufe und die Einheit zu bewahren, ist Rom und der Römer mit allen Gaben der Natur und der Gnade ausgerüstet. Im Uebrigen sind hier die Menschen, wie alle Uebrigen, und insbesondere stehen sie nicht auf dem höchsten Standpunkte der Wissenschaft. Dieß schließt aber keineswegs aus, daß nicht gerade sie sollten sagen können: Dieß ist katholisch, dieß nicht! Sie nehmen hierbei aber ihren Standpunkt nicht auf der Peripherie (d. i. der Wissenschaft und Speculation), sondern in ihrem Centrum, an welchem Alles und Jedes gemessen werden muß, nämlich an dem überlieferten Glauben. Die Wissenschaft mag und soll sich regen und bewegen, Rom braucht sie nicht zu scheuen, nur wenn sie aus dem Zusammenhange mit dem Centrum treten will, sagt dieses: „Halt, bis hieher, und nicht weiter"! Dabei ist es durchaus nicht nöthig, daß alle Höhen und Tiefen der Wissenschaft durchmessen, und daß alle Schlangenwindungen der philosophischen Systeme durchlaufen werden

müßten; das Centrum trägt sein eigenes Maaß in sich, und vergleicht das Neue mit der uralten ererbten Wahrheit. — Doch für heute lassen Sie mich abbrechen; der unerschöpfliche Gegenstand wird mir bald wieder eine Gelegenheit der Mittheilung bieten.

LXIII.

Hat Herzog Wilhelm V. beim Baue des Jesuiten-Collegiums und dessen Kirche in München Millionen verschwendet?

Ein leidenschaftlicher Tadler bayerischer Kirchen- und Volkszustände *) hat neuerlich mehrere gehässige Capitel aus der Sitten- und Culturgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts in Bayern geliefert, und, wie er vorgibt, seine Schilderungen nach handschriftlichen und gedruckten Quellen gegeben. Wir wollen glauben, daß solche Quellen in vielen Dingen die Sache in wahrem Lichte hinstellen, ob aber dieß immer sine ira et studio geschehen, ob nicht Leidenschaft und Böswilligkeit sich Uebertreibungen und absichtliche Verunglimpfungen erlaubt haben, ist eine weitere Frage. Der beklagenswerthe Sittenverfall des sechszehnten Jahrhunderts kann leider nicht geläugnet werden, auch ohne Sugenheim's Chronica scandalosa nicht, — aber wahr ist es auch, daß nicht jede Quelle, auf welche der Schriftsteller hinweisen zu dürfen glaubt, ungetrübt erscheint. Dieß ist namentlich mit Sugenheim **) der Fall, wenn er, auf Mannert ***) sich stü-

*) Sugenheim I. Gießen 1842.
**) l. c. 316.
***) Bayerische Gesch. II. 68.

ßend, in seinem Unwillen gegen Wilhelm V. sagt, dieser Fürst habe auf den Bau der Kirche und des Collegiums der Jesuiten, „das Werk thörichter Frömmelei“, Millionen verwendet, eine Summe, deren wahnsinnige Verschleuderung sich dann erst in ihrer ganzen Größe darstelle, wenn man erfährt, daß die gesammten jährlichen Einkünfte eines Herzogs von Bayern, in Wihelm's V. Tagen, troß aller von den Ständen erpreßten Erhöhungen derselben, höchstens 450,000 Gulden betrugen.

Diese Einnahme wäre allerdings zu geringe gewesen, um einen Millionen kostenden Bau zu führen; allein Bayerns Escurial, wie Sugenheim das Jesuiten-Collegium in München nennt, hat nicht eine halbe Million gekostet, geschweige denn mehrere, was aus den noch vorhandenen Originalakten erwiesen werden kann. Dieses dient aber auch zum Beweise, daß die Quellen, aus welchen S. schöpfte, wirklich nicht alle authentisch sind; allein wer so strenge Anklage erhebt, der sollte doch prüfen, ob nicht schon früher Böswilligkeit die Feder geleitet. Mannert hat sich einmal eine Hyperbel erlaubt, Sugenheim macht das Unrecht noch schreiender, und so ist es in jeder Hinsicht Pflicht, den Herzog Wilhelm V. vor weiterer Verunglimpfung zu wahren. In obiger Beziehung rechtfertigen ihn die Rechnungen über die Gesammtausgabe des Baues, welche bei der großen Sparsamkeit *), mit welcher man zu Werke ging, eine zur Größe des Baues verhältnißmäßig geringe Summe nachweiset. Die detaillirten Jahresrechnungen vom 16. Juni 1582 an, dem Beginne des Baues, bis Ende 1590 von Michael Friedinger auf das genaueste geführt, setzen folgende Summen aus, das alte Schulhaus nicht mit gerechnet, welches 1580 mit einem Aufwande von 6796 Gulden hergestellt wurde.

*) Eisenzeug, Stricke, Säule wurden sogar auf dem Trödler-Markt gekauft.

Jahr			fl.	kr.	hl.
Jahr 1582	Kirchenbau *)		1404 fl.	52 kr.	1 hl.
„ 1583	Kirchenbau	. .	4428 „	37 „	6 „
„ 1584	Kirchenbau **)		10287 „	7 „	5 „
„	Collegiumbau	.	4146 „	27 „	2 „
„ 1585	Kirchenbau	. .	13274 „	24 „	6 „
„	Collegium	. .	3659 „	48 „	3 „
„ 1586	Kirchenbau	. .	9753 „	42 „	1 „
„	Collegium	. .	4462 „	20 „	5 „
„ 1587	Kirchenbau	. .	7542 „	46 „	4 „
„	Collegium	. .	2701 „	39 „	6 „
„ 1588	Kirchenbau	. .	7858 „	33 „	2 „
„	Collegium	. .	6355 „	39 „	3 „
„ 1589	Kirchenbau	. .	11334 „	16 „	5 „
„	Collegium	. .	7951 „	45 „	1 „
„ 1590	Kirchenbau	. .	6494 „	7 „	2 „
„	Collegium	. .	9084 „	19 „	6 „

Dazu kommen dann noch die Ausgaben auf den Ziegelstadl und auf das Theater, wofür von 1589 bis 90 2391 fl. 1 kr. 1 hl. verwendet wurden, so daß der Rechnungsabschluß von 1590 eine Gesammtausgabe von 132022 fl. 31 kr. 4 hl. nachweiset. Die folgenden Jahresrechnungen fanden wir nicht so detaillirt vor, sondern nur unter der Rubrik: Quittirte Posten der Herren Jesuitenpatw folgende Summen angegeben:

Jahr		fl.
Jahr 1594	. . . .	7075 fl.
„ 1592	. . . .	11150 fl.
„ 1593	. . . .	13000 fl.
„ 1594	(bis zum 6. März) . .	6000 fl.
	Summa:	37225 fl.

*) Der Bau des Collegiums begann erst 1584.

**) Mit Inbegriff der Summe von 6890 fl. für angekaufte Häuser. Eine ähnliche Summe wurde schon 1582 für Häuser ausgegeben, die auf dem Kirchengrunde standen, neben der St. Nicolauskirche.

Gegen Ende Juli des Jahres 1594 wurde ein Ueberschlag gemacht, was das Ganze noch kosten könne, und man glaubte der Bau dürfte mit einem Aufwande von 14000 Gulden zu Ende zu bringen seyn. In einem Decrete vom 1. August dieses Jahres sagt der Herzog: „vnd da es nitt solle kleckhen ich gern das Ibrig dazu thun will damit wir fellig vnd zu genieg diß Werkh mitt gotts Hilff vollenden". Und allerdings hat diese Summe nicht ganz hingereicht; denn wir lesen im Jahre 1597 noch von einigen Ausständen, von einer großen Summe kam uns aber nichts mehr vor. In dem bezeichneten Jahre war nur noch ein Theil des marmornen Pflasters zu legen, welches im Vergleiche mit jetzt nicht sehr hoch zu stehen kam, da für den Stein in Wasserburg nur vier Kreuzer bezahlt wurde. Es stellten sich demnach folgende, schon oben angegebene Hauptsummen heraus:

	132022	fl.	31 kr.	4 hl.
	37225	„	— „	— „
	14000	„	— „	— „
Dazu die Fundationssumme von	50000	„	— „	— „
Im Ganzen	233247	fl.	31 kr.	4 hl.

Ein großer Theil dieser Summen, ja der größte, floß aus den Gefällen der anderen, theils sehr entvölkerten Klöster, aber zum Verdruß der Mönche, die sich auch gekränkt und zurückgesetzt fühlten, als Wilhelm laut Urkunde vom 26. Juni 1597 die Jesuiten über ihren Orden erhob, indem er sie von allen Lasten befreite und dem Prälatenstande zugezahlt wissen wollte; alles dieses „sowohl ihres tugendt und Ehrsamben wandels halber, alß auch von wegen des christlichen allgemeinen Nutzen, der allenthalben durch Sie befördert wirdt", wie es in dem offenen Briefe des Herzogs heißt. Er setzte sie darob in alle jene Freyheiten und Würden ein, welche die geistlichen Stände der Aebte, Prälaten, Pröbste und deren Adjunkten genossen, während es in der Bulle Pabst Pauls V. vom 6. Juli 1571 deutlich heißt, daß die Jesuiten

Bettelmönche seyen. Der heilige Vater erklärt proprio motu vere et non ficte, mendicantes fuisse, esse et fore, damit man über diese Sache nie im Zweifel seyn könnte. Herzog Wilhelm war auch der Erste, welcher dem heiligen Ignatz von Loyola einen Altar errichtete, und zwar in einer von ihm bei Schleißheim erbauten Capelle. Diese Begünstigung der Jesuiten und die Verehrung ihres Patriarchen zog dem frommen Herzoge Neider und Feinde jedes Standes zu, und er mußte allenthalben scharfen Tadel vernehmen, während aber die Societät mit unermüdetem Eifer gegen das Sittenverderbniß und die Lauigkeit der Zeit ankämpfte. Es kam so weit, daß der Herzog sich scheuen mußte, am Tage das Collegium zu besuchen. Deßwegen ging er zur Nachtszeit dahin, was ihm noch größeren Tadel zuzog, und wer immer der Person des Herzogs sich nähern durfte, suchte ihn von seinen Schützlingen abzuwenden, besonders zur Zeit des Einsturzes des Thurmes, welches man ihm als Zeichen des göttlichen Mißfallens erklärte. Diese Verhältnisse sind wenig bekannt, wir erwähnen sie hier, weil sie theilweise auf die Quelle des Mißmuthes, den der Herzog erregte, hinweisen. Allein Wilhelm blieb seinem Vorsatze getreu; und wer möchte den für den Glauben seiner Väter glühenden Herzog so strenge tadeln, wenn er bei einem untüchtigen, unverlässigen und schwelgerischen Clerus in den Jesuiten das einzige Mittel erkannte, bessere Zucht und Sitte einzuführen? Dieses Ziel verlor Wilhelm V. nie aus den Augen, und in allen seinen Decreten, welche er in dieser Hinsicht erließ, spricht sich auch der Wunsch aus, es möge ein auf feste religiöse Grundsätze basirter Friede der Gemüther zurückkehren. Das Heil erkannte er nur im alten Glauben, der ohne die Standhaftigkeit dieses Fürsten in Süddeutschland sicher noch mehr gefährdet gewesen wäre.

Wir ehren die religiöse Ueberzeugung eines jeden Mannes, und finden es daher um so mehr ungerecht, unverdienten Tadel auf einen Fürsten zu werfen, der zu den frömmsten seiner Zeit gehört. Ihn trifft nicht die Schuld enor=

mer Vergeudung, und gesetzt auch, daß zu der aktenmäßigen Summe von 233247 Gulden und etlichen Kreuzern noch einige Tausende für den ersten Ankauf von Häusern, an spätern Ausständen für Paramente, Malereien, und plastische Arbeiten hinzukommen, so haben wir immerhin noch weit zu einer halben Million. Es wird nicht einmal die Summe von 300,000 Gulden überschritten.

LXIV.

Der Volksgesang in der katholischen Kirche.

Als ein willkommener Beitrag zur Kultur des katholischen Volksgesanges können die „Orgeltöne" mit ihren Melodien *) angesehen werden, die bereits in einer zweiten nun vollendeten Ausgabe erschienen sind, und die zugleich Veranlassung darbieten, nach seiner geschichtlichen Entwickelung und Bedeutung zu fragen, zumal derselbe, wie zur Zeit der Reformation, der Instrumentalmusik gegenüber, die neuerdings durch ein päpstliches Decret in dem römischen Staate verboten wurde, als eine Zeitfrage aufzutauchen scheint, und andererseits die zahlreichen Liedertafeln und Gesangsvereine in unserem deutschen Vaterlande und Mainzer durch seine rühmlichen Leistungen in den Handwerkerchören nacheinander in Paris, London und Schottland beweisen, wie auch die Volksmenge für einen geregelten Gesang empfänglich ist. Dieses

*) Orgeltöne, geistliche Lieder v. P. A. Passy. Wien 1843. Ueberreiter.

Orgeltöne. Melodien zu diesen Liedern von ausgezeichneten Tonkünstlern. 6 Hefte. Folio. Wien 1843. Tobias Haslinger's Hof-Musikalienhandlung.

literarisch-musikalische Werk wird daher Jeder mit Freuden begrüßen, der erwäget, wie von jeher bei der häuslichen Erbauung und dem öffentlichen Gottesdienste der religiöse Volksgesang in der katholischen Kirche heimisch, mit ihrem Leben auf das innigste verschmolzen, und nicht selten, je nachdem er gehandhabt oder vernachläßiget, nun auch ein getreuer Vorbote und Anzeiger gewesen, in wiefern der kirchliche Geist in der Blüthe oder im Abnehmen war.

Sowie das Christenthum nie den Dienst schöner Künste in ihrem reinsten Aufblühen zurückgewiesen, um den festlichen Gottesdienst zu verherrlichen, so war die Kirche auch immer beflissen, bei demselben den Gesang einzuführen, um durch ihn sowohl die gemeinsame religiöse Stimmung darzustellen, als auch die Gläubigen durch angenehmen harmonischen Sang und sanfte Melodien zum Lobe und zur Anbetung Gottes zu ermuntern und zu beleben. — Nach Einsetzung des Abendmahls stimmte Christus mit seinen Jüngern den Lobgesang an, und ging dann auf den Oelberg seinem Leiden entgegen. In den Briefen der Apostel lesen wir, daß gleich in den ersten christlichen Gemeinden beim Gottesdienste Hymnen und Psalmen gesungen wurden. Das Volk sang die Doxologie, das Kyrie eleison, Gloria, Alleluja, Symbolum, Offertorium, Sanctus; es antwortete in Antiphonen das Gloria Amen. Lucian führt an, daß die Christen die ganze Nacht mit Hymnengesang zubrachten, und es geschah dieses nicht allein bei öffentlichen Zusammenkünften nnd kirchlichen Feierlichkeiten, sondern auch in den Gefängnissen, wie wir das Beispiel des Paulus und Syla haben. Viele, schreibt Chrysostomus, die das gegenwärtige Leben nicht sehr achteten, haben sie oft daselbst besucht und bei ihnen die heiligen Viglien mit Psalmen zugebracht. Ja wir treffen den Gesang bei allen Vorfallenheiten, wenn Märtyrer zum Tode geführt, bei Processionen, wenn Reliquien übertragen wurden, bei Aufnahme der Gäste, bei Agapen und Gastmahlen, bei Be-

gräbnissen, unter der Arbeit und bei andern Tagesbegebenheiten schallten ernste, modeste und fromme Lieder voll Anmuth und religiösem Glauben. —

Der Gesang so wie die Musik des Psallirens war indessen ursprünglich sehr einfach und bestand in einer kleinen Modulation der Stimme, die sich mehr der Sprache näherte, weil das christliche Alterthum dafür hielt, man müsse sich beim Gottesdienste vor jeder Harmonie und jedem frivolen Gesange verwahren, weshalb man auch mehr den Inhalt des Gesungenen, als die Musik selbst beachtete. Anfangs verpflanzte man in die Gemeinden, vorzüglich in die morgenländischen, die Gesänge der Psalmen aus den Büchern des alten Testaments, an welche die Judenchristen schon gewohnt waren, und nur mit Sorgfalt gewählte Melodien göttlicher Aussprüche wurden gefeiert. Die Art des Singens in den ersten Gemeinden war bald Solo- bald Wechselgesang in Antiphonen, bald Chorgesang der ganzen Versammlung, die in einen vorgelesenen oder vorgesungenen Spruch einfiel; auf der Kirchenversammlung von Laodicea wurden regelmäßige Gesänge eingeführt, welche von besondern Cantoren nach Noten gesungen wurden. — In der abendländischen Kirche wurde zuerst durch Ambrosius ein geregelter und dem morgenländischen ähnlicher Kirchengesang eingeführt, den man auch den Ambrosianischen nennt, und der wahrscheinlich nicht bloß declamatorisch freier Vortrag, sondern mit bestimmter Modulation und Rhythmus bekleidet war. Vielleicht wurde manchen Melodien griechischer und römischer Hymnen christlich-religiöser Text unterlegt. Im vierten Jahrhunderte wurden zur regelmäßigen Anordnung des Gesanges besondere Chorsänger angestellt, die zu den niedern geistlichen Beamten gerechnet wurden und ihre Nachfolger bildeten; eigene Singschulen findet man indeß erst später und an wenigen Orten. Papst Gregor der Große wurde Stifter einer solchen, in welcher Knaben aufgenommen und unterrichtet wurden, die dann Muster

vieler andern Anstalten dieser Art geworden. Gregor sammelte in seinem Antiphonarium die vorhandenen Kirchengesänge, die er nach den besten alten Melodien auswählte und mit neuen vermehrte. Der nach ihm benannte Gregorianische Gesang schritt einstimmig im Einklange und in lauter Noten von gleichem Werthe ohne Rhythmus und Metrum, wodurch er sich von dem Ambrosianischen unterschieden haben soll, oder ebenfalls in den alten griechischen Tonarten, jedoch mit umfassender Modulation. Dieser Gesang wurde durch Gregor im ganzen Occident verbreitet, und ist dann die Grundlage der geistlichen Kirchenmusik geworden; man nannte ihn auch Cantum choralem, oder Choral, weil er vom Chor gesungen wurde, wie denn in der That seine Beschaffenheit nicht nur für den Gesang einer großen Volksmasse, welcher sich schwer und in weniger bestimmt abgemessenen Zeiträumen fortbewegt, sondern auch für den feierlichen einfachen Ausdruck eines allgemeinen christlichen Liedes sehr geeignet war, weshalb man sich auch nicht wundern darf, daß er so viele Jahrhunderte hindurch, bei allem Wechsel der übrigen Musik, sich unverändert erhalten. Karl der Große wirkte vorzüglich zu dessen Verbreitung, indem er Singschulen errichtete und sie mit den Klöstern verband.

Mit beredten Worten schildern die Väter der Kirche die Macht, den Zweck und den Nutzen des Chorals, und überhaupt des geistlichen Gesanges, der wohl unstreitig die erhabenste, einfachste und älteste Kirchenmusik ist. „Um den Sinn für den Glauben zu pflegen“, sagt Basilius, „was thut die Kirche? Sie begleitet die Glaubenslehren mit einer angenehmen Melodie, damit durch die süße Lieblichkeit des Gehörten, wenn gleich wir den Sinn des Ausgesprochenen nicht fassen, ergriffen werden gleich einem Arzte“ u. s. w. . . . Damit also durch den Gesang der Eifer für die Tugend in uns erregt, die Liebe zu Gott entzündet und nicht erstickt werde, ist bei demselben die dem Gottesdienste schuldige Ehrfurcht zu berück-

sichtigen. — Schön schreibt in der That Justinus: „Der Gesang weckt die Seele zum brennenden Verlangen nach dem, was in den Hymnen besungen wird, stillet die rebellischen, vom Fleische kommenden, sinnlichen Gelüste, verscheuchet böse Gedanken, die uns von unsichtbaren Feinden eingeflößt werden; befruchtet die Rede, daß sie empfänglicher werde für himmlische Güter; macht die Kämpfer der Tugend in der Widerwärtigkeit starkmüthig und hochherzig; stählet sie zur Standhaftigkeit, und wird ein Heil und Linderungsmittel für die Frommen wider die Beschwerden dieses Lebens“. „Wie viel Thränen“, redet Augustin, des Gesanges im Dome zu Mailand gedenkend, den Herrn an, „habe ich vergossen bei den Hymnen und heiligen Gesängen, die mit rührender Andacht in deiner heil. Kirche gesungen wurden, und wie sehr wurde durch ihr Anhören mein Gemüth bewegt! Der Gesang drang lieblich in mein Ohr und die Wahrheit des Gesungenen floß in mein Herz, und aus ihm strömte das heilige Gefühl der Andacht“.

Bis in diese Zeit, kann man sagen, war der Kirchengesang in der That ein Volksgesang und der Inhalt eine Haupt-, der Klang der Melodie eine begleitende Nebensache, und wenn derselbe auch einfach, nicht wie die moderne Kirchenmusik, sinnliches Vergnügen, Kurzweil und sogenannten Kunstgenuß verschaffte, so hat er doch immerhin das schöne edle Ziel erreicht, daß er die religiösen Wahrheiten eindringlicher machte, den innern Menschen zum Himmel erhob, in der Rede Vorstellungen, und in dem Gemüthe fromme Regungen und Anmuthungen erweckte. Doch schon in dieser Periode, wiewohl vorübergehend, weil die Sprache der neubekehrten Völker meist noch auf der untersten Stufe der Kultur stand (?), kommt der Nachtheil zum Vorschein, daß sich der Gesang nicht wie früher in der eigenen Volkssprache bewegte, und dann, daß er mehr aus der ursprünglichen Einfachheit getreten und künstlicher wurde, indem die hellen, angenehmen Stimmen der in

der Schule geübten Sänger den rauhen, unrichtigen Volksgesang nothwendig fühlbar machen und verdrängen mußten. An die größere Reinheit und Annehmlichkeit des gebildeten Gesanges einmal gewohnt, und in der Meinung, es sey der kirchlichen Würde und Erbauung entgegen, so viele ungeübte Stimmen durcheinander schreien und den Gesang von ihnen verderben zu lassen, kam man darauf, das Volk gänzlich davon auszuschließen. Es hieß dann nicht mehr, wie Justin Martyr schreibt: „Praepositus praeces fundit et populus fauste acclamat", oder wie Chrysostomus sagt: „conveniebant omnes et psallebant communiter". So verlor das Volk seine Theilnahme an dem Kirchengesange immer mehr, bis daß es endlich völlig schweigen und den ganzen gesungenen Gottesdienst den Klerikern, oder den dazu verordneten Sängern überlassen mußte. Im neunten Jahrhunderte begann man jedoch die Sequenzen in die Muttersprache zu übersetzen, und die alten geistlichen Gesänge, die dann gedichtet und vom Volke gesungen wurden, bilden noch immer wegen der echt christlichen Poesie, die in ihnen weht, einen überaus reichen Schatz der Andacht.

Was aber die Ausbildung und intensive Ausbreitung des katholischen Volksgesanges hinderte und darniederhielt, war unstreitig die Instrumentalmusik, die in der morgenländischen Kirche nicht aufkam, wo daher auch der Gesang beim Gottesdienste und unter dem Volke mehr in seiner ursprünglichen Simplicität geblieben ist. Noch im dreizehnten Jahrhundert war der Gebrauch aller musikalischen Instrumente, außer der Orgel, unbekannt; zuerst spielte man einzelne Pfeifen abgesondert, dann in der Zusammensetzung, im fünfzehnten Jahrhundert erscheint sie bereits in einer vollkommenen Gestalt, und so wurden nach und nach mehrere andere Musikinstrumente bei dem kirchlichen Gottesdienste eingeführt. Nebenbei entwickelte sich die Figural- und Mensuralmusik; die Harmonie wurde im fünfzehnten und sechszehnten Jahr-

hunderte wissenschaftlich betrieben, an den Höfen bildete sich der Kammer- und von da auch der Theaterstyl. An allen diesen Wechselfällen nahm auch die Kirchenmusik zum größern oder mindern Schaden des Volksgesanges Theil; daher die vielen Concilienbeschlüsse und päpstlichen Decrete, die beständigen Klagen der Kirchenschriftsteller über den allzugeschwinden, wollüstigen und leichtfertigen Gesang, über die mancherlei Andacht störenden Freiheiten der Organisten und Musikchöre, die Anhäufung moderner Instrumente, die Mißbräuche der üppigen, geräuschvollen Figuralmusik, daß durch sie die Gemüther verweichlicht und entnervt werden, man nur Unterhaltung und Vergnügen bezwecke, von dem Worte und Gebete nichts verstehe, ihr Sinn durch eine Masse von Tönen, die doch immer nur ein Schall ohne Geist sind, ersticket und begraben, und so dem Ohr und der Seele die Autorität des Urtheils entzogen werde. Lindanus und Casalius machen sogar die denkwürdige Bemerkung, ihnen scheine zu ihrer Zeit der Verfall in der Kirche daher zu rühren, weil durch den Gesang nicht so sehr Belehrung des Volkes, welche die Alten ohne Zweifel im Auge hatten, noch das lautere Lob des gütigsten Gottes, das sie auf jede Art zu feiern suchten, sondern Unterhaltung und Vergnügen beabsichtiget werde. Letzterer setzt überdieß hinzu: „möge Gott die katholischen Fürsten erleuchten, daß sie wieder eine den Sitten angemessene Musik restauriren, so wird man nicht allein der Entwürdigung der Kirche und Ausartung der Sitten vorbeugen, sondern auch dem Umsturze des Staats und der Gesetze, wohin, wenn wir dem Plato glauben wollten, weichliche, entnervende Musik und Melodie zu führen pflegen, entgegenwirken". Papst Pius der IV. war daher nahe daran, weil er zu seiner Zeit wahrgenommen, wie der Gesang und die Harmonie in der Kirche nichts anders wäre, als ein ergötzliches Gemurmel von Tönen und lächerlichen Wiederholungen der Worte, aus denen für die Andacht kein Nutzen erwachse, bei dem Tridentiner Concilium anzutragen, die Musik aus den heili-

gen Hallen gänzlich zu verbannen; welcher Beschluß aber nur durch die bekannte, von Palästrina componirten Messe, die in einem ernsten einfachen Style gehalten, von aller Ueberfülle entfernt, daß man alle Worte klar und deutlich vernehmen kann, in so fern modificirt worden, daß durch einen Kanon nur die unheilige Musik mit ihrem leichtfertigen Gesang und Orgelspiel im Hause Gottes verboten wurde, wiewohl von da an nichts desto weniger mancherlei, oft dieselben Uebelstände, wenn auch in einer andern Form, sich beständig wiederholten und in der Geschichte gleichsam stehend geworden sind, weshalb auch von diesem Standpunkte aus das gut motivirte päpstliche Decret über das Verbot oder vielmehr über die Beschränkung der Kirchenmusik im römischen Staate gerechtfertiget erscheinet, was wir in einem zweiten Artikel näher zu besprechen uns vorbehalten.

Die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts ersahen gar wohl das Bedürfniß ihrer Zeit; um sich dessen alsbald zu bemächtigen, die Menge zu haranguiren und mit Beifall zu reformiren. Zwingli wollte die völlige Abschaffung des Kirchengesanges, und erschien in dieser Absicht persönlich vor dem Magistrate mit einer Bittschrift, die er im Tone einer Präfation absang, um das Unschickliche eines gesungenen Gebetes anschaulich darzustellen, welcher Witz aber eben so wenig seinen Zweck erreichte, als die Drohungen des berühmten Karlstadt und die Interdicte der Synode zu Dortrecht vom Jahre 1574 uud 1578, welche die Orgel aus den Kirchen verdrängen wollten. Luther jedoch führte das deutsche Lied allgemeiner ein, deshalb er und seine Gehülfen, wiewohl fälschlich, noch von Manchen als Erfinder des dentschen Volksgesanges angesehen werden; denn die Geschichte widerlegt dieses Vorurtheil genugsam, nnd beweiset, daß die allerältesten, lang vor der Reformation eingeführten und von der Kirche gutgeheißenen Gesangbücher durchgehends Choralmelodien enthalten, die großentheils vom ganzen Volke während des Got-

tesdienstes an Sonn- und Festtagen, und bei verschiedenen Veranlassungen gesungen wurden, und man nur Anfangs aus ihrer Einführung für die Feierlichkeit des katholischen Cultus, für das Dogma und für die Einheit des kirchlichen Ritus Nachtheil fürchtete. Auch waren die Klöster im Mittelalter die Pflanzschulen sowohl der Wissenschaft als der Tonkunst, besonders des erhabenen Chorgesanges, und seine Melodien entlehnte Luther meist aus den vorhandenen Antiphonarien der katholischen Kirche, und versah sie mit deutschem Text. So ist die Melodie: „Nun freut euch liebe Christeng'mein", nichts mehr und nichts weniger, als der uralte Hymnus: „Fortem virili pectore". Selbst die Krone aller Choral-Compositionen jener Zeit: „Eine feste Burg ist unser Gott", ist von dem Hymnus an Aposteltagen: „Exultet orbis gaudiis", nur darin verschieden, daß er, um das Metrum zu ergänzen, mit zwei Intervallen bereichert ist. Aber auch die übrigen Melodien, welche er, Walther, Selnener, Burk und Andere neu componirten, sind nicht ganz Original, sondern größtentheils aus Reminiscenzen zusammengesetzt, die beim Vergleich dem Kenner des katholischen Choralgesanges auf den ersten Blick auffallen müssen.

Als einen Schritt, dem katholischen Volksgesange sein ursprüngliches Recht des Unterrichtes zu vindiciren, die Glaubens- und Sittenwahrheiten dem Gedächtnisse und dem Herzen unvergeßlicher und eindringlicher zu machen, kann man immerhin die erwähnten Orgeltöne mit ihren Melodien betrachten. Kraft und Weihe des Glaubens, ein lebendiges, christliches Hoffen und Liebe zu Gott wehen aus jeder Strophe dieser reichen Liederspende. Einfach, schlicht, erwärmend, in ihren lichtern Momenten mit einem Anfluge höhern Glanzes und höherer Würde umfangen, erklingen diese Melodien; Pietät und Religiösität ist durchgehends ihr Charakter. Mehrere von diesen Liedern können nach den beigegebenen alten Kirchenmelodien, die alterthümliche Ehrwürdig-

keit und hoher Geist kirchlicher Andacht auszeichnet, gesungen werden, an welche sich dann die neuern Melodien, im Ganzen 180 an der Zahl, von den ersten Meistern componirt, anschließen, deren Namen dafür bürgen, daß die Wirkung auf das Gefühl jedesmal dem Inhalte des Gedichtes entspricht. Kaum wird es auch eine religiöse Feier geben, für die man nicht in den Orgeltönen ein passendes Lied vorfindet; im häuslichen Kreise am Piano, in der Stätte des Handwerkers, im Chore der Kirche vor dem Altare, für die Wallfahrer bei den verschiedenen Processionen, wo man es nicht genug beklagen kann, daß oft Alles schweigt, können sie zum Lobe Gottes erbauen und den Willen zur frommen, edlen That ermuntern. Gesänge, wie diese, eignen sich daher auch, in dem Munde des Volkes zu leben, was bei mehreren bereits der Fall ist, die unter die, im Anhange zu den Gebetbüchern enthaltenen Kirchenliedern aufgenommen sind, und von den Gläubigen, welche die gottesdienstliche Feier mit den letzten frommen Nachklängen beschließen, zur Erbauung Aller gesungen werden. Ueber die Tendenz seiner Poesie spricht sich der Verfasser selbst in dem Nachworte zur neuen Ausgabe also aus: „Da es dabei allerdings auf das Einleben in die katholische Wahrheit, in ihrer Doppelrichtung auf Thun und Lassen abgesehen ist, so ist der Zweck indirect damit zu verbindenden Unterrichtes, so sehr dieser in Deutschland und neuerlich in Frankreich aus der Poesie lästernd verbannt worden, doch in sofern, als Erbauung und Begeisterung von geistlichen Gedichten gefordert wird, davon nicht ausgeschlossen geblieben. Die Vergötterer und Liebhaber politischer Tendenzpoesie sollten die Begeisterung, die sie historischen Interessen zuwenden, wohl auch der heiligen Kirche wünschen und gönnen“. In der That, wenn man erwäget, wie Völker oft ihre Geschichte in Gesängen aufbewahren und ihre Erinnerungen durch sie lebendig erhalten, wie ein Volkslied, in welchem ein allgemeines Anliegen auf eine einfache, populäre Weise besungen wird, wie patriotische und constitutionelle



Hymnen begeistern, kriegerischen Muth und Liebe zum Vaterlande in den Herzen anfachen, und welche Ideen und Gefühle sich an dieselben knüpfen, so muß man nur wünschen, es möchte durch die Orgeltöne dasselbe auch im Gebiete des kirchlichen religiösen Lebens geleistet werden.

Schlußbemerkung.

Die Redaction hat die voranstehende Mittheilung um so williger aufgenommen, da sie ihr die Veranlassung darbot, eine so wichtige Frage, wie die Theilnahme des Volkes am Gesange in der katholischen Kirche, zu besprechen. Aber eben weil diese Frage eine so zarte, die Beachtung so mannigfacher Rücksichten fordernde ist, darum findet sie sich veranlaßt, zur Vermeidung von Mißverständnissen, einige Bemerkungen hier nachzuschicken. Die Frage bietet zwei Seiten dar: die religiöse und die künstlerische. Bekanntlich ist in den protestantischen Kirchen beinahe der ganze Gottesdienst in Predigt und Volksgesang aufgegangen, dieß kann uns Katholiken, denen das Sacramentale als Haupt- und alles Uebrige als Nebensache gilt, zum warnenden Fingerzeig dienen. So wenig die Kirche dem Wort des Priesters einen Vorrang vor seinem sacramentalen Wirken einräumt, eben so wenig kann sie den Gesang der Gemeinde dem Priester gegenüber in den Vordergrund treten lassen. Der Priester begeht den Dienst der Sacramente, das Volk begleitet ihn mit seinem Gebet; der Gesang aber dient, von der einen, wie von der andern Seite, gleich jeder anderen Kunst, nur untergeordnet zur Verherrlichung der sacramentalischen Feier. Als eine Kunst aber hat er seine Entwicklung und Ausbildung im Laufe der Zeiten gehabt, wie die kirchliche Architektur, die Malerei und jede andere Kunst. Von dieser Ausbildung absehen, und zu dem ersten, zwar einfachsten, aber ärmsten, unentwickelten Anfang zurückkehren, davon kann mithin keine Rede seyn; es wäre dieß unhistorisch und unkatholisch. Kein Vernünftiger wird den Volksgesang in wilden, ungedämmten Wellen in die Kirche eindringen lassen wollen. Kunst und Geschichte haben ihr Recht, Auch bei der größten Ausbildung, selbst in den musikalischen Ländern (von den anderen kann ohnehin keine Rede seyn), wird der Volksgesang immer etwas Rohes, Unvollkommenes, dem Kunstgesange gegenüber, bewahren. Andererseits aber ist die Beschaffenheit der katholischen Liturgie in ihrem großen Reichthum eine solche, die keineswegs darauf eingerichtet ist, daß die ganze Feier in Wechselgesängen zwischen

dem Priester am Altar und dem Volke in der Kirche vor sich gehe; der Theil, der dem Volke bei dem Dienst zufällt, ist, wie gesagt, vor Allem das Gebet; Gebet und Gesang, wenn sie auch vereinigt seyn können, sind aber doch zwei sehr verschiedene Dinge; die Liturgie fordort jedenfalls einen ausgewählteren Chor, und sein Gesang, der aus der Höhe tönt, ein Wiederhall himmlischer Chorgesänge, soll die Gemüther der betenden Gemeinde erheben und in ihrem Aufschwunge sie begleiten. Damit soll aber keineswegs gesagt seyn, daß die Gemeinde zu ewigem Schweigen verdammt sey; dieselbe Liturgie bietet Gelegenheiten dar, die auch an sie die Aufforderung stellen, ihre Stimme mit der des Chores zu vereinigen, und sie preisend oder flehend himmelan zu erheben. Diese verschiedenen Ansprüche des Priesters, des Chores und des Volkes, der sacramentalischen Feier und ihrer künstlerischen Ausschmückung, in ein harmonisches Verhältniß zu setzen, dieß ist eben unsere Aufgabe; wir haben nicht im entferntesten die dünkelvolle Prätension, sie lösen zu wollen, wir werden aber das Unsrige thun, daß Männer von Beruf durch ihre weitere Besprechung in diesen Blättern, die hiemit vorbehalten bleibt, das Ihrige beitragen mögen, ihre allseitige Erörterung, sowohl von dem religiösen als von dem künstlerischen Standpunkte, zu fördern.

Die Redaction der Historisch-politischen Blätter.

LXV.

Kirche und Staat,
nach der neuesten Schrift des Erzbischofs von Cöln, Clemens August Freiherrn Droste zu Bischering.

Es sollte auf den ersten Anblick scheinen, als komme diese Schrift zu späte, und wenigstens die Zeit, die von ihrer Vollendung bis zur Ausgabe verlaufen, sey rein verloren. Dem ist aber nicht also; denn einmal veraltet die gute Wahrheit nicht, sie thut aber andererseits wohl, wenn sie die Windstille unter den Hörern sich befestigen läßt, damit sie vernommen werde. Solche Streithändel, wie der zunächst Vergan-

gene, werden unter die Völker geschickt, damit sie an ihnen sich bilden mögen; sie können aber nimmer bildsam seyn, wenn die streitenden Theile die Resultate, die sich dabei herausgestellt, nicht zu sondern, rein aufzufassen und sich als Warnung für ein anderesmal einzuprägen wissen; kurz wenn sie nicht, Erlebtes mit noch zu Erlebendem zusammenknüpfend, die Geschichte sich also nutzbar zu machen wissen. Seit wir, mit dem Ausbruche der revolutionären Bewegungen, aus unserem trägen Sichgehenlassen wieder in die Geschichte gepeitscht worden, hat sie viele solcher Versuche an uns gemacht; aber es will sich nicht herausstellen, daß sie sehr fruchtbar an uns gewesen. Wir streiten diese Händel durch, aber lassen uns durch sie nicht witzigen; die Hörner, die wir uns in dem Einen abgelaufen, wachsen uns schnell wieder nach, und bei nächster Gelegenheit brauchen wir sie wieder mit demselben erboßten Eifer, um das Unmögliche damit durchzurennen. Da wir besonders die Nacht und die Confusion zu diesen Exerzitien lieben, so dürfen wir den nächsten Tag unsere Beulen nur zählen und einsalben; allen unsern Thorheiten finden wir dann kein Haar gekrümmt, und so fangen wir die nächste Stänkerei, nur mit wechselndem Endreim, immer wieder mit demselben Aufwand von Eifer, Erpichtheit, dicken Vorurtheilen, Brutalitäten und albernem Unverstande an; denn die Artikel sind bei den reichen Vorräthen nicht auszuschöpfen. Redlicher, oder auch nur klüger und getriebener sind wir daher durch alles Bisherige kaum geworden; und um kein Haar haben wir im Collectivverstande zugenommen. Die Geschichte, nachdem sie redlich sich an uns abgemüht, läßt verwundert über solche Dickhäutigkeit ab von uns; wir aber freuen uns noch kindisch, daß wir ihr den Appetit vertrieben, etwas aus uns ziehen. Zwar auch bei den Franzosen haben die Verhängnisse, die gegen sie losgelassen wurden, nur wenig bis zum innersten Kerne eingeschnitten; sie haben alle ihre Neigungen zu Gewaltthaten, Eigensucht und Tyrannei sich nur wenig verkümmern lassen; aber sie haben der Welt doch we-

nigstens Weltsinn abgewonnen; und indem sie ihren Hang zu Wagnissen sich wohl bewahrt, haben sie sich dabei doch jenen Tact dazu gewonnen, der, wenn er an der Oberfläche der Dinge leicht vorüberfährt, schnell erfühlt, ob der Widerstand, den sie entgegenbieten, überwindlich sey, oder ob man klüglich vor ihm zurücktreten müsse. Vor wenig Jahren noch haben sie einen glänzenden Beweis von diesem ihrem Talente abgelegt. Wir aber, nachdem wir früher durch alle unsere Achselträgereien, Pfiffigkeiten, Halbheiten, Erbärmlichkeiten und unser Wechselfieber von Hochmuth und Kleinmuth uns in die Lage gebracht, daß wir zuletzt von Allen mit verachtendem Mißtrauen angesehen worden, haben eingestandenermaaßen, am Ende uns nur zu retten gewußt, indem wir sicherm Verderben uns preisgebend, zu einer Zeit losgebrochen, als der Erfolg zur Unmöglichkeit geworden. Die Fügungen jener weltlenkenden Macht, die alle Sentimentalität haßt, und vor der jene späte Ermannung, nachdem die Schaale der Schande bis zur Hefe geleert worden, gar nichts gilt, hat uns nun erbarmungslos das Schwert entgegengehalten; und wir haben uns, auch da noch mit Blindheit geschlagen, in dasselbe hineingestürzt, und ein Beispiel ist an uns statuirt worden, wie es die neuere Geschichte zuvor noch nicht gesehen. Als wir nun, endlich zu einiger Einsicht gelangt, uns zusammengenommen; als die Macht, die die hoffärtige Kraftlosigkeit gebrochen, die reumüthige innere Tüchtigkeit wieder aufgerichtet, und sich nun sofort gegen andern Uebermuth gewendet, und uns unverhofften Sieg gewährt; da haben wir schnell, die alte Hoffart wieder zusammensuchend, unserer Klugheit, unseren Calcülen, unserer weisen Ueberlegung den Erfolg zugeschrieben; Spiegel um Spiegel im Pfauenschweife hat sich wieder aufgerichtet; und kein Menschenalter ist vergangen, da war, als die Gunst der Ereignisse abermal Unhoffbares erreichen machen, der Uebermuth wieder in integrum restituirt. Wir haben nun uns keine Mühe verdrießen lassen, das Kaiserthum der Intelligenz auf Erden aufzurichten. Da sind wir dann, als alle Hände mit dem segensreichen Werk be-

schäftigt waren, auf den alten Bau der Kirche gerathen. Was sollte uns diese morsche Ruine hemmen, diese Steinhülle, die ehemals wohl ein Leben in sich geborgen, nun aber, da dieß aus ihr gewichen, ein Petrefact hemmend am Wege liegt? Laßt uns geradeaus unsere Straße durch ihre Mitte brechen! Es wurde sofort Hand ans Werk gelegt, da aber zeigte das Steinhaus plötzlich sich belebt; und hatte als der Harnisch einer einwohnenden, unsterblichen Weltmacht sich ergeben. Wir aber haben darum nicht abgelassen; was wir indessen thun mochten, diese zu entwaffnen, es wollte nicht zum Ziele führen; mit den Zähnen konnte man sich nicht durchbeißen, der Stahl mochte die Härte nicht versehren, mit Pulvers Gewalt ließ sie sich nicht in die Lüfte sprengen. So stand man abermal vor der absoluten Unmöglichkeit, unmöglicher noch als jene erste, die nur eine comparative gewesen, und vor der man früher doch zerstäubt. Aber, sagten wir: die Unmöglichkeit ist ein relativer Begriff, sie wird zuletzt einem sich scharf zusammennehmenden kategorischen Imperative weichen. Also haben wir mit festem Vorsatze uns wirklich zusammengenommen, und vor der halsstärrigen Burg unsere Gezelte aufgeschlagen; wir haben sie mit Circumvallationslinien umwallt, ihr das Wasser und die Lebensmittel abzuschneiden versucht, und haben dann geruhig aufs Warten uns gelegt, ob nicht etwa über Nacht das Unmögliche möglich werde. Das wurde, dem Himmel ein Gelächter, der Erde ein Aergerniß, so lange fortgesetzt, bis uns der Athem ausgegangen; wo sich dann endlich der nöthige Weltverstand gefunden, um die Belagerung aufzuheben. Man bilde sich aber ja nicht ein, die Thorheit sey e i n e s Menschen Werk gewesen, und wolle nicht ihm die Schuld aufbürden. Es war ein Heer von Freiwilligen, das zu dem Belagerungswerke zusammengelaufen; zu diesem Feldzuge gegen den Gott in der Geschichte haben sie sich besonnenen Muths verbunden; jeder Schritt nach vorwärts ist mit ihrer Billigung geschehen, und ihre Ungeduld ist dem Eifer des Feldherrn jedesmal vorgeeilt. Sie hatten auch jetzt noch sich keineswegs geschlagen,

denn was man freiwillig und mit Ueberlegung thut und leidet, ist keine Niederlage; in jeder verlornen Schlacht ist überdem auch, nach den Gesetzen des Gegensatzes, ein Sieg verhüllt enthalten, man darf ihn nur zu Tage schälen. Darum haben sie wechselweise sich im Chore applaudirend all ihr Treiben gut geheißen; der Verständigere habe zuletzt nur nachgegeben, die Sache sey ja zu unbedeutend, um länger solches Aufsehen mit ihr zu machen; die geistige Ueberlegenheit sey ja ohnehin über allen Zweifel erhaben, und man müsse mit den geistig Beschränkten Rücksicht haben. So sind die schwarz und weiß gefleckten Eier des Unverstandes in die Knospen der Zukunft schon gelegt; durch nachsichtiges Ignoriren unserer Dummheiten haben wir das einwohnende Talent, sie hervorzubrüten, uns geschirmt, und wir können es in der friedlichen Zeit auf Wucher ausleihen. Ein Menschenalter wird's leidlich vernünftig gehen; dann blüht unsere Hoffnung, die Henne wird dann wieder zu Neste gehen, und eine neue Brut lustig aus dem Eie schlüpfen; unschuldig, wie das Kind im Mutterleibe, ist sie nicht gehalten, sich belehren zu lassen von der Vergangenheit. Wenn sie ihren Sopran auf Hahnenschreiweite ertönen läßt, dann wird man dem keinen Gewissensbiß anmerken; haben die Väter es dumm gemacht, die hoffnungsvollen Söhne werden es schon besser anzustellen wissen. Ist das Gefieder erst nachgewachsen, dann werden Rad und Flügelschleifen sich von selber finden; der Kamm wird auch im Naturtrieb schwellen, das Kollern wird über Nacht kommen, der ganze Putterhahn, wie er leibt und lebt, wieder unversehrt da stehen, und nach Verlauf der paar Jahreswochen können unsere Kinder wieder ein ähnliches Spectakelstück erleben, wie das, an dem ihre Väter sich erfreuen müssen. Wie wir also schon eine schöne Reihe von Jahrhunderten vorgesorgt, ein jedes mit einer Folge von Generationen dieser unserer Mondkälber auszustatten, so wird es, wills Gott, auch fortan geschehen; bis endlich die vergönnte Lebenskraft sich erschöpft, und nun, nachdem die weltlenkende Langmuth abgelaufen, die Heilkraft der Natur sich zu einer großen Crise

ermannt, oder wir aus der Reihe der Völker gestrichen werden. Darum kommt guter Rath und heilsame Wahrheit immer noch nicht zu spät im Buche des Erzbischofes, und so auch nicht die unsanfte Berührung unserer Gepressten in dieser Anzeige desselben.

Gilt aber der Menschenverstand noch irgend etwas auf Erden, und ist es ihm vergönnt, eine solche Kettenreihe der generatio aequivoca vor ihrem Naturverlaufe irgendwo abzubrechen; dann müssen wir, nachdem wir unsere innere Schadhaftigkeit uns klar und deutlich gemacht, durch möglichste Wegräumung aller ungesunden Schädlichkeiten, unsere Genesung herbeizuführen suchen; da diese nur auf die gleiche Bedingung wie die moralische Besserung erreichbar ist, nämlich der Contrition bei aufrichtiger Sündenerkenntniß, die dann die Restauration der gesunkenen Willenskräfte bedingt. Nun ist wenigstens das Resultat aus dem Tumulte eines halben Jahrhunderts hervorgegangen: daß man nicht ferner mehr, wie damals, als wir im Beginne des Laufenden, das erste Meisterstück unseres Weltverstandes geliefert, nach dem Ausdrucke eines liederlichen Genies der damaligen Zeit, die Männer von Geist und Einsicht und Charakter in die Festungen einsperrt, die Memmen aber den Heeren vorauf sendet; die Einen werden wenigstens jetzt gehört, die Andern aber haben das erhebende Gefühl ihrer Untrüglichkeit verloren. Also liegt auch Jenen die Verpflichtung zu reden ob, wo die Rede helfen mag, und zu handeln der Rede gemäß, wo die Handlung gefordert wird; das Eine dann, wenn etwa einer jener krankhaften Acte sie in seine Wirbel hineingezogen; das Andere, wenn nach Ablauf derselben die streitenden Kräfte sich beruhigt, und der zusammenfassenden, die Resultate ermittelnden, läuternden, feststellenden, reinigenden Rede Hörer erwachsen sind. Wer vor allen Mitlebenden hatte also Recht und Pflicht auf sich, nun die Bewegung der Geister abgelaufen, das Wort zu ergreifen in der Sache, in der er, als der entgegentretende Theil, den Anstreitern der Kirche gegenüber gestanden, und

nun als der Mittelpunkt, um den sich der ganze Kampf gedreht, ihn nothwendig am besten überschauen mußte. Die Frage um das künftige Verhältniß der Confessionen ist unsere Lebensfrage; der Erzbischof, indem er auf sie eingegangen, hat gethan, was seines Amtes war; und als emsiger Winzer in dem Weinberg der ihm aufgegebenen Arbeit obgelegen. Indem er aber solcherweise als ein Kirchenvater sich gehalten, hat er zugleich unserem bürgerlichen Gemeinwesen als Nebenproduct den größten Dienst geleistet; auch an ihm hat er väterlich gehandelt, damit was gesündigt und gefrevelt worden, ihm zuletzt als Vortheil ausschlagen möge. Wer konnte besser und eindringlicher reden, als er, bei dem, in vollkommener Selbstverständigung, Person und Reden und Handeln, so vollkommen einander deckend, ineinandergefallen, daß das Thun und Lassen nur eine andere Form des Wortes schien, die Rede aber eine nur sich aussprechende Handlung; alles aber in seiner Einfachheit wieder so übereinstimmend mit der ganzen Persönlichkeit, daß diese nur zum Reden oder Wirken sich gehen lassen durfte; und der klare Wille ging dann aus von ihr, wie das strömende Wasser aus dem Quellbrunn. Nicht etwa ist sein Sinnen darauf gegangen, wohin das Trachten unserer philosophischen und anderen Charlatane geht, irgendwo einen verborgenen Schatz des Unerhörten, und des über alles Staunenswerthe hinaus Erstaunlichen auszufinden; und er hat nicht wegen ihrer Ungethümlichkeit undenkbare und ungedachte Gedanken zu ersinnen gesucht. Ach nein! alles, was er gesagt, und was er hier drucken läßt, alle vernünftigen Leute vor ihm haben es viel tausendmal schon ausgesprochen; die Kirche hat es von Anbeginn gewußt und bekannt; er selber hat es auch nicht etwa heut oder gestern als einen Fund entdeckt: sondern es liegt sein altes Bekenntniß, schwarz auf weiß längst schon vor; und als die Zeit zum Handeln gekommen, hat er nur darnach gethan, nicht zur Rechten, noch zur Linken schauend. Diese seine Alltagsgedanken sind daher auch wieder wie alltägliche Nahrung, die die

Erde sproßt; wie diese der Naturordnung entkeimt, so sind die andern dem geistigen Boden entwachsen, und die Lebenserfahrung der gesammten Geschichte gibt ihnen die Gewähr; sie werden persönlich bei ihm getragen von einem Charakter, der sich unverrückt gleich geblieben, und sind daher, wie harmonisch gestimmte Naturtöne einer höhern Ordnung, die, wie sie sich hier zusammengefaßt, in jedem geraden Menschenverstand und im Gefühle jeder Brust wiederhallen. Es ist also leicht für diese Blätter, die große und entscheidendste Wirkung im katholischen Volke vorauszusagen. Eben ihrer Natürlichkeit wegen sind sie vollkommen seinen Fassungskräften angemessen, und ihm durch und durch verständlich. Durch die Folgerichtigkeit im Urtheil um und um gewinnen sie für sich jeden Geradsinn der Urtheilskraft; und während ihre Aufrichtigkeit alle Wege der Ueberzeugung sich öffnet, zieht die Ueberzeugung mit ihnen allerwärts siegreich in die Gemüther ein. Die durchgängige Mässigung, die im Buche herrscht, und keiner Bitterkeit gestattet, die heitere Helle in ihm zu trüben, entwaffnet überdem jeden Widerstand, den die Böswilligkeit seiner Verbreitung entgegensetzen möchte; und indem es also in Masse sich unter den Massen ausbreitet, wird das katholische Volk vollends von ihm lernen, was es fordern kann, und was es fordern muß, und was es hinwiederum zu gestatten hat. Auch auf das protestantische Volk, hoffen wir, wird es nicht ohne Einfluß bleiben. Auch hier nämlich sind unsere Massen in demselben Maaße gelehrig worden, wie die, welche der sogenannten Bildung verfallen, sich verholzt und versteinert haben. Nicht ohne alle Frucht ist der Streit der letzten Zeit auch an ihnen vorübergegangen; das Rechtsgefühl in der Brust der Deutschen hat sich gegen die ungemessenen Uebergriffe der Willkühr empört; sie haben die Ueberlegenheit und die Sicherheit und Folgerechtigkeit der katholischen Kirchenverfassung, und dagegen die Unzulänglichkeit der Ihrigen gefühlt. Also einmal hier irre geworden in der Ueberzeugung von der durchgängigen Vortrefflichkeit ihres erstritte=

nen Besitzes, ist der Geist nachdenklich bald weiter gegangen; Zweifel haben vielfach zur näheren Prüfung geführt; die Consequenzen des Systems, die in drei Jahrhunderten volle Zeit gehabt, sich in in ihrer ganzen Verderblichkeit zu entwickeln, haben sich nicht länger vor aller Augen verhüllen lassen; und was die Sophistik auch gethan, die von allen Seiten andrängende Wahrheit zurückzuhalten, sie hat so wenig Erfolg gehabt, wie die Gewaltmaaßregeln der Regierungen. Nicht bloß in England hat die anglicanische Kirche einer neuen Untersuchung ihrer Fundamente sich unterwerfen müssen, und dabei den übeln Theil gezogen; auch in Deutschland unterliegt der alte Proceß der Reformation dem Revisorium, und bisher hat aus der Einsicht der Acten sich nichts ergeben, was ihr irgend den Sieg prophezeihen könnte. Wie daher im Inselreiche die täglich zunehmende Rückkehr zur alten Kirche den Ausschlag des Processes verkündet; so dürfen wir hoffen, daß auch in Deutschland, aus gleichen Ursachen, die gleichen Folgen sich entwickeln müssen; und daß das Wort des Erzbischofs, selbst an den protestantischen Hörern keineswegs ganz vorübergehend, wenn nicht das Werk der Einigung, doch wenigstens einer bessern Verträglichkeit als die bisherige, die nichts als eine höhnende Hypocrisie gewesen, fördern werde.

Es würde eine sehr überflüssige Sache seyn, aus diesen Worten, in seinem Lapidarstyle schon in engster, kürzester Form gefaßt, hier einen Auszug zu machen; nur über zwei Punkte, wollen wir uns bei dieser Gelegenheit mit Einigem erklären. Der erste betrifft seine Centralansicht über das Verhältniß von Kirche und Staat. Nachdem er nämlich das Gutachten über die Päpste von Johannes Müller, der in seiner rührenden, ächt deutsch vielseitigen und rechtlichen, aber schwachen Gutmüthigkeit sich in alle Stühle hineingesessen, angeführt, und über die Nothwendigkeit für die Regierungen, mit einem Institute, das nun achtzehn Jahrhunderte lang angefochten mit allen Waffen von aller Welt, doch ohne Schwertschlag sich behauptet hat, nicht länger im Unfrieden, sondern

im Frieden zu leben sich ausgesprochen; geht er gerade aus auf die Entscheidung dieser Hauptfrage los. Der Heiland, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, sagt er, hat diese Kirche erbaut, nicht unsichtbar in der Wüste, sondern in Mitte der Menschen, um sie in ihr zu ihrem Heile zu einen. Nicht für eine Zeit, sondern für alle Zeit hat er sie aufgerichtet, und dann allen Völkern ohne Ausnahme sie bleibend und immerdar geöffnet, damit sie in ihr alles zu ihrem Heile Nöthige finden mögen; und darum hat er auch die Zusage ihr gethan, daß er bis zum Ende der Dinge bei ihr bleibe. Eine solche Kirche also über alle Welt verbreitet, so in ihrer Fortdauer auf alle Zeit gewährt, kann dem Gutdünken irgend einer vorübergehenden, weltlichen Macht nicht unterworfen seyn, noch auch das Himmelreich auf Erden den Reichen dieser Erde dienen; die Imperatoren hätten sich sonst ihrer mit Recht erwehrt, die Apostel und ihre Nachfolger aber als Rebellen ihnen gegenüber gestanden. Ihnen aber hat der Gründer seine Lehre und das Heil der Seelen anvertraut; zu seinen Zeugen hat er sie und ihre Nachfolger, im Episcopat, bestellt; zugleich auch unter Eingebung des heiligen Geistes wie zu Auslegern des Worts, so auch zum Richteramt die Gesendeten, durch die Mittheilung seiner Weihe erhoben. Das also geordnete Episcopat sollte nichts Neues lehren und üben, nur das Alte, mit der anvertrauten Lehre Uebereinstimmende sollte ihm das allein Unfehlbare seyn, und jeder Katholische, ja gewissermaaßen jeder Mensch hat das unantastbare Recht zu fordern: daß ihm diese höchste Wahrheit nicht abhanden komme, und das zu ihrer Bewahrung gesetzte Episcopat um und um frei sey, sie zu überliefern, und ihr jederzeit Zeugniß zu geben. Darum kann das Episcopat nimmer eine Staatsbehörde seyn; denn die Vertreter weltlich vergänglicher Interessen können nicht als die Zeugen Christi und die Bürgen ewiger Wahrheit gelten. Aber das Episcopat, auch mit der Regierung der Kirche beauftragt, und mit dem Rechte zu binden und zu lösen für alle Zeit ausgerüstet, kann

in kirchlichen Angelegenheiten keiner Macht von dieser Erde unterworfen seyn, und die Katholischen haben das gleiche unantastbare Recht, zu fordern: daß ihre Kirchenobern auch in der Ausübung dieses ihren Berufes unbeeinträchtigt bleiben, damit sie, frei von Gewalt und Furcht und Gunst und Abgunst, nur das Heilsame verfügen; und weder durch willkührliche Anstellung und Entsetzung, eigenmächtige Verfügung über die Temporalien, Eingriffe in das Recht, nöthig gefundene Verfügungen zu erlassen, Behinderung des freien kirchlichen Verkehrs unter dem Oberhaupt der Kirche und den Bischöfen, oder durch Abhaltung von den Kirchenversammlungen, sich in ihren Rechten gehemmt und geirrt finden. Das ist unwidersprechlich alte Lehre, auf ihren Grund hat Christus seine Kirche erbaut; kein Moment ist anzugeben, wo sie gewechselt, und die Katholische sich dem Staate unterworfen hätte; auch nicht da, wo Luther als Menschenerfindung sie erklärt, und, die ihm geglaubt, dem andern Menschenwerk auch geistlich unterworfen; nicht im westphälischen Frieden, der sie selbstständig und unabhängig gelassen; selbst nicht in der Säcularisation, die ihr all ihr beweglich Gut genommen, aber ihr unbeweglich Unantastbares nicht zu nehmen gewagt. Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, wie sie der Kirche in ihrem Kreise zukömmt, gebührt aber auch dem Staate in dem Seinigen; beiderseitige Selbstständigkeit und Unabhängigkeit ist also das Prädicat, das beiden Instituten angehört; sie sind sich also nicht einander subordinirt, sondern coordinirt; die Beeinträchtigung dieses Verhältnisses von beiden Seiten muß überall, wo nicht Macht vor Recht geht, und das Ewige dem Zeitlichen nachsteht, als ein crimen laesae majestatis betrachtet werden. — Das ist für Alle, die sich zum Christenthume halten, in seiner schlichten Einfalt, und in seiner schlagenden Folgerichtigkeit unwiderlegliche, unantastbare Wahrheit. Nur der Pantheism, der den Vielkopf zum Gott auf Erden, und zum alleinigen Regenten unter dem Mond erklärt, kann sie folgerecht verneinen und verwerfen;

aber er verneint auch Königthum wie Papstthum, Standschaft wie Episcopat, und macht beide zu Ministerialen seines Souverains. Da also die Könige zu dieser Lehre sich nicht bekennen können, ohne ihre Amortisation und Absorption in der Masse zuzugeben, so werden sie zur Lehre der Kirche sich nothwendig halten müssen. Mit dem Principe aber sind nothwendig auch die Consequenzen angenommen; denn die meisten Thorheiten auf Erden sind aus dem Bekennen zu dem Einen, beim Abläugnen der Andern, hervorgegangen.

Also, wird man sagen, der reine, pure, pute Dualism, der ausgesprochene Gegensatz der Principien, soll die Lehre seyn, zu der wir fortan uns bekennen. Allerdings, ihr habt es selber so gewollt, und es wird kein anderer Ausweg übrig bleiben. So lange Alle im gleichen, lebendigen Glauben an den Gründer der Kirche, und den Geist, den er ihr gesendet, verbunden waren, hat diese Zweiheit ihre innere, verborgene Einheit in sich getragen, und die hat diese Kämpfe, die sich im Gegensatz bereitet, jedesmal zu beruhigen gewußt, und zuletzt mußte eine Ausgleichung sich immer finden. Seit aber die Geister aus jener Convergenz in die Divergenz gegangen, ist auch diese Wirkung der Einheit zwiespaltig, direct und indirect, geworden; und indem nun der Gegensatz schärfer hervorgetreten, hat jedes Glied, sich zusammennehmend in seinem Kreise, sich wehrhaft machen müssen in seiner Art. Daß, bei Feststellung des Verhältnisses von Kirche und Staat, der extreme Absolutism des Einen oder des Andern nicht zum Heile führe, hatte man zu aller Zeit in der Christenheit eingesehen, und der Augenschein bezeugte handgreiflich das Unangemessene solcher Ordnuug. Wenn im Islam der Caliphe seine Stellvertreter im Heere und seine Emire geisselte; dann fand man es nur als gerechte Wiedervergeltung, wenn auch diese Emire, als ihre Zeit gekommen, ihn unter die Füße traten. Wenn die orientalische Kirche sich zum Vasallen der byzantinischen Krone gemacht, wenn sie unter die Knute ihrer Nachfolger in den mitternächtigen Gegenden

sich geschmiegt, dann empörte sich gegen solche Entwürdigung der bessere Sinn des Occidents; und jener höhere Geist, der die Obhut der Kirche übernommen, darin mit ihm einverstanden, fügte es also, daß hier die Mächte und die Kräfte sich in einem gewogenen Gleichgewichte hielten. Er gab daher im Papstthum seiner Kirche eine strenge Einheit, im Staate aber bestellte er aus der Mitte der Könige, in dem Kaiser, ihr einen sichtbaren Vogt und Hort. Weil aber die irdische Macht mit Waffen angethan, sich in ihrem Uebermuthe nur allzu leicht gegen die waffenlose höhere vergißt; so kam dieser das Lehnssystem, das die Dämpfung des aufsteigenden durch Auflösung des Verbandes im Bann gestattete, hilfreich entgegen. So schien alles im Geiste der Zeit und ihrer Institutionen wohl abgewogen; aber die Leidenschaften brachten Störung in dieß Gleichgewicht. Neigungen zur Geissel von der einen Seite, und zur Knute von der Andern forderten gegenseitig sich heraus; lange wurden die Schwankungen von der einwohnenden Einheit bemeistert, aber die Wellenschläge der perturbirten Gesellschaft wurden größer und größer, Bann und Acht wühlten sie bis zu ihren innersten Grundfesten auf; endlich brach sie in sich zusammen. Der Dualism zwischen Kirche und Staat trat nun unverhüllt zu Tage; jene hatte ihre Einheit sich bewahrt, der Andere hatte die Seine zwar eingebüßt; aber die Könige der Völker standen dafür, mit einer durch das parallele Zusammenbrechen des Lehensystems concentirten Kraft, dem kirchlichen Mittelpunkte gegenüber. Darum hat der erste Dualism, fruchtbar nach seiner Art, und in seinen beiden Gliedern wechselseitig sich befruchtend, nun bald in dem einen dieser Glieder, dem Kirchlichen, einen neuen Gegensatz ausgeboren. Indem nämlich die Kräfte, die den ersten gerissen, ihr Werk in der Kluft emsig fortgesetzt, haben sie aus ihr eine zweite Spaltung hervorgerufen; die, nachdem sie durch die Jahrhunderte weiter und weiter sich aufgethan, endlich in der Reformation zu ihrem Außersten gediehen, und nun in einem zweiten Dualism in der Kirche hervorgetreten. Die

alte Kirche hat aber ihrerseits in ihrer Einheit sich zusammengenommen, und in ihr sich dem andern Gliede, in seiner sich mehr und mehr lösenden Mannigfaltigkeit, entgegengestellt. Da die Könige unter den Satz und Gegensatz sich theilten, jedoch vermöge der Grundentzweiung sämmtlich vorwiegend auf den letzten angewiesen; da ihre Macht stets unumschränkter, ihre Ansprüche stets ausgreifender, die Reaction der Kirche aber beim Verfall des Glaubens stets schwächer wurde, so schien es um die Einheit geschehen. Da aber griff der Geist über ihr ein ins Werk, und nun den Schooß auch des zweiten Gliedes im ersten Dualism öffnend, ließ er auch ihn einen neuen Gegensatz gebähren. Da der Bann der Päpste seine Macht verloren, sprach er selbst den Bann über die politische Gesellschaft aus; dieselben Kräfte, die in der kirchlichen die Reformation erwirkt, politisch umgeredet, wirkten im souveränen Staate, was die Lossprechung vom Lehenseide im Bundesstaate erwirkt; und die Revolution brach in den Königreichen aus, und das Recht von oben gerieth nun in ihnen mit dem Recht von unten in unversöhnlichen Kampf. Die Könige um ihren Thron kämpfend wurden nun vom Kampfe mit dem Altare abgelenkt; die Völker aber, gleichfalls von den kirchlichen Kämpfen abgezogen, in den politischen mehr und mehr absorbirt; und so gewann die Kirche, gegen die anfänglich beide verbunden waren, wieder Zeit, abermal in ihrer Einheit sich abzuschließen, So war das Heilmittel dann gefunden; die erste Spaltung hatte sich fortsetzend einen zweifachen Antagonism ausgeboren, der in seinen Gliedern gegenseitig sich beschränkend, die Menschen zur Besinnung kommen ließ; so daß ihre höheren Interessen gegen die tieferen bewaffnet, wieder ihre Zuflucht in der höheren Einheit zu suchen sich genöthiget sahen. Die Kirche aber, in ihre unersteigliche Burg sich zurückziehend, hat die Kaiser bald entbehrlich gefunden; denn der Geist, der sie in alle Wahrheit führt, hat Vogtes Recht selbst bei ihr übernommen, die Massen und die Völker aber haben seinen Willen vollführt, und er hat den Dualism der Mächte,

durch zwei große Weltkriege, die ihn angefochten, den Reformationskrieg und den der Revolution, siegreich durchgeführt.

Es hat sich gefügt, daß gleichzeitig, wie die vorliegende Schrift diesen Dualism für Deutschland formulirt, die am meisten dabei betheiligte Macht ihn, in einem anderen Gebiete, durch ihr officielles Organ siegreich hat vertheidigen lassen. Die preußische Staatszeitung hat nämlich in demselben Augenblicke, wo dieß Buch erschienen, ihre europäische und deutsche Politik in einer förmlichen Declaration dem französischen Redner ausgelegt; und darin dieselbe Zweiheit als das nothwendige Resultat der Zeitereignisse für das politische Leben im alten Reiche dargethan. Sie sagt nämlich, wie wir alle gelesen: „im neunzehnten Jahrhundert hat im Umschwung der Verhältnisse eines jener tieferen Gesetze sich offenbart, welche die Handlungen und Begebenheiten oft unbewußt in gewisse Bahnen leiten, und in der Politik öfter, als man sich selbst gestehen mag, einen entscheidenden Einfluß übend, auch die finstersten Erscheinungen der Geschichte, in solchen Gegensätzen leiten, und in so krummen Linien sie entwickeln. Im vorigen Jahrhunderte trug Deutschland noch den Schein einer Staatseinheit, eines Reichs an sich, das Wesen jedoch war längst verschwunden, und die moderne Staatsform, so wie das vaterländische Gefühl bildete sich allmählig nicht an dem Reichstage als solchem, sondern an der Territorialmacht der einzelnen Landesherren, an der Landeshoheit, aus. So war das Reich zu einer historischen Unwahrheit geworden, in der Wahrheit stellte es einen Staatenbund vor, über welchem der Kaisertitel schwebte. Ward es durch den Kaisertitel zusammengehalten? der Form nach ja, dem Wesen nach nein. Die Besorgniß, das Kaiserthum möge dereinst wieder zur Wahrheit werden, und die Reichsfürsten in die Subjection zurückführen, der sie sich entrungen, gab im Gegentheil dem allgemeinen Streben eine zertrennende, zersetzende Richtung. Die Sonderinteressen stellten sich allenthalben voran, weil die Richtung auf das Allgemeine die Lebens-

entwicklung der Landeshoheit zu sehr zu gefährden schien; unaufhörlich reagirte der Partikularismus der Territorien gegen die Interessen der Reichsgewalt, und der Schein der Einheit hinderte die Einigkeit. Dieser Schein, der alle Nationalentwicklung unmöglich machte, wurde weggeräumt, als man die Sache beim richtigen Namen nannte, und nun mit Errichtung des deutschen Bundes jene Reaction der Sonderinteressen sofort verschwand, oder doch auf nichtsbedeutende Regungen sich beschränkte. Jene nicht souveräne Fürsten, welche einer kräftigen deutschen Einheit, in der Form des Kaiserthums, so beharrlich entgegenstrebten, fühlen, nun souverän geworden, das Bedürfniß deutscher Bundeseinheit als Lebensprincip des deutschen Wesens, und dem Fortschreiten ihrer Staaten war nun das freieste Feld gegeben. Jetzt, wo keine Unterjochung durch eine monarchische Reichsgewalt mehr zu besorgen, strebt ihr Gemeingefühl wieder der deutschen Einheit zu, und wir nennen das in Beziehung auf die früheren Zustände eine überaus glückliche Reaction. Preussen, wie es nicht etwa allein durch das überlegene Genie eines Einzelnen, sondern durch das Gesammtverdienst eines ganzen Hauses sich gestaltet, steht nun in Mitte dieses Bundes allerdings als Gegensatz gegen Oesterreich da; aber keineswegs im alten Verhältniß des Nebenbuhlers, in seiner Concentration leicht gefährlich für die innern Zustände des Reiches. Satz und Gegensatz, in ihm gleich an gleich gegenübergestellt, ist fortan das Bedürfniß der Rivalität verschwunden; es nimmt keinerlei Hegemonie in Anspruch, wie es auch keine andere gestattet, und so sind beide Mächte in engem Zusammenstehen geeint, und damit ist die Grundbedingung zum Gedeihen Deutschlands gegeben". — Diese Darstellung kann uns freilich die gegenwärtige Lage der Dinge nur erklären, keineswegs aber sie rechtfertigen; weil sonst auch die Revolution unserer Teutonen, die, um den Zweck der gerühmten Einheit um so vollständiger auf verkürztem Wege zu erreichen, auch die territoriale Landeshoheit abschaffen wollten, voll-

kommen damit gerechtfertigt wäre. Aber die Staatszeitung, indem sie diesen Dualism als ein nothwendiges Ergebniß der Geschichte hingenommen, hat damit ihren Beitritt zu jenem älteren Dualism officiell ausgesprochen. Man darf nämlich nur an die Stelle des Reiches, zu dem die Stände sich geeint, jene größere Genossenschaft setzen, in die die christlichen Königreiche mit der Kirche sich verbunden, indem sie den deutschen Kaiser, den Führer des germanischen Vereins, zugleich als den Schirmvogt der Kirche anerkennt; dem dann die territoriale Landeshoheit der europäischen Könige in Sachen der kirchlichen Gesammtheit sich unterordnen sollte. Da waltete denn auch hier das tiefere Gesetz jenes Umschwungs, das, die Vorstellungen beherrschend und influenzirend, sie auf krummen Wegen führt; aber der Gesetzgeber war hier nicht jene Naturnothwendigkeit, wie sie in aller Eigensucht bindend fesselt, sondern jene providentielle Fügung, wie sie wachend über der Kirche steht. Seit vielen Jahrhunderten hat nun auch die europäische Republik den Schein einer sichtbaren Einheit, und eines geordneten Reiches unter ihr, an sich getragen; das Wesen jedoch ist längst verschwunden, und das religiöse Gefühl hat sich seither zwar immer noch an der kirchlichen Einheit erzogen, das politische aber ist an der Sonderheit der einzelnen europäischen Glieder groß gewachsen. So war diese Republik zu einer historischen Unwahrheit geworden; sie stellte in der Wahrheit nur einen Staatenbund vor, über welchem der Titel eines kaiserlichen Vogthums schwebte. Wurden diese losen Bünde durch ihn wirklich zusammengehalten? der Form nach wohl, dem Wesen nach aber keineswegs. Die Besorgniß, es möge wirklich wieder eine Wahrheit werden, und besonders Jene, die in der Reformation von der Subjection sich losgerissen, zu ihr zurückführen, übte fort und fort eine zersetzende Wirkung aus, und der Schein der Einheit hinderte die Einigkeit. So wurde dann diese falsche Einheit, die ein schwacher Mensch vertreten sollte, aufgelößt; und nun trat die wahre, die höhere Einheit, die des Geistes von oben, der über der Kirche

und von da aus in allen staatlichen Verbindungen wirkt, unmittelbar als der rechte und ächte Vogt, als der Heger und Pfleger der Wahrheit, in die Geschichte; und die Völker, in denen das Gefühl der Nothwendigkeit einer solchen Leitung durch seine höhere übergreifende Macht aufgegangen, bilden jetzt sein Heergefolge. Ihre irdischen Interessen haben sie gesondert von ihren geistigen, und halten sie um die stammlich und sprachlich territoriale Landeshoheit eng zusammengeschlossen; ihre geistigen und ihre religiösen Interessen aber haben Alle, die der alten Kirche treu geblieben, auch um ihre alte Einheit her auf's engste verbunden, und so ist allerdings der schärfste Dualism zwischen Kirche und Staat ausgeführt. Aber weil der Dualism der Confessionen, aus diesem tieferen hervorgegangen, die Getrennten von der Furcht gezwungener Subjection unter die Einheit, die Treugebliebenen aber von der Besorgniß der Submission unter die uferlose Vielheit der Abgefallenen befreit, ist nun um so lebhafter das Gefühl des Bedürfnisses jener höhern Einheit erwacht. — Man wird sagen; das sey fanatische Einmischung der Religion in die Politik, die das neue preußische Preßgesetz hoch verpönt; aber was Gott in den Menschenverstand eingeschrieben, was er durch positive Bestätigung noch bewährt, was er dem zum Zeichen in der Geschichte realisirt, das wird durch kein Staatsgesetz aufgehoben. Diese Erklärung will gleichfalls nicht die Weise, in der dieser ältere Dualism in neuerer Zeit hervorgetreten, rechtfertigen oder beschönigen; sie will ihren Ursprung nur als historisch nachweisen: was aber dem Einen recht ist, muß dem Andern billig seyn, und die, welche den politischen sich gefallen lassen, und dabei angeloben, daß ihr Absehen nur auf vollkommenes Erstreben der nun persönlich unvertretenen Einheit gewendet sein solle, können die, welche sich zu dem Andern halten, wenn sie nur zu dem gleichen Bestreben sich bekennen, nicht ferner mehr revolutionärer Bestrebungen verdächtigen. Mögen daher die Staatsmänner sich endlich einmal gründlich überzeugen, daß die Völker keinerlei Eingriff in die Gewissen, und Alles, was

damit fern oder nahe zusammenhängt, zu dulden entschlossen sind; alle Kämpfe die jetzt durch die ganze europäische Gesellschaft gekämpft werden, gehen von diesem festen Entschlusse aus; und die Verwirrung wird nicht enden, bis erstritten ist, was die Streitenden sich vorgesetzt. Wie der Frieden Deutschlands jetzt nach jener offiziellen Interpretation, an die Anerkenntniß des in ihm hervorgetretenen Gegensatzes und die Versöhnung desselben in der höheren Nationaleinheit geknüpft erscheint; so der Frieden der Welt an die Anerkenntniß des scharfen Gegensatzes zwischen Staat und Kirche, und an die Versöhnung desselben in einer höheren Ordnung der Dinge zu gemeinsamem Gedeihen. Werden jene Staatsmänner sich das recht zu Herzen nehmen, und der Lehre des Erzbischofes mit allen ihren Consequenzen wirklich und wörtlich beitreten; dann werden sie viel unnütze Anstrengung sich ersparen; und der Friede wird sich von selber herausstellen, wenn in Kirchensachen Rückkehren des alten ungefügen Systems, die den Cölnerhandel angerichtet, eben so unmöglich geworden, wie die Wiederholung der Portfolioscandale im politischen. Es steht dann nur zu wünschen, daß die Herrschaft des jetzt regierenden Königs noch ein ganzes Menschenalter dauern möge, damit diese Praxis im öffentlichen Leben sich befestige; und die Kirche, die mitten in der Bewegung und der Wandelbarkeit, die im Schwindel alles Andere außer ihr ergriffen, allein unerschüttert steht, Zeit gewinne, ihren heilsamen Einfluß zu üben, und den Schiffbrüchigen auf weitem Meere einen bergenden Haven zu bieten.

Der zweite Punkt, über den hier noch ein Wort geredet werden soll, betrifft das, was der Erzbischof über die Diplomatie geredet; die seiner Ueberzeugung nach in der Regel nicht auf Recht, sondern auf Convenienz gebaut, nach Willkühr handle, und deren Einmischung in kirchlichen Angelegenheiten ihm daher ein Gräuel sey. Da die Kirchenmacht, wenn in Coordination der Staatsmacht beigeordnet, ihre Verhältnisse gegen diese practisch regeln muß; so kann die wahre und

rechte Diplomatie, die dieß unternimmt, keineswegs hier gemeint seyn. Sein Abscheu ist nur gegen die Nachwirkung einer früheren gerichtet, die ihre profanas vocum novitates et oppositionem falsi nominis scientiae hoch anrühmend, die Welt seit vielen Jahrhunderten verwirrt. Aus dem Machiavelism früherer Zeiten hervorgegangen, hat diese ihre Jugend unter Handhabung von Gift und Dolch verbracht; darauf hat sie den Diebsfinger und die Doctorwürde in der Facultät der Gaukeltasche sich erworben, und so trat, um in den Worten der Staatszeitung zu reden: „in der Zeit des achtzehnten Jahrhunderts jene Periode höchst wandelbarer, grundsatzloser politischer Combinationen ein, wie sie die Geschichte der neueren Staatensysteme noch nicht gekannt hatte. Damals mochte allerdings auf dem großen Schachbrette der Politik, die oberste Weisheit der Spielenden darin bestehen, daß jeder, ohne allgemeinere Ideen, nur des eigenen Vortheils bestens wahrzunehmen suchte: damals wurden die Kriegs und Friedensbündnisse nach der Convenienz des Augenblickes oft in demselben Jahr geschlossen und gelöst, und es mußten hiernach wohl die politischen Handlungen nicht allein von festen, bleibenden Grundsätzen, sondern auch von jeder höheren Gesinnung entblößt erscheinen. „— Indem eine solche Diplomatie mit einer ihr ebenbürtigen Politik gemeine Sache machte, hat sich in dieser Zeit ereignet, was die Geschichte aufgeschrieben: Reunionskammern haben mitten im Frieden, Länder und Städte abreißend, und auf dem Rechtsweg sie confiscirend, von ihr nicht den mindesten Widerspruch erfahren; aber sie hat sich später dafür auch ihrerseits entschädigt, indem sie von der ruhelosen Freiheitsliebe eines unglücklichen Volkes den Vorwand nehmend, es dreimal dreigetheilt, dabei höhnisch erklärend, um der Freiheit willen sey diese Freiheit vernichtet worden. Unter den nichtigsten Vorwänden hat sie dann muthwillig in eine Folge der muthwilligsten Kriege sich gestürzt, in ihrer Eigensucht dabei keinen Unterschied zwischen Bürgerkrieg und Auswärtigem statuirend; jedes Mittel, das zum Ziele führte, hat sie

sich dabei gestattet, Treue und Glauben zu inhaltslosen Worten machend. Die Länder aber mit schweren Brandschatzungen auszusaugen, und die erpreßten durch Fälschung nochmals zu ihrem Ruine zu gebrauchen, war ihr ein leichtes Spiel; nahm ja doch von Jahrzehent zu Jahrzehent ihr Besitzstand in ununterbrochenem Wachsthum zu. Als darauf orientalische Haremswirthschaft Seuchen in der Welt brütete, und umher die Pentarchie ministeriellen Absolutisms, der Heilsausschuß des damaligen Europa, sich erhob, und dieser fünfköpfige Drache an einem Ende, um der gesunkenen Rechtspflege aufzuhelfen, die Strafbaren zu Hunderten an einem Tage ohne Proceß aufhenkte; den Ackerbau durch gebotene Ausrottung eines Drittheils der Weinstöcke unterstützte; die in Verfall gerathene Erziehung aber durch Aechtung und Zerstörung des Ordens, der sie seither im katholischen Europa geleitet, besserte, und dann die Hauptmacht in der Mitte dem alten Institute die Congregation der Encyclopädisten substituirte; als er endlich am andern Ende allen alten Institutionen und Ordnungen in Masse den Krieg erklärte, und in einer ganzen Folge von Decreten und Verordnungen prophetisch und symbolisch allen Beschlüssen der Convente und gesetzgebenden Versammlungen der Revolution vorarbeitend, entsprechende Parallelverfügungen vorauf gesendet: da stand diese Politik und Diplomatie in ihrer höchsten Blüthe, und erfüllte duftend die europäische Republik mit ihren süßen Wohlgerüchen. Da aber kamen bald die Zeiten herangerückt, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht, und in ihrer Mitte die Katastrophe, von allen diesen Staatskünsten längst schon heraufbeschworen. „Sie hat endlich", wie die Staatszeitung treffend fortfährt, „dem Jahrhundert, das unter ihren Stürmen ins Daseyn trat, die blutige Lehre eingeschärft: daß die wahre Politik nicht mehr ein Wagspiel um vorübergehende, oft imaginäre Vortheile seyn dürfe; sondern daß sie vielmehr fest und dauernd auf die tiefsten Verhältnisse des Volkes und Staatslebens gegründet werden müsse; und so hat sie in ihrer Rückwirkung vor Allem dazu beigetragen, den sittlichen

Ernst und die Leitung höherer Ideen in sie zurückzuführen". Von da an haben die ersten Anschüsse einer besseren Staatskunst sich hervorgewagt. Nicht zwar ist diese von religiöser Unterlage ausgegangen, die ihr die Romantik der heiligen Allianz keineswegs zu geben vermocht; nur daß man zagend auf das alte Wort, ehrlich währt am längsten! wieder zu vertrauen angefangen, hat die Rudimente ihres Entstehens möglich gemacht. So hat man von jenem alten, faulen Moorgrunde der Kniffe und der Ränke sich fernend, auf festerer Unterlage eine bessere Politik zu erbauen angefangen; eine Politik, die nun in ihrem ersten Stadium das Böse als das Unkluge und Gefährliche wohl zu meiden sich bemüht; aber keineswegs noch hinreichende Stärke in sich fühlt, um auf positivem Wege das Gute als solches zu erstreben und durchzuführen. Zu dieser Politik hat Oesterreich am ersten sich bekannt, und wie man zu seinem Lobe sagen muß, aufrichtig zu ihr gehalten, und Preußen ist nun jener löblichen Erklärung förmlich beigetreten. Rußland hat sich, um anderweitigen Rückhalt zu decken, auf sie eingelassen, während auch England, in allem was nicht seine Handelsinteressen betrifft, und wo seine Ueberlegenheit es ungefährlich macht, selbst theilweise in diesen, als das Klügste sie befindet; Frankreich aber hat ihr zu widersprechen, seither noch nicht in der Lage sich befunden. Alle diese Versuche aber haben bisher nur im politischen Gebiete sich gehalten, und suchen sich in ihm stärker zu bewurzeln; im kirchlichen aber haben sie zu keiner Geltung sich erhoben. Die Kirche galt auch dieser neuern Diplomatik nie als ein Gegenstand ernster Reflexion; man hatte eine Art von Ehrenamt ihr zugestanden, und sie zu den Staatsactionen etwa in dasselbe Verhältniß, wie die allerheiligste Dreifaltigkeit, zu den Tractaten gestellt, ohne weiter eine Wichtigkeit darauf zu legen; die Verhältnisse zu ihr hatten sofort nach den Regeln der guten Lebensart und nach dem Decorum sich geordnet. Als diese indessen, in höchst verdrüßlicher Weise, in neuester Zeit ernstlicher gefaßt zu werden verlangt, da hat

man, im Drange des Augenblicks, für sie ein Cento sorglicher Staatsweisheit und rücksichtsvoller, nachgiebiger Weltklugheit zusammengebraut und, da die Kirche sich das hat gefallen lassen, ist der Erzbischof das Opfer davon geworden, und man kann ihm nicht zumuthen, jetzt dieses Gebräu preiswürdig zu finden. Macht das begonnene Werk aber erst Fortschritte auf der eingeschlagenen Bahn, wird die Velleität, die sich in ihm zu regen angefangen, in einer festen Zusammenwirkung entschlossener Willenskraft erst gezeitigt und gereift, und im öffentlichen Vertrauen durch die lange Uebung gerechtfertigt; hat das neue Bekenntniß im Verkehre mit der Kirche zu dem sittlichen Momente auch ein religiöses in sich aufgenommen, in dem dieß Vertrauen seine Rechtfertigung findet; dann wird sicher der Erzbischof sich gleichfalls ohne Anstand zu ihm bekennen, und mit ihm alle die Geister, die auf Erden noch Treue und Glauben für etwas irgend Realisirbares halten.

Der Erzbischof war es sich schuldig, auf die Vorwürfe der Wortbrüchigkeit, die man ihm persönlich bis zuletzt gegemacht, einzugehen. Er hat es im Schluße seines Buches mit aller Enthaltsamkeit, aber vollkommen befriedigend ausgeführt. Es hat sich dadurch nur bestätigt, was man früher schon errathen: die Arglist hat in ihren eigenen Fallstricken sich gefangen. Nun sie also auch aus diesem ihren letzten Verstecke vertrieben worden, erscheint die ganze Handlung, die in ihren Folgen sich noch über viele Menschenalter verbreiten wird, rund und um und um abgeschlossen; und dies Buch bildet den würdigen Schluß ehrenvollen Handelns, das alle Nachwelt dankbar an dem preisen wird, der es geübt.

LXVI.

Rom,

die Stadt der Völker.

Der große ghibellinische Dichter der Divina Commedia, Dante Alighieri, der in dem glühenden Zorneifer einer edlen, leidenschaftlichen Seele, mit der Stimme eines Engels strafender Vergeltung, unwürdigen Nachfolgern des heiligen Petrus brennende Feuerworte in den dunklen Thalgründen ewiger Verdammniß auf das Haupt geschleudert, er, der Sohn des stolzen, blühenden Florenz, der die Römer seiner Zeit unter ihren Trümmerhaufen und in ihrer blutigen Anarchie und gesetzlosen Rohheit tief verachtete, Er spricht in seinem Convito von der anbetungswürdigen Heiligkeit Roms, der geweihten Gottesstadt, folgende Worte: „Es ist nicht nöthig, viel zu forschen und zu fragen, daß der Herr dieser heiligen Stadt einen ungewöhnlichen Ursprung und ungewöhnlichen Fortschritt verliehen. Ich für mich bin überzeugt und des festen Glaubens, daß die Steine innerhalb ihrer Mauern würdig sind der Verehrung, daß der Boden, auf welchem sie steht, würdig ist, mehr als die Menschen sagen und zeigen“.

Und in der That, gibt es eine Stadt, wo der Boden und die Steine reden, und Zeugniß ablegen von großen Geschicken menschlicher und göttlicher Geschichte, deren Zeugen sie waren und deren Spuren sie tragen: so ist es Rom.

Mit dem Blute der Märtyrer geschmückt, und den Aposteln und Heiligen zum Ruhebette dienend, bezeugen diese Steine nicht blos: daß Rom eine heilige Stadt der Beken=

ner Christi ist, sie selbst verkünden auch, mit so vielen anderen Zeugen, daß es eine universale Weltstadt, eine Stadt der Völker ist.

Denn es giebt wohl keine zweite, die sich gleich dieser kaiserlichen Weltstadt rühmen könnte, daß die Steine, mit denen ihre Tempel und Paläste erbaut wurden, aus so fernen Zonen, weit her, auf langen Wegen, durch Länder und über Meere, von ihren Erbauern herbeigeführt worden, wie dieß in der Marmorstadt der Cäsaren im Laufe der Jahrhunderte geschah.

Dieß bezeugen nicht bloß jene zahlreichen Obelisken, hier zahlreicher wie irgend anderwärts, die in frühester Vorzeit von den Pharaonen an den Ufern des Nils, in Theben, in Heliopolis, in Alexandrien, Göttern, deren Name längst vergessen, und deren Altäre eingesunken sind, errichtet wurden; die dann vor dem Eroberungsschwert der Römer zu Boden sanken, um sich aufs neue in der fernen ländergierigen Wolfsstadt an der Tiber als Triumphzeichen siegreicher, weltbeherrschender, irdischer Macht zu erheben, und wieder nieder zu stürzen vor dem Racheschwert der Waldsöhne des germanischen Nordens, und Jahrhunderte lang in dem tiefem Schutt einer untergegangenen Welt begraben zu liegen, bis die priesterlichen Hände der Statthalter Christi sie auf's Neue aufrichteten, und das Kreuz, das Zeichen der Versöhnung, darauf pflanzten. So stehen dieselben Steine, die einem Boden angehören, auf dem das Volk des Moises die Schweißtropfen der Dienstbarkeit vergossen, nun vor dem Pantheon, vor dem Lateran St. Johanns des Täufers und Evangelisten, vor Santa Maria Maggiore, vor dem Quirinal und vor St. Peter selbst, auf dem Boden, der das Blut der ersten Märtyrer getrunken, mitten unter den Ruinen der Vergangenheit, Symbole der triumphirenden Kirche Christi.

Doch wie viele ihrer auch das christliche Rom schmücken, diese Obelisken mit ihren Hieroglyphen sind nur eine Stimme in dem großen Chore steinener Zeugen, die den

Vorübergehenden hier in den Sprachen so vieler Länder und Völker anreden. Ihnen, deren Granit der Ewigkeit zu trotzen scheint, reihten sich einst jene zahllosen Denkmäler an, alle die Götterbilder und Kunstschätze, welche die Tempel, die Freistädte und Königsburgen der alten Welt schmückten. Aus allen eroberten Provinzen frühester, vorrömischer Cultur: von Großgriechenland und Sicilien an, durch Hellas und die hellenischen Colonien, über Vorderasien und weit hinein bis zum arabischen Meerbusen, und hoch hinauf zu den Gluthgegenden des afrikanischen Welttheiles und seinen phönizischen Niederlassungen, von überall her mußten ja die Götter und ihre Altäre und ihre Weihgeschenke mit den gefangenen Fürsten und ihren Schätzen nach Rom, um als Siegesdenkmale die Tempel und Prachtbauten der Imperatoren und Triumphatoren und ihre Paläste und Lustsitze zu zieren. Und wie die reißenden Thiere der Wildniß, Tieger, Löwen, Hyänen, in der verborgensten Einsamkeit ihrer glühenden Sandwüsteneien vor den Kindern der latinischen Wölfin nicht sicher waren, wie auch sie zu Hunderten, zu Tausenden eingefangen, in den Amphitheatern und Arenen mit ihrer rasenden Wuth dem weltbeherrschenden Volke, unter den Gladiatorspielen, zur blutigen Kurzweil dienen mußten; wie die Früchte und Erzeugnisse aller Welttheile und aller Naturreiche die üppigen Gastgelage in jenen Palästen verherrlichten, die an Umfang einst ganzen Städten glichen, und über deren verschütteten Trümmern nun hundertjährige Cypressen mit düsterem, fast nächtlichen Grün schlank in die blauen Lüfte ragen: so war ihnen auch kein Granit, kein Porphyr zu hart, kein Weg zu rauh, kein Steinbruch der weiten Römerwelt zu fern entlegen. Aus allen Ländern nahmen die unumschränkten Machthaber, denen Millionen von Sclaven zu Gebote standen, die Marmorblöcke, um jene Wälder von Säulen zu pflanzen, deren zum Theil riesenhafte, Schafte von den Stürmen der Jahrhunderte gefällt und des Glanzes beraubt, noch wie Trümmer eines versteinerten Urwaldes überall in dieser wunderbaren Stadt

bald in einzelnen Gruppen stehen, bald wie sie vor tausend Jahren gefallen, auf dem Boden liegen, bald vielfach zerbrochen nur eben noch aus dem Schutte hervorragen.

Kaiser August rühmte von sich, er habe Rom als eine Ziegelstadt gefunden, und lasse es als eine Marmorstadt zurück, und doch standen ihm und seinen mit ihm in Prachtbauten wetteifernden Nachfolgern von einheimischen Steinen aus dem näheren Gebirge nur drei Arten zu Gebote: der Travertin (Tivoli), der Peperin (Albano) und der Gabinerstein; alle übrigen mußten sie aus immer ferneren Regionen herbeischaffen. Und bis zu welchem unglaublichen Ueberfluße thaten sie es, die Siegesstadt des capitolinischen Jupiters zu schmücken! Zu Tausenden reihten sich in den öffentlichen Thermen die marmornen Badwannen an einander; überall, in öffentlichen und bürgerlichen Bauten, ergoß sich das Wasser in marmorne Becken; der Aedil Agrippa allein legte in einem Jahre 700 Brunnen und 105 Springbrunnen an, und öffnete dem Volke 170 Bäder; noch jetzt könnte man mit den Marmorbildern der Kaiserstadt, mit ihren Statuen und Büsten, die Rom geblieben sind, eine ganze Stadt bevölkern; und welche unübersehbare Fülle bewahrt es an Altären, Grabmälern, Kandelabern, Lampen, Tischen, Mosaiken, Ornamenten, Vasen, Urnen und Schaalen jeder Gestalt, bis zu der ungeheuersten, das menschliche Maaß fast überschreitenden Größe, und diese Werke, mit dem bunten Spiele ihrer Farben, sie sind, gleich den Säulenwäldern der Thermen, der Theater und der Tempel, von den verschiedensten und oft von den seltensten und prachtvollsten Steinarten, die Rom zur Verherrlichung seiner Majestät allen Ländern und Völkern mit eiserner Hand entrissen. Da wechselt in Riesenmassen der rothe, der graue, der schwarze Granit; da leuchtet in dunkelrothem Glanze der harte, schwer zu schleifende Porphyr; ägyptische Kunst zeigt der schwarze Basalt; und dann alle die Marmorarten. Wie verschieden in Textur und Adern, wie blendend, wie zart, wie wechselnd

das Spiel ihrer Farben! der carrarische, parische, pentelische, hymettische, und alle die seltenen Gattungen, die theilweise verloren gegangen, den Ehrentitel der colori antichi führen, der nero, verde, giallo, rosso, der Palombino, der Serpentin, Pavonazzetto, Cipollin, der afrikanische und der zarte, pfirsichblüthfarbene Fior di persico *)!

Der reiche Marmorschmuck der Kirchen und Paläste des heutigen Roms ist guten Theils der alten heidnischen Weltstadt entlehnt, deren Trümmer den Nachkommen zu Steinbrüchen gedient; von manchen der heiligen Basiliken Roms wissen wir noch, aus welchen Tempeln oder Thermen sie die Pracht ihrer Säulen genommen, und noch bis auf den heutigen Tag schmückt sich Rom mit dem Erbe seiner Vorzeit. So nahm Gregor XVI. zu dem Porticus des neuen Postgebäudes, der Säule des Antonins gegenüber, eine Reihe von Marmorsäulen aus den Trümmern von Vesi.

Freilich geschieht nun täglich das Umgekehrte, was in der Kaiserstadt geschah; die kostbaren Steine ihrer Ruinen wandern, von der Hand der Steinschneider in hundert antike oder moderne Formen umgebildet, wieder hinaus in alle Welt; aber wenn auch selten, so tragen doch auch noch heutigen Tages die Steinbrüche im Schooße ferner Berge zum Schmucke der heiligen Priesterstadt bei; so stammen die vierzig lichtgrauen kolossalen Granitsäulen im Mittelschiffe der neuen Paulskirche aus den Brüchen von Mergozzo am Simplon; jede forderte bis zu ihrer Vollendung einen Kostenaufwand von ungefähr 10,000 Gulden; die beiden größeren Säulen von pentelischem Marmor, die den großen Bogen des Mittelschiffes tragen haben für sich allein an 80,000 Gulden gekostet; fast die gleiche Summe rechnet man für die sämmtlichen kleinern Säulen der Seitenschiffe. So viel koste-

*) Ueber das Einzelne siehe: Römische Briefe von einem Florentiner, 1. Th. S. 65, und das dort angeführte Buch des römischen Advocaten F. Corsi über die Steinarten Roms.

ten die Säulen einer einzigen Kirche! man kann daraus sich leicht abnehmen, welcher unberechenbare Werth von Millionen *) in kostbaren Steinen mit der alten kaiserlichen Marmorstadt begraben ward, wenn man noch bedenkt, wie dieser seit Jahrhunderten durchwühlte und beraubte Boden immer noch neue Schätze zu Tage fördert. Viele konnten sich selbst davon überzeugen. Sie nahmen vielleicht von einer der vielen Schuttstätten den ersten unscheinbaren, farblosen Stein als Andenken mit; sie trugen ihn zum Steinschneider und unter der Hand des Schleifers begann er alsbald in den reinsten, zartesten Farben, in dem herrlichsten Glanze zu leuchten; Lydien, oder Phrygien, oder die Küste des rothen Meeres verkündete er als sein Vaterland; von dort her kam er vor Jahrhunderten nach der Weltstadt, und zeigte sich würdig, daß die Hand des Künstlers ihm eine höhere Würde verlieh.

Allein diese Künstler selbst, die mit den aus aller Welt zugeführten Steinen das alte Rom verherrlichten, seine Architekten und Bildhauer, waren sie nicht selbst auch wieder Fremde, Söhne anderer Völker? In der frühesten mythischen Vorzeit sind es tuskische Meister, denen die Werke des ältesten königlichen Roms, der Stadt kriegerischer Hirten und abgehärteter, sittenstrenger Ackerbauern, angehören; dann kommen griechische Dienstleute und schmücken die siegreiche Herrin der Völker mit hellenischer Kunst. Denn die Welt erobern und den Völkern Gesetze vorschreiben, das waren die einzigen Künste, die der Römer jener Zeit seiner würdig hielt, bis Sittenverderbniß seine Kräfte in inneren Kämpfen und Fäulniß aufzehrte, und ihn zum würdelosen, entnervten Knechte vergötterter Ungeheuer machte. Dem byzantinischen Style der späteren Kaiserzeit, den sühnenden Fluthen der Völkerwande-

*) Die Kosten des neu erbauten Hochaltars in der Kirche Al Gesù mit seinen kostbaren Steinarten werden allein auf mehr als eine halbe Million Franken berechnet.

rung, den Kriegen der Hunnen, der Gothen und Longobarden, folgten endlich die Zeiten mittelalterlicher Verwirrung und Verwilderung in der Stadt Rom, die als Stadt nur zu oft ein trauriges und ihrer Stellung unwürdiges Schauspiel darbot. Mit sich selbst und mit dem Volke liegt der Adel in stetem Hader, und alle zusammen mit den Päpsten, ihnen gegenüber dann die ungewisse, weltliche Oberhoheit der deutschen Kaiser! Jahrhunderte lang bietet die hohe Bergfeste Tusculum und ihre Grafen den Statthaltern Christi die Spitze; sie entscheiden mordend und verbannend über den heiligen Stuhl, und schalten nach Willkühr in der gesetzlosen Stadt; bald empfängt sie die Deutschen im Triumph zur Kaiserkrönung, bald setzt sie sich zur Wehre, ihre Stürme abzuschlagen; bald wird sie von den Normannen halb zerstört, bald von den plündernden Sarazenen angefallen; und während ihre priesterlichen Oberhirten flüchtig oder dienstbar in der Fremde weilen, schwankt sie selbst charakterlos und bestandlos in anarchischem Schwindelgeiste, den Wellen des Meeres gleich, zwischen Aristokratie und Demokratie hin und her; voll Blut, voll Elend, voll Armuth und Schrecken; Orsini und Colonnesen, Guelfen und Ghibellinen, bekämpfen einander in ihren Burgthürmen, und verwandeln die Stadt der Gräber und des Friedens mit ihren Arenen, ihren Tempeln, Thermen und Klöstern in ein wüstes, räuberisches Heerlager, wo dann wieder einmal ein Cola di Rienzo, wie das luftige, trügerische Gebild eines Fiebertraumes, glänzend erscheint und blutig untergeht. So waren auch diese Zeiten friedloser Verwirrung, ohne Ruhe und Ziel, keineswegs dem Aufblühen einer einheimischen Kunst günstig. Als aber nach dem Verglühen des Mittelalters die päpstliche Würde auch in dem unterworfenen Rom auf's Neue mit Macht und Glanz sich erhob, und ein Geist großer Bauten und Kunstschöpfungen erwachte: da waren es wieder Meister aus Umbrien, und vor allem aus Toscana, die seine Kirchen und Paläste bauten, und mit ihrer Kunst ausschmückten, und dazu die Trümmer der alten Kaiserstadt verwandten, das

Rom der byzantinischen Zeit aber und das Rom des Mittelalters, gleich der alten Peterskirche, gänzlich modernisirten.

Fragen wir nun aber die Geschichte nach den Bewohnern dieser, für die Geschichte des menschlichen Geschlechtes so verhängnißvollen Stadt; wes Stammes sind sie und wo entsprossen? so wird uns dieselbe Antwort, wie bei den Steinen und den Baumeistern, denen sie ihr Daseyn verdankt. Auch ihre Bewohner gehören seit den frühesten Zeiten den verschiedensten Völkern an.

Die Stadt des Romulus begann als ein freies Asyl für die umliegenden Hirtenstämme; schon bei ihrem Beginne vereinigte sie in ihrem Burgfrieden verschiedene Stämme; von ihrem Ursprunge an fand in dem Maaße ihrer Erweiterung ein stetes Andringen der ihr unterworfenen Völker von außen statt, um in ihrem Inneren mit gleicher Berechtigung als römische Bürger zugelassen zu werden; in diesem Andringen und in dem Widerstande dagegen und dem allmähligen Nachgeben und dem Oeffnen ihrer Thore verläuft guten Theils ihre innere Geschichte, die dann wieder Hand in Hand geht mit ihren, die Romanisirung vorbereitenden Eroberungen nach außen. Erst nimmt sie die Völker latinischen Stammes auf, dann öffnet sie sich Italien und endlich der Welt, auf diese Weise dem Christenthum und seiner Civitas Dei auf der Bergeshöhe, zu der alle Völker berufen sind, zum Vorbilde dienend.

Und das ganze Mittelalter hindurch, galt sie da nicht mit ihren sieben Basiliken allen christlichen Völkern als eine heilige Pilgerstadt, das Vorbild ihrer ewigen Heimath, zu der sie Buße übend, mit nackten Füßen und gefalteten Händen, im Pilgerkleide betend hinanzogen, um ihren geweihten Staub zu küssen, und gesühnt und begnadigt jenen Segen von der milden Hand des Vaters aller Gläubigen zu empfangen, den er über die Stadt und den Erdkreis mit weit ausgebreiteten Armen von den Kirchen ehrwürdiger Erinnerung, von St. Peter, St. Johann und der heiligen Jungfrau (St. Maria

Maggiore) im Angesichte seiner knieenden Söhne aus allen Völkern vom Himmel erfleht.

In dieser heiligen Würde erschien sie dem katholischen Mittelalter selbst in den Zeiten der unheilvollsten Verwirrungen; selbst in jenen Jahrhunderten, wo ihr Inneres der wüste Tummelplatz aller Leidenschaften war, wo kein Gesetz galt, wo jede Kraft sich selbst aufrieb und das Heiligste schändete, wo der Mord ihre Straßen befleckte und der Räuber des friedlichen Pilgers an ihren Thoren harrte, selbst in diesen Zeiten übte die Idee, welche sie darstellte, ihre Bürger aber mit menschlicher Sündhaftigkeit entweihten, nicht minder auf die gläubigen Völker der Christenheit ihre wunderbare Macht, und zu Hunderttausenden wallfahrteten sie zu den heiligen Gnadenstätten, unbeirrt von dem Gräuel, der sie schändete, und ungeschreckt von den Gefahren und Mühseligkeiten, die ihrer auf der Römerfahrt harrten. Den sogenannten Reformatoren einer späteren Zeit erst war es vorbehalten, Menschliches und Göttliches, Ewiges und Zeitliches zu verwechseln und in blinder Wuth zu zerstören, statt zu bessern und zu reformiren.

Die Worte des ghibellinischen Dantes haben wir angeführt, und Petrarca, der gar wohl die Schmach und das Elend Roms kannte, er, der sich unermüdet und unerschrocken vor den Päpsten in Avignon zum Fürsprecher der verlassenen, jedem Frevel und jeder Erniedrigung preisgegebenen Stadt machte, er läßt sich in gleicher Weise über ihre unvergängliche Würde und Heiligkeit an seinen Freund Johann Colonna vernehmen: „Ich rede", so schreibt er, „von der Stadt, der keine ähnlich ist, und keine ähnlich seyn wird, die von den Feinden selbst die Fürstin der Städte genannt wird... Groß ist mein Verlangen, des Anblickes dieser Städtekönigin mich zu erfreuen, von der ich unzählige Wunder gelesen, viele geschrieben und noch ferner schreiben werde, wenn nicht ein unzeitig Ende mich von hinnen ruft.... Und welche Süßigkeit muß nicht das Herz des Christen beim Anblick einer Stadt erfüllen, die auf Erden des Himmels Abbild zeigt — einer

Stadt voll von Reliquien der Heiligen, gebadet im Blute derer, welche glorreich den Glauben bezeugten. Dünckt es dich wenig, des Herren Züge zu sehen, und auf hartem Steine die Spur seines Blutes, für die Gläubigen ein vielverehrtes Denkmal; wo sich Jesaias Prophezeihung erfüllt hat: Es werden sich beugen kommen vor dir die Söhne derer, die dich verachteten, die Spur deiner Füße werden küssen alle, die es wagten, dich zu schmähen“.

Wie aber diese Gesinnung nicht blos in einem einzelnen, von der Größe des Alterthums und der Poesie des Christenthums begeisterten Dichter lebte, sondern die Herzen von hundert Tausenden bewegte und sie in ungezählten Schaaren der heiligen Stadt zuführte, das bezeugt am besten der Florentiner Giovanni Villani, dem eben bei einer solchen Pilgerfahrt der Anblick der großen Roma und der Erinnerung ihrer wundervollen Geschicke Veranlassung ward, jene Chronik zu schreiben, die noch immer der Stolz seiner Landsleute ist. Hat ja auch derselbe Anblick des Forums und Colosseums, jener Trümmerstätten der stolzen Heidenwelt, wo nun das Opferkreuz der Demüthigung und Entsagung aufgerichtet steht, in späteren Zeiten auch den kalten brittischen Sceptiker bewegt, sein Werk von dem Sinken und Falle des römischen Reiches, aber in ganz anderem Sinne, wie der gläubige florentinische Geschichtschreiber, zu beginnen. Villani, nachdem er berichtet, wie Papst Bonifaz VIII. zur Feier des Jubeljahres 1300 allen Pilgern, welche die heiligen Stätten Roms besucht und ihre Sünden reuevoll gebeichtet, einen vollkommenen Ablaß verkündet, fährt also fort: „Um dessentwillen unternahm ein großer Theil der damals lebenden Christen die Pilgerschaft nach Rom, Männer wie Frauen, aus nahen und fernen Gegenden. Und es war das wunderbarste, so je gesehen worden, wie das ganze Jahr hindurch in Rom, außer dem römischen Volke, 200,000 Pilger sich fanden, ohne jene zu zählen, die kommend und gehend unterwegs waren. Und Alle, Leute und Pferde, wurden mit Lebensmitteln versorgt

auskömmlich, und es ging ruhig zu, ohne Lärm und Streit. Dieß kann ich bezeugen, da ich zugegen war und zusah. Die milden Gaben mehrten den Kirchenschatz überaus und die Römer bereicherten sich alle durch den Verkehr. Dieweil ich nun dieser gesegneten Pilgerfahrt in der heiligen Stadt Rom beiwohnte, und ihre großen Alterthümer sah, und die Geschichten von den glorreichen Tagen der Römer las, welche Virgil, Sallustius und Lucan, Titus Livius, Valerius und Paul Orosius und andere Meister der Historie aufgezeichnet, so entlehnte ich von ihnen Ausdruck und Schreibweise, ob ich auch, als ein Schüler, nicht würdig war solch ein Werk anzugreifen. Da ich aber bedachte, wie unsere Stadt Florenz, Roms Tochter und Geschöpf, in ihrem Aufgange stehe und noch große Dinge zu gewärtigen habe, und wie ich Rom in seinem Niedergange sah: da schien es mir wohlgethan, in gegenwärtiger Chronik von dem Anbeginne und den Geschicken der Florentiner zu berichten. Als ich somit in dem Jahre 1300 von Rom heimgekehrt war, begann ich dieß Buch zusammenzutragen, zu Gottes und St. Johannis Ehre, und unserer Stadt Florenz zum Lobe“.

Von dem noch größeren Zudrange der Pilger, welcher fünfzig Jahre später bei dem zweiten Jubiläum statt fand, als die schreckliche Pest die Gemüther erschüttert hatte, haben wir den Bericht des Bruders dieses Giovanni, des Fortsetzers seiner Chronik, des Matteo Villani, der also von dem glühenden Andachtseifer, der die Wallfahrenden nach der Schwelle St. Peters, zu den Gnadenorten hintrieb, schreibt: „Der Zulauf von Pilgern jeden Standes war um so erstaunlicher, als kurz vorher die große Sterblichkeit gewesen, und in manchen Ländern noch wüthete. Andacht und Entsagung zeigten sich so groß, daß sie mit äußerster Geduld die Unbilden der Witterung ertrugen. Es war ungewöhnlich kalt; Regengüsse wechselten mit Schnee und Eis, die Wege waren zerstört und im übelsten Zustande. Bei Tag waren die Straßen voll, bei Nacht die Wirthshäuser; sie

reichten nicht hin, Leute und Pferde zu fassen. Die Deutschen und die Ungarn, welche in ganzen Schaaren zogen, brachten die Nächte auf dem Felde zu, aneinandergedrängt, der Kälte wegen, und um große Feuer gelagert. Die Wirthe konnten allen Nachfragen nicht genügen, noch Brod und Wein und Pferdefutter geben, noch auch selbst das Geld in Empfang nehmen. Und es geschah oft, daß die Pilger, wenn sie weiter gehen wollten, die Zahlung ihrer Zeche auf den Tischen liegen ließen, wo Niemand sie berührte ohne des Wirthes Erlaubniß. Unterwegs entstand nicht Lärm noch Unordnung. Jeder half und unterstützte den Andern mit Geduld und Tröstung. Und da im römischen Gebiete einige Wegelagerer zu rauben und zu morden begannen, wurden sie von den Pilgern selbst eingefangen und getödtet. Die Bewohner des Landes ließen die Straßen bewachen, und so waren das ganze Jahr hindurch die Wege ziemlich sicher. Die Zahl der Pilgrime genau anzugeben ist unmöglich; nach Ueberschlägen aber von solchen, die in der Stadt wohnten, zählte man um Weihnachten und in den Fasten bis zur Osterzeit anhaltend bis gegen 1,200,000. Und dann um Christi Himmelfahrt und das Pfingstfest bis 800,000. Als indeß der Sommer kam, minderte sich die Menge, der entsetzlichen Hitze und der Arbeiten der Ernte wegen. Doch belief sich noch immer die geringste Zahl der Pilger auf 200,000. Die Straßen waren anhaltend so voll, daß jeder Einzelne, zu Fuß oder zu Roß, langsam dem Zuge folgen mußte. Jeden Tag ließen die Pilger in jeglicher Kirche milde Gaben, der eine wenig, der andere viel, je nach ihrem Gutdünken. Das Gedränge war unbeschreiblich. Immer fand man bald zwei, bald viere, bald zwölfe sogar erdrückt und niedergetreten *) .... Gegen Ende

*) Wie die Wechsler in dem Tempel von Jerusalem ihre Tische und Wechselbänke aufstellten, wie es an allen Wallfahrtsorten in der Regel schmutzige Speculanten gibt, welche die begeisterte, bußfertige Andacht den Himmel suchender Seelen zu ihrem Ge=

des Jahres war beinahe derselbe Zulauf, wie zu Anfang. Es kamen um diese Zeit von jenseits der Berge und aus Italien eine Menge von Herren und vornehmen Frauen herbei, und die Zeit des Kirchenbesuches wurde abgekürzt bis zum letzten Tage".

Dieß Zusammenströmen so verschiedener Nationen trägt nicht wenig dazu bei, Rom seinen großartigen Charakter zu geben; es wirkt, verbunden mit den großen Erinnerungen seiner Vergangenheit und dem Anblicke der Trümmer einer untergegangenen Welt und der stillen Beredsamkeit heiliger Denkmäler des Chri-

winn auszubeuten bemüht sind, und wie Rom unter seiner nachsichtigen, energielosen Polizei noch heutigen Tages solcher speculativer Gauner und Wechsler und nimmersatten Gelderpresser mehr als genug zählt, so war es auch schon im Jahre 1350; Matteo Villani schreibt darüber an derselben Stelle: „Die Römer waren insgesammt Gastwirthe worden und vermietheten den Pilgern ihre Häuser. Für ein Pferd nahmen sie einen Tornese, und nach Umständen anderthalb bis zwei. Die Pilgrime mußten übrigens für ihren und der Thiere Unterhalt sorgen, denn sie erhielten nur ein schlechtes Bett. Während Ueberfluß hätte seyn können an Allem, richteten, aus schnöder Gier nach unmäßigem Gewinn, die Römer es so ein, daß immer Mangel war an Brod, Wein und Fleisch. Denn um ihre eigenen Vorräthe zu verkaufen, erlaubten sie keinem Handelsmann, fremdes Getraide und Wein auf den Markt zu bringen. So blieben denn die Preise stets sehr hoch und dabei war immer Mangel". — Uebrigens wäre es die höchste Ungerechtigkeit, wollte man das, was der schmutzigen Gewinngier und dem Mangel einschreitender Aufsicht von oben zur Last fällt, den Römern im Allgemeinen Schuld geben, wie es die gehässige, vorurtheilsvolle Unwissenheit so mancher nordischen Reisenden zu thun pflegt; wer die römische Freigebigkeit in ihrer ganzen Großartigkeit kennen lernen will, der darf sich nur ihrer öffentlichen Werke und Bauten, vor Allem aber ihrer zahllosen milden Stiftungen für Einheimische und Fremde, zu wohlthätigen Zwecken jeder erdenklichen Art, erinnern, denen nur zu wünschen wäre, daß sie auch in dem Geist ihrer großmüthigen Gründer verwaltet würden!

stenthums, ausgleichend, beschwichtigend und beruhigend auf die Gemüther: so daß Menschen, durch politische, nationelle, wissenschaftliche oder sonstige Antipathien getrennt, die daheim einander nicht sehen können, ohne sogleich in leidenschaftlicher Heftigkeit gegen einander loszubrechen, hier, auf den heiligen Grabstätten der Märtyrer, ruhig und verträglich mit einander leben, ohne ihrer alten Zwiste zu gedenken. Gewinnt ja hier, in dem Mittelpunkte eines geistigen Reiches, Alles einen andern Maaßstab, hier, wo so Vieles dazu beiträgt, die Persönlichkeit mit all ihren Schwächen und Kleinlichkeiten verschwinden zu machen, und mit dem erhöhten Gefühle auch den Blick des Geistes zu erweitern.

Eine andere Folge, welche dieser Zudrang von Hunderttausenden nach der Schwelle St. Peters hatte, war, daß darin sowohl an die Kirche, wie an die Bewohner und Bürger der Stadt Rom die Aufforderung lag, durch entsprechende Anstalten den Bedürfnissen der Fremden zu genügen. In dieser Absicht umgeben das linke Querschiff von St. Peter eine Reihe von Beichtstühlen, jeder ist für eine andere Sprache bestimmt, und seine Aufschrift nennt den Namen der Sprache, welcher er angehört; so sind auch bei St. Johann im Lateran Beichtväter verschiedener Sprachen, und gerade in diesem Augenblick versieht ein Franziskaner aus dem Convent von München, P. Augustin, diesen Dienst für seine deutschen Landsleute.

Indem auf diese Weise den katholischen Völkern Rom mit Recht als ein universales Hospiz erscheint, wo sie, eingeladen von dem Vater aller Gläubigen, auf ihrer irdischen Pilgerschaft einen Augenblick einkehren und ausruhen, um daselbst ihre Andacht und die vorbedeutungsvolle Jubelfeier zu begehen, so liegt eben hierin an Alle, die in der heiligen Stadt weilen, eine Mahnung, die fremden Brüder, welche ihr als hülflose, oft hungernde und durstende, wegmüde Pilger, mit zerrissenen Kleidern und wunden Füßen, aus fernen Landen andächtigen Herzens nahen, brüderlich und gastlich aufzuneh-

men. Doch es war wieder kein Römer, es war ein Fremder, ein Florentiner, Filippo Neri, der große Heilige, den Rom, ohne Rücksicht des Vaterlandes, als seinen Apostel und Reformator dankbar verehrt, der, nach einzelnen frühern Vorgängen, diesen Gedanken katholischer Liebe und Barmherzigkeit, mit seinem, von göttlicher Liebe hoch klopfenden Herzen in der großartigsten und wirksamsten Weise auffaßte. Rom folgte seinem begeisterten Worte und Beispiele, und so hat sich die Stiftung des Begnadigten bis auf den heutigen Tag in einer der Größe Roms würdigen Weise des gesegnetsten Erfolges zu erfreuen gehabt. Sie, die wie nicht leicht eine andere charakteristisch für Rom ist, verdient wohl, daß wir mit einigen Worten bei ihr verweilen.

Filippo Neri hatte im Jünglingsalter seinem Vaterlande, seinen Verwandten, seinem Erbe entsagt; es hatte ihn nach Rom gezogen; hier nahm ihn seiner Landsleute einer, Galeotto Caccia, ein Florentiner Edelmann auf. Er gab ihm jährlich einige Säcke Mehl und ein Kämmerlein, dafür unterwieß Filippo seine Kinder. Mittlerweile studirte er die theologischen Wissenschaften; dann ergab er sich, in völligster Armuth und Abtödtung, dem Gebete, der Betrachtung und der Uebung der Werke geistlicher und leiblicher Barmherzigkeit. Noch wird in den Katakomben von San Sebastiano die enge Kapelle oder Grabzelle gezeigt, wo er viele Nächte stiller Einsamkeit im Gebete zubrachte, während ein Brod, das er bei sich trug, und Oliven oder Kräuter ihm zur Nahrung dienten. Ein fleißiger Besucher der heiligen Basiliken verrichtete er dort nicht nur seine Andacht, sondern man konnte ihn auch, obgleich er damal noch Laie war, gar häufig unter dem Porticus von St. Peter oder dem Lateran sehen, wie er die Armen in den Glaubenslehren unterrichtete; und Abends, wenn er die Kirchthüren schon verschlossen fand, dann sah man ihn nicht selten, wie er auf den Schwellen von Santa Maria Maggiore oder St. Peter in der Vorhalle saß, und beim Mondscheine ein geistlich Buch las, da es seiner Armuth an einer

Lampe gebrach. Auch die Kranken in den Spitälern hatten in ihm einen eifrigen Pfleger und Tröster. Zu derselben Zeit nun (1548) stiftete er, um den Geist, der ihn selbst trieb, auch in anderen wirksam zu machen und weiter zu verbreiten, mit seinem Beichtvater, dem P. Persiano Rosa, eine Bruderschaft. Ihr vorzüglichster Zweck war gegenseitige Ermunterung und Belehrung in der Andacht, Anbetung des heiligen Sacramentes, und Uebung der Barmherzigkeit. Anfänglich nur aus sechszehn Gliedern, meist armen und schlichten, aber andachteifrigen Genossen bestehend, hielten sie ihre ersten Zusammenkünfte in derselben kleinen Kirche San Salvatore in Campo, aus der in unseren Tagen, gestiftet von dem gottseligen Diener Gottes, Don Gaspare del Bufalo, wunderwirkenden Andenkens, eine andere segensreiche Genossenschaft, die Väter vom kostbarsten Blute, zur Abhaltung von Missionen hervorging. Dort hielt Filippo Neri mit den Brüdern seiner Genossenschaft geistliche Uebungen in vertraulichen Gesprächen; seine Beispiele und Reden entflammten ihren Liebeseifer und erschütterten und bekehrten viele Sünder des damals in geistlicher Hinsicht so tief gesunkenen Roms. Als nun aber auf solche Weise das Jubiläumsjahr herannahte, zwei Jahrhunderte später als jenes, welches Matteo Villani beschrieben; als wieder Tausende und Tausende sich auf den Weg machten: da erwachte in dem Heiligen der Gedanke, der allgemeinen Mildthätigkeit seiner Bruderschaft einen bestimmteren Wirkungskreis, die gastliche Pflege der armen Pilger, anzuweisen. Selber arm und mittellos, und darum demüthig und gottvertrauend mit dem Kleinsten beginnend, mietheten sie sich anfänglich ein kleines Häuslein, wo sie einige wenige Pilger aufnahmen; dann schenkte ihnen die Barmherzigkeit einer Dame des hohen römischen Adels, Helena Orsini, ein Haus bei den agrippinischen Thermen; und von dem an gewann die Bruderschaft durch die Zahl und das Ansehen ihrer Mitglieder und den Reichthum ihrer Schenkungen und Vermächtnisse eine Ausdehnung, daß sie

mit Recht als eines der ruhmvollsten und segensreichsten Denkmäler Roms alle Bewunderung verdient.

Da der Zudrang der Pilger vorzüglich nur zu den heiligen Zeiten übermäßig ist, so verordnete Filippo, um seine Bruderschaft und die Stiftung auch in den übrigen Jahreszeiten in Thätigkeit zu halten, daß ihre weiten Räume armen Kranken, welche als Reconvalescenten aus den Spitälern entlassen werden, zur Pflege der wiederkehrenden Gesundheit geöffnet seyn sollen, und so erhielt die Genossenschaft auch den Namen: „die Bruderschaft von der heiligsten Dreifaltigkeit für Pilger und Genesende".

Papst Paul IV. übergab ihr die Pfarrkirche von San Benedetto; 1612 führte sie ihre großen Bauten aus, die Clemens XII. erweiterte, so daß nun in ihren verschiedenen Sälen 944 Personen zu gleicher Zeit speisen können und 488 darin ihr Bett finden; die übrigen, die sich in Jubiläumsjahren oft an einem Tage auf sechs bis sieben Tausend belaufen, werden in den großen Conventen von S. Callisto, S. Agostino, S. Grisogono, den S. Apostoli, S. Andrea della Valle und S. Maria sopra Minerva untergebracht.

In den einzelnen Jubiläumsjahren, welche dem Tode des heiligen Stifters folgten, wechselte die Zahl deren, die von der Bruderschaft gespeist wurden, zwischen einmal hundert tausend bis zu viermal hundert tausend Pilgern.

Schon Dante verglich die wogende Menge der Pilger, die er auf beiden Ufern der Tiber dem heiligen Dome St. Peters bei der älianischen Brücke sich herzudrängen sah, einem unermeßlichen Heere, und in einer viel späteren Zeit drängten sich die Schaaren auf derselben Brücke so sehr zusammen, daß durch ein scheugewordenes Maulthier 172 Menschen in dem Fluße umkamen; unter Clemens VIII. waren ganze Städte Italiens entvölkert, indem Volk, Geistlichkeit und Magistrate prozessionsweise die Pilgerfahrt antraten. Für das Jubiläum von 1775 weisen die Register der Bruderschaft des heil. Filippo 271.970, für das letzte von 1825 die Zahl von

273,299 nach; die Feier des nächsten findet bekanntlich in sieben Jahren, 1850 statt.

Alle ohne Unterschied, die sich melden, werden in dem Hause der Bruderschaft aufgenommen, nur müssen sie weiter als sechszig Miglien von Rom zu Hause seyn, und, um Betrügereien zu vermeiden, durch ein Zeugniß ihrer geistlichen Obrigkeit sich als wirkliche Pilger ausweisen; sind es Italiener, so erhalten sie unter dem Jahre einen Tag, zu Ostern aber drei Tage Verpflegung und Obdach, sind es aber Oltramontani, das heißt, kommen sie jenseits der Alpen her, so dürfen sie einen Tag länger weilen. Die römischen Damen bedienen die Pilgerinnen; Männer und Frauen haben in Allem streng abgesonderte Räume, die nur zuweilen die Insolenz eines neugierigen Engländers zu durchbrechen wagt.

Den Tag verwenden sie zum andächtigen Besuche der heiligen Orte; nach Ave Maria versammeln sich alle, Männer und Frauen getrennt, in dem Hospiz; dort wird ihnen eine geistliche Anrede gehalten; dann begeben sie sich in eigens hiefür bestimmte Hallen; eine lange Reihe einzelner Sitze, gleich Chorstühlen, läuft um die Wände her, dort lassen sie sich nieder. Jeder hat zu seinen Füßen eine Waschwanne; und nun erscheinen die Brüder und Schwestern in ihrer Ordenstracht aus rother Sackleinwand; es sind Männer und Frauen aus jeder Klasse der Gesellschaft, und darunter Fürsten und Generäle, Bischöfe und Cardinäle; sie knieen vor den Pilgern nieder, waschen ihnen, unter gemeinschaftlichem Gebete, die Füße, trocknen sie ab und küßen sie.

Es ist dieß gar oft mehr als eine äußere Förmlichkeit; denn da es lauter arme Leute sind, so haben sie von ihrer Wanderschaft in schlimmer Jahreszeit nicht nur sehr schmutzige, sondern gar oft auch wunde und kranke Füße, und wie mir ein Augenzeuge, der diesen Liebesdienst selbst verrichtet, erzählte: so halten manche mit unfreundlicher, brummender Strenge und Unzufriedenheit sehr darauf, daß ihre Füße, die vielleicht seit Jahren dieser Wohlthat entbehren mußten, zur

Oster= oder Jubiläumszeit einmal recht gründlich gescheuert würden.

Nach der Fußwaschung verfügen sie sich in die ungeheuern Speisesäle, wo sie gleichfalls von den Brüdern bedient werden.

Uebrigens wird, wie dieß bei allen Feierlichkeiten Roms der Fall ist, Jedem ohne Unterschied der Zutritt gestattet, und ich selbst sah neu erwählte Cardinäle, denen kurz vorher Alles, was Rom und seine Fremdenwelt an Adel, Reichthum und Glanz besaß, seine Glückwünsche dargebracht hatte, hier in dem Bruderkleide diese Dienstleistungen verrichten. Mag in solchen Anstalten, besonders wenn ihr erster lebendiger Ernst und Eifer erlischt, auch manches zu einer äußerlichen, mechanischen Förmlichkeit herabsinken: so wird doch durch solche Handlungen zum wenigsten immer die Erinnerung an den Geist, der sie beleben sollte, wach erhalten, bis er sich wieder, — was manchen im Schlendrian und in überlieferten Mißbräuchen verkommenen römischen Anstalten zu wünschen wäre, — in seiner ursprünglichen Kraft zeigt. Und so ist es auch hier ein rührender Anblick, die Brüder, wie die Pilger zu sehen; die Brüder, die allen Klassen angehörend, das gleiche Kleid der Armuth und Buße tragen, und die gleichen Dienste den ärmsten Fremdlingen verrichten; die Pilger, in Tracht und Gestalt, in Ausdruck, in Haltung und Sprache so verschieden, wie sie sich aus den entlegensten Ländern der Erde für einige Stunden gottesdienstlicher Feier in der heiligen Stadt zusammengefunden haben, um sich auf Erden nie mehr wieder zu sehen. Und was spricht sich nicht Alles in diesen, von den Stürmen des Lebens durchfurchten und gebleichten Gesichtern aus! Nach langen Jahren von Leid und Noth und Entbehrung wurden sie vielleicht hier, in der heiligen Stadt der Gräber, zum erstenmal von einem Gefühle der Heimath und des Friedens angeweht, und vergaßen nach vielen bitteren Thränen heißen Schmerzens die ersten stiller Freude und vertrauender Hoffnung; es ist die glühende An=

dacht, die tiefste Buße, die reinste Freude, welche sich hier unter Fetzen und Lumpen bergen, und denen in dem väterlichen Hause brüderlicher Liebesdienst erwiesen wird.

Auch unser deutscher Cardinal, Fürst Schwarzenberg, ließ sich im verflossenen Jahre, bei meiner Anwesenheit, in die Bruderschaft aufnehmen; deutschen Pilgern wurde, wenn ich nicht irre, die Freude zu Theil, von ihm bedient zu werden. Wer sollte sich aber auch davon ausschließen, da die Päpste selbst: Clemens VIII., Urban VIII., Innocenz X., Benedikt XIII. und XIV., und endlich in neuester Zeit (1825) Leo XII. in ihren Jubiläumsjahren mit ihrem Beispiel vorangegangen sind; auch sie schrieben ihre Namen in das Buch der Bruderschaft ein, auch sie wuschen und küßten den Pilgern die Füße, und bedienten sie bei ihrem Abendmahle; eine demüthige Hingebung der Barmherzigkeit, welche nach den Aufzeichnungen in den Archiven des Hauses nicht wenige Irrgläubige, und darunter eine Enkelin Calvins, ja selbst Juden und Türken, die in der Eigenschaft von Pilgern hier gastliche Pflege gefunden, bewog, um Aufnahme in die Gemeinschaft des gleichen Glaubens zu bitten, damit auch sie in dem väterlichen, alle Völker umfassenden Rom keine Fremde, sondern in der That Kinder des gemeinsamen Hauses seyen.

Auch katholische regierende Fürsten zogen das Büßergewand der Bruderschaft an: der König und die Königin von Neapel bedienten die Pilger in dem gleichen Jahre, wie Papst Leo XII., und theilten dabei 500 Piaster als Almosen aus. Die Prinzessin von Dänemark, Don Miguel, und im verflossenen Jahre die spanischen Infanten, die Söhne des Don Karlos, erbauten die Anwesenden durch die Verrichtung derselben Dienste christlicher Demuth und Liebe; die Aufnahme in die Bruderschaft wird Jedem ohne Schwierigkeit gestattet.

Einen anderen Beweis, welchen Anklang die hier geübte Barmherzigkeit in den Herzen findet, geben die bedeutenden Schenkungen und Vermächtnisse, welche einzelne Wohlthäter zum Besten ihrer Landsleute dem Hause zuwiesen. Ihnen ver-

danken es die Portugiesen, daß sie zur Osterfeier sieben Tage weilen dürfen und noch eine römische Zechine als Zehrpfennig beim Abschied erhalten; die Böhmen empfangen einen römischen Scudo (2 fl. 30 kr.) Welche Mittel übrigens das Haus besitzen muß, um seinen ungeheuern Anforderungen zu entsprechen, läßt sich leicht denken; der außerordentliche Kostenaufwand für die Jubiläumsfeier, welche alle fünf und zwanzig Jahre wiederkehrt, wird auf mehr als eine halbe Million Franken angeschlagen; die gewöhnlichen jährlichen Einkünfte für Pilger sowohl als für Genesende belaufen sich auf circa 100,000 Fr., die Beisteuer der apostolischen Kammer von 15,000 Fr. mit einbegriffen.

Da es übrigens, troß dieser gastlichen Aufnahme, nicht Allen vergönnt ist, die Pilgerfahrt nach den heiligen Basiliken Roms zu verrichten und dort die geistlichen Gnaden zu gewinnen: so hat die Kirche bekanntlich auch in anderen Ländern sieben Kirchen oder sieben Altäre mit den gleichen Indulgenzen begabt, und so wird auch hier die Römerfahrt, die Fahrt nach der Stätte, welche alle Völker in ihrem heiligen Burgfrieden vereinigt, von den andächtigen Kindern der römisch-katholischen Kirche vollbracht.

Allein wenn auch das Pilgerhaus des heil. Filippo Neri das geräumigste und allgemeinste von allen ist: so sind doch auch schon seit den ältesten Zeiten die Fürsten und geistlichen Hirten der verschiedensten katholischen Völker oder andere fromme, mildthätige Seelen bedacht gewesen, in Rom, dem Mittelpunkte der katholischen Welt, für die geistlichen und leiblichen Bedürfnisse ihrer pilgernden Landsleute Sorge zu tragen. Unter der Anrufung der geliebten und hochverehrten Schutzheiligen ihrer Heimath haben sie ihnen Kirchen in der ewigen Stadt erbaut, und denselben Priester ihres Volkes als Prediger und Beichtväter vorgesetzt. So verknüpft Rom, die allgemeine Vaterstadt der katholischen Völker, das Allgemeine und Nationelle, und die Pilger, die aus fernen Landen zum Dome St. Peters gewallfahrtet sind, finden dort den

Altar des alten Schutzheiligen ihres Vaterlandes, und vernehmen das Wort Gottes aus dem Munde ihrer Landsleute in ihrer Sprache. Wie viele solche Nationalkirchen reihen sich nicht um die Basiliken der Apostel und die Grabstätten der Märtyrer und Bekenner? Kaum gibt es eine größere Provinz oder Stadt Italiens, die sich nicht hier, und zum Theil in den prachtvollsten Tempeln, oder doch zum wenigsten in einem kleinen, ihr ausschließlich angehörigen Kirchlein ihren Altar erbaut hätte: so Florentiner, Genuesen, Venetianer, Lombarden, Neapolitaner, Sizilianer, Bolognesen, Lucchesen, Bergamasken, Brescianer u. s. w. Ihnen reihen sich dann die Kirchen so vieler anderen katholischen Völker des Abendlandes an: Spanier, Portugiesen, Engländer, Schotten, Irländer, Franzosen, Bretagner, Burgunder, Lothringer, Savoyarden, Deutsche, Schweizer, Flamänder, Polen, Slavonier, sie alle haben sich ihre Gotteshäuser zu den Füßen des alten, weltbeherrschenden Capitols gebaut, und friedlich blickt das Kreuz von der hohen Kuppel St. Peters auf sie hernieder. Ja, auch der Orient hat hier Altäre, auf denen seine Kinder, unter der Fürbitte ihrer Schutzheiligen, das Versöhnungsopfer dem himmlischen Vater darbringen; nach Osten weist uns die Kirche der Griechen, die von St. Athanasius und die der Armenier Sta. Maria Egiziaca. Allein nicht nur die Namen dieser vielen, den verschiedensten Schutzheiligen der Völker geweihten Kirchen erinnern gar Manchen an sein fernes Vaterland; die meisten Nationen finden auch Straßen in Rom, die noch ihren Namen tragen, und eine der längsten ist die Via dei Pellegrini (die Pilgerstraße) selbst.

Doch jene Wohlthäter begnügten sich in der Regel nicht damit, ihren Landsleuten eine Nationalkirche zu bauen und ihren Gottesdienst zu dotiren, sie verbanden, von demselben Geiste wie Filippo Neri geleitet, damit gewöhnlich auch ein Hospiz zur Aufnahme und Verpflegung der armen und kranken Wallfahrer ihrer Heimath. Wie sich

daher um St. Peter die Nationalkirchen, so reihen sich um das Haus St. Filippos die Hospizien der Völker.

So leitet ja das größte römische Spital, San Spirito in Sassia selbst seinen Namen von den Sachsen her, für welche ihr König Ina (Fürst der Westsachsen) 727, bei der Engelsburg, ein Hospiz unter dem Namen Schola Saxonum anlegte, und dafür in seinem Lande den sogenannten Römerschoß (Rome-scot) erhob. Von den Königen Ethelwolf, Alfred dem Heiligen und Kanut dem Großen begabt und beschützt, blühte es zu Zwecken der Gastlichkeit, des Unterrichtes und der Frömmigkeit vier Jahrhunderte hindurch, bis es bei dem Sturme des deutschen Königs, Heinrichs IV., 1083, in Flammen aufging, und Innocenz III. an seiner Stelle das allgemeine, noch bestehende Krankenhaus erbaute. In dem Jahre 1216 übergab Honorius III. einer Verbindung von englischen Priestern das Kloster St. Pantaleon. Als aber im Jahre 1351 die Leiche einer armen, obdachlosen englischen Pilgerin in einem abgelegenen Theile der Stadt gefunden ward, von den Hunden beinahe ganz aufgezehrt: da hielten die in Rom anwesenden Engländer eine Berathung, wie solchem Elend in Zukunft vorzubeugen sey. Als sie indeß nicht einig werden konnten, faßte einer von ihnen, ein Bürgersmann, Namens Shepherd, unwillig über solchen Mangel an Eintracht, den Entschluß, seinen Landsleuten mit gutem Beispiel voranzugehen. Mit einem großen Theile seines Vermögens erkaufte er ein Haus, und richtete es zur Aufnahme armer Pilger seines Volkes ein; er selbst verpflegte darin die Männer, während sein Weib, Namens Alice, der Frauen wartete.

Dieß war der Ursprung des ersten englischen Hospiz, mit welchem ein später, 1306, von den brittischen Kaufleuten und Schiffern zu Sanct Edmunds Ehren gestiftetes, 1465, vereinigt ward. Seine prachtvolle Kirche hatte zwölf Kanoniker; es nahm alljährlich gegen 200 Pilger auf; wer als Edelmann kam, wurde darin drei Tage, die Armen sechs Tage,

die Kranken bis zu ihrer Genesung verpflegt. So blühte es lange, bis es in spätern Zeiten, nach den verderblichen Stürmen der englischen Reformation, in ein noch bestehendes Colleg umgewandelt ward.

Den Engländern reihen sich dann die Häuser der übrigen Nationen an. Allein der Raum dieses Panorama's vergönnt uns nicht die Geschichte aller dieser Stiftungen und ihre Geschicke zu erzählen; es möge genügen, sie in raschem Ueberblicke hier folgen zu lassen. Die Schotten hatten seit unfürdenklichen Zeiten ihr Hospiz bei St. Andrea delle Fratte, bekannt durch Ratisbonnes wunderbare Bekehrung. In dem sechszehnten Jahrhunderte hörte es auf, indem sein letzter Vorstand mit den Schlüsseln des Hauses die Verpflegung der Pilger seines Volkes in die Hände einer römischen Bruderschaft niederlegte. Irland, einst selbst berühmt durch seine katholischen Lehranstalten, dann aber blutend unter den Verfolgungen der englischen Hochkirche, suchte und fand in seiner Noth Zufluchtstätten in Rom, dieser Trösterin der Betrübten, dieser Mutter der Heimathlosen und Verfolgten. Für die Pilger und Kranke der spanischen Königreiche unter der Krone von Aragon gründeten zwei fromme Frauen aus Barcelona: Giacoma Fernandez und Margarita di Majorica 1350, mit ihrem vereinten Vermögen, das Hospiz von Sta. Maria di Monserrato. Von Kaiser Karl V. und vielen andern Spaniern reichlich begabt, wurde auch es mit einem zweiten, später gestifteten vereiniget, und nahm den heil. Ignatius von Loyola auf, da er zum erstenmal, noch als Laie, Rom besuchte und mit der Stiftung seines Ordens umging. Die Lombarden gründeten das ihrige unter Sixtus IV.; im Jahr 1568 vereinigten sechs mailändische Cardinäle, seine Verwaltung übernehmend, ihre Beiträge zu seiner reichlicheren Dotirung; und es war hier, wo ein anderer mailändischer Cardinal, der heil. Karolus Borromäus, bei seinen armen Landsleuten mehr denn einmal den Krankendienst versah. Gregor XIII., jener Papst, der

mit so großartigem Geiste, mit so freigebiger Hand das katholische Missionswesen sich angelegen seyn ließ, und sich allen Völkern als ein liebender Vater erwieß, er schenkte dem polnischen Bischof, Stanislaus Osius, eine Kirche. Der vaterlandliebende Pole weihte sie zu Ehren des heil. Stanislaus, und hinterließ ihr zur Stiftung eines Hospizes für arme und kranke Pilger seines Volkes, 1580, sein Vermögen. Erst in jüngster Zeit war es die Kirche San Claudio, welche Gregor XVI. frommen Priester-Zöglingen dieses unglücklichen Volkes übergab, die in Rom vor den Verfolgungen des autokratischen Persecutors eine Ruhestätte zu ihrer Ausbildung, vielleicht eine Vorbereitungsschule zu ihrem Märtyrthume gefunden. In ähnlicher Weise erhielten die Luchesen von Urban VIII. 1631 die Kirche des heil. Bonaventura, und stifteten in dem anstoßenden Convent eine Bruderschaft, mit der 1649 ein Hospiz vereinigt ward. Unser deutsches Pilgerhaus von der Anima, in dem aber, wie wir einmal früher bemerkt, durch mangelnde Vertretung die Deutschen nicht die Herren, sondern die Diener sind, verdankt seine Gründung im Jahr 1500 einem Flamänder, Giovanni di Pietro (Johann von Peters), demselben, der auch ein Pilgerhaus für deutsche Frauen unweit des Vaticans zu Sta. Maria in Campo santo gestiftet. Ein portugiesisches von S. Antonio ist das Werk einer frommen Dame von Lissabon, Namens Giovanna. Auch die Bergamasken haben ihre Spitalbruderschaft; die Franzosen nehmen ihre Pilger bei St. Louis auf. 1606 errichteten die florentinischen Bäcker aus Almosenbeiträgen ein Hospiz für sich; die deutschen Bäcker, die von jeher in Rom sehr zahlreich gewesen sind, gründeten ein anderes bei St. Elisabeth. Selbst für Mohren und Abissinier eröffnete Papst Clemens VII. 1528 ein Haus, unweit des Vaticans, bei S. Stefano. Auch noch manches anderen, wie eines der Flamänder, der Slaven, der Franzosen, wäre hier zu gedenken: sie sind aber im Wechsel der Zeiten untergegangen.

Doch derselbe Geist glaubenseifriger Barmherzigkeit, dem die Menschheit alle diese Stiftungen zu verdanken hat, blieb auch hiebei nicht stehen; es genügte ihm nicht, daß die Söhne der verschiedenen Völker in Rom ihren Schutzheiligen, ihre Kirche, ihre Priester und eine gastliche brüderliche Aufnahme fänden; er ließ es sich auch angelegen seyn, hier an der heiligen Wiege, in dem Mittelpunkte des Glaubens, Priesterschulen anzulegen, in denen die Zöglinge der einzelnen Völker Bildung und Weihe empfangen sollten, um daheim, in dem Geiste der Einheit, den sie hier eingesogen, fortzuwirken. Die Mittel hiezu steuerte wieder fromme Vaterlandsliebe von Weltlichen und Geistlichen der verschiedenen Nationen bei; aber auch die Päpste, und insbesondere Gregor XIII., haben diesen priesterlichen Bildungsschulen nicht allein ihren Schutz und ihre liebende Sorgfalt angedeihen lassen, sondern auch selbst mit großmüthiger Freigebigkeit reichlich dazu beigetragen. Und so reihen sich denn den Nationalkirchen und Hospizen die Collegien der verschiedenen Völker an.

Oben an steht unser ungarisch-deutsches Colleg, dem die übrigen bei allen Feierlichkeiten den Vorrang einräumen, und von dessen Stiftung und Ausbreitung in diesen Blättern ausführlich gesprochen worden, so daß wir nur daran erinnern dürfen.

Gregor XIII. ward 1577 der Stifter des griechischen Collegs. Aus ihm ist der russische Metropolit, Joseph Velamani hervorgegangen, von dem berichtet wird, daß er zwei Millionen Schismatiker zur Kirche zurückgeführt habe. Auch die Vaticana verdankt diesem Colleg zwei ihrer um die Wissenschaften verdiente Bibliothekare: den Leo Allatius und den Nikolaus Alemanni. Noch immer besitzt es eine schätzbare griechische Handschriften enthaltende Bibliothek; seine Zöglinge aber wurden jüngst mit der Propaganda vereinigt.

Besonders glorreich sind die älteren Erinnerungen des englischen Collegs, welches die Stelle des früheren Hospizes

dieser Nation einnahm. Als nämlich die blutigen Verfolgungen unter der herzlosen Elisabeth alle katholischen Lehranstalten daheim vernichteten: mußten die flüchtigen Priester im Auslande eine Zuflucht suchen, um hier die Jugend der Verfolgten in dem alten Glauben zu erziehen. So entstand das gleichfalls von Gregor XIII. unterstützte Colleg von Douai, welches bis zur französischen Revolution zahlreiche Zöglinge bildete. So war es auch ein englischer Jesuit, Robert Persons, der dem Henkertod unter der Hand seiner Verfolger, welchen sein Genosse Pater Campian erlitten, nur mit Mühe entgangen, in Spanien eine Zuflucht fand, und dort, unterstützt von der Freigebigkeit Philipps II., in Madrid, Cadix, Sevilla, Valladolid und St. Omer Collegien für die Verbannten seines Volkes errichtete, und dann mit der Bewilligung Gregors XIII., und unterstützt durch seine großmüthigen Beiträge, das frühere englische Hospiz in Rom in ein Colleg umwandelte. Für die Verpflegung der seit der Reformation wenig zahlreichen Pilger wurde ein anstoßendes Haus hergerichtet. Das Colleg entsprach so sehr dem Bedürfniß, daß gleich im Beginne mehr als hundert Zöglinge ihm zuströmten, und trotz verschiedener innerer Mißverhältnisse und Reibungen sandte es in den fünf ersten Jahren seiner Gründung schon dreihundert Priester nach dem Vaterlande; beinahe hundert von ihnen erlitten Gefängniß und Folter in ihrem Missionswerke, und nicht weniger als vierzig starben, standhaften Muthes, den Märtyrertod für den katholischen Glauben: so daß der heilige Filippo Neri, wenn er den jungen Zöglingen in den Straßen Roms begegnete, sie mit den Worten: Salvete flores martyrum zu begrüßen pflegte; auch sein demüthiger und gehorsamer Schüler, der gelehrte Cardinal Baronius, prieß sie als Auserwählte, denen das Purpurgewand unvergänglichen Glanzes bestimmt sey.

Gregor XIII., ein fürsorgender Vater aller seiner Kinder, hinterließ auch zu Gründung eines schottischen Collegs einen Fond; aber erst unter Clemens VIII. wurde es eröff-

net. Auch es zählte ausgezeichnete Zöglinge, und ward durch Pius VII. nach der Revolution in seiner gegenwärtigen Gestalt wieder hergestellt. Seine Leitung erhielten die Jesuiten.

Kehren wir nun den Blick nach dem unglücklichen Erin, der grünen Meerinsel. Als das Henkerbeil der Reformation tyrannisch auch in Irland wüthete, als ihr blutiges Gesetz den alten Glauben erbarmungslos verfolgte, und die Katholiken vaterlandslos machte: da erstanden auch ihnen in Spanien, Portugal, Frankreich und Italien Klöster und Collegien, als Zufluchtstätten, für jene, die sich in der Verbannung zu Priestern bilden wollten, um den Glauben der Väter in der unterjochten Heimath fortzupflanzen. Auf diese Weise kamen die Irländer auch in Rom in den Besitz von nicht weniger denn vier Bildungsanstalten, wovon jedoch drei ausschließlich den Gliedern geistlicher Orden angehören. Irische Dominikaner besitzen die uralte, berühmte Kirche von San Clemente mit dem Kloster, ihnen gehört auch die von San Sisto, eine dritte, die von Santa Maria della Pace, mußten sie der römischen Weltpriester-Congregation: Pia unione di S. Paolo abtreten. Der irischen Familie des Franziskaner-Ordens verschaffte der berühmte Verfasser der Annalen seines Ordens, der irische Franziskaner Wadding, von Gregor XV. Kirche und Kloster von San Isidoro. Irischen Augustinern, welche sich den Missionen in ihrem Vaterlande widmen, schenkten die Päpste San Matteo in Merulano; Pius VII. entschädigte sie 1819 für die Verluste in der Revolution mit Santa Maria in Posterula. Für die Bildung des irischen Weltklerus endlich stiftete der Kardinal Ludovisi 1628, unter der Aufsicht von Wadding, ein eigenes Colleg, aus dem viele Bischöfe und ausgezeichnete Priester und Gelehrte für Irland hervorgegangen sind. Auch es wurde nach der Revolution von Leo XII. in erweiterter Gestalt wieder hergestellt, und so besteht es in blühendem Zustande fort bei seiner Kirche Santa Agata de Goti deren Name an die frühesten Zeiten der Völkerwanderung,

und die Gothen erinnert, welche, damal noch Arianer, (im fünften Jahrhundert) ihren Gottesdienst hier feierten.

Wir können diesen Ueberblick der römischen Nationalcollegien nicht würdiger beschließen, als mit jenem Hause, welches, als ein Universalseminar des Erdkreises, die Priesterzöglinge aller Völker aufnimmt, wir meinen das Collegium Urbanum de propaganda fide. Was die Stiftung Filippo Neris für die Pilger aller Länder, das ist diese allgemeine Pflanzschule für die Missionen aller Völker. Auch von ihr haben diese Blätter bei dem Besuche König Ludwigs von Bayern ausführlichen Bericht erstattet; ihr großartiger Charakter wird daher unsern Lesern noch erinnerlich seyn. Und in der That, wenn zur Feier der Epiphanie ihre jugendlichen Zöglinge in immer und immer anderer Zunge den Stern von Bethlehem begrüßen und dem göttlichen Kinde ihre Huldigung darbringen; wenn das Lob, das die Engel und die Hirten auf dem einsamen Felde bei nächtlicher Stille vor vielen Jahrhunderten gesungen, in den Sprachen so vieler Völker aller Welttheile, aus den fernsten Zonen des Südens und Nordens, hier in einem engen Saale zur selben Stunde wiederklingt: dann feiert die ewige Roma einen ihr würdigen Triumph und sie steht wieder da, nicht als die gewaltthätige Unterjocherin, wohl aber als die liebende Mutter aller Völker, die Allen ihre Arme öffnet, um sie taufen, zu lehren, zu stärken, zu trösten, zu heiligen und dem Himmel zuzuführen.

Wir könnten hiemit schließen, in der vollen Ueberzeugung, keinen Widerspruch zu befahren, wenn wir nach diesen Beweisen Rom eine Stadt der Völker nennen; und doch haben wir das, was ihr vor allem diesen Charakter verleiht, noch nicht einmal berührt.

Wohl haben wir gesehen, wie die Steine, womit sie erbaut ward, aus aller Welt zusammengetragen wurden; wie die Baumeister und Künstler, die sie schmückten, von außen kamen; wie in der Vorzeit ihre Bürger, ihre Kaiser, ihre Gesetzgeber, ihre Feldherrn, ihre Dichter und Denker Kinder

fremder, einst durch ihr Schwert unterjochter Völker waren; wie dann die Nationen entblößten Hauptes und nackten Fußes zu dem heiligen Dome der bekehrten Gottesstadt wallfahrteten; wie sie dicht gedrängt um ihn her, auf der schweigenden Trümmerstätte ihrer untergegangenen irdischen Herrlichkeit, Pilgerhäuser, Kirchen und Schulen erbauten, und dort ihre Jubiläen feieren, und das Gloria der Christnacht in allen Zungen singen. Allein was zieht sie alle in geheimnißvollem Zuge nach der Stadt der sieben Hügel des Heidenthums, nach der Stadt der sieben Basiliken des Christenthums hin? Nicht die todte Pracht jener Steine der alten, versunkenen Heidenwelt; nicht die stolzen Granitsäulen weltherrschender Macht, welche die Wetter der Jahrhunderte in Trümmerstaub verwandelt, — es ist ein anderer Stein, über den die Vergänglichkeit und die Pforten der Hölle nichts vermögen, der dem christlichen Rom zu Grunde liegt; es ist derselbe, den die heidnischen Baumeister der Kaiserstadt verwarfen, auf den aber der Ewige seine Kirche gegründet. Und weil dieser Eckstein bei dem Grabe der Apostel und Märtyrer ruht, das ist es, was die Völker nach Rom zieht, und seinen Burgfrieden zu einer wahren Völkerstadt macht.

Weil die Kirche ein geistiges, ewiges Reich ist, darum vereinigt Rom die Völker, welche Abstammung, Sprache, Sitte, Politik, zeitliche Interessen scheiden, ja nur zu oft feindlich einander gegenüberstellen. Die freie Verfassung der Kirche, eines theokratischen Wahlreiches, macht, daß Roms Thore allen Völkern offen stehen; daß die Zwiste, die sie sonst scheiden, in seinen heiligen Ringmauern ihre Bedeutung verlieren, und Alle hier Bürgerrecht haben. Jeder, selbst der Aermste des verachtetsten Volkes, der Almosen begehrend und unbekannt Rom betreten, kann den Stuhl der Apostel besteigen; und von ihm, dem Wächter der Einheit der Kirche in Lehre und Disciplin, empfangen dann die Bischöfe der katholischen Welt ihre Bestätigung, die Erzbischöfe ihre Pallien, und ihm nahen sich die Gläubigen, von dem

Fürsten bis zum Bettler, um jenem ewigen Könige, dessen Statthalter er ist, in der Gestalt seines Dieners, des Knechtes der Knechte Gottes, mit gebeugter Stirne den Kuß ihrer Huldigung darzubringen. So sitzt er auf der Kathedra St. Petri, und so umgeben ihn hier die Obern der meisten Orden, die gleichfalls wieder den verschiedensten Völkern entsprossen sind. Und wie seine eigene Wahl an keine einzelne Nationalität geknüpft ist, so steht ihm, als oberster Rath, ein Cardinals-Collegium zur Seite, in welches alle Völker eintreten können, ja dessen Eintritt mehreren als ausdrückliches Recht zusteht. Diesem Geiste gemäß ist gegenwärtig der heilige Stuhl, sind die obersten kirchlichen Würden nicht von Römern, sondern von Fremden, von Söhnen der römisch-katholischen Kirche besetzt. Und hierin gerade ruht die eigenthümliche Würde und Größe Roms, das um so mehr Rom ist, je universaler es seine Stellung auffaßt, und sich frei von Selbstsucht und Eigennutz ihrer würdig zeigt.

Freilich ist es neben dieser Würde eines Sitzes des Hauptes der Kirche, auch zugleich eine Stadt und der Regierungssitz eines gesonderten Staates, wie der Papst für sich persönlich ein sündiger Mensch bleibt, der gleich dem niedrigsten Priester der Kirche täglich bei dem heiligen Opfer reuig an die Brust klopfend sein peccavi spricht. An Rom als Stadt, an die römische Erdscholle und ihre Bewohner, ist so wenig diese Würde geknüpft, daß es als solche selbst in partibus infidelium liegen könnte, wie mehr denn einmal seine Bürger im Mittelalter der Bann traf. Niemand wird uns daher zumuthen, unsere Augen vor den Schwächen und Mißbräuchen dieses menschlichen und weltlichen Roms zu verschließen; in ihm Alles ohne Ausnahme als herrlich und vortrefflich zu rühmen, fällt uns nicht ein; noch weniger, seine zahlreichen geistlichen und weltlichen Müßiggänger und unwissenden Pflastertreter, seine bettlenden Vagabunden, seine Büreaukraten, seinen Straßen- und Geldschmutz, seine Trinkgelder, seine großen und kleinen „Mangien“, seinen Finanzschlund, seine Pro-

zeßsucht, sein Protectionswesen, seine Carrierenmacherei, seine Messerstiche und Lotterien zu vertreten und zu beschönigen.

Rom ist nur Rom durch das Oberhaupt der Kirche, als sichtbarer Sitz ihrer Einheit; daß es aber hiezu vor anderen Städten erwählt ward, dieß erwarb ihm der Glaubenseifer, womit es das Haupt, den Fürsten der Apostel, dem die Schlüsselgewalt verliehen worden, empfing, und ihn mit einem Cardinalscollegium der zahlreichsten Blutzeugen umgab, aus denen seine Nachfolger hervorgingen, die dann von hier aus ihre Boten unter die Völker gesendet, das Evangelium zu verkünden, auf daß alle eine Heerde unter einem Hirten seyen.

Die Völker aber haben es mit willigem Herzen aufgenommen, und so blickten sie von jeher mit dankbarem Herzen nach Rom, dem Jerusalem des neuen Bundes, hinüber, und begrüßten darin mit sehnsuchtvollem Blicke ihre geistige Vaterstadt.

Was hat es daher für einen Sinn, wenn man uns den Vorwurf macht, wir, als römische Katholiken, seyen eine Parthei, seyen Ultramontaner? Rom, das Haupt der die Menschheit umfassenden Kirche, steht über den Partheien und über den Völkern, ihr gemeinsamer Vereinigungspunkt in einer höheren, der irdischen politischen Region entrückten Einheit. In diesem Sinne sind wir Römer, und als gute Deutsche können wir unserm gespaltenen Vaterlande nichts sehnlicher wünschen, als daß es sich mit ganzem Herzen nach Rom kehre, um dort seine in der Glaubenspaltung verlorene Einheit wiederzufinden. Dazu ladet unser Volk das große Bild seines Kaisers, Karl der Große, ein; er steht, eine colossale Reiterstatue, dem Bilde des griechischen Constantins, in der Vorhalle von St. Peter, gegenüber. Ein Sieger in ungezählten Schlachten, ein Gesetzgeber mächtiger Völker, verschmähte er nicht, als ein gläubiger Sohn der Kirche, an dieser Stelle sein Haupt vor dem Vater aller Gläubigen knieend zu beugen; aus seinen Händen empfing seine Krone die Weihe; und durch ihn wurde Deutschland in geeinigter Kraft größer als es je gewesen.

LXVII.

Die Schelling'sche Philosophie und die christliche Theologie.

Zweiter Artikel.

Der Gott, an den die Christen glauben, ist ein ewiges, allmächtiges, allwissendes, allgütiges Seyn, einfach in seinem Wesen, unendlich in allen Attributen, welche die menschliche Vorstellungsweise in der ewigen Herrlichkeit unterscheidet. Die menschliche Rede vermag diese Majestät nicht auszusprechen, und der menschliche Verstand umfaßt nicht die Größe seiner Erhabenheit. Die erschaffenen Geister, die seinem Throne am nächsten stehen, verhüllen ihre Blicke vor der ewigen Majestät, anzudeuten einerseits die tiefste Ehrfurcht und Anbetung, andererseits die Unerforschlichkeit des Wesens, das kein endlicher Geist zu ergründen vermag.

Der Schelling'sche Gott „ist nicht von Hause aus lebendig", er ist kein ewig bewußtvoller und allwissender Gott. Sein Gott muß sich aus dem Zustande eines anfänglich blinden und bewußtlosen Seyns herausarbeiten. Frägt man nach dem Grunde dieses schmachvollen Ursprungs seines Gottes, so wird man auf einen logischen Widerspruch verwiesen: Das blinde Seyn soll nämlich zufällig und auch nothwendig seyn. Nimmt man das Erste an und wählt man den Zufall, so folgt daraus, daß alle Existenz schlechthin zufällig ist, sie kann seyn und auch nicht seyn. Da ferners von Gott gelehrt wird, daß er vom blinden Seyn ausgehe, so wäre seine Existenz eine bloß zufällige, und man weiß nicht, warum er da ist. Ist der Schelling'sche Gott seinem Ursprunge nach zu-

fällig, so klebt der Zufall an seinem Wesen, und es ist kein Grund vorhanden, warum er fortbestehe. Ist dieser Gott zufällig entstanden, so kann er auch zufälligerweise wieder vergehen. Ein so entstandener Gott gleicht den Sandhügeln Afrikas, die der Wind aufgehäuft, und nach einiger Zeit wieder zertrümmert.

Verzichtet man, wie billig, auf diesen winzigen Gott und auf die Zufälligkeit des Seyns, und nimmt man das Gegentheil die Nothwendigkeit des Seyns an, so kommt man ohne Zweifel der eigentlichen Meinung des Verfassers und auch der Wahrheit näher. „Man kann", sagt Schelling, „zwar nicht die Existenz der Gottheit, wohl aber die Gottheit des Existirenden beweisen". Ist demnach das Existirende die Gottheit, so ist alle Existenz eine ewig nothwendige, und das göttliche Wesen selbst. Diese Annahme führt aber zu neuen Widersprüchen; denn ist das blinde Seyn dem Wesen nach göttlich, woher kommt es denn, daß Gott sein eigenes Seyn nicht will? „Nur durch Aufhebung des von ihm ungewollten, blinden Seyns kann Gott", nach Schellings Versicherung, „sich selbst wollen und setzen". Nach christlichen Ideen will Gott sein eignes Seyn auf unendliche Weise; denn kraft der unendlichen Vollkommenheit dieses Seyns liebt es Gott mit unendlicher und unwandelbarer Liebe. Der Schelling'sche Gott dagegen, der sein Seyn nicht will, welches doch sein eigener, ursprünglicher Zustand ist, befindet sich also offenbar in Widerspruch mit sich selbst. Wer hat denn, fragen wir, seinen Gott in einen Zustand versetzt, der ihm selbst zuwider ist; wer hat dieß blinde, göttliche Seyn hervorgebracht, das nicht von Gott kommt, weil er es nicht will?

Nimmt man, per absurdum, an, daß ein blindes Seyn den nothwendigen Anfang aller Existenz constituire, so folgt daraus noch nicht die Nothwendigkeit seines Gottes, welcher nur als Geist existirt, insofern er sich dem blinden Seyn entwunden hat; „denn nur durch Aufhebung des von ihm unge-

wollten blinden Seyns kann Gott sich selbst wollen und setzen". Die Existenz seines Gottes als solchen, oder als Geistes, hängt demnach von einem neuen Act ab, der eben so unbegreiflich ist, wie die Existenz des blinden Seyns. Denn weil das Seyn von Hause aus blind ist, so existirt die Idee Gottes nicht in ihm; woher kommt denn seinem Gotte der Gedanke, sich selbst als Begriff zu setzen? „Die positive Philosophie, heißt es, geht vom Seyn, von der Existenz zum Begriff Gottes über: das Seyende aber, das vor seinem Begriff ist, ist das blind oder geradezu Seyende". Entweder also will Gott seine Existenz als solcher mit oder ohne Bewußtseyn. Will er sie ohne Bewußtseyn, so handelt er anfangs nach einem blinden Trieb und auf's Geradewohl, wie das geradezu Seyende. Will er aber sich selbst mit Bewußtseyn, das heißt, besitzt er im voraus die Idee seiner selbst, die er actu realisirt, woher kommt ihm dann in den Finsternissen des Seyns die Idee eines Gottes, die fürwahr keine Kleinigkeit ist? Man mag endlich diese Hypothesen betrachten von welcher Seite man nur will, so stößt man auf Widersprüche, welche die christliche Idee Gottes vernichten.

Der Schelling'sche Gott ist demnach kein allmächtiges Wesen, von dem Alles abhängt, denn unabhängig von ihm existirt ein Seyn, das er nicht gewollt hat, und dessen inne werdend, er auch nicht will. Dieser Gott ist kein allwissendes Wesen, das Alles vorhersieht, denn er hat von dem blinden Seyn, das vor ihm war, nichts gewußt. Er ist kein unendliches Wesen, denn in ihm ist ein Gegensatz, ein gedoppeltes Seyn, er ist Seyn und Andersseyn. Indem er Gott wird, verwandelt sich das blinde Seyn in Andersseyn. „Dadurch", heißt es, „daß sich jenem Ewigen die Möglichkeit darstellt (?), sich von seinem nothwendigen blinden Seyn zu befreien, das Andere seiner selbst zu werden, tritt die Möglichkeit der Weltschöpfung ein". So wie er Gott wird, und als Seyn Gott ist, so wird er als Andersseyn Nicht-Gott, oder die Welt: Zwei Zustände aber, die dem

Wesen nach dieselben, und der Form nach verschieden sind, begränzen sich gegenseitig.

Es ist ein von Schelling und Hegel oft wiederholter Einwurf, daß nach der christlichen Idee Gott kein unendliches Wesen sey, weil Er die Endlichkeit, als beschränkend, gegen sich habe. Hegel zumal ermangelte niemals, um die christliche Idee zu verschreien, von der schlechten Unendlichkeit zu sprechen. Diese schlechte Idee von der Unendlichkeit Gottes rührt nur von ihren eigenen pantheistischen Ansichten her. Sie setzen alle Dinge, dem Wesen nach, als gleich, und behaupten, das Unendliche realisire sich in endlichen Formen. Die schlechte Unendlichkeit ist mithin dem Hegel eine bloße Abstraction. Diese schlechte Ansicht ist eine Folge der Unwissenheit der wahren christlichen Idee. Nach dieser ist das göttliche Seyn und Wesen allein das absolute und unendliche. Das erschaffene Seyn dagegen ist ein zufälliges Wesen, welches nur kraft des göttlichen Willens existirt; es hat den Grund seiner Existenz nicht in sich selbst. Die endlichen Dinge, deren Natur eine ganz andere ist, als die göttliche, kann diese so wenig beschränken, wie z. B. die Zeit den Raum, oder der Raum die Zeit. Setzt man aber, nach den von der positiven oder negativen Philosophie angebotenen Ansichten, Gott existire als Seyn und Andersseyn, so ist dieser so gestaltete Gott offenbar ein endliches Wesen; denn die beiden angegebenen Formen des Seyns begränzen sich gegenseitig; sie theilen den ganzen Umfang des Seyns unter sich. In diesen Systemen ist daher weder eine schlechte, noch eine gute Unendlichkeit, sondern ganz und gar nichts als Endlichkeit.

Nach der christlichen Theologie existirt die Welt durch den Willen Gottes, sie hat einen Anfang, der Materie und der Form nach; sie ist eine Schöpfung Gottes, eine Verwirklichung der Dinge, die vorher ein ideales Seyn in der göttlichen Idee hatten. Die Welt hat keinen Grund ihres Daseyns in sich selbst, sie kann nicht unabhängig von Gott fortbestehen. Wie Er sie erschaffen hat, so muß Er sie auch er-

halten, und ohne diese Erhaltung würde sie vergehen und sich in ihr Nichts wieder auflösen. Sie wird aber bestehen, denn so wie Gott die Welt gewollt hat, so will Er sie immer, weil der göttliche Wille unveränderlich ist.

Nach der Schelling'schen Philosophie ist die Schöpfung die Ausbildung eines schon vorhandenen, zufällig-nothwendigen Seyns: seine Welt hat also die Bedingung ihres Daseyns unabhängig von Gott. Wenn daher alle Formen und Bildungen vergingen, so bliebe dennoch das Seyn, das dem Grunde nach unabhängig von Gott existirt. Seine Philosophie vernichtet demnach die christliche Idee der Schöpfung, und reproduzirt die heidnischen Meinungen griechischer Philosophen, welche die Präexistenz der Materie postulirten, und den allmächtigen Gott einem menschlichen Künstler gleichsetzten, der in einer schon vorhandenen Materie seine Ideen realisirt.

Das größte, erhabenste, heiligste Mysterium und die Basis der ganzen christlichen Theologie ist das Dogma von der Dreipersönlichkeit des göttlichen Wesens. Noch nie haben sich die tiefsinnigsten Theologen angemaaßt, dieß hohe Geheimniß der göttlichen Natur dem menschlichen Verstande begreiflich machen zu wollen. Mit tiefster Ehrerbietung und mit der zartesten Gewissenhaftigkeit haben sie die einfachen Ausdrücke der heiligen Schrift festgehalten, und einstimmig gelehrt: der Sohn sey vom Vater erzeugt, und von beiden gehe der heilige Geist aus. Sie warnen ernstlich alle Gläubigen, diese Worte nicht auf fleischliche Weise zu verstehen, oder aus den endlichen Dingen entlehnte Gleichnisse darauf anwenden zu wollen. Die Vorwürfe eines logischen Widerspruchs, welche die Feinde der Wahrheit gegen die Lehre der Dreieinigkeit aufgebracht haben, beseitigten sie durch die Erklärung, daß Einheit und Dreiheit in verschiedenen Beziehungen mit einander bestehen können. Einfach ist Gott in Bezug auf sein Wesen, dreifach in Bezug auf die Persönlichkeit. Wie aber das einfache göttliche Wesen ewig in einer dreifa-

chen Relation bestehen könne, ohne daß die Einheit des Wesens die Dreiheit der Personen, noch diese Mehrheit jene Einfachheit aufhebe, darüber schweigen sie, die Gränzen menschlichen Verstandes anerkennend; denn nur der unendliche Gott durchschaut vollkommen sein eigenes Wesen.

Gleichnisse dieses unbegreiflichen Geheimnisses bieten sich zwar in Menge dar; denn wie die Sonne ihr Bild in allen Gewässern und in jedem Thautropfen abmalt, so erscheint in allen endlichen Wesen und Dingen eine wunderbare Triplicität, und die Dreizahl waltet in der ganzen Natur vor. Aber alle diese unvollkommenen Reflexe der göttlichen Natur sind nur analoge Bilder, Schein und Schatten des Ewigen, und sind weit davon entfernt, die Natur Gottes auszudrücken. Die dreifachen Dimensionen des einen Keimes, oder die drei Momente der einen Zeit, oder die drei Kräfte des nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen menschlichen Geistes, oder die Triplicität des Familienverhältnisses sind nur Andeutungen eines wunderbaren, ewigen Geheimnisses. Wie Gott seinem Wesen nach nur Einer ist und nur einmal existirt, so kommt ihm die Dreipersönlichkeit ausschließlich zu. Ein endliches Wesen, das in seiner Einheit dreipersönlich wäre, würde ein zweiter Gott seyn, welches unmöglich ist.

Dieß hohe anbetungswürdige Geheimniß erscheint in dem Schelling'schen System ganz verunstaltet. Vorerst ist darin die Rede von drei Potenzen, die unter Gott stehen und die nicht zu seinem Wesen gehören: „Gott geht nicht ein in den Proceß der drei Potenzen". Die drei haben demnach in dem blinden Seyn ihre Wurzel und ihren Ursprung; wie es aus der Exposition selbst hervorgeht; denn da gelehrt ward: daß die Welt „nicht unmittelbar aus dem göttlichen Willen hervorgeht", wie das christliche Dogma behauptet; und ferner „daß Gott überall durch gegebne Mittel wirkt"; die drei Potenzen aber zu diesen Mitteln gehören, so müssen sie wohl im blinden Seyn ihren Grund haben. „Das erste blinde Seyn, ist die erste Potenz, die causa materialis, der Stoff". Die-

ser materielle Stoff, der vor Gott existit, ist demnach das erste, primitive, das göttliche Nicht-Ich, dasjenige, was Gott nicht erschaffen hat.

In dieser grundlosen, antichristlichen Hypothese eines primitiven blinden Seyns wurzeln alle Irrthümer des ganzen Schelling'schen Systems; denn alles, was er nicht meint von Gott ableiten zu können, wird dem blinden Seyn zur Last gelegt. Daher findet er in der Schöpfung nichts unbegreifliches, weil Gott überall, wie der Mensch, durch Mittel wirkt. Und in der That, nachdem er die Unbegreiflichkeit des blinden Seyns postulirt hat, verschwindet die Unbegreiflichkeit der Schöpfung, weil seine eig'ne Hypothese die Idee der Schöpfung vernichtet. So z. B. statuirt er in dem blinden Seyn die zweite Potenz, die causa efficiens, als blinden Willen. Daß diese zweite Potenz blind sey, geht daraus hervor, daß sie „bewacht und regulirt werden muß, damit der die schrankenlose Materie überwindende Wille nicht zu weit in der Ueberwindung geht".

Wenn dieser blindtappende Wille einen Sinn hat, so kann er nur den Naturtrieb, den natürlichen Instinct bedeuten. Die Naturtriebe aber sind, als secundäre Ursachen insofern nicht blind, daß sie nie fehl greifen, so wie sie nie ermüden. Sie sind das Werk göttlicher Allmacht und Weisheit, und preisen durch die That selbst die Herrlichkeit des Schöpfers. Sie sind nach Maaß, Ordnung und Zahl geschaffen, wie die Schrift sagt, Gott hat sie vom Anfang geordnet, das Werk auszuführen, was Er beschlossen hatte.

Die dritte Schelling'sche Potenz endlich „ist die causa finalis, die der zweiten Potenz zur Wache und Hort gegeben ist; sie ist das Meisterexemplar, damit der überwindende Wille nicht zu weit in der Ueberwindung geht". Aber kein anderes Muster und Model haben die Dinge als die göttliche Idee, wie es Schelling selbst sagt: „Die Ideen sind also das Mittelglied zwischen dem göttlichen Willen der Weltschöpfung (Weltbildung), und der Materie, dem blinden schrankenlosen Seyn".

Wie reimen sich aber damit die Worte: „Ist endlich die Materie ganz überwunden, hat sie gleichsam ausgehaucht, erspirirt, so tritt als Viertes, Alles Ueberwaltendes, als die causa causarum, Gott hervor, erhaben über den ganzen Proceß". Demnach muß die Materie erst ganz überwunden werden, den letzten Hauch ausgestoßen haben, bevor Gott hervortreten kann. Entweder also ist es die Materie, die sich selbst überwindet, um dem Daseyn Gottes den Weg zu bahnen, welches absurd ist, oder es ist Gott, der als causa causarum die Materie überwindet; wie dann ist es zu verstehn, daß er erst nach Ueberwindung der Materie zum Vorschein kommt? Beide Hypothesen sind gleich unbegreiflich, und beweisen recht auffallend, in welche Widersprüche der menschliche Verstand geräth, wenn er von den einfachen Wahrheiten des Glaubens abgeht, um sich mit Fictionen zu speisen, und mit Luft zu nähren: evanuerunt in cogitationibus suis.

Nachdem die heilige Schrift allen individuellen Ansichten und Interpretationen preisgegeben worden, ist alle Beweisführung aus der heiligen Schrift im Grunde nur eine Ironie, weil ein jeder seine Meinung in die angezogenen Worte hineinlegt, mit der Behauptung: Siehe das lehrt das Wort Gottes, und es ist doch nur das Wort des Auslegers. Schelling, um die Harmonie seiner Philosophie der Offenbarung mit dieser zu beweisen, citirt häufig Schriftstellen, von denen er vorgibt, daß sie gerade das aussagen, was in sein System paßt. Um zu beweisen, daß seine Hypothese vom blinden und unbewußten Seyn in der Schrift sich vorfinde, hat er den unglücklichen Gedanken, eine Stelle aus den Sprüchen Salomons, wo von der ewigen Weisheit Gottes, die allen Dingen vorangeht, die Rede ist, auf sein blindes Seyn anzuwenden. Die Sache ist evident; denn da die Weisheit Gottes vor allen Dingen war, und da nach seinem System das blinde Seyn das Urseyn ist, so folgt, daß die ewige Weisheit equal ist dem blinden Seyn. Es ist dieß sicherlich eine der originellesten Auslegungen, welche die neuere Intepreta-

tionskunst aufzuweisen hat. Die ganze Stelle ist zu interessant, um nicht angeführt zu werden.

„In der Bibelstelle, wo von der Weisheit die Rede ist (Spr. 8, 22 ff.), lautet es: der Herr hat mich gehabt im Anfang seiner Wege, ehe er was machte, war ich da". Diese Worte, worin er das blinde Seyn sogleich wieder erkennt, erfreut ihn dergestalt, daß er hinzusetzt: „Diese Stelle würde ich für göttliche Offenbarung halten, wenn sie auch in einem der sogenannten Profanscribenten stände". Und warum sind dann diese Worte so überaus glaubwürdig, weil, sagt Schelling, „so wie Gott ist, ist die erste Potenz als Möglichkeit einer Schöpfung schon da: sie ist **nicht Gott** selbst, aber auch **nicht Geschöpf**, sondern ewig, wie Gott, das ihm die Möglichkeit einer Schöpfung zeigende und darbietende". Das blinde Seyn, das ewige Mittelding zwischen Gott und Geschöpf, muß seinem Gott sehr willkommen seyn, weil es ihm die Möglichkeit einer Schöpfung zeigt und darbietet, an die dieser Gott außerdem lange umsonst würde gedacht haben. „Ferner lautet es in jener Stelle: Gott hatte Lust an mir, ich spielte vor ihm täglich wie ein Kind im Hause des Vaters". Weil das blinde Seyn das Schooskind Schelling's ist, so ist es auch das liebe Kind seines Gottes, der an dem naiven Spiel des blinden Seyns seine eigene Lust hat. „Sie aber, die Weisheit oder das blinde Seyn, hat vornämlich Lust an den Menschenkindern, denn der Mensch ist das Höchste, das Ende des Processes". Wie groß die Lust der ersten Potenz an den Menschenkindern ist, ergibt sich noch aus den folgenden Sprüchen, die Schelling hätte citiren können. „So höret mich nur, meine Kinder: glücklich sind, die meine Wege, die Wege der ersten Potenz, bewahren". „Höret meine Unterweisungen des blinden Seyns, seyd weise, und verwerfet sie nicht". „Wer gegen mich, das blinde Seyn, sündigt, der verwundet seine Seele; alle die mich, die erste Potenz, hassen, die lieben den Tod". Alle diese Absonderlichkeiten folgen aus der mißrathenen Hypothese von einem blinden

Seyn, das ewig ist, und dennoch nicht Gott ist, und dessen Gott bedarf, um schaffen zu können.

Die Philosophie der Offenbarung konnte nicht bei den besagten drei Potenzen stehen bleiben. Das christliche Dogma spricht offenbar von einer ganz andern Dreieinigkeit, auf deren Namen alle Menschen müssen getauft werden, um des ewigen Lebens theilhaftig zu werden. Es wäre zu ungereimt, behaupten zu wollen, die Menschen müßten auf den Namen der drei Potenzen getauft werden. Es handelt sich demnach davon, das Verhältniß der drei Potenzen zu den drei göttlichen Personen auszumitteln. Die Beziehung, die Schelling zwischen den drei Potenzen und den göttlichen Personen angibt, ist durchaus neu, und der ganzen christlichen Welt unbekannt. Nach seinem Systeme entwickelt sich die göttliche Dreieinigkeit aus den drei Potenzen, der Vater aus der ersten, der Sohn aus der zweiten, der Geist aus der dritten. Diese seine Theorie ist demnach gerade das Gegentheil der christlichen Lehre, denn nach dieser gibt es keine Potenz und keine Existenz, die nicht in der göttlichen Dreieinigkeit ihren Grund und Anfang haben. Vom Vater, sagt Schelling, „die erste Potenz für sich ist nicht der Vater, sondern die zeugende Potenz des Vaters". Nach der christlichen Lehre ist der Vater allein ungezeugt, und das ewige, mystische Verhältniß des Sohnes zum Vater wird mit dem menschlichen Worte Zeugung bezeichnet. Nach Schellings Theorie wäre also der Vater der Sohn der ersten Potenz. „Der Sohn", sagt er, „ist die zweite Potenz, aber erst nach der völligen Ueberwindung der ersten als solcher gesetzt". Da die zweite Potenz an und für sich ein im Blinden tappender Wille ist, der bewacht und regulirt werden muß, so kann diese Potenz nicht geradezu der Sohn seyn, um gesetzt zu werden, muß der Sohn zuvor den Kampf mit der ersten Potenz siegreich bestanden haben. Seine Theorie erinnert an die zwölf Arbeiten, die Herakles vollbringen mußte, bevor er ins Elysium konnte aufgenommen werden. Jedwede seiner drei göttlichen Perso-

nen müssen richtig ihre Aufgabe gemacht haben, um als göttliche Personen besiegelt zu werden: „Als göttliche Persönlichkeit ist jede aber erst nach Vollbringung ihrer Aufgabe (von Schelling) gesetzt“.

Ueber das nähere Verhältniß zwischen den beiden ersten von ihm gesetzten Personen wird ferner berichtet: „Der Vater hat das Leben in sich selbst; er gibt dem Sohne, das Leben in sich selbst zu haben“. Diese Worte finden sich im Evangelium, was aber hinzugefügt wird, gehört Schelling allein und unbestritten zu: „Er gibt dem Sohne, das Leben in sich selbst zu haben; ihm die erste Potenz zur Ueberwindung überlassend; aber der Sohn gibt sie ihm überwunden zurück“. Warum der Vater seinem Sohne die erste Potenz zur Ueberwindung überließ, wird nicht gesagt. Hat er damit selbst nicht fertig werden können, oder ist ihm die Sache zu lang geworden, oder hat er seinem Sohne eine Gelegenheit geben wollen, seine jungen Kräfte zu üben, das wagen wir nicht zu entscheiden. „Erst wenn der Sohn die erste Potenz völlig überwunden, die Materie also zur Exspiration gebracht hat, ist er und mit ihm auch der Vater und der Geist als Persönlichkeit verwirklicht“. Wie der Sohn die Materie zur Exspiration gebracht, etwa wie Herakles den nemäischen Löwen, wird nicht gesagt. Von der Aufgabe des heil. Geistes erfahren wir aus dem vorliegenden Werke nichts, es wird nur gemeldet: „die dritte Potenz, das Seynsollende, ist der Geist“. Indeß ist dieser, so wie der Vater erst, nach der Heldenthat des Sohnes „als Persönlichkeit verwirklicht“.

Nach diesem Rückblick auf die Principien des Schellingischen Systems, wovon wir in dem ersten Artikel nur die allgemeinen Umrisse gegeben hatten, gelangen wir zum Mysterium der Erlösung, worüber das System uns ganz neue Aufschlüsse gibt. Zuerst werden wir über die Ereignisse belehrt, welche der Erlösung vorangingen, und deren Nothwendigkeit und Verwirklichung bedingten.

... Groß ist in seinem Systeme die Macht des Urmenschen. Das blinde Seyn und die drei Potenzen waren, wie wir schon wissen, vom Sohne glücklich überwunden und zur Ruhe gebracht. „Aber der Proceß der Ueberwindung fand sein Ziel in dem ursprünglichen Menschen". „Allein der Mensch versetzte die Potenzen wieder in Spannung: die Spannung ist nicht durch Gott, sondern durch den Menschen gesetzt". Das war sicherlich keine kleine Arbeit, denn da nach dem Systeme die drei Potenzen die drei Ursachen weltlicher Dinge sind, die, vom Sohne überwunden, spannungslos da lagen, so ist die vom Urmenschen erregte neue Spannung nichts mehr und nichts weniger als die Umkehrung der ganzen Welt. Dieß ist nicht bloß eine von uns gewagte Meinung, sondern die wirkliche Idee Schellings. „Durch die Selbständigkeit des Menschen, mit der er sich der Potenzen wieder bemächtigt, und sie wieder in Spannung versetzt, verkehrt sich die nach Gottes Willen einige und im Menschen in ihrer Einheit zu ruhen bestimmte Welt in diese außergöttliche, zerbrochene, zertrennte, zufällige Welt. Es ist dieß die Universio, d. h. das unum versum, die Umkehrung der göttlichen Einheit in die weltliche Zerstreuung". Dadurch ward also aus dem Uni-versum das Unum-versum, oder die verkehrte Welt.

Schelling scheint selbst zu befürchten, daß diese seine Ansicht durch ihre Kühnheit Anstoß erregen könne, deshalb fügt er hinzu: „daß diese also durch den Menschen geschehen sey durch den Genuß der verbotenen Frucht, d. h. durch das Sichbemächtigen und Wiedererregen der Potenzen, dieß scheint kühn, und diejenigen daher, die, weil sie diesen Widerspruch nicht zu lösen wußten, lieber Gott läugneten, sind mehr zu bedauern, daß sie das Tiefere nicht sahen, als anzuklagen". Sicherlich sind diejenigen zu beklagen, die Gott läugneten; aber ohne uns so weit zu vermessen, wagen wir es dennoch, die hier aufgestellte Theorie zu läugnen, ungeachtet des Tiefblicks, dessen der Verfasser sich rühmt. Nach christ-

lichen Grundsätzen lastet allerdings, wegen der ersten Uebertretung, auf der Erde ein Fluch, der jedoch durch die Erlösung ist gemildert worden. Diese Strafe aber betrachten wir Christen als ein Werk des Gottes, der die von Ihm erschaffene Natur mit unbeschränkter Macht beherrscht. Von der ganzen Maschinerie mit den drei Potenzen, deren der Urmensch sich bemächtigte, und wodurch die ganze Schelling'sche Welt umgekehrt und auf den Kopf gestellt worden, weiß die christliche Lehre nichts.

Daß der Urmensch die ganze Welt verdreht hat, ist jedoch nur eine Kleinigkeit mit dem verglichen, was der Tiefblick Schellings noch entdeckt hat, und was bisher der ganzen christlichen Welt unbekannt war. Die drei göttlichen Personen seines Systems, die sich der Potenzen glücklich entledigt und sich durch ihre Thaten verwirklicht hatten, müssen nunmehr durch die Anmaaßung des Urmenschen eine neue Schmach erleiden, sie werden ihrer errungenen Herrlichkeit wo nicht ganz, doch zum Theil beraubt. „Die Potenzen sind allerdings durch die That des Menschen entherrlicht, den drei Persönlichkeiten ist ihre Herrlichkeit vom Menschen geraubt worden, aber diese Entherrlichung kann nur zu einer höhern Herrlichkeit führen", wozu seinen drei göttlichen Personen im Voraus allerdings aufrichtig Glück zu wünschen wäre. Die Art und Weise, wie diese drei wandelbaren Personen sich ihrer alten Würde wieder bemeistert haben, enthält die Theorie der Erlösungsgeschichte, die ihrer Neuheit wegen höchst merkwürdig ist.

„Der Mensch wollte durch das Sichbemächtigen und in Spannung setzen der Potenzen Gott gleich werden, und darum sagt Gott in der bekannten Stelle der Genesis nach dem Falle: Siehe, der Mensch ist geworden wie einer von uns. Aber das bedeutet nicht wie unsereiner, als ob der Mensch der ganzen Gottheit gleichgeworden wäre, sondern wörtlich: „wie Einer von uns, von den drei Potenzen". Der

Mensch war demnach eine vierte Potenz — la quatrième puissance — geworden.

„Wenn sich der Sohn, Christus, im neuen Testament öfter als des Menschensohn bezeichnet, so ist dieß kein Titel der Hoheit, Herrlichkeit, sondern aus der Schwermuth, mit der sich Christus, dem Zusammenhange dieser Stellen nach, immer so bezeichnet, geht das Gegentheil, die Erniedrigung hervor". Das schwermüthige, melancholische Gefühl, das ihn als göttliche Person anwandelt, ist sehr begreiflich; sich seiner göttlichen Herrlichkeit durch die Anmaaßung des Urmenschen beraubt zu sehn, war gewiß für ihn ein höchst tragisches Ereigniß. Nach der alten christlichen Lehre nahm der Sohn Gottes die menschliche Natur an und wurde, weil Er es wollte, der Sohn der Menschen, ohne daß seine göttliche, unwandelbare Natur im mindesten dadurch verändert wurde. Nach Schellings System aber war diese Erniedrigung nicht seine freiwillige That, sondern eine unfreiwillige Schmach, die ihm vom Urmenschen angethan worden; denn so heißt es: „Des Menschen Sohn ist der Sohn Gottes nämlich durch den vom Menschen bewirkten Umsturz der göttlich gewollten Einheit, durch die Universio, geworden". Sich von einem Sohne Gottes zu einem Menschensohne, von einer göttlichen in eine menschliche Person gegen seinen Willen durch den Menschen umgestaltet zu sehen, war gewiß eine der bittersten Kränkungen, die man einem Gotte zufügen konnte. Es war daher natürlich, daß er, seiner vormaligen Herrlichkeit eingedenk, sich nie ohne einen bittern Seufzer Menschensohn nannte. Und er hatte dessen wohl Ursache, denn: „ohne diesen Umsturz, Universio, blieb er bei Gott, nach demselben aber und durch denselben wurde er von Gott getrennt, und machte nun sich selbst zu dem, was er ursprünglich in und durch Gott war".

Das war das Gräuliche der Urthat des Menschen, daß sie nicht nur die ganze Welt verkehrte, sondern sogar einen Riß in Gott selbst machte, und den Sohn vom Vater trennte,

der nunmehr allein im Himmel zurückblieb. Aber der verlorne Sohn ermannte sich, wie wir hören, und macht sich selbst zu dem, was er ursprünglich in und durch Gott war". Zuerst war er zwar Gott in und durch den Vater, aber als solcher nur ein latenter, verborgener Gott. Jetzt wird er es durch seine eigene That, und stellt sich als eigener, freier Gott dem Vater gegenüber, der an diesem seinen großgewachsenen Sohne gewiß seine Vaterfreude hatte. „Dieses freie Gottgegenüberstehn erlangte der Sohn erst nach der Wiedererregung der Potenzen von Seiten des Menschen, wodurch er der ursprünglichen Herrlichkeit, die er bei Gott hatte, beraubt worden war".

So lernen wir den Sinn der vorhin angeführten Worte: „Diese Entherrlichung kann nur zu einer größern Herrlichkeit führen". Zuerst war im Himmel nur ein Gott, nach der Wiederherstellung der Herrlichkeit aber stehen im Himmel zwei göttliche, von einander getrennte Personen sich frei gegenüber. „Daher", sagt Schelling, „wird seine Menschwerdung im neuen Testament als eine freiwillige Erniedrigung, ein freiwilliger Gehorsam bezeichnet, den er leisten konnte oder unterlassen". Welche Worte also erklärt werden: „Durch das sich Losreißen und Unabhängigmachen des Menschen in jener Katastrophe wurde auch der Sohn vom Vater unabhängig, und dadurch in den Stand gesetzt, entweder nun die Gottheit an sich zu reißen, sich zum Herrn der Welt zu machen, oder freiwillig dem Vater Gehorsam zu leisten, welches Letztere er denn auch wirklich that". Diese Theorie bietet ein neues, interessantes Problem zur Lösung dar. Gesetzt nämlich, der Sohn hätte wirklich die Gottheit an sich gerissen, und sich zum Herrn der Welt gemacht, wie er es nach Schelling thun konnte. Was denn, fragen wir, würde dann wohl der Vater gethan haben, wenn der Sohn mit dem blinden Seyn davongegangen wäre, so daß er nun beides, den Sohn und die Welt, zugleich verloren hätte? Wir müssen die Beantwortung dieser Frage dem Philosophen selbst

überlassen; nur so viel ist gewiß, daß der Vater dadurch in eine sehr unangenehme Lage wäre versetzt worden.

Der freiwillige Gehorsam Christi ist Schelling das tiefste Geheimniß: „Dieser freiwillige Gehorsam ist das tiefste Geheimniß der Offenbarung". Zum Beweis dessen wird die Stelle aus den Briefen Pauli angeführt: „Ein jeglicher sey gesinnt, wie Jesus Christus auch war, welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub Gott gleich zu seyn, sondern entäußerte sich selbst, nahm Knechtesgestalt an, und war gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz". Diese Worte haben alle Schriftausleger, bis auf Schelling, nie verstanden. „Diese Stelle", heißt es, „wird falsch ausgelegt, wenn darin die Wesensgleichheit mit dem Vater gefunden wird". Es ist gerade umgekehrt. „Vielmehr besagt das: in Gestalt Gottes, daß Christus nicht mit Gott gleichen Wesens war, sondern nur in Gestalt eines Gottes, der sich zum Gott, zum Herrn der Welt machen konnte, mit Gott auf gleichem Fuß leben konnte, wenn er wollte, es aber vorzog, gehorsam zu seyn". Schade ist es, daß der Philosoph uns nicht gesagt hat, wie man in Gestalt Gottes seyn kann, ohne Gott zu seyn, und worin die Entäußerung seines nicht Gott seyenden Christus bestand.

Schelling insistirt stark auf dieser Stelle des Apostels, er glaubt darin eine besondere Stütze für sein ganzes System zu finden. Wollte man sie auf die gewöhnliche Weise auslegen: „so wäre doch der Sinn der Stelle ein verkehrter, denn es wäre darin Christo zum Lobe angerechnet, daß er, nachdem er einmal beschlossen, Mensch zu werden und Knechtesgestalt anzunehmen, sich seiner Gottheit entschlagen habe, was gerade so wäre, als ob man es Einem, der in's Kloster gegangen, zum Lobe anrechnete, daß er sich der Heirath enthalte". Dagegen ist zu bemerken, daß Schelling selbst einen verkehrten Sinn in die Worte christlicher Theologen hineinlegt, wenn er sie so versteht, als wenn Christus sich sei-

ner Gottheit entschlagen habe, denn man kann z. B. wohl seine Stelle als Professor niederlegen, aber seiner Gottheit sich zu entschlagen, kann Gott selbst nicht.

Schelling setzt also sein System dem christlichen entgegen, und findet also die Worte Pauli klar. „Vielmehr ist es klar", sagt er, „daß in der erwähnten Stelle ein solcher Zustand Christi vor seiner Menschwerdung bezeichnet wird, in welchem er eine mittlere Stellung zwischen Gott und Mensch einnahm, nicht mehr Gott gleich war, wie vor der Weltschöpfung, noch auch schon Mensch". Und weil vielleicht eine solche mittlere Stellung zwischen Gott und Mensch nicht allen seinen Zuhörern klar seyn mochte, erklärt er sie also: „Da mit der Erschaffung der Welt sogleich auch der Umsturz durch den Menschen eintrat, ward er — Christus — die ihrer Persönlichkeit entkleidete, vom Vater unabhängig gewordene Potenz, die, weil sie durch den Menschen dieses geworden, des Menschen Sohn heißt". Nun wissen wir also, warum Christus sich des Menschen Sohn nennt, weil nämlich der Urmensch ihn auf die frühere Potenz herabgebracht hatte. „Hätte Christus dem Versucher gefolgt, der, da er seine freie, unabhängige Stellung" — als entherrlichte Potenz — „wohl kannte, ihm alle Reiche der Welt anbot, so war das Band zwischen Gott und Mensch für immer zerrissen, und die Welt konnte in alle Ewigkeit nicht zu Gott zurückgebracht werden". Die Welt wäre dann vermuthlich in ihren ersten Zustand, in das alte, blinde Seyn zurückgefallen, wie der Sohn auf die Potenz schon versetzt war.

Vom weitern Verfolg dieser neuen, interessanten Erlösungstheorie soll in einem folgenden Artikel gesprochen werden.

LXVIII.

Literatur.

Die katholischen Zustände in Baden. Mit urkundlichen Beilagen. Zweite Abtheilung. Regensburg 1843.

Gegen die im Jahre 1841 bei Manz in Regensburg gedruckte Schrift: „die katholischen Zustände in Baden", haben sich seither mehrere Stimmen, theils in Zeitungen, theils in eigenen Abhandlungen erhoben. Von diesen hat eine ein Mitglied des badischen Clerus, Schreiber mit Namen, eine andere den badischen Staatsrath Nebenius; eine dritte (in den kritischen Jahrbüchern für Rechtswissenschaft) den Professor der Rechte an der Universität Halle, Dr. Laspeyre, zu ihrem Verfasser. Da in denselben gewichtige Gründe nicht geltend gemacht worden sind, sondern man sich nothgedrungen damit begnügte, mit allgemeinen Sätzen zu bekämpfen, statt auf die einzelnen Thatsachen einzugehen, so war es zwar keine schwierige, aber doch eine nothwendige Aufgabe, welcher sich der Verfasser der „katholischen Zustände" unterziehen mußte, daß er den Angriffen eine Erwiderung entgegenstellte. Dieß hat er gethan, indem er nunmehr auf seine Schrift eine zweite Abtheilung derselben hat folgen lassen. Zu gleicher Zeit dient diese aber auch zur Ergänzung der früheren, indem sie in einem Abschnitte noch eine Reihefolge hieher gehörender historischer Facta darstellt, und zwar namentlich: Die Aufhebung der Klöster in der Pfalz (1800 bis 1810) und im Breisgau (1806 und 1807), die Bewegungen in dem Oberlande (1807 bis 1814), das Verfahren der geistlichen Regierung in Constanz (1806 bis 1815), den Streit gegen Herrn von Wessenberg (1815 bis 1822), die Kirchenpragmatik in ihren Folgen und endlich die Begebenheiten der letzten Jahre (1835 bis 1842). Wir verweisen unsere Leser wegen dieser, wenn auch an sich wenig erfreulichen, so doch historisch merkwürdigen Beiträge zur Geschichte der Kirche in Baden, auf die tüchtige und mit großer Ruhe gehaltene Schrift selbst, und wollen nur einiges Wenige von jenen letzten Begebenheiten hervorheben. Unter diesen lie-

fert die Geschichte des Gesangvereins, der recht eigentlich dazu dient, die Kirchen zu profaniren, einen recht betrübenden Beweis von der Beschaffenheit der kirchlichen Zustände Badens, namentlich aber davon, in welcher Weise die Regierung, trotz aller Gegenvorstellungen des Freiburger Ordinariats und des Beschlusses desselben: in den Kirchen die Gesangfeste nicht zu dulden, das Schutz- und Aufsichtsrecht des Staates handhabt. Eben so wenig, als sie hierin der Kirche zu Hülfe kam, nahm sie sich auch des verstorbenen Erzbischofes gegen den kirchlich und politisch revolutionären Schaffhauser Verein an, welcher sich: „Reinigung der Religion vom Außerwesentlichen, Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche von der Uebermacht des Papstes u. dgl." zum Zwecke gesetzt hatte. In dem Anhange der vorliegenden Schrift, der überhaupt mehrere interessante Actenstücke enthält, wird sub Nro. 8 ein Erlaß des Ministeriums des Innern vom 23. October 1840 mitgetheilt, worin dasselbe auf eine abermalige dringende Zuschrift des Ordinariats erklärt: die Tendenz des Vereins sey der kirchlichen Ordnung nicht gefährlich, und es habe daher bei dem früheren Beschlusse, wornach dem Erzbischofe das Urlaubsrecht in Bezug auf den Verein abgesprochen wurde, sein Bewenden.

In einer andern Angelegenheit fand der Erzbischof eben so geringe Unterstützung. Er hatte nämlich die bekannte Gottesdienstordnung des Bischofs von Rottenburg den Ruralcapiteln zur Begutachtung mitgetheilt; mehrere davon fanden nun für gut, ihre Gutachten ohne Weiteres drucken zu lassen, und der Erzbischof vermochte, da nach den Ansichten der Regierung dieß auch der kirchlichen Ordnung nicht widersprach, es nicht zu hindern. In Betreff der gemischten Ehen verfuhr dieselbe mit Zwangsmaaßregeln gegen diejenigen Geistlichen, die sich der Einsegnung solcher Verbindungen weigerten, und Nebenius erklärte dem Domcapitel unumwunden, daß jede fernere Bitte des Ordinariats, um das Gesetz und die Praxis mit den Kirchenvorschriften in Einklang zu bringen, abgeschlagen werden würde. Wie es mit dem Unterrichte, wie mit den Anticölibatsumtrieben, wie mit der Seelsorge beschaffen sey, davon theilt die vorliegende Schrift ebenfalls noch mehrere merkwürdige Thatsachen zum Beweise mit, und schließt dann ihren ersten Abschnitt damit, daß sie die dringenden Bedürfnisse der Katholiken in Baden hervorhebt. Zu diesen gehört bei dem jährlich zunehmenden Priestermangel vorzüglich die Errichtung von Knabenseminarien nach der Vorschrift des Conc. Trid. Sess. 23. c. 18. d. R. Eben so hat die Kirche in Baden weder einen Orden für die Krankenpflege, noch ei-

nen für die Seelsorge, und so spricht sich auch hierüber der Verfasser sehr nachdrücklich aus. Am wünschenswerthen erscheint aber eine neue Bestimmung der katholischen Kirchensection, über welche der Verfasser sich (S. 81) äußert, wie folgt: „diese Behörde ward eingerichtet nach der Säcularisation (1803), und ihre Befugnisse wurden durch die Regierung und die Praxis stufenweis erweitert, je mehr die alten Bisthümer des Landes eingingen, und die hohle Lehre von der Allmacht des Staates die Köpfe erfüllte. Als aber das Erzbisthum errichtet war, hätten die Grundbestimmungen der Section nothwendig mit dem Erzbischof durchgesehen, geprüft und das Geschäftsverhältniß gegenseitig festgestellt werden müssen, um das Kirchenregiment zu ordnen. Es geschah nicht, und das ist die Quelle des Unfriedens und der Verwirrung, indem die Section in ihren angemaaßten Befugnissen verharrt, als wenn kein Erzbischof vorhanden wäre. Das Schutz- und Aufsichtsrecht des Staates muß genau auf sein Wesen zurückgeführt werden, damit das Vermögen der Kirche eben so wenig in den Händen des Staates bleibt, als das der Gemeinden, und auf die Lehre und Disciplin kein weltlicher Einfluß mehr statt findet. — Es läßt sich nicht rechtfertigen, daß die Regierung durch allerlei Mittel das Ordinariat verhindert, die katholischen Schullehrer in ihren Religionskenntnissen zu prüfen. Die traurigen und häufigen Erfahrungen, die man schon in dieser Hinsicht gemacht, fordern die Regierung auf, der geistlichen Behörde einen größeren Einfluß auf den Religionsunterricht in den Schulseminarien und Volksschulen zu gestatten. Darin liegt das Wohl oder Wehe unserer politischen Zukunft; die Regierung braucht nur das in's Auge zu fassen, und sie wird der Wirksamkeit der Kirche zur Befestigung der Menschen kein Hinderniß mehr in den Weg legen“.

Der zweite Abschnitt der vorliegenden Schrift befaßt sich nun mit der Widerlegung der Gegner; gegen die Zeitungsartikel und gegen den Geistlichen, Schreiber, bedurfte es nur weniger Worte; dagegen läßt sich der Verfasser mit Nebenius und Laspeyre ausführlicher ein. Die Abhandlungen Beider werden Punkt für Punkt durchgegangen, und ihre Angriffe mit Gründlichkeit und Ruhe, so wie mit steter Beziehung auf die Thatsachen zurückgewiesen. Warum der Staatsrath Nebenius seine Gegenschrift hatte ergehen lassen, ist leicht begreiflich, nicht aber warum Professor Laspreye sich in die Schranken gestellt hat; mit Recht bemerkt der Verfasser: „wie wir uns bescheiden, die katholischen Zustände anderer Staaten nicht zu behandeln, geschweige vorlaut und absprechend zu beurtheilen, so durften wir dieselbe Rücksicht für unsere

Verhältnisse erwarten. Lasprere hat sie bei Seite gesetzt, und doch für unser Land sich ein Verdienst erworben, das ihn empfehlen könnte. Er ist unser Gegner, weil er uns eine schlechte Gesinnung und Absicht vorwirft, und allein den Wendungen vertraut, die Nebenius den Thatsachen zu geben sucht, aber er bestätigt größtentheils unsre Beschwerden, führt sie sogar weiter, als wir selbst, stimmt oft mit Nebenius nicht überein, den er aber sonst auf alle Weise lobt, woran wir keinen Anstand nehmen". Ueberhaupt ist dieß der Charakter des ganzen Buches, daß dasselbe mit der größten Ruhe, dabei aber mit Sicherheit und Entschiedenheit seine Sache verficht. Die ganze Erwiderung zeigt den besonnenen und aufmerksamen Beobachter des Lebens, der aber nicht bloß für die Gegenwart schreibt, sondern auch den nachfolgenden Geschlechtern seine Erfahrungen zukommen lassen will. Dieß thut er unbekümmert um die Verhöhnung der Leichtsinnigen, unbeirrt um die Feindseligkeit derer, die sich für beleidigt halten. Er betrachtet sein Wort als eines „der scheidenden Generation an die kommende, daß sie arbeiten und beten soll"; es ist nicht ein altkluger Rath, um die Ungebundenheit ins Gängelband zu bringen, sondern das Resultat einer schweren Zeit, das eine viel größere Geltung hat, als die täuschende Hoffnung auf eine Zukunft, die eine [illegible] Saat geben soll. „Die Gegenstände, welche der Verfasser besprochen, greifen tief ins Leben ein, sind ernsten Nachdenkens, sorgsamer Prüfung und bereitwilliger Mitwirkung werth, um Eintracht für Kirche und Staat zu gewinnen". So wünschen und hoffen auch wir, daß die Schrift, deren Lesung wir nicht anders, als sehr empfehlen können, die beabsichtigten guten Früchte tragen möge.

---

nen für die Seelsorge, und so spricht sich auch hierüber der Verfasser sehr nachdrücklich aus. Am wünschenswerthen erscheint aber eine neue Bestimmung der katholischen Kirchensection, über welche der Verfasser sich (S. 81) äußert, wie folgt: „diese Behörde ward eingerichtet nach der Säcularisation (1803), und ihre Befugnisse wurden durch die Regierung und die Praxis stufenweis erweitert, je mehr die alten Bisthümer des Landes eingingen, und die hohle Lehre von der Allmacht des Staates die Köpfe erfüllte. Als aber das Erzbisthum errichtet war, hätten die Grundbestimmungen der Section nothwendig mit dem Erzbischof durchgesehen, geprüft und das Geschäftsverhältniß gegenseitig festgestellt werden müssen, um das Kirchenregiment zu ordnen. Es geschah nicht, und das ist die Quelle des Unfriedens und der Verwirrung, indem die Section in ihren angemaaßten Befugnissen verharrt, als wenn kein Erzbischof vorhanden wäre. Das Schutz- und Aufsichtsrecht des Staates muß genau auf sein Wesen zurückgeführt werden, damit das Vermögen der Kirche eben so wenig in den Händen des Staates bleibt, als das der Gemeinden, und auf die Lehre und Disciplin kein weltlicher Einfluß mehr statt findet. — Es läßt sich nicht rechtfertigen, daß die Regierung durch allerlei Mittel das Ordinariat verhindert, die katholischen Schullehrer in ihren Religionskenntnissen zu prüfen. Die traurigen und häufigen Erfahrungen, die man schon in dieser Hinsicht gemacht, fordern die Regierung auf, der geistlichen Behörde einen größeren Einfluß auf den Religionsunterricht in den Schulseminarien und Volksschulen zu gestatten. Darin liegt das Wohl oder Wehe unserer politischen Zukunft; die Regierung braucht nur das in's Auge zu fassen, und sie wird der Wirksamkeit der Kirche zur Beseligung der Menschen kein Hinderniß mehr in den Weg legen".

Der zweite Abschnitt der vorliegenden Schrift befaßt sich nun mit der Widerlegung der Gegner; gegen die Zeitungsartikel und gegen den Geistlichen, Schreiber, bedurfte es nur weniger Worte; dagegen läßt sich der Verfasser mit Nebenius und Laspeyre ausführlicher ein. Die Abhandlungen Beider werden Punkt für Punkt durchgegangen, und ihre Angriffe mit Gründlichkeit und Ruhe, so wie mit steter Beziehung auf die Thatsachen zurückgewiesen. Warum der Staatsrath Nebenius seine Gegenschrift hatte ergehen lassen, ist leicht begreiflich, nicht aber warum Professor Laspreye sich in die Schranken gestellt hat; mit Recht bemerkt der Verfasser: „wie wir uns bescheiden, die katholischen Zustände anderer Staaten nicht zu behandeln, geschweige vorlaut und absprechend zu beurtheilen, so durften wir dieselbe Rücksicht für unsere

Verhältnisse erwarten. Lasprey hat sie bei Seite gesetzt, und doch für unser Land sich ein Verdienst erworben, das ihn empfehlen könnte. Er ist unser Gegner, weil er uns eine schlechte Gesinnung und Absicht vorwirft, und allein den Wendungen vertraut, die Nebenius den Thatsachen zu geben sucht, aber er bestätigt größtentheils unsre Beschwerden, führt sie sogar weiter, als wir selbst, stimmt oft mit Nebenius nicht überein, den er aber sonst auf alle Weise lobt, woran wir keinen Anstand nehmen". Ueberhaupt ist dieß der Charakter des ganzen Buches, daß dasselbe mit der größten Ruhe, dabei aber mit Sicherheit und Entschiedenheit seine Sache verficht. Die ganze Erwiderung zeigt den besonnenen und aufmerksamen Beobachter des Lebens, der aber nicht bloß für die Gegenwart schreibt, sondern auch den nachfolgenden Geschlechtern seine Erfahrungen zukommen lassen will. Dieß thut er unbekümmert um die Verhöhnung der Leichtsinnigen, unbeirrt um die Feindseligkeit derer, die sich für beleidigt halten. Er betrachtet sein Wort als eines „der scheidenden Generation an die kommende, daß sie arbeiten und beten soll"; es ist nicht ein altkluger Rath, um die Ungebundenheit ins Gängelband zu bringen, sondern das Resultat einer schweren Zeit, das eine viel größere Geltung hat, als die täuschende Hoffnung auf eine Zukunft, die eine Ernte ohne Saat geben soll. „Die Gegenstände, welche der Verfasser besprochen, greifen tief ins Leben ein, sind ernsten Nachdenkens, sorgsamer Prüfung und bereitwilliger Mitwirkung werth, um Eintracht für Kirche und Staat zu gewinnen". So wünschen und hoffen auch wir, daß die Schrift, deren Lesung wir nicht anders, als sehr empfehlen können, die beabsichtigten guten Früchte tragen möge.

LXIX.

Die Irische Repealfrage.

O'Connell begrüßte das beginnende Jahr 1843 als das Repeal-Jahr, für welches er den Widerruf der von Pitt im Jahre 1801 bewirkten Union des irischen mit dem englischen Parlament im Voraus verkündigte. Die Prophezeiung erschien lächerlich, da, so sehr wünschenswerth auch vielen Irländern die Auflösung jener Verbindung vorkommen mochte, und so lebhaft man auch sich dafür interessirt hatte, doch gerade in den letzten Jahren der Eifer dafür etwas erkaltet war, und namentlich der katholische Clerus weit eher eine Antipathie, als eine Sympathie für die Repealfrage an den Tag legte. Im gegenwärtigen Augenblicke, nach kaum verflossenen fünf Monaten, ist das ganze britische Königreich in der größten Aufregung wegen dieses wichtigen Gegenstandes, die Minister aber in der äußersten Verlegenheit, die sie dann auch dahin gebracht hat, dem Hause die irische Waffenbill vorzulegen, eine Maaßregel, über deren Gerechtigkeit und Klugheit ein bescheidenes Bedenken wohl erlaubt seyn möchte.

Zur gründlichen Erörterung der Repealfrage gehörte ein tieferes Eingehen in die Geschichte Irlands, eine Schilderung der Ursachen des Nationalhasses zwischen den Engländern und den Iren; denn nicht erst seit den Zeiten der sogenannten Reformation stammt diese Feindschaft. Als der Fuß des Engländers zum ersten Male die grüne Insel betrat, geschah es, um das einheimische Volk zu unterdrücken, und jedes Jahrhundert, vom zwölften an gerechnet, weiß von den Gräueln

zu berichten, welche die Anglo=Normannische Raçe in Irland angerichtet. Ein Beispiel englischer Gesinnung aus jener ältern Zeit bietet aber die Schlacht bei Knocktow in der Grafschaft Galway, in welcher, an der Spitze von Engländern und Iren, Lord Gormanston über die Feinde Heinrichs VII. einen vollständigen Sieg erfocht. „Wir haben unsere Feinde geschlachtet", sagte der Feldherr zum irischen Grafen von Kildare sich wendend, „aber, um das gute Werk zu vollenden, müssen wir noch mehr thun, den Iren unserer Parthei die Hälse abschneiden". Wie glühend mußte aber erst der Haß zwischen beiden Völkern werden, als die Trennung im Glauben hinzukam, als England in den letzten drei Jahrhunderten Ungerechtigkeit auf Ungerechtigkeit, Frevel auf Frevel häufte, als das arme irische Volk von dem anglicanischen Clerus bis aufs Blut ausgesogen wurde. Dennoch schien in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine bessere Zeit kommen zu wollen, indem das einheimische irische Parlament, wenn auch von Protestanten gebildet, einigermaßen die Sclaverei, in welcher Irland schmachtete, zu erleichtern begann, freilich nicht aus Milde und Barmherzigkeit, sondern aus Furcht. Schon im Jahre 1778 wurde die erste Relief=Bill erlassen, ihr folgte im Jahre 1782 eine zweite, welche namentlich die Erziehung der Kinder frei gab; ihr schloß sich 1792 eine dritte an, die vierte (1793) gab den Iren das Wahlrecht. Fast sollte man glauben, England habe gefürchtet, das irische Parlament würde in der Bewilligung von Freiheiten zu weit gehen; es wurde daher kein Mittel gescheut, um die Vereinigung desselben mit dem englischen zu bewirken; als dieß aber geschah, fehlte es nicht an Verheißungen und Versprechungen, und namentlich sollte Irland in jeder Beziehung nun auch auf gleichen Fuß mit England gestellt werden. Von allem Dem ist Nichts geschehen, darum seit den Zeiten der Union das Verlangen nach der Trennung, zu welcher es fast schon im Jahre 1820 gekommen wäre. Die Schilderung der einzelnen hieher gehörigen historischen Verhältnisse wäre

nun freilich sehr interessant, ja, wie oben bemerkt, zum genauen Verständnisse der Gegenwart beinahe nothwendig, allein eben der jetzige Moment nimmt selbst so sehr die Aufmerksamkeit in Anspruch, daß wir uns mit der Geschichte der jüngsten Zeit, ja der letzten Wochen, vor der Hand begnügen müssen, und nur Einiges, was zur Beurtheilung der Union dienen könnte, hinzufügen wollen. Wir bedienen uns dabei vorzüglich der Mittheilungen, welche das vortreffliche katholische, schon öfters von uns erwähnte Blatt, the Tablet, über diesen Gegenstand bietet.

Der mit seinem Geist und durch sein Wort Irland beherrschende Mann, Daniel O'Connell, der es längst für seine Gewissenspflicht erachtete, alle gesetzlich und verfassungsmäßig erlaubte Mittel zur Auflösung der Union anzuwenden, und sich und seinen Landsleuten gelobte, sie unter Gottes Segen bis zu seinem letzten Athemzuge zu gebrauchen, hatte schon vor mehreren Jahren die große Repeal-Association gegründet. Diese hielt in der Corn-Exchange ihre Sitzungen, in welchen der Gegenstand in den vielen, durch die Zeitungen in ganz Europa bekannt gewordenen Reden behandelt wurde. Wie heute zu Tage jedes Unternehmen in der Welt des Geldes nicht entbehren kann, so stellte sich auch von Anfang an das Bedürfniß heraus, Beiträge zu den Repeal-Zwecken zu sammeln. Gerade diese Beiträge sind es, welche uns einen Maaßstab für den Eifer geben, mit welchem die Sache verfolgt wurde und wird. Früherhin waren die Beiträge nicht sehr bedeutend, sie stiegen von etwa 24 bis 70 Pfund Sterling die Woche, im letzten Jahre kamen im Ganzen als sogenannte Repeal-Rente nicht mehr als 5000 Pfund ein. Dagegen betrug dieselbe in der ersten Woche des verflossenen Mai-Monats über 683 Pfund, in der zweiten über 574, in der dritten beinahe 700, in der vierten über 2200 Pfund Sterling. Dieß Steigen der Rente kann aber in der That als Barometer der Gesinnung dienen, und man darf nicht glauben, daß man zu viel behauptet, daß es

binnen Kurzem zwischen der Repeal und dem Bürgerkrieg kaum noch einen Mittelweg geben wird, es sey denn, daß ganz außerordentliche, unerwartete Dinge dazwischen treten. Jetzt ist die Repeal nicht mehr ein bloßes Wort, welches wöchentlich in den Meetings der Association zu Dublin vernommen würde, sondern es wird und führt zur That. Beharren die Irländer bei ihrer Mäßigung und Kaltblütigkeit, so müssen sie die Trennung der Union erreichen, verlieren sie jene Eigenschaften, gehen sie unbesonnen zu Werke, so ist der Bürgerkrieg unvermeidlich. Letzterer ist eine Sache, die jeder Christ gerne abgelenkt sehen möchte, erstere eine, mit welcher der Engländer, selbst der katholische nicht vollkommen einverstanden sich erklären kann, der aber der Irländer, reich oder arm, Geistlich oder Laye, mit Freuden entgegen sieht; aber auch selbst der protestantische Engländer wird sich doch wohl auf den Standpunkt zu stellen haben, daß, wenn zwischen zweien Dingen zu wählen, die unangenehme Repeal doch bei weitem dem verderblichen Bürgerkriege vorzuziehen ist. Ueber die Zweckmäßigkeit des Mittels der Repeal, zu welchem die Irländer ihre Zuflucht nehmen, mag man denken, was man will, nur so viel muß man zugestehen, daß dasselbe auf den wesentlichsten Principien der Gerechtigkeit beruht; es ist eine Aufregung gegen das schlechteste, drückendste und bornirteste System von Ungerechtigkeit, mit welcher jemals ein Land heimgesucht worden ist. Hat es auch den Anschein, als ob diese Aufregung jetzt auf einmal und plötzlich entstanden sey, so ist dieß doch keineswegs der Fall, sondern vielmehr sie ist die Frucht einer harten, beschwerlichen, Jahre langen Arbeit; eine Aufregung, wohl vorbereitet und geleitet, welche jetzt zur Reife gelangt. Die Neigung zur Auflösung der Union hat so tiefe Wurzeln in den Herzen der Iren geschlagen, daß sie es sogar über sich brachten, zu einer Zeit, wo der günstigste Erfolg zu warten schien, auf O'Connell's Vorstellung sie gleichsam zu begraben; jetzt aber, von Neuem hervorgerufen aus dem Grabesschlummer durch desselben Mannes mäch-

tige Stimme, ist sie erstanden, und zu ihrer jetzigen Höhe, des besten Erfolges gewiß, emporgewachsen. Das Auffallendste ist dabei aber die ganze Haltung der Iren; selbst ihre erbittertsten Gegner müssen es anerkennen, daß dieselbe vortrefflich sey; nichts Ungesetzliches geschieht, sondern alle die Zusammenkünfte, welche gehalten werden, finden in der größten Ordnung statt. Das ist nichts Geringes, wenn man bedenkt daß neulich zu Cork nicht weniger als 500,000 Menschen versammelt waren, Menschen, von denen Jeder für die Sache, die es gilt, begeistert, von denen Jeder mit Abscheu gegen die schimpfliche Knechtschaft erfüllt ist, die Irland so lange getragen, wenn man bedenkt, daß diese in großen Zügen, mit Musikchören und Fahnen herankommen, daß sie mit Enthusiasmus die enthusiastischen Redner vernehmen. Wo in aller Welt würde es wohl jemals eine Volksversammlung der Art gegeben haben, und alle diese von Vaterlandsliebe glühenden Männer beherrscht der eine O'Connell! Wenn es ihm, wenn es den Iren gelingt, in dieser Weise sich zu halten, so geben sie Europa, ja der ganzen Welt ein wahrhaft Erstaunen erregendes Beispiel. Es läßt sich wohl kaum verkennen, daß in dieser Rücksicht noch ein anderer Umstand mitgewirkt hat, nämlich ein wahres Fundament für die Besonnenheit, mit der die Sache ihres Vaterlands von den Iren behandelt wird, hat unstreitig der Father Matthew gelegt; er ist in dieser Beziehung wie ein Vorläufer der Repeal-Agitation zu betrachten. Wie er die Iren die Mäßigkeit lehrte, so haben sie auch gelernt, trotz ihrer heißen Wünsche für des Vaterlandes Wohl, diese Angelegenheiten mit Nüchternheit und unbefangenem Sinne zu betreiben. Eben daher hat auch die gegenwärtige Agitation einen so friedfertigen Charakter. Bis auf unbedeutende Ausnahmen hat nirgend ein Exceß statt gefunden, und nirgend hat Jemand daran gedacht, die Gesetze zu verletzen. Um so gefährlicher würde es seyn, wenn die Regierung daran denken wollte, durch ungeeignete Maaßregeln diese Agitation zu unterdrücken. Ge-

rade dieß aber macht die Stellung der Regierung in dieser Sache so schwierig; ihr würde eine Unordnung vielleicht nicht unerwünscht seyn, weil dieß Gelegenheit gäbe, unter einem gerechten Vorwande das Schwert zu ziehen. Aber begreiflicher Weise kann man nicht anders als vom Herzen wünschen, daß es an jeder solchen Gelegenheit fehlen möge, denn es wäre gerade dieses das Signal zu einem Bürgerkriege, und wenn sich auch die Regierung seit längerer Zeit mit Streitkräften versehen hat, so könnte sie sich doch leicht über den endlichen Ausgang täuschen. Wir wissen nicht, in wie weit es gegründet ist, daß O'Connell sich in Tipperary dahin geäußert habe, in einem solchen Falle, würde Lord Beaumont, der gegen die irische Agitation gesprochen, seines Lebens, jede der großen Manufakturstädte aber, worin sich so viele Irländer aufhalten, vor dem Niederbremnen nicht sicher seyn. Allerdings würde O'Connell großen Tadel verdienen, ja es wäre für ihn der größte Schimpf, wenn er — was wir völlig fern von ihm glauben — dabei gedacht, die Iren sollten es gerade so machen; in jedem Falle aber würde eine solche Aeußerung etwas Bedenkliches in sich tragen, doch sie ist, wie bemerkt, nicht völlig constatirt. Allein das ist unstreitig und gewiß, daß Großbritannien, wenn die Repeal nicht durchgeht, ein Bürgerkrieg droht; mit diesem Worte ist aber jeder einigermaaßen lebhaften Phantasie, wie von selbst das Bild all der Gräuel gegeben, die ein solches Ereigniß in seinem Gefolge haben muß, und wir wollen dabei gar nicht in Abrede stellen, daß in einem Kriege der Art, wo alle Leidenschaften entflammt werden, die großen Manufakturstädte Englands allerdings in der Gefahr stehen, in Flammen aufzugehen.

Während nun O'Connell im Lande umherreist, während ihm der ganze Clerus, das ganze Volk entgegenströmt, während ihm, als dem Befreier, alle Herzen entgegenschlagen, während auch in England selbst eine große Sympathie für die Repeal sich kund gibt, bemühen sich die Minister die Waffenbill,

eine neue Maaßregel der Ungerechtigkeit gegen Irland, welches immer nach anderm Maaße gemessen worden ist, durch das Parlament durchzubringen, und bei der vorherrschenden torystischen Gesinnung dieser Versammlung steht auch zu erwarten, daß dieses Gesetz von beiden Häusern angenommen wird; der außerordentliche Fall, daß die Königin ihr höfliches La reine s'avisera aussprechen werde, wie Elisabeth bei einer Parlamentssitzung 48 Mal that, ist nicht zu vermuthen. Irland hat von einem englischen Parlament, es seyen nun die Tory's oder die Whig's am Ruder, nicht viel zu hoffen; diese Ueberzeugung, welcher das gedrückte Volk freilich längst hätte inne werden können, ist es, welche jetzt so kräftig geworden, daß es seine Zuflucht zu dem letzten legalen Mittel, die Trennung der Union auf gesetzlichem Wege, nimmt. Kaum kann man jetzt noch sagen, daß das Ministerium die Sache in den Händen hätte, es ist zur Vermeidung der Repeal zu spät, um einzusehen, daß Irland nach ganz andern Grundsätzen hätte regiert werden müssen. Die Frage, wenn man es nicht zum Bürgerkriege kommen lassen will, ist jetzt nur noch die, unter welchen für England möglichst günstigen Bedingnissen man mit Irland die Repeal zu Stande bringen will, und wir glauben, daß das von den Iren erwählte und von O'Connell eingesetzte, aus dreihundert Mitgliedern bestehende irische Quasi- oder provisorische Parlament, welches den Namen der Conciliation führt, sich jetzt auch noch ganz conciliatorisch wird finden lassen. Mit Gewalt wird nichts mehr ausgerichtet seyn, die Tage vom Boynefluße sind vorüber. Leicht aber könnte der hypothetische Satz des weiland Lord Schatzmeisters Burleigh in Erfüllung gehen, welcher sagt: „England kann nichts anders, als durch ein Parlament zu Grunde gerichtet werden". Ein Parlament nun, welches jetzt seit mehr als vierzig Jahren alle Gerechtigkeit im Verhältnisse zu den Bewohnern der Schwesterinsel Englands mit Füßen tritt, dessen meiste Redner die Philanthropie nur auf der Zunge haben, wenn es die Handelsvortheile gilt, welches bereitwillig

zwanzig Millionen Pfund Sterling für die Emancipation der Sklaven — eine Aussaat der Zwietracht in den amerikanischen Freistaaten — hergab, welches Parlament daneben für Irland so gut wie gar Nichts, gegen Irland aber außerordentlich viel gethan, ein solches Parlament richtet aber recht eigentlich England zu Grunde, oder bringt wenigstens das eigne Vaterland an den Rand des Verderbens.

Daß übrigens die Entscheidung dieser Frage zu Gunsten Irlands auf die Stellung der europäischen Staaten von nicht geringem Einfluß seyn muß, leuchtet von selbst ein. Bis dahin war England, das gewaltige, alle Meere beherrschende England, dessen Botmäßigkeit sich über 200 Millionen Seelen erstreckt, so sehr ein protestantischer Staat, daß es nicht einmal den Papst anerkannte, und sich nicht herbeiließ, auch nur einen Bevollmächtigten in Rom zu beglaubigen. Durch die Gründung eines irischen Parlamentes, das innerhalb des brittischen Reiches eine selbständige Stimme erhält, tritt das katholische Irland, wenn auch unter protestantischer Oberhoheit, doch erst wieder als solches in die Reihe der Nationen ein, und das große Gewicht Englands wird in der Entscheidung der Weltfragen nicht mehr einseitig in die Schaale eines unterdrückenden Protestantismus fallen; die Irländer werden dabei auch ihre Stimme abgeben.

(Schluß folgt.)

LXX.

Stimmen in England über die russische Kirchenverfolgung.

Nachdem in mehreren früheren Artikeln die Vorgänge in Rußland ihre Würdigung gefunden haben, möchte es nicht uninteressant seyn, wahrzunehmen, welche Wirkung dieselben auf den britischen Inseln hervorgebracht haben. Es liegt nämlich eine englische Uebersetzung der Geschichte der russischen Kirche von Murawieff, kaiserlichem Kammerherrn und Unterprocurator des heiligsten regierenden Synods vom Jahre 1838 vor uns, welche der anglicanische Caplan in Cronstadt, Blackowen machte (Oxford 1842). Es ist natürlich, daß Murawieff keine andere Gefühle hat oder zeigt, als diejenigen, welche mit den von oben angestimmten in Einklang stehen. Wer wird dieses auch einem russischen Kammerherren übel nehmen? Daß aber der Engländer der russischen Kirche eine begeisterte Lobrede hält, ihren apostolischen Eifer, die Reinheit ihres Glaubens und dergleichen nicht genug rühmen kann, würde mindestens höchst seltsam erscheinen, wenn nicht bei der gewaltsamen und gräßlichen Einverleibung von 1600000 Unirten, auch eines „frommen Werkes", der väterlichen Maaßregeln des mit Recht großen Souveraines, sowie des erleuchteten Grafen Pratasoff, des Großprocurators der heiligsten Synode *) in der Art Erwähnung geschähe, daß der Schlüssel zu allem diesem ohne großes Nachdenken gefunden werden kann. Es ist diese Uebersetzung offenbar ein Versuch, die Meinung der Frommen in England zu Gunsten jener väterlichen Maaßregeln zu gewinnen, und wo möglich, beide Staatskirchen, die anglicanische und die russische, „gegen ihre gemeinsamen Feinde" in ein Bündniß zu vereinigen. Freilich, würden wir die öffentliche

*) Des directen und gefälligen Werkzeuges der Verfolgung.

Meinung in England nach diesen dummdreisten Bestrebungen, die Lüge in Wahrheit zu verkehren, beurtheilen dürfen, so könnten wir dieselbe nur auf das Tiefste beklagen, ja müßten selbst an dem rechtlichen Sinne und der Beurtheilungskraft Altenglands geradezu verzweifeln. Allein leichter war es, in dem Kampfe des deutschen Protestantismus mit der Kirche die öffentliche Meinung in England irre zu leiten, als derselben die systematische Bedrückung der russischen und polnischen Katholiken als einen Triumph des Glaubens, als eine Maaßregel der Milde, der Schonung und der Aufklärung vorzuspiegeln. Wie in Deutschland, wie in Frankreich sind auch schon in England Stimmen der entschiedensten Mißbilligung des russischen Verfahrens laut geworden, ist dasselbe unverholen als das bezeichnet worden, was es wirklich ist. Das Dublin Review (1843, Nro. XXVII) trägt kein Bedenken, die russische Verfolgung über alle diejenigen zu stellen, welche die alte Geschichte kennt, die zu der Hinterlist des slavisch-mongolischen Charakters, zu dem Wahnsinne, kirchliche Angelegenheiten zu Gegenständen der weltlichen Willkühr zu machen, alle Kraft und Macht sich reiht, die Pläne religiöser Leidenschaftlichkeit und nationaler Abneigung auszuführen. Es macht auf die neueren Schriften aufmerksam, welche, wie ja selbst Murawieff's Buch hinlänglich den Ungrund der in England noch verbreiteten Meinung bewiesen, gleich als wenn die Verfolgung nur das unglückliche Polen nach dessen fruchtloser Wiedererhebung betroffen habe. Das Review deckt deshalb, ohne alle Rücksicht, das Gewebe der früheren Verfolgungen auf, und eröffnet hiemit, wie es scheint, zum ersten Male den englischen Lesern das furchtbare Schauspiel einer so langen, bereits zum Regierungssysteme gewordenen, schaudervollen Verfolgung. Nachdem es dann die einschlägigen Urkunden noch weiter zu enthüllen verspricht, schließt es, indem es die Zustände Irlands mit denen Polens vergleicht, und die Unmöglichkeit, die katholische Religion selbst in dreihundertjähriger Verfolgung auszurotten, zeigt. Auf Irland möge Polen in seinen Leiden sehen; hier möge es lernen, wie auch das Aeußerste ertragen werden kann, und die Verfolgung nichts anders hervorzubringen vermöge, als die Läuterung derjenigen, welche den entsetzlichen Proceß durchzugehen haben. Der Tag der Wiedervergeltung werde kommen und die Verklärung derjenigen offenbar werden, die um der Gerechtigkeit willen leiden. — Immer klarer tritt hervor, daß die Confiscationen und Säcularisationen der Kirchengüter der eigentliche Zweck der Verfolgung war, und um hiezu die Masse des russischen Volkes und den Clerus, der im Jahre 1831 selbst kaum

die Säcularisation der Klöster hatte abwenden können*), zu gewinnen, überließ man die Unirten und Katholiken der Nationalantipathie, der Russificirungswuth, die allen Ständen gemeinsam ist. Während sich aber dieselbe an dem Untergange des katholischen Cultus letzte und noch im Siegestaumel schwelgte, traf sie der bekannte Ukas, der der russischen Kirche den letzten Schein der Freiheit in Betreff ihres Vermögens, ihrer Güter entriß, und ward auch sie, geknebelt und festgebunden, der Beamtenwillkühr übergeben. Wie lange werden noch die Nachrichten von dem fortschreitenden Werke der Gewalt die Ungeduld der Leser auf die Probe stellen? Wann wird der Schrei allgemeinen Unwillens über die mißhandelte Gerechtigkeit endlich einmal Gehör finden? Man sieht, es sammelt sich der Stoff zu einem neuen Gottesgericht; der Acker des Unheils ist wieder gedüngt, und bald mag es einen andern Lactantius bedürfen, dem Buche über das Geschick der Persecutoren einen neuen Abschnitt hinzuzufügen.

---

*) Siehe die höchst interessante Erzählung in Bladowens Noten zu Murawieff S. 426, 427.

